

Jacob Benignus Bossuet,

Bischofs von Meaux,

Einleitung

in die

Geschichte der Welt und der Religion,

fortgesetzet

von

Johann Andreas Cramer,

Kanzlern der Universität Kiel.

Fünfte Fortsetzung

oder

Des Fünften Theils zweyter Band.

Nebst einem Register über beyde Bände.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,

bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf,

1787.



Vorrede
vor
der ersten Ausgabe.

Ich würde allzuweitläuftig werden müssen, wenn ich von den Ursachen reden wollte, welche die Fortsetzung dieser Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion so lange aufgehalten haben. Es ist genug, daß die Verzögerung dem Verfasser nicht zum Vorwurfe gereichen wird, wenn die Arbeit selbst, wie ich hoffe, nicht dabey verloren, sondern gewonnen hat. Dieß weiß ich, daß ich dieselbe unter den ordentlichen Geschäften meines Berufes niemals aus den Augen gelassen, sondern mich mit einer genauern Untersuchung und Betrachtung der Quellen, aus denen die Schicksale der christlichen Religion in den dunklern Zeiten der Kirche, die man

 gemei-

gemeiniglich mit dem neunten Jahrhunderte anfangen und bey der Kirchenverbesserung aufhören läßt, die aber weit früher anfangen, beschäfftigt habe, als von andern auch ausführlichern Geschichtschreibern derselben, wie ich aus der Erfahrung weiß, angestellt worden ist. Die meisten Gelehrten in der protestantischen Kirche zeigen in ihren Schriften eine nur sehr mittelmäßige und dürftige Kenntniß derselben, wenn sie auch noch so ausführlich seyn wollen, einen Mosheim und Semmler ausgenommen, welche das meiste Licht darüber ausgebreitet haben, so weit solches die Absicht, die sie hatten, zuließ. Mir ist die Ursache davon sehr begreiflich geworden, weil ich erfahren habe, was für eine weitläuftige und eben so verdrießliche Belesenheit dazu erfodert wird, charakteristische Vorstellungen sowohl von den Finsternissen des menschlichen Verstandes, in diesen Jahrhunderten, in Absicht auf die Religion, als von dem Lichte, das ihm noch darinnen übrig geblieben ist, zu erhalten. Denn man muß auf dieses sowohl aufmerksam seyn, als auf jene, weil man sonst verleitet wird, sich diese Zeiten

noch schlechter vorzustellen, als sie waren. In diesen Fehler aber fällt man um so viel leichter, je schwerer es ist, das Gute, was ein jedes Zeitalter der Geschichte hat, ausfündig zu machen; als das Böse, zu dessen Beschreibung die Menschen geneigter, und fähiger sind, als zur dankbaren Erzählung des Guten, das oft selbst von denen, die es geniessen, nicht sorgfältig und genau genug beobachtet, und darum auch der Vergessenheit nicht entrissen wird. Um nun das Eine und das Andre in diesen Zeiten so genau kennen zu lernen, als man es noch kennen lernen kann, muß man sich entschließen, ungeheure Bände durchzusehen, und sich nicht abschrecken lassen, wenn man auch große und kleine elende Werke gelesen hat, ohne erleuchteter geworden zu seyn. Man fängt also bald an zu fürchten, sich in eine allzuundankbare Arbeit eingelassen zu haben, oder zu glauben, wenn man auch etwas findet, das Aufmerksamkeit verdient, daß doch die Belohnung, die man erwarten oder vermuthen kann, der Mühe, die man übernehmen muß, und des Ekels, den man dabey auszuhalten hat, nicht werth seyn werde. Diese Furcht ist auch so ungegründet

 nicht,

nicht, wie diejenigen wissen, welche mit den Sammlungen bloß eines Dachery, Martene und Durands, eines Mabillons und Pez nicht unbekannt sind; der lateinischen Kirchenscribenten vom fünften bis zum zwölften Jahrhunderte an, der Scholastiker, und der Conciliensammlungen nicht einmal zu gedenken. Man behilft sich also gern, weil man in der noch möglichen größern Kenntniß davon nicht viel zu entbehren hofft, mit einigen literarischen Nachrichten, und allgemeinen Anmerkungen über den Charakter der Zeiten, wie, um nur ein Exempel anzuführen, das bruckerische Werk von der Geschichte der Philosophie beweist, worinnen man von den Scholastikern, einige zur Literatur gehörige Anmerkungen ausgenommen, nicht mehr lernt, als was man bey Jacob Thomasen in einer angenehmen Kürze, bey Tribbechoven, oder beym Launoi davon findet; das noch ungerechnet, was Mosheim mehr oder richtiger davon gesagt hat.

Ich hatte mir, nach der Vorrede des vorigen Theiles vorgenommen, in diesem Bande die

verschie-

verschiednen christlichen Secten der spätern Jahrhunderte in der abendländischen Kirche, die Wahrheiten sowohl als die Irrthümer ihrer Lehrbegriffe, die scholastische Theologie und ihre Schicksale, die merkwürdigen Kirchenversammlungen zu Costnitz, Basel, und Pisa, zu beschreiben, andrer Materien nicht zu gedenken, die ich in einem Bande ausführen zu können glaubte. Allein, da ich nun zu lesen anfieng, und meine Absicht zuförderst auf die Geschichte der scholastischen Theologie richtete, deren Einfluß in die christliche Religion bis auf unsre Zeiten noch fortdauert, noch so sichtbar für diejenigen ist, die aus den ihrigen in die vorigen zurück sehen können und wollen: So entdeckte ich gar bald, daß sowohl die unzählbaren Verderbnisse derselben, als das Gute, was sie hat, nicht richtig genug eingesehen und geschätzt werden konnten, ohne eine genauere Kenntniß sowohl von den Schicksalen der Wissenschaften in diesen Zeiten überhaupt, als besonders auch der Philosophie vom fünften Jahrhunderte an zu haben. Diese habe ich mir zu verschaffen gesucht, und die Frucht der deswegen angestellten Untersuchungen sind die Be-

trachtungen des gegenwärtigen Theiles. Ich habe mir in Absicht auf ihren Innhalt alle Mühe gegeben, nichts, was Merkwürdig seyn könnte, zu übersehen, und vielleicht bin ich einigen zu ausführlich geworden; aber ich habe mir diesen Tadel lieber zuziehen, als den Vorwurf verdienen wollen, daß ich zu kurz wäre, weil ich mich vor der Mühe neuer Nachforschungen gefürchtet hätte. Es ist mir deswegen unmöglich geworden, die ganze Geschichte der scholastischen Theologie, ihrer verschiednen Zeitalter, ihres merkwürdigen Innhaltes, des Guten, das man ihr zu danken hat, der Irrthümer, die daraus erzeugt worden sind, des Schadens, der durch sie den übrigen menschlichen Wissenschaften zugefügt worden ist, und ihre merkwürdigsten Angriffe, Veränderungen und Schicksale in diesen Band zu bringen. Gleichwohl kann ich bey aller Gedult, mit welcher ich diese Zeiten näher kennen zu lernen bemüht gewesen bin, noch manches übersehen oder nicht richtig genug gesehen haben, was zum Innhalte dieses Theiles gehörte, und deswegen würde ich es für eine mir sehr angenehme Belohnung meiner Arbeit erkenen, wenn

mich

mich Kenner bey der Beurtheilung derselben daran erinnern wollten.

Man hat also in der Fortsetzung dieser Arbeit noch mehr Nachrichten von der scholastischen Theologie zu erwarten; ich hoffe auch von den Secten der spätern Jahrhunderte bessere und vollständigere Vorstellungen geben zu können, als man gemeiniglich davon hat. Da ich schon das Meiste, was dazu nöthig ist, gesammelt habe, und nur noch einiger Werke bedarf, die ich zu meinem Gebrauche noch nicht habe erhalten können: So hoffe ich, wofern mir Gott die dazu nöthige Gesundheit und Heiterkeit des Geistes verleiht, die Erfüllung meines Versprechens nicht sehr weit hinausſetzen zu dürfen; jedoch kann ich nicht vorher bestimmen, ob ich solches in einem Theile leisten könne; nur damit schmeichle ich mir, daß ich nichts Ueberflüßiges oder Unnützes sagen werde.

Ich habe die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, theils nur überhaupt, theils nur bey einigen besonders wichtigen oder unbekanntern Merkwürdigkeiten angegeben. Mehr war

für den größern Theil meiner Leser nicht nöthig; für die übrigen ist die allgemeine Anzeige hinreichend. Meine vornehmste Sorge ist gewesen, von den Zeiten, welche dieser Theil angeht, und dem, was in Absicht auf die Religion darinnen merkwürdig ist, weder mehr Gutes noch mehr Böses zu sagen als nach sichern Zeugnissen gesagt werden kann. Hier bedarf es keiner künstlichen Augen, welche dieses vergrössern, jenes verkleinern, um der Geschichte mehr Anziehendes, entweder durch vorsetzliche Verzerrungen oder ungegründete Verschönerungen zu geben.

Meine Entfernung von dem Orte des Druckes hat verschiedne, besonders in Ansehung der eignen Namen, unangenehme Druckfehler veranlaßt; einige auch, welche den Sinn verändern. Also bitte ich überall für Aulpert, **Autpert**, für Ararsius, **Arausius**, für Crolfried, **Ceolfried**, für Aica, **Acca**, für Aquila, **Aquileja**, für Hanno, **Haimo**, für Ivo von Chartres, **Yvo**, für Barthius, **Boethius**, für Gribert von Noyent, oder Novigento, **Gvibert**, für

Sor-

Gorgio Maffei, Scipio Maffei zu lesen. Diese und andre sind in einem besondern Anhange angemerkt; ich wünsche, keine von Wichtigkeit übersehen zu haben. Noch finde ich bey der Durchsicht der Aushängebogen, die ich bereits gesehen habe, bey einigen Gelehrten und Oertern bald die französischen, bald die lateinischen Namen gebraucht, als Remi für Remigius; ich hoffe indeß nicht, daß dieser kleine Mangel von Gleichförmigkeit im Ausdrucke dem Leser beschwerlich oder hinderlich seyn werde. Ich nehme dabey Gelegenheit, zu sagen, daß im vorigen Theile, und vielleicht auch in diesem einmal durch einen Schreibfehler Theodor aus Cilicien von Cambridge, Lanfrank von Cambridge, und Anselm von Cambridge, für Theodor, Lanfrank und Anselm von Canterbury, oder Cantelberg gesetzt worden sey, welches ich für diejenigen zu erinnern für nöthig erachte, welche die erste Auflage haben.

Gott lasse auch diese Arbeit zum Besten der Kirche gesegnet seyn, besonders zur gebührenden

renden und dankbaren Hochachtung der großen und vorzüglichen Glückseligkeit, die wir in dem wiederhergestellten freyen Gebrauche sowohl der heiligen Schrift als aller andern nützlichen Wissenschaften und Künste genießen. Lübeck, den 19. Sept. 1[illegible].

J. A. Cramer.





Vorerrinnerung,

vor
der zweyten Auflage.

Da eine zweyte Auflage dieses Theiles verlangt wurde: So würde es mir nicht schwer geworden seyn, diese meine Arbeit mit beträchtlichen Zusätzen zu vergrössern, besonders hätte ich die kurze Uebersicht von der Geschichte der scholastischen Philosophie mit verschiednen nicht unbeträchtlichen Vermehrungen bereichern können. Allein dieser Abriß schien mir, wie er war, zu seinem Zwecke zureichend zu seyn; also wollte ich mir keine Unbilligkeit gegen die Besitzer der ersten Ausgabe zu schulden kommen lassen, und begnügte mich mit solchen Zusätzen, welche, wann sie auch für nicht ganz unbedeutend gehalten werden sollten, jeder doch ohne einen wesentlichen Verlust zu leiden, entbehren könnte. Durchgängig aber bin ich geflissen gewesen, den Vortrag und Ausdruck deutlicher, heller und leichter, und so weit es in meiner Gewalt war, und meine ein-

geschränkte

geschränkte Zeit erlaubte, angenehmer zu machen. Bey der sorgfältigsten Bemühung, alle Druckfehler zu vermeiden, haben sich dennoch einige in verschiedne Namen eingeschlichen, welches, besonders in historischen Werken fast nie vermieden werden kann, wenn auch selbst ein Verfasser die Aufsicht über den Abdruck hat. Diejenigen die ich bemerkt habe, sind hier angezeigt. Kiel, d. 2. September 1787.

Verbesserungen.

Seite	45	Zeile	26	Oudin für Ouden.
—	47	—	16	Dionysius für Dionisius.
—	67	—	18	Martin für Marten.
—	67	—	19	Adeodatus für Adrodatus.
—	60	—	8	Orthographie für Ortographie.
—	106	—	16	Clodoveus für Clodävaus.
—	453	—	8	Pulleyn für Pulleyr.
—	477	—	4	Johannis von Damascus für Damascenus.

Innhalt.

Inhalt.

Der erste Abschnitt.

Der zweyte Abschnitt.

5. Von





Erster Abschnitt,

welcher die Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt und der Religion von 1520 bis 1532 enthält.

So ruhmwürdig der Eifer und Muth war, womit sich Luther angelegen seyn ließ, die mannichfaltigen, und selbst der bürgerlichen Glückseligkeit der Menschen so nachtheiligen Irrthümer der römischen Kirche zu bestreiten, so groß waren die Bewegungen, welche darüber entstanden waren. Carl der fünfte hatte, ausser andern Ursachen, auch deswegen einen Reichstag nach Worms auszuschreiben für nöthig erachtet, und verließ Spanien, um demselben beyzuwohnen. Die Geschäfte, die gleich nach seiner Ankunft betrieben wurden, betrafen die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Reiche, die Wiederherstellung des Kammergerichts zu Speyer, und den Krieg der Herzoge von Braunschweig und Lüneburg wider die Bischöfe von Hildesheim und Minden. Diese Fürsten, die ihre Streitigkeiten der Entscheidung des Reichstages nicht unterwerfen wollten, wurden in die Acht erklärt, ohne sich dadurch bewegen zu lassen, dem Besitze desjenigen zu entsagen, was sie von dem Gebiete ihrer Feinde erobert hatten.

Jahr nach Chr. Geb. 1520.

Jahr nach Chr. Geb.

Alles dieses war wichtig; weit wichtiger aber waren die Verhandlungen, welche die Religion angiengen. Luther, der unter dem Schutze des Churfürsten von Sachsen in der Ausbreitung ihrer Wahrheiten unerschrocken fortfuhr, obgleich die Gottesgelehrten von Löwen seine Schriften für ketzerisch erklärt hatten, war Leo dem zehnten zu gefallen, unter der Zusage eines sichern Geleites, vor den Reichstag geladen worden, und erschien. Er wurde aufgefordert, nicht seine Lehren zu rechtfertigen oder zu vertheidigen; 1521. denn der Papst und die Bischöfe hielten eben das für die größte Beleidigung ihres Ansehens, daß ein Mönch sich unterstanden hatte, wider sie Recht haben zu wollen; sondern ohne Wiederrede, und auf ihren bloßen Befehl zu wiederrufen. Allein, da seine bescheidnen Bitten, man möchte ihn aus dem Worte Gottes überführen, daß er geirrt hätte, kein Gehör fanden, weigerte er sich des Wiederrufs mit einer so edelmüthigen Standhaftigkeit gegen alle Drohungen und Verheissungen, daß in dieser Versammlung von Fürsten niemand mehr Ehrfurcht zu verdienen schien, als er. Seine Unerschrockenheit erregte eine allgemeine Verwunderung, misfiel aber auch einigen so sehr, daß sie riethen, man sollte ihn, ungeachtet des sichern Geleits, welches ihm gegeben worden war, gefangen nehmen lassen. Allein, auf Ludwigs von der Pfalz Vorstellung, wie schändlich es wäre, dem Hasse der Clerisey durch eine solche Verletzung der öffentlichen Treue zu schmeicheln, erhielt Luther, ungeachtet Er mit seiner Lehre und Anhängern in die Acht erklärt wurde, eine Frist von ein und zwanzig Tagen zu seiner Zurückreise nach Wittenberg, auf welcher ihn, um die Nachstellungen seiner Feinde zu vereiteln, auf Veranstaltung des Churfürsten einige

ver-

Jahr nach Chr. Geb.

vermummte Edelleute aufheben, und nach dem thüringischen Schlosse Wartburg bringen mußten, wo sein Aufenthalt ein Geheimniß blieb, wovon selbst sein Beschützer keine Kenntniß zu haben scheinen wollte. Hier schrieb er wider die heimlichen Messen, die auch zu Wittenberg auf Anrathen der Universität abgestellt wurden; hier verdeutschte er zugleich die Bücher des neuen Testaments. Die Wahrheit, die er mit so viel Eifer ans Licht zu bringen suchte, blieb nicht in Deutschlands Grenzen eingeschlossen. Selbst die parisische Universität fürchtete die glückliche Ausbreitung derselben in Frankreich so, daß sie es für nöthig hielt, seine Schriften feyerlich zu verdammen. Auch schrieb Heinrich der achte von Engelland zur Vertheidigung der herrschenden Irrthümer von den Sacramenten ein heftiges Buch gegen ihn. Zwar zog sich dadurch der König eine eben so heftige Wiederlegung eines Mannes zu, der, wenn er die Wahrheit beleidigt zu sehen glaubte, auch die größte irrdische Würde und Herrlichkeit niemals fürchtete, und oft nicht schonte; allein Heinrich hielt sich doch für belohnt genug, als der Pabst ihm den Titel eines Beschützers des Glaubens ertheilte, den seine Nachfolger, ungeachtet ihrer Trennung von der römischen Kirche, als ein politisches Vorrecht, beybehalten haben.

Carl, der mit dem Entschlusse nach Deutschland gekommen war, bald nach Spanien zurück zu kehren, eilte, die Stände zu verabscheiden, und übertrug, mit ihrer Bewilligung, die Verwaltung des kaiserlichen Amts seinem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, und dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz. Seine Abwesenheit hatte den Großen in Castilien Muth gemacht, ihr Mis-

Jahr nach Chr. Geb.

vergnügen wider den Cardinal Hadrian von Tortosa, einen Holländer, dem er als seinem gewesenen Lehrer die Regierung der Monarchie anvertraut hatte, in einen öffentlichen Aufstand ausbrechen zu lassen, und so gar seine Mutter, die Königinn Johanna, gefangen zu setzen. Die Nothwendigkeit, auch die Besatzungen aus Navarra wider diese Aufrührer zu brauchen, schien dem Könige Franciscus von Frankreich eine günstige Gelegenheit zur Wiedereinsetzung Heinrichs von Albret in dieses Reich darzubieten. Ein französisches Kriegesheer breitete sich, wie eine überströmende Fluth, darinnen aus, eroberte es, verlor es aber eben so schnell, als es sich desselben bemächtigt hatte, nachdem die misvergnügten Castilianer zur Unterwerfung genöthigt worden waren. Die Spanier gewannen eine Schlacht, und diese versicherte ihnen den beständigen Sitz von Navarra. Ein kurzer Krieg, dessen Andenken in der Geschichte blos wegen des Ordens der Jesuiten unvergeßlich seyn würde, den Ignatius Lojola, ein spanischer Edelmann, stiftete, nachdem er in der Belagerung der Stadt Pampelona verwundet worden war, wodurch er zu weitern Kriegsdiensten untüchtig wurde. Franciscus wollte zwar diesen unglücklichen Versuch, Heinrichen wieder in sein väterliches Reich einzusetzen, für keinen Bruch des Friedens mit Carln gehalten wissen. Indeß war er doch so eifersüchtig auf Carln und dessen Macht, selbst aber so mächtig, und zugleich so jung, daß sein Ehrgeiz die Gelegenheit zu einem neuen Kriege nicht fürchtete, sondern suchte. In dieser Absicht reizte er den Herzog von Sedan und Bouillon, Robert von der Mark, dem Kaiser, einer Schuldfoderung wegen, den Krieg zu erklären, welches ein so kleiner Fürst nicht wagen konnte, ohne

1521.

1522.

des

des Beystandes von Frankreich gewiß zu seyn. Jedoch Carl wünschte den Krieg so sehr, als Franciscus; denn er glaubte, ihm sowohl im Felde, als im Cabinette überlegen zu seyn. Auch begann er selbst die Feindseligkeiten, nachdem Leo der zehnte ein geheimes Bündniß mit ihm geschlossen hatte, weil Franciscus die Erfüllung seiner Zusage, Neapolis nebst ihm zu erobern, immer verzögerte. Die kaiserlichen Völker eroberten Mouzon in Champagne, wurden aber bald wieder vertrieben. Carl wagte es nicht, dem Könige, der Bapaume, Landreci und Bouchain eingenommen hatte, den Uebergang über die Schelde streitig zu machen, sondern suchte sich zurück zu ziehen. Franciscus hingegen versäumte, weil er dem Rath des Connetable von Bourbon, aus Ergebenheit gegen dessen Feindinn, die Herzoginn von Angouleme, nicht folgen wollte, die Gelegenheit, die Armee des Kaisers im Anfange des Krieges zu Grunde zu richten. Heinrich, der achte, von Engelland schien zu Calais durch seinen Günstling, den Cardinal Wolsey, der mit dem Kaiser ein geheimes Verständniß unterhielt, diesen Krieg beylegen zu wollen; allein die Vermittelung hatte, nachdem der französische Admiral, Bonnivet, Fontarabien weggenommen hatte, keinen andern Erfolg, als daß sich der Kaiser, der König von Engelland, welcher sich verbindlich machte, die Picardie anzugreifen, und der Papst, mit einander zu einem gemeinschaftlichen Kriege wider Frankreich verbanden. Italien, dieses Ziel und Augenmerk von dem eifersüchtigen Ehrgeize sowohl des Königs, als des Kaisers, ward der vornehmste Schauplatz des Krieges. Das Misvergnügen der Mayländer über die französischen Befehlshaber, Lautrec's Fehler, der das Mayländische wider den

Jahr nach Chr. Geb

Jahr nach Chr. Geb.

den Versuch des Kaisers, den Franciscus Sforza wieder in den Besitz desselben einzusetzen, behaupten sollte, und nicht behauptete, die Weigerung der Schweizer, nicht länger unter den französischen Völkern zu dienen, wozu sie der Cardinal von Sitten in geheim anreizte, und der Geldmangel, den die Verschwendungen Franciscus und seiner Mutter, der Herzoginn von Angouleme, nach sich zogen, machten, daß Mayland verloren gieng. Indeß starb Leo der zehnte, als eben seine aus Schweizern bestehende Kriegsvölker sich des größten Theils der Herzogthümer Ferrara und Urbino bemächtigt hatten; ein Papst, den sein Verstand, seine Höflichkeit, seine Pracht, und seine fast pedantische Liebe zu dem in seinen Zeiten aufblühenden bessern Geschmacke in der lateinischen Sprache verewigt haben.

1521.

Nach seinem Tode befand sich der kaiserliche Befehlshaber, weil die päpstlichen Kriegsvölker aus einander giengen, fast in eben so mislichen Umständen, als Lautrec, der noch Genua, Cremona, und die Schlösser von Mayland und Novara behauptete, und nun im Stande gewesen wäre, sich in der Lombarden weiter auszubreiten, wenn Franciscus nicht blos auf die Vertheidigung von der Picardie und von Flandern gedacht hätte. Bey dieser Lage der Sachen konnte der Kaiser die Wahl eines neuen Papstes nach seinem Gefallen regieren, welche er auf den Lehrer seiner Jugend, den Cardinal Hadrian, zu lenken wußte, um einen von sich abhängigen Papst zu haben, ungeachtet er dem Cardinal Wolsey in Engelland mit der Hoffnung, ihm zur höchsten Würde in der Kirche beförderlich zu seyn, geschmeichelt hatte. Hadrian, welcher wider eine, mehr als vierhundertjährige Gewohnheit der Päpste, ihren ersten Namen

1522.

zu

zu verändern, den seinigen behielt, war wegen seiner Mäßigung in seinem Glücke eben so berühmt, als durch seine scholastische Gelehrsamkeit, worinn er seinen Vorgänger weit übertraf, ohne doch gleich diesem, sich die Gelehrten durch seine Wohlthaten zu verbinden, und dadurch seine Dankbarkeit gegen die Wissenschaften zu beweisen, die sein Glück gemacht hatten. Bald nach dem Antritt seiner Regierung räumte er die Stadt Viterbo den Rittern von Jerusalem ein, welchen Solymann der zweyte, Selims Sohn und Nachfolger in dem türkischen Kaiserthume, nach der Einnahme von Belgrad die Insel Rhodus entrissen hatte. Hadrian, zu einer Verbesserung der Kirche nicht ungeneigt, arbeitete gleich nach seiner Erhebung mit den Cardinälen Caraffa und Cajetan an der Verbesserung der Kirchenzucht. Allein sein Eifer erlosch bald; entweder weil er allzugroße Hindernisse zu überwinden hatte, oder weil er einsah, daß die Päbste, wenn sie gelingen sollte, ihrer politischen Größe entsagen müßten.

Jahr nach Chr. Geb.

1523.

Indeß hatten sich in den nordischen Reichen große Veränderungen ereignet. Die vornehmste Ursache war die natürliche Neigung Christians des zweyten, zu einer Härte, die von der Grausamkeit selbst wenig unterschieden zu seyn schien, so ernstlich er sichs sonst angelegen seyn ließ, sich des Wohls besonders des Landmanns wider die Unterdrückungen des Adels anzunehmen, und der von ihnen oft gemisbrauchten Gewalt Grenzen zu setzen. Er hatte den Ehrgeiz, sich durch große Unternehmungen unterscheiden zu wollen; er kannte aber die wahre Größe nicht genug. Alles, was er that, machte, wenn es auch auf das Beste seiner Unterthanen abzielte, ihn nur furchtbar und verhaßt; denn er wählte zur Erreichung seiner

Jahr nach Chr. Geb. Absichten niemals milde, sondern allezeit strenge Mittel. Der Tod, oder die Einziehung der Güter derjenigen, welche die Gesetze beleidigt hatten, oder beleidigt zu haben beschuldigt wurden, waren seine gewöhnlichsten Strafen, und mit Drohungen von beyden schlossen fast alle seine Gesetze. Mit dieser Gemüthsart dachte er an Schwedens Eroberung, wo er seinen Anhang hatte, obgleich sein Feind, der Reichsverweser Sture, weit mächtiger war, und den Bann nicht achtete, den Gustav Trolle, der Erzbischof von Upsal, Christians eifrigster Freund, wider ihn ausgesprochen hatte. Dieser ward vielmehr in seinem Schlosse belagert, und, nachdem dieses, ungeachtet

1518. 1519. der Hülfe, die ihm Christian schickte, erobert worden war, seines Erzbisthums von den versammleten Ständen des Reichs entsetzt. Christians ersten Versuche, sich Schwedens zu bemächtigen, gelangen ihm so wenig, als eine treulose Unterhandlung mit Sturen. Also erhöhte er die Zölle seines Reichs, und beschwerte seine Unterthanen mit neuen Schatzungen zu einer entscheidenden Unternehmung auf das schwedische Reich. Sture verlor auch eine Schlacht gegen

1520. die Dänen, wurde verwundet und starb, wodurch nun fast das ganze Reich unter die dänische Bothmäßigkeit gerieth, Stockholm ausgenommen, wo sich die Wittwe des Reichsverwesers mit Hülfe der Lübecker herzhaft vertheidigte. Der König belagerte mit seinen Hülfsvölkern aus Frankreich und andern Ländern diese Hauptstadt zu Wasser und zu Lande, deren Einwohner endlich durch die dem Könige ergebene Bischöfe zur Uebergabe überredet wurden. Nachdem der König die französischen Völker abgedankt hatte, gieng er nach Dännemark zurück, wo die evangelische Lehre durch Luthers und Melanchthons Schüler bekannt

zu

zu werden anfieng, unter denen besonders Martin Reinhard vom Könige sehr begünstiget wurde, mehr in der Absicht, die Bischöfe zu kränken, als aus Kenntniß und Ueberzeugung. Nach einem kurzen Aufenthalt in seinem väterlichen Reiche kehrte er, von blutdürstigen Rathgebern begleitet, nach Stockholm zurück. Gustav Trolle, den er in sein Erzbisthum wieder eingesetzt hatte, krönte ihn zu Stockholm. Die Reichskleinodien wurden von lauter dänischen Großen getragen; auch wurden keine Schweden, sondern blos Ausländer zu Rittern geschlagen. Christian beschloß, in der Hoffnung, unumschränkter in seinem neuen Reiche regieren zu können, die Ausrottung aller derjenigen, die sich ihm zeither widersetzt hatten. Unter dem Vorwande, den päpstlichen Bann wider sie vollstrecken zu müssen, ob er gleich als König verziehen hätte, ließ er einige Tage nach seiner Krönung die Vornehmsten des Reichs, und unter diesen so gar Bischöfe von seiner eigenen Partey mit vielen andern hinrichten. In allen Städten, durch welche Christian zurück reisete, floß das Blut vieler ihrer Bürger, und auf seinen Befehl wurde in einem Kloster der Abt mit allen seinen Mönchen ersäuft; Grausamkeiten, welche alle Gemüther gegen ihn aufwiegelten. Gleich nach seiner Rückreise empörten sich die Dalekerlen. Gustav Wasa, eines von den hingerichteten Reichsräthen heldenmüthiger Sohn, welcher Gelegenheit gefunden hatte, aus seinem Gefängnisse in Dännemark zu entrinnen, setzte sich von einer gerechten Rache entflammt, an ihre Spitze. Selbst in seinem Erbreiche machte Christian sich durch Einrichtungen und Verordnungen verhaßt, die dem gütigsten Könige Ehre gemacht hätten, wenn die Art der Gesetzgebung

Jahr nach Chr. Geb.

1520.

Jahr nach Chr. Geb. und ihre Handhabung milder gewesen wäre. Allein ein König, der, wo er hinkam, Galgen aufrichten ließ, mußte überall gehaßt werden. Er that eine Reise nach den Niederlanden, um von seinem Schwager, Carl dem fünften, Hülfsvölker wider die Schweden zu erbitten; aber vergebens. Er erlangte nichts als das Recht, die Belehnung von Hollstein zu ertheilen. Zur Beschleunigung seines Unterganges entzweyte er sich auch mit seinem Oheim, dem Herzoge Friedrich von Hollstein, da ihm doch die mit den Schweden verbundnen Flotten der Stadt Lübeck Bornholm wegnahmen, die Gegend von Kopenhagen mit einer Landung bedrohten, und Helsingör plünderten und verbrannten. Der Churfürst von Brandenburg vermittelte zwar zwischen ihm und dem Herzoge einen Vergleich. Da aber Christian denselben nicht erfüllte, seine Härte gegen seine Unterthanen nicht milderte, die schon genug drückenden Auflagen vermehrte, die Münze verringerte, deutsche Völker ins Reich zog, die es noch mehr aussogen, verbanden sich zuerst die Jütländer mit seinem Oheim wider ihn, kündigten ihm den Gehorsam auf, und trugen dem Herzoge, als einem gebohrnen Prinzen von Dännemark, die Krone an, in der Hoffnung, unter einem Herrn glücklicher zu werden, der gerecht und doch gütig, sparsam und doch wohlthätig, gegen treue Diener großmüthig, und in solchen Gesinnungen beständig war. Die standhafte Erklärung der Jütländer, sich lieber einem auswärtigen Prinzen unterwerfen, als unter Christians Bothmäßigkeit zurück kehren zu wollen, wenn Friedrich den dänischen Thron zu besteigen sich weigern würde, bewog ihn, die ihm angetragene Krone anzunehmen. Jütland huldigte, und die Lübecker verbanden

1523.

banden sich, ihm zu Lande und zu Wasser beyzustehen. Diese grosse und plötzliche Veränderung setzte den König Christian in eine solche Bestürzung, daß er den übereilten Entschluß faßte, sein Reich zu verlassen, um auswärtige Hülfe zu suchen. Ehe er aber denselben vollzog, ließ er Fühnen und Seeland den Eid der Treue erneuern, versah Kopenhagen, und einige andre Städte in Seeland mit starken Besatzungen, begab sich darauf mit seiner ganzen Familie und einem ansehnlichen Schatze auf die zu Kopenhagen ausgerüstete Flotte, und segelte nach Holland. Seine Unterhandlungen mit Heinrich dem achten waren eben so fruchtlos als mit Carln dem fünften, der weiter nichts für ihn that, als daß er seinem Oheime, dem Herzoge von Hollstein, alle weitere Unternehmungen wider ihn verbot. In Deutschland, wo er, mit seiner Gemahlinn, Luthern von Person kennen lernte, und seiner Lehre beyfiel, schien er zwar mehr Glück zu haben, indem er hier eine ansehnliche Armee sammelte. Aber sie zerstreute sich, ehe er die Grenzen von Hollstein erreichte; denn es fehlte ihm an Mitteln, sie zu unterhalten. Friedrich, der sich erst des königlichen Antheils an diesem Herzogthume bemächtigt hatte, eroberte indeß Fühnen, unterwarf sich Seeland, und ließ sich den Adel des Reichs zu Rothschild huldigen. Das von ihm belagerte Kopenhagen ergab sich auch nach einer tapfern Vertheidigung, ob er gleich nach Hollstein zurück gegangen war, weil Christian in dieses Herzogthum einzubrechen suchte. Nachdem aber auch von dieser Seite nichts mehr zu fürchten war, gieng Friedrich nach Kopenhagen zurück, völligen Besitz von seiner Krone zu nehmen, nachdem auch Norwegen ihn erkannt hatte. Die Folge seiner Thronbesteigung

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb. steigung war ein freundschaftlicher Vergleich mit Gustav Wasa, der in Schweden König geworden war, nicht lange darauf die um diese Zeit in Frankreich verfolgte Lehre des Evangelii in seinem Reiche einführte, dadurch seine Regierung befestigte; und eine enge Verbindung mit Franz dem ersten, wider welchen

1522. Carl der fünfte, seinen Bund mit Heinrichen von Engelland erneuert hatte.

Während der Zeit, daß der Kaiser nach Spanien gieng, und die Unruhen dieses Reichs stillte, hatten seine Feldherren in Italien das Glück, den Herzog Franz Sforza in den Besitz des Mayländischen zu setzen. Obgleich Lautrec die Franzosen anführte, so konnte er dieses doch so wenig hindern, als die Eroberung von Genua, da zumal die Schweizer in seiner Armee, nach einem ihnen mislungenen allzu ungeduldigen Angriff auf die Verschanzungen der Kaiserlichen, aus Misvergnügen, daß ihnen ihr Sold nicht bezahlt wurde, das französische Heer ganz verlassen hatten. In der Picardie waren kaiserliche und englische Völker eingerücket, sie richteten aber nichts aus, sondern wurden vielmehr genöthiget, die Belagerung von Hesdin aufzuheben, und die ganze Provinz zu räumen.

Dieser Krieg hielt den Kaiser ab, die Ausbreitung des Evangelii in Deutschland zu hindern. Der römische Papst Hadrian bemühte sich vergebens, den Churfürsten von Sachsen, Friedrichen, zu gewinnen. Vergebens befahl auch Ferdinand, der Bruder des Kaisers, Gehorsam gegen die Gesetze der herrschen-

1523. den Kirche. Die Churfürsten von Pfalz und Sachsen, und die Niedersächsischen Fürsten weigerten sich, dem Reichstage zu Nürnberg beyzuwohnen, der vornehmlich wider Luthers Anhänger ausgeschrieben war.

Jahr nach Chr. Geb.

war. Die Stände beantworteten die Klagen des Papstes und seines Nuncius, mit Klagen, die gegründeter waren, als die seinigen, und hundert Artikel ausmachten. Sie beschwerten sich über die mannichfaltigen Gelderpressungen, und Eingriffe des römischen Hofes in die Rechte der deutschen Fürsten und Bischöfe, wie auch über andre große Misbräuche der Kirche, ob sie gleich Luthern, welcher indeß, durch Carlstadts Bilderstürmerey zu Wittenberg, bewogen wurde, sein Wartburg zu verlassen, und theils wider einige, von ihm so genannte himmlische Propheten, theils wider andre Widersacher schrieb; wie zugleich allen übrigen Lehrern des Evangelii verboten, wider alle diese Misbräuche zu predigen; ein Verbot, das so wenig geachtet wurde, als Hadrian ernstlich geneigt war, die Misbräuche der Geistlichkeit zu verbessern, sondern sich, ungeachtet der Kaiser so wenig für ihn zu thun schien, überredete, blos Franciscus widersetze sich seinem Verlangen, einen dreyjährigen Stillstand unter den kriegenden Mächten zu stiften, mit ihm, mit dem Könige von Engelland, mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, mit den Venetianern, Florentinern und Genuesern, Luccaern und Sienensern in ein enges Bündniß gegen Frankreich einließ, dem der Connetable von Bourbon beygetreten war, und zwar aus Verdruß über die Kränkungen, die er von der Herzoginn von Angouleme, der Mutter des Königs, zu erdulden hatte, die ihn, über seine Weigerung, sich mit ihr zu vermählen, mit einem unversöhnlichen Hasse verfolgte. Er verließ die Dienste des Königs in den Niederlanden, der sich daselbst den einbrechenden kaiserlichen Völkern entgegen zu stellen suchte, und gieng durch Deutschland nach Italien, wo er der

oberste

Jahr nach oberste Befehlshaber des kaiserlichen Heers wurde.
Chr. Geb. Franciscus hatte indeß den Admiral Bonnivet in Italien einrücken lassen, Mayland zu erobern, welches Unternehmen er in Person auszuführen durch den Verlust von Fontarabien und durch die Landung der Engelländer in der Picardie verhindert wurde. Bonnivet versäumte die Gelegenheit, Mayland einzunehmen; allein die zu spät angefangenen Unternehmungen der Kaiserlichen und der Engelländer in Bearn, Champagne nnd der Picardie waren, die Einnahme von Bouchain ausgenommen, von keinen gefährlichen Folgen für Frankreich.

1523. Unter diesen Feindseligkeiten war der Papst Hadrian gestorben. Der Cardinal Julius von Médicis wurde, ohngeachtet sich Wolsey aufs neue geschmeichelt hatte, die päpstliche Würde zu erhalten, zum Papst erwählt und gab sich den Namen Clemens des siebenden. Der Anfang seiner Regierung versprach keine Verbesserung seiner Kirche. Er genehmigte, bald nach dem Antritt derselben, die Stiftung des Theatiner-Ordens; er schrieb auch ein neues Jubeljahr aus, das aber des Krieges in Italien wegen, keine Fremden nach Rom zog. Seine vornehmste Aufmerksamkeit war auf Deutschland gerichtet, wo der Adel sich von dem Joche der Clerisey loszureissen suchte, und Franz von Sickingen in dieser Absicht den Churfürsten von Trier bekriegte. Das Ansehn seines Stuhls in diesem Reiche zu erhalten, sendete er den Cardinal Campegius auf den Reichstag nach Nürnberg, mit Vorschlägen, wie die geringern Misbräuche der untern Clerisey in Deutschland zu ändern wären; in der Hoffnung, die Stände dadurch zu gewinnen, die aber eine viel wichtigere Verbesserung der Kirche, und besonders die

die Abstellung der Misbräuche des päpstlichen Hofes selbst, begehrten. Darum waren auch die Unterhandlungen seines Legaten fruchtlos, da sie zumal eine neue Geldsteuer betrafen, die er unter dem Vorwande eines besorglichen Türkenkrieges verlangte. Die Stände, welche das Verbot von Worms wider Luthers Bücher blos auf satyrische Schriften eingeschränkt hatten, foderten ein allgemeines Concilium. Der Kaiser, um sich dem Papste gefällig zu machen, bezeugte zwar sein Misvergnügen darüber, und untersagte die Haltung des von ihnen zu Speyer angesetzten Reichstages. Clemens aber, misvergnügt darüber, daß Carl seine Absichten in Deutschland nicht ernstlicher begünstigte, erklärte sich, an dem Kriege wider Frankreich keinen Theil nehmen zu wollen, wodurch sich doch der Herzog von Bourbon nicht abhalten ließ, seine Unternehmungen wider die Franzosen zu verfolgen. Er eroberte Vercelli, verhinderte die Vereinigung der Graubünder mit dem französischen Heere, schlug dieses, als Bonnivet sich über die Alpen zurückziehen wollte, bemächtigte sich der Städte Lodi, Alexandrien und Cremona, brach in Provence ein und belagerte Marseille, mußte sich aber unverrichteter Sachen, mehr durch den Geldmangel, als durch die Schwäche seines Heers dazu genöthigt, nach Italien zurückziehen. Franciscus eilte sich dieses Rückzuges zu Nutze zu machen, und selbst wieder mit einem verstärkten Heer in Italien einzudringen. Solches konnte er mit Sicherheit thun, weil Heinrich von Engelland in der Picardie nichts unternahm, sondern vielmehr seine Gesinnungen gegen den Kaiser zu ändern anfieng, mit dem nun Wolsey misvergnügt war, daß er ihn nicht zur päpstlichen Würde verholfen hatte. Franciscus

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb. zog sich also ins Mayländische, aber anstatt die Kaiserlichen auf ihrem Rückzuge zu verfolgen, belagerte er, auf Bonnivets Rath, das feste Pavia, das von einer zahlreichen und tapfern Besatzung vertheidigt wurde. Ein wichtiger Fehler, aber nicht der einzige, indem er sich zu seinem größten Nachtheil von dem Papst verleiten ließ, sein Heer zu schwächen, und einen Theil desselben gegen Neapolis zu schicken, weil er sich mit der Hoffnung einer geschwinden Eroberung dieses Reichs schmeichelte! Die Kaiserlichen, die der Connetable von Bourbon selbst mit frischen Völkern aus Deutschland verstärkt hatte, eilten, Pavia zu entsetzen, als eben das französische Heer durch den Abzug von sechstausend Graubündern noch mehr geschwächt worden war. Man rieth dem Könige, eine bequemere Gelegenheit zur Schlacht zu erwarten, und sich zurück zu ziehen; allein Bonnivets Rath, dem Angriffe der Kaiserlichen nicht auszuweichen, war angenehmer. Der Verlust einer von 1525. den blutigsten Schlachten, worinnen er sich selbst gefangen ergeben mußte, der Tod der Tapfersten aus seinem Adel, und die Eroberung alles dessen, was er in Italien inne hatte, waren die Folgen dieses übereilten Entschlusses. Die Bedingungen, unter denen ihm seine Freyheit zu Pizzighetone angeboten wurde, waren so hart, daß er lieber ein Gefangener bleiben wollte. Er wurde also von dem Unterkönige von Neapel in der Stille nach Genua, und von Genua nach Spanien geführt. Der Kaiser hätte von diesem Siege wichtige Vortheile erhalten können, wenn er Bedingungen nicht verworfen hätte, die Franciscus eingehen wollte, um seine Freyheit wieder zu erlangen; aber er verlor sie fast alle, weil er sich nicht über sein Glück und seinen

Stolz

Stolz zu erheben wußte. Eifersüchtig über jenes, beleidigt von diesem, und voll Sorge von beyden, schlossen der Papst, der Herzog Sforza von Mayland, und die Venetianer ein geheimes Bündniß mit einander, in welches Pescara, einer von Carls Feldherren in Italien, sich einzulassen verleitet wurde. Die Folgen desselben wurden zwar vereitelt, als dieser, aus Furcht entdeckt zu werden, den Kaiser davon benachrichtigte, und ihm seine wirkliche Untreue gegen ihn, als eine kluge List, den ganzen Entwurf dieser Verbindung wider ihn zu erfahren, vorzustellen gewußt hatte, wodurch Carl Gelegenheit erhielt, dem Papst gleiches mit gleichem zu vergelten, den Herzog Sforza aber gefangen setzen zu lassen, mit dessen Herzogthum er den Connetable von Bourbon zu belehnen versprach. Allein seine übermäßige Anfoderungen an Frankreich, worinnen er, aus Misvergnügen, daß der König von Engelland auf seiner Seite den Krieg nicht mit mehr Nachdruck führete, der Ansprüche desselben kaum gedacht hatte, bewogen Heinrichen, seinem Bündnisse mit ihm völlig zu entsagen, und sich mit Frankreich zu verbinden, welches er wider eine jede Macht, die es angreifen würde, zu vertheidigen versprach.

Jahr nach Chr. Geb.

1526.

In dieser Lage seiner Angelegenheiten, konnte der Kaiser keinen Theil an den Veränderungen in den nordischen Reichen nehmen, wo Norby unter dem Namen eines Stadthalters, von dem Könige Christian, dem zweyten, die Insel Gothland inne hatte, die Schifffahrt und Handlung der Lübecker beunruhigte, und ihnen viele Schiffe wegnahm. Sie bewogen deswegen den König von Schweden, Gustav Wasa, die Eroberung dieser Insel zu unternehmen. Er bemächtigte sich derselben auch, bis auf das feste

Jahr nach Chr. Geb.

Wisby, wo nunmehr Norby des Königs Friedrichs Fahne aussteckte, seine Hülfe begehrte, ihm solches wissen ließ, und ihn zugleich für seinen rechtmäßigen Herrn zu erkennen versprach, indeß aber sich mit dem schwedischen Feldherrn so verstand, daß die Belagerung nicht mit Ernst genug fortgesetzt wurde. Friedrich wünschte den Besitz dieser wichtigen Insel; aber sich mit Gustav Wasa in Krieg einzulassen war bedenklich, da Christian noch lebte, und die Hoffnung der Wiedereroberung seines Reichs noch nicht aufgegeben hatte. Also wählte er den sicherern Weg der Unterhandlung mit den Lübeckern, und versprach ihnen, wofern sie die Völker, die er nach Wisby senden wollte, nach Gothland durchlassen würden, sie nicht allein zu Schiedsrichtern über sein Recht an diese Insel zu wählen, sondern sie auch bis zur völligen Entscheidung von ihnen besetzen zu lassen. Diese, die große Vortheile davon erwarteten, und dadurch in ihrer Handlung von Schweden unabhängiger zu werden hoften, nahmen so viel verheissende Anerbietungen an. Friedrich gab dem Könige von Schweden seine Ansprüche auf Gothland, Bleckingen, Wigen, und auf den schwedischen Thron selbst zu erkennen; die Lübecker hingegen erboten sich zu Mittlern zwischen beyden Königen. Gustav Wasa, der sich zu einer persönlichen Zusammenkunft und Unterhandlung mit dem Könige zu Dännemark hatte bewegen lassen, weil er weder ihn noch die Lübecker zu Feinden haben wollte, willigte, obgleich ungern, ein, daß Gothland, wenn es zu der Zeit noch nicht erobert wäre, bis zum schiedsrichterlichen Austrage, bey Dännemark bleiben sollte, versprach Bleckingen abzutreten, und nach einiger Zeit auch Wigen zurück zu geben. Da nun Gothland

land indeß nicht erobert worden war, so blieb diese Insel noch unter dänischer Bothmäßigkeit, wie wohl mehr dem Ansehn nach, als in der That, so lange Norby Statthalter war, der auch nach diesem Vertrage fortfuhr, die Schifffahrt der Schweden und Lübecker zu beunruhigen, bis er diese Insel mit einem andern Lehn zu vertauschen genöthiget wurde; und, da er sich auch hier dem Gehorsam seines Königs zu entziehen suchte, zu dem Czaar Basilius Basilowitz in Rußland entfloh, welcher die verschiedenen Länder dieses großen Reichs beherrschte, die vor ihm Ivan Basilowitz der erste unter einem Scepter vereinigt, und den ersten Grund zu der nachfolgenden Größe desselben gelegt hatte.

Jahr nach Chr. Geb.

Indeß waren in Deutschland durch einen strafbaren Misbrauch der Kirchenverbesserung große Unruhen entstanden. Einige schwärmerische Geister, Stübner, Kellner, und Münzer, Luthers ehemalige Schüler, rühmten sich göttlicher Träume, behaupteten die Nothwendigkeit der Wiedertaufe, und die Freyheit des Volks von der Unterwürfigkeit unter die weltliche Obrigkeit. Sie riethen ihren Zuhörern, das unerträgliche Joch ihrer Beherrscher abzuschütteln, keine Schatzungen zu geben, und die Gemeinschaft der Güter unter sich einzuführen. Bey Landleuten, die unter schweren Frohndiensten seufzten, fand eine solche Lehre bald Eingang und einen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nur allzu nachtheiligen Eingang. Die ersten wiedertäuferischen Unruhen brachen in Schwaben und Thüringen aus. Münzer, welcher erst in Altstedt seine Irrthümer ausgebreitet hatte, gieng von da nach Mühlhausen. Der Rath wollte ihn nicht dulden, er aber reizte die Einwohner zur Empörung, und seine aufrührerischen

1524. 1525.

Jahr nach Chr. Geb. Predigten hatten einen solchen Eingang bey ihnen, daß sie den Rath absetzten, und einen neuen verordneten, dessen Oberhaupt Münzer war. Einer, Namens Pfeifer, sein Gehülfe und Freund, war noch kühner als er, und wiegelte das Volk auf, die Waffen wider den Adel und die Bischöfe zu ergreifen, indeß daß Storch die Bauern in Franken und Schwaben, zu einer gleichen Wuth hinzureissen gewußt hatte. Luther und Melanchthon bemühten sich, jener mit seinem feurigen Eifer, dieser mit seinem sanften und gelinden Geiste, durch ihre Schriften diesen Empörungen zu steuern. Allein diese schwärmerischen Haufen erkannten einen Georg Mezler zu ihrem Oberhaupt, verheerten die Schlösser des Adels, plünderten einige Städte, und breiteten sich ins Würtembergische aus, wo sie Weinsperg und Heilbronn einnahmen, Mezler seines Befehlhaberamts entsetzten, und Gottfried von Beichlingen zwangen, ihr Führer zu werden. Alle Klöster wurden auf ihrem Zuge verwüstet und beraubet und ganz Oberdeutschland gerieth in Flammen, nachdem sie Würzburg eingenommen, und ein groß Blutbad darinn angerichtet hatten. Sie plünderten das Markgrafthum Baaden aus, und die Stadt Speyer würde diesem Schicksal nicht entgangen seyn, wenn sie ihnen nicht fünf und zwanzig Fuder Wein zuzuführen versprochen hätte. Ein gleicher Geist des Aufruhrs empörte die Landleute in Elsaß und Lothringen; allein der Herzog Anton von Lothringen lehrte durch sein Beyspiel zuerst, daß dergleichen unordentliche Haufen leicht zerstreuet und aufgerieben werden könnten. Philipp von Hessen, hatte in seinen Ländern eben das Glück; nur in Schwaben und Franken machte das Heer der Aufrührer, welches auf vierzigtausend Mann angewachsen

wachsen war, neue Eroberungen. Thüringen und Sachsen wurden von demjenigen bedrohet, welches Thomas Münzer anführte, dem es glückte, sich der Stadt Frankenhausen zu bemächtigen, und sowohl die Einwohner dieser Stadt, als die Bauern der umliegenden Gegenden, mit eben dem Geist des Aufruhrs zu erhitzen. Endlich erwachten die Fürsten aus ihrer Unthätigkeit, und griffen wider so schändliche und gewaltsame Schwärmer zu den Waffen. Johann von Sachsen, welcher seinem Bruder Friedrich, einem so weisen als gütigen Herrn, in der Chur und Regierung gefolgt war, Georg von Sachsen, Philipp von Hessen, und die Churfürsten von Maynz, Trier und Brandenburg führten, nach vergeblichen Bemühungen, die Aufrührer zur Unterwerfung zu überreden, ihre Völker gegen Frankenhausen; und obgleich die Haufen, welche Münzer und Pfeifer führten, weder den Krieg verstanden, noch Waffen und Geschütz hatten, entschlossen sie sich dennoch zum Schlagen: doch in der Schlacht richtete das Geschütz der Fürsten eine solche Niederlage unter ihnen an, daß sie die Flucht ergriffen. Frankenhausen wurde eingenommen, und Münzer zum Gefangenen gemacht, Pfeifer hingegen entfloh nach Mühlhausen, wo er die Einwohner in ihrer Empörung zu bestärken suchte. Allein die Stadt ergab sich auf die erste Auffoderung der verbundenen Fürsten. Pfeifer nahm zwar die Flucht, aber er wurde bald ergriffen, und mit Münzern hingerichtet, und die Ruhe in Thüringen war völlig wieder hergestellt.

Jahr nach Chr. Geb.

Alle diese Unruhen wurden der Verkündigung des Evangelii von seinen Feinden beygemessen. Dieser Vorwurf aber war so grundlos, daß die Aus-

Jahr nach Chr. Geb. breitung der Wahrheit dadurch nicht aufgehalten wurde. Luther fuhr in seiner Verbesserung der Kirche unerschrocken fort, und heirathete, um durch sein eigen Beyspiel zu beweisen, wie stark seine Ueberzeugung von der Ungültigkeit des Gelübdes, ehlos zu leben, wäre, Catharinen von Bora, nachdem er sie zu verschiedenen andern Verbindungen vergebens zu überreden gesucht hatte. Aber zu beklagen war es, daß er und die sächsischen Gottesgelehrten mit Zwingeln, welcher die Irrthümer und Misbräuche der herrschenden Religion in der Schweiz mit einem so glücklichen Erfolg bestritt, und mit seinen Schülern über die Lehre vom Abendmahle in einen Streit verflochten wurde, welcher die unglückliche Trennung der zwo evangelischen Gemeinen verursachte, welche in allen wesentlichen Stücken des Glaubens wider die Irrthümer der römischen Kirche so einig waren. Mehr Mäßigung von beyden Theilen in den darüber gewechselten Schriften, würde den freyen Lauf der Wahrheit noch mehr begünstigt haben. Unterdessen hatte sich der Churfürst von Sachsen, Johann, öffentlich für Luthern erklärt, und der Gemeinschaft mit der römischen Kirche öffentlich entsaget. Philipp von Hessen folgte seinem Beyspiel, und reformirte nach dem hamburgischen Religionsgespräche, obgleich beyde Fürsten stets noch zur Entscheidung der kirchlichen Streitigkeiten auf eine allgemeine Kirchenversammlung drangen, in der Meynung, daß sie dadurch allein entschieden werden könnten. Die Stadt Frankfurt erklärte sich gleichfalls für die Lehre des Evangelii, die sich auch in Maynz, in Cölln, und selbst in Oesterreich ausgebreitet haben würde, wenn solches dort nicht von den Churfürsten, hier von dem Erzherzoge Ferdinand mit Gewalt verhindert

1525. (margin, at "Ueberzeugung")
1525. (margin, at "den freyen Lauf")
1526. (margin, at "könnten")

hindert worden wäre. Einen glücklichern und schnellern Eingang hatte sie in Liefland und Preußen. Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister des deutschen Ordens, führte Krieg mit Polen, und als er vom Kaiser keine Hülfe wider sie erhalten konnte, verglich er sich mit dem Könige, Sigismund von Polen, daß er ihn für den rechtmäßigen Besitzer des dem Orden gehörigen Preußen erkennen sollte. Das Anerbieten wurde angenommen; der Herzog vermählte sich, und führte die evangelische Religion in seinem, ihm auf ewig unterworfenen, Antheile von Preußen ein.

Jahr nach Chr. Geb.

1528.

So misfällig dem Kaiser die Ausbreitung des Evangelii in Deutschland war, so erlaubten doch seine eigne Angelegenheiten keine gewaltthätigen Maaßregeln wider die Fürsten, welche sich dafür erklärten. Die zu Moore zwischen Frankreich und Engelland eingegangenen Verbindungen gaben den Sachen in Europa eine neue Gestalt, zumal, da Clemens der siebende dem Kaiser erklären ließ, daß er keinen Frieden mit dem heiligen Stuhle hoffen dürfte, wenn Sforza nicht wieder in das Herzogthum Mayland eingesetzt würde. Man nannte diesen Bund die heilige Ligve. Franz der erste wünschte indeß seiner Gefangenschaft entledigt zu werden, und willigte endlich in die harten Bedingungen, unter denen ihm Carl seine Freyheit wieder geben wollte. Die härteste war die Abtretung des Herzogthums Burgund mit der Oberherrschaft darüber. Dennoch unterzeichnete sie der König, und gab dem Kaiser seine beyden Prinzen zu Geißeln, kehrte in sein Reich zurück, weigerte sich aber gleich darauf, unter dem Vorwande, daß die Stände von Burgund nicht in die Abtretung willigen wollten, den Vertrag zu Ma-

1526.

Jahr nach Chr. Geb. drid zu erfüllen, da die kaiserlichen Gesandten zwo Millionen Kronen, welche ihrem Herrn zur Schadloshaltung dafür angeboten worden waren, nicht annehmen wollten. Er schloß auch mit dem Papste, der sich erboten hatte, ihn seines Eides zu erlassen, und den Venetianern ein enges Bündniß wider den Kaiser, mit dem Könige von Engelland aber einen neuen Vertrag. Sie versprachen einander, den Kaiser zur Loslassung der französischen Prinzen zu nöthigen. Allein, da Franciscus zu sehr auf dies Bündniß mit so vielen Mächten rechnete; war er in seinen Zurüstungen zum Kriege so saumselig, daß die Kaiserlichen in Italien mehr Glück hatten, als sie theils ihrer Schwäche, theils ihres Geldmangels wegen hoffen konnten. Der Herzog von Urbino führte die Völker der wider den Kaiser verbundenen Italiänischen Mächte so, als ob er nicht ihr Feldherr, sondern ihr Verräther gewesen wäre. Sforza hatte sich lange in Mayland vertheidigt, und hätte entsetzt werden können; aber er mußte sich an den Connetable von Bourbon ergeben. Die Unruhen, welche die Familie der Colonnen in Rom erregte, nöthigten Clemens den achten zu einem viermonatlichen Stillstand mit dem Kaiser. Fronsberg, ein berühmter Feldherr dieser Zeiten, hatte überdieß auf eigene Kosten ein ansehnliches Heer angeworben, welches er nach Italien führte, wodurch die kaiserlichen Waffen das Uebergewicht erhielten.

1526. Indeß war der Kaiser, nach seiner Vermählung mit der Infantin, Isabella von Portugall, der Tochter des Königs Emanuel, so beschäftigt mit den französischen und italiänischen Angelegenheiten, daß er sich um die deutschen wenig bekümmern konnte. Die Stände versammleten sich zu Speyer, wo zwar seine

seine Gesandten aufs neue die Vollstreckung des Edicts von Worms betrieben, zugleich aber auch erklärten, daß er entschlossen wäre, bey dem Pabst ein allgemeines Concilium zu bewirken. Allein der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen verlangten eine vollkommne Freyheit in der Religion, und beyde waren, da man ihnen ihr Begehren abschlug, schon im Begriff, den Reichstag zu verlassen, als der Erzherzog Ferdinand sich bemühte, ihre beleidigten Gemüther zu besänftigen, und die Stände überredete, Carln zu ersuchen, daß er nach Deutschland zurück kehren, und entweder ein allgemeines Concilium, oder eine Nationalkirchenversammlung veranstalten möchte. Sie thaten solches, erklärten aber auch zugleich, daß jeder Fürst sich in Sachen der Religion so betragen wollte, als er solches verantworten zu können glaubte. Ferdinand hatte diese Mäßigung der Türken wegen nöthig, wider die er die Hülfe der Stände begehrte, welche ihm auch versprochen wurde. Ungarn war in grosser Gefahr, von dem eben so tapfern als ehrgeizigen Sultan Solymann erobert zu werden. Der junge und unerschrockne König Ludwig von Ungarn gieng ihm zwar mit einem kleinen Heere entgegen, verlohr aber die Schlacht bey Mohaz und auf seiner Flucht sein Leben in einem Moraste, ohne sich retten zu können. Weil er keine Erben zu seinen Reichen Ungarn und Böhmen hinterließ, als seine Tochter, eine Gemahlinn Ferdinands von Oesterreich, so suchte diese seine Ansprüche, welche sich theils auf Verträge, theils auf das Recht der Erbschaft gründeten, geltend zu machen. Der Waiwode von Siebenbürgen, Johann Zapolie, behauptete zwar, Ungarn wäre ein Wahlreich, und ließ sich zum Könige wäh-

Jahr nach Chr. Geb.
1529.

1528.

Jahr nach Chr. Geb. wählen. Allein Ferdinand hatte den Palatin des Reichs, Stephan Batori, zu gewinnen gewußt, welcher die Stände nach Presburg berief, wo Ferdinand zum Könige erwählt, und bald darauf gekrönt wurde, nachdem er mit einem Heer in Ungarn eingerückt war, und sich der Stadt Ofen bemächtigt hatte.

1527. Nicht lange nachher erkannten ihn auch die Böhmen durch eine freye Wahl für ihren rechtmäßigen Beherrscher.

Das Glück schien nun dem österreichischen Hause überall günstig zu seyn. Weder Heinrich der achte, noch Franciscus der erste, schienen sich des Papstes in Italien annehmen zu wollen. Auch setzten die Venetianer, ohngeachtet ihrer Furcht, den Kaiser in dem Besitze des Mayländischen zu sehen, den deswegen angefangenen Krieg wider ihn nicht mit dem Eifer fort, welcher ihm Sorge verursachen konnte. Gleichwohl konnte er weder die Völker des Herzogs von Bourbon, noch die Deutschen bezahlen, die Fronsberg nach Italien geführt hatte. Diese Feldherren rückten also in das päpstliche Gebiet, um sie auf Kosten desselben zu unterhalten, wodurch der Papst genöthigt wurde, mit dem kaiserlichen Statthalter von Neapolis einen Stillstand zu schließen.

1527. Allein die Deutschen verlangten nach Rom geführt zu werden, und der Herzog von Bourbon konnte ihrem ungestümen Anhalten nicht widerstehen. Vor Rom verlangte er den Durchzug nach Neapolis, den der Pabst abschlug. Sogleich stürmten die Deutschen; der Herzog von Bourbon wurde zwar erschossen, als er selbst eine Sturmleiter an die Mauer anlegte; die ergrimmten Deutschen aber setzten den Sturm fort, eroberten Rom, plünderten es, und Clemens sah sich gezwungen, sich und die Engels-

burg

burg den Kaiserlichen zu übergeben. Dieses Unglück des Papstes schien den Florentinern eine günstige Gelegenheit darzubieten, sich von der Herrschaft des medicäischen Hauses loszureißen. Der Herzog von Ferrara bemächtigte sich des Gebietes von Modena und Reggio; Sigismund von Malatesta, setzte sich wieder in den Besitz von Rimini, und die Venetianer entzogen dem Papste, ungeachtet ihrer Verbindung mit ihm, Ravenna und Cervia. Als Carl in Spanien, dem der Prinz Philipp, zur Zeit der Plünderung von Rom gebohren ward, von der Einnahme der Stadt Rom benachrichtigt worden war, schien er von der empfindlichsten Bekümmerniß gerührt zu werden, ordnete feyerliche Umgänge und Gebete über dies Unglück der Kirche an, wohnte ihnen selbst mit einem Rosenkranze in der Hand bey, ließ seinen Gewissensrath zusammen kommen, ihn über das Verhalten zu befragen, welches er gegen seinen Gefangenen beobachten sollte, und der Schluß war, wie der Rath der Herzogs von Alba, daß der Papst im Gefängniß bleiben müßte, damit er durch Schaden weiser zu werden lernte. Franciscus der erste entriß sich endlich seiner Unthätigkeit nach verschiedenen Unterhandlungen mit dem Kaiser, der auf seiner Seite nur die Absicht hatte, Zeit zu gewinnen, und eine engere Verbindung zwischen Frankreich und Engelland aufzuhalten. Lautrec mußte mit einem französischen Heer in Italien einbrechen, und eroberte das Schloß Bosco und Alessandria. Zugleich unterwarf sich Genua der französischen Bothmäßigkeit. Allein, anstatt nach Rom zu gehen, und die Befreyung des Papstes zu versuchen, rückte er in das Königreich Neapolis ein, wodurch der Kaiser bewogen ward, sich mit dem Papste über seine Befreyung

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb.

in Unterhandlungen einzulassen, worinnen er den Papst und der Papst ihn zu hintergehen suchte, jedoch mit dem Unterschiede des Erfolgs, daß der Papst, der alles versprach, und nichts zu erfüllen gesonnen war, weil er seine Feinde, die Colonnen, und den Kanzler des Kaisers, Moron, durch Geschenke und Bißthümer zu gewinnen gewußt hatte, durch ihre Hülfe und Nachsicht aus seinem Gefängnisse entfloh, und als er sich in Sicherheit befand, sich öffentlich erklärte, nichts von seinem mit Carln geschlossenen Vergleiche erfüllen zu können. Der Kaiser war in seinen Bemühungen, Mistrauen und Argwohn zwischen Heinrichen und Franciscus von Frankreich zu erwecken, nicht glücklicher.

Unter diesen Unruhen, welche den Kaiser wenig an Deutschland denken ließen, gewann die Lehre des Evangelii immer mehr Bekenner. Den Eingang, den Luther in Deutschland fand, hatte Zwingel unter den Schweizern gefunden. Zu Zürch war die Messe auf des Raths Befehl schon vor einigen Jahren abgeschafft worden. Bern erklärte sich auch für die Kirchenverbesserung nach einem feyerlichen Gespräche, welches zwischen den Beförderern derselben, und den Vertheidigern des Papstthums gehalten worden war. Auch Basel entzog sich dem Joche der römischen Kirche, wiewohl nicht so ordentlich und ruhig, als Bern. Genf, Costnitz und andere benachbarte Städte folgten ihrem Beyspiel, obgleich andere sich verbanden, der herrschenden Lehre der römischen Kirche treu zu bleiben. Auch in Straßburg wurde die Messe verboten. Dieser Stadt folgten Ulm, Augspurg, und Landau, und so wurden die Bekenner des Evangelii in Deutschland fast eben so mächtig, als die Katholiken. Beyde Partheyen vereinigten

Jahr nach Chr. Geb.

nigten sich indeß in der Unterdrückung des Aufruhrs, den die Wiedertäufer begonnen hatten. Der Bauernkrieg wider den Adel, die Bischöfe und die Fürsten war zwar in Thüringen gedämpft; gleichwohl richteten der Graf von Berlichingen und Mezler mit ihren Haufen in Franken, Schwaben und den Provinzen am Rhein noch schreckliche Verheerungen an. Der Churfürst von der Pfalz und andere Fürsten wendeten ihre äussersten Kräfte an, ihre Länder von diesen Räubern zu befreyen; doch wurde in diesem Kriege keiner so berühmt, als Georg Truchseß, welcher sie überall verfolgte, und überall über sie siegte. Sie erlitten in Schwaben, im Würtembergischen, in der Pfalz und im Maynzischen grosse Niederlagen. Viele wurden zum Schrecken der übrigen durch grausame Strafen hingerichtet, und dennoch blieben sie so muthig und furchtbar, daß sie neue Belagerungen unternehmen konnten, ob sie gleich überall fliehen mußten, wo sich Truchseß und Fronsberg zeigten, der sich mit ihm vereinigt hatte, diesem unglücklichen Kriege ein Ende zu machen. Vielleicht wären die Gegenden von Oberdeutschland noch lange verwüstet worden, wenn es Fronsbergen nicht geglückt hätte, einen Anführer dieser Schwärmer, der in Italien unter ihm gedient hatte, zu gewinnen, und durch ihn die Landleute zu dem Entschlusse zu bereden, aus einander zu gehen und in ihre Heimath zurück zu kehren. Storch, der mit Münzern dies Feuer in Deutschland entzündet hatte, war indeß nach Schlesien und Polen gegangen, wo er eben so geschäftig gewesen war, seine wiedertäuferischen Gesinnungen und Irrthümer auszubreiten, und sowohl in Schlesien als in Polen einen ansehnlichen Anhang gewonnen hatte; und nicht weniger glücklich war

er

Jahr nach Chr. Geb.

er darinnen in Bayern, wohin er seine Zuflucht nahm, als er aus Polen vertrieben wurde. Die Irrthümer der Wiedertäufer, schienen lange Zeit nur dem Pöbel zu gefallen, bis Schwenkfeld ähnliche Meynungen in Oberdeutschland unter dem Adel ausbreitete. Doch blieben diese Irrthümer nicht in den Grenzen von Deutschland eingeschlossen. Als der Bischof von Uetrecht die Freyheiten der Handwerker in seinem Kirchsprengel aufhob, gab dieß einigen Wiedertäufern Gelegenheit, sie mit ihren Meynungen anzustecken, und zum Aufstand wider ihren Bischof zu empören. Er suchte sie mit Gewalt zu unterdrücken; ihre Zünfte aber riefen den Herzog Egmond von Geldern zu Hülfe, der sich der Stadt und Herrschaft Uetrecht bemächtigte, worauf der Bischof und das Kapitul ihre Zuflucht zum Kaiser nahmen, welcher, wiewohl unter der Bedingung, daß ihm die Oberherrschaft über ihr Gebiet abgetreten, und solches mit den Niederlanden vereinigt werden sollte, den Herzog aus seinen Eroberungen vertrieb, und ihn nöthigte, ihm, im Fall er ohne männliche Erben stürbe, die Nachfolge in seinen Ländern zu versichern. Einen so wichtigen Vortheil wußte Carl aus diesen Unruhen zu ziehen, und zugleich sich in dem Besitz desselben von dem Papste bestätigen zu lassen, dem er mit der Hoffnung schmeichelte, ihm zur Wiedereinsetzung seiner Familie in die Oberherrschaft über Florenz behülflich zu seyn.

1529.

Von dieser Hoffnung eingenommen verwarf Clemens die Vorschläge, die ihm gethan wurden, seinen Bund mit Frankreich wider den Kaiser zu erneuern, wodurch indeß Lautrec sich nicht abhalten ließ, in das Königreich Neapolis einzudringen, und seine Hauptstadt zu belagern. Frankreich und Engelland hat-

hatten dem Kaiser den Krieg erklärt, weil er sich weigerte, die französischen Prinzen frey zu lassen. Carl machte dem Könige den Vorwurf der Treulosigkeit, und dieser von einem so empfindlichen Vorwurfe erbittert, begieng die Schwachheit, Carln zu einem Zweykampfe zu fodern, in welchem er zu erscheinen versprach, so bald der Ausfoderer den Vertrag zu Madrid erfüllt haben würde. Die französischen Waffen hatten kein Glück in Italien. Lautrec starb vor Neapolis und seine Völker, durch Pest und Mangel so geschwächt, daß sie nach seinem Tode die Belagerung aufheben mußten, wurden auf ihrem Rückzuge fast völlig aufgerieben. Fast zu gleicher Zeit verließ Andreas Doria, von dem Stolze der französischen Großen beleidigt, die Dienste des Königs, verband sich mit dem Kaiser, befreyete Genua von der französischen Herrschaft, und erhob sein Vaterland zu einer freyen und unabhängigen Republik, wozu der Kaiser seine Einwilligung gab, nachdem er dessen Erbieten, ihm die Oberherrschaft darüber zu versichern, großmüthig abgelehnt hatte, werth um dieser so seltnen vaterländischen Uneigennützigkeit der Bildsäule, welche ihm zum ewigen Andenken derselben errichtet wurde.

Jahr nach Chr. Geb.

Nicht lange nachher wurde der erste Grund zur Trennung der englischen Kirche von der römischen gelegt. Heinrich der achte hatte Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit Cathrinen, der Schwester des Kaisers, der vormaligen Wittwe seines Bruders Artus, oder gab vor, sie zu haben, um sich von ihr scheiden zu können, weil er männliche Erben zu erhalten wünschte. Er entschloß sich, seine Ehe aufheben zu lassen, als er von der Schönheit, und dem einnehmenden Wesen einer Hoffräulein der

1532.

König-

Jahr nach Chr. Geb.

Königinn, Anna Bolleyn, gerührt wurde, und ohne seinem Günstling seine neue Liebe zu entdecken, sich gern mit ihr vermählt hätte. Der Cardinal Wolsey, sein Günstling, bestärkte ihn in seinen Zweifeln, theils um ihn zu schmeicheln, theils aus Verdruß, bey dem Kaiser nicht das Ansehn zu haben, in dem er bey ihm zu stehen geschienen hatte. Er beredete auch den König leicht, die Ehescheidung in Rom zu suchen. Wolseys Absicht aber war, ihn mit Margarethen, einer Wittwe des Herzogs von Alencon und der Schwester des Königs von Frankreich zu vermählen, der nun seinem Ehrgeize mehr, als Carl, zu schmeicheln schien. Clemens, der achte, wollte weder den König durch eine abschlägliche, noch den Kaiser durch eine gefällige Antwort beleidigen, schickte den Cardinal Campegius nach London, und trug ihm und dem Cardinal Wolsey die Untersuchung dieser Sache auf. Dieser hatte indeß entdeckt, daß der König die Ehescheidung, blos um seiner neuen Liebe willen, so eifrig wünschte, und suchte sie nun zu erschweren. Er verstand sich mit dem Legaten, der vom Papste geheime Befehle hatte, die Entscheidung, so lange er könnte, zu verzögern, da die Königinn sich diesem Gerichte nicht unterwerfen wollte, Carl aber der Entscheidung sich aus eben den politischen Absichten widersetzte, aus welchen der Papst sich gegen Heinrichen günstig zu erweisen das Ansehn haben wollte. Endlich entschloß sich Clemens, um seine Unterhandlungen mit dem Kaiser eher zu endigen, zur Erklärung in Engelland, daß er eine so wichtige Angelegenheit selbst untersuchen und entscheiden wollte; eine Erklärung, welche den Fall des Cardinals Wolsey beföderte, der in seinem Unglück sich eben so niedrig zeigte, als er in seinem

Glück

Glück stolz und übermüthig gewesen war. Er starb des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt, vor Kummer, da er dieser Anklage wegen, als ein Staatsgefangener nach London gebracht werden sollte. Clemens hatte diesen, dem Könige so empfindlichen Schritt gethan, nachdem er seinen Vergleich mit dem Kaiser geschlossen hatte, kraft dessen Alexander von Medicis wieder in den Besitz der Oberherrschaft über Florenz eingesetzt, und dem Papste verschiedene Kirchengüter in Italien zurück gegeben werden, der Kaiser hingegen die Belehnung über das Königreich Neapolis empfangen, beyde aber ihre Macht, theils zur Befestigung der Ruhe in Italien, theils zur Unterdrückung der Lehren in Deutschland anwenden sollten.

Jahr nach Chr. Geb.

Die deutschen Fürsten und Städte, welche den Irrthümern und Gebräuchen der römischen Kirche entsagt hatten, und die Reinigung der Religion in ihren Ländern auf alle Weise zu befördern suchten, wußten allzuwohl, was sie von der Versöhnung des Kaisers und des Papstes erwarten müßten. Ihre Eintracht war ihre vornehmste Sicherheit, und deswegen hatten sie zu Magdeburg einen genauen Verein verabredet und geschlossen, nicht ungeneigt, auch diejenigen, die dem zwinglianischen Lehrbegriffe folgten, zu ihrem Bunde zuzulassen. Eine von den Ursachen dieser engen Verbindung, woran auch König Friedrich von Dännemark Theil nahm, war die Nachricht, welche ihnen Otto von Pack, des Herzogs Georgs von Sachsen Canzler, von einem Bündnisse gegeben hatte, welches die katholischen Fürsten zur Unterdrückung der Evangelischen mit einander geschlossen haben sollten. Er hatte den Evangelischen eine Abschrift davon mitgetheilt, und versicherte, die Urkun-

1528.

1528.

Jahr nach Chr. Geb. de selbst mittheilen zu können. Georg von Sachsen erklärte das ganze Bündniß für eine Erdichtung. Otto von Pack konnte die Wahrheit der Urkunde selbst nicht erweisen; wurde landflüchtig, und irrte, von Landgrafen Philipp von Hessen verlassen, einige Zeit in Westphalen herum, bis er zu Antwerpen ergriffen, und zum Tode verurtheilet wurde. Der Landgraf nöthigte indeß den Churfürsten von Maynz und den Bischof von Würzburg zur Erstattung der Unkosten, die er dieses Gerüchtes wegen, um sich zu seiner Selbstvertheidigung zu rüsten, aufgewendet hatte.

Allein so ungegründet, oder gegründet auch diese Besorgnisse gewesen seyn mochten, so hatten doch der Churfürst von Sachsen, dessen Prinz, Johann Friedrich, sich mit Sibyllen, einer Prinzessinn des Herzogs von Jülich und Cleve, vermählte, und sich dadurch neue Rechte auf den, ihm durch viele Anwartschaften schon versicherten künftigen Besitz dieser Länder erwarb, der Landgraf von Hessen, und die mit beyden verbündeten Stände, Ursachen genug, zu einer standhaften Vereinigung mit einander. Sowohl Franciscus der erste, als Carl, waren des Krieges müde, der für beyde so verderblich war, ohne ihre Leidenschaften zu befriedigen. Die Franzosen hatten sich zwar, nach einer Niederlage, unter dem Grafen von Saint Pol, über die Alpen zurück gezogen und der Kaiser schien sich von diesen Umständen große Vortheile versprechen zu können. Allein

1529. er wurde durch wichtige Gründe bewogen, den Frieden zu unterzeichnen, den die Statthalterinn der Niederlande, seine Muhme, Margaretha, und die Mutter des Königs von Frankreich, Louise von Angouleme, zu Kämmerich vermittelten. Der Vertrag

trag bestand aus neun und vierzig Artikeln, und war für Carln sehr vortheilhaft. Der König verpflichtete sich zu einem Lösegeld von zwo Millionen für seine Prinzen, entsagte seinen Ansprüchen auf Neapolis und Mayland, und der Herrschaft über Flandern, Artois, und die Städte Arras und Dornick; Burgund aber behielt er. Wegen der Florentiner, des Herzogs von Ferrara und des Sforza, wurde im Frieden nichts geschlossen, wie feyerlich auch der König seinen Bundesgenossen versprochen hatte, keinen Frieden zu machen, ohne sie in demselben einzuschliessen. Sie sahen sich also der Willkühr des Kaisers überlassen, der sich aber doch auch mit den Venetianern verglich, als sie sich zur Wiedergabe der Städte Ravenna und Cervia verstanden, in Neapolis aber alles räumten, was sie noch davon inne hatten. Franz Sforza erhielt auch das Mayländische wieder, mußte aber die kaiserlichen Völker bezahlen; auch der Herzog von Ferrara hatte Theil an der allgemeinen Aussöhnung, und so war die Ruhe in Italien hergestellet, Florenz ausgenommen, dessen Einwohner sich dem Hause Medicis nicht unterwerfen wollten. Sie ließen sich belagern, und vertheidigten ihre Freyheit mit der hartnäckigsten Tapferkeit; doch mußten sie endlich der überlegenen Macht weichen, und sich ihren Siegern auf alle ihnen gefällige Bedingungen übergeben.

Jahr nach Chr. Geb.

Die vornehmste Ursache, wodurch Carl zum Frieden bewogen wurde, war die Gefahr, womit die Türken Ungarn und Oesterreich bedrohten, die unter dem Vorwande, den Waiwoden von Siebenbürgen wider den Erzherzog Ferdinand im Besitze der Krone von Ungarn zu schützen, in dieses Reich eingefallen waren. Der Kaiser hatte die Hülfe der Deutschen nöthig, und

Jahr nach Chr. Geb.

schrieb deswegen durch seinen Bruder einen Reichstag nach Speyer aus. Allein die Unterhandlungen über die Religion beschäfftigten die berufenen Stände mehr, als die Berathschlagungen über den Türkenkrieg. Die Römischgesinnten drangen auf die Erneuerung des Reichsschlusses von Worms. Die Messen sollten überall hergestellt, alle Streitigkeiten über die Religion verboten, und die Untersuchung und Entscheidung derselben einer allgemeinen Kirchenversammlung vorbehalten werden. Dies war der Inhalt des Abschiedes von diesem Reichstage. Allein, der Churfürst von Sachsen, und der Marggraf, Georg von Brandenburg, die Herzoge von Braunschweig, der Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt, und vierzehn Reichsstädte, widersprachen demselben in einer feyerlichen Urkunde, verwahrten sich ihre Rechte, welche sie durch den Reichsabschied von Speyer erhalten hatten, und beschlossen zugleich, deswegen Abgeordnete an den Kaiser zu schicken. Von dieser Urkunde erhielten diejenigen, welche die Gemeinschaft mit der römischen Kirche aufgehoben, und sich entweder für Luthern, oder Zwingeln erklärt hatten, den Namen der Protestanten. Sie gewonnen dadurch auch so viel, daß Ferdinand nicht auf die Vollstreckung des Abschiedes drang, der ihre Urkunde veranlaßt hatte.

1529.

Ferdinand, der von Natur keine Neigung zur Verfolgung hatte, war desto gelinder, je furchtbarer ihm der Fortgang der türkischen Waffen wurde. Solymann hatte Ofen erobert, und fand in Ungarn so wenig Widerstand, daß er Wien belagern konnte. Die Vertheidigung war zwar so tapfer, daß er die Belagerung aufzuheben genöthigt wurde, war aber darum nicht überwunden, sondern kehrte nur nach

Ofen

Ofen zurück, wo er dem Waiwoden von Siebenbürgen die Belehnung über das ungarische Reich ertheilte. Der Kaiser entschloß sich also auf Ferdinands dringendes Anhalten zur Reise nach Deutschland, gieng von Barcellona nach Genua, und bestätigte die Unabhängigkeit dieser Stadt. Der Unwille, womit er die Abgeordneten der protestantischen Reichsglieder empfieng, veranlaßte den smalkaldischen Bund, und zugleich einen neuen Versuch, die, welche Luthern in der Lehre vom Abendmahl folgten, mit denen, welche Zwingels Meynung für gegründeter hielten, zu vereinigen, indem Philipp von Hessen, den Streit selbst beyzulegen, eine öffentliche Unterredung darüber zu Marpurg halten ließ; man konnte sich aber nicht vergleichen. In Bononien, wo Franz Sforza mit dem Herzogthume Mayland belehnt wurde, ließ sich Carl von Clemens, dem achten, die Kaiserkrone aufsetzen, berief die deutschen Stände auf einen Reichstag zu Augsspurg zusammen, und erhob, ehe er dahin abreisete, Mantua zum Herzogthume.

Jahr nach Chr. Geb.

1530.

Die protestantischen Fürsten und Städte hatten indeß zu Torgau die vornehmsten Artikel verabredet, worinn sie ihren gegründeten Widerspruch gegen die römische Kirche vor der Versammlung aller Stände zu bekennen beschlossen hatten. Niemals ist ein Reichstag gehalten worden, der entweder wegen der Hoheit der Gegenwärtigen, oder wegen der Wichtigkeit der Angelegenheiten, welche auf demselben verhandelt werden sollten, oder in Betrachtung seiner Folgen nicht allein für Deutschland, sondern für ganz Europa wichtiger und merkwürdiger gewesen wäre. Der Churfürst Johann von Sachsen begab

Jahr nach Chr. Geb.

sich, von den übrigen Häuptern der evangelischen Stände begleitet, noch vor der Ankunft des Kaisers nach Augsspurg. Melanchthon, ein Gottesgelehrter, der seiner Friedfertigkeit, Gelindigkeit und Mäßigung wegen, selbst den Feinden der Protestanten ehrwürdig seyn mußte, hatte Befehl, ihm zu folgen, Luther aber, sich nach Coburg zu begeben, wo er seinem vertrautesten Freunde mit seinem Rathe beystand, und weil dieser eine ängstlichere und furchtsamere Gemüthsart hatte, durch Schreiben voll Freudigkeit und Muth, zur Festigkeit und Unerschrockenheit aufmunterte. Mit seinem Vorwissen, und mit seiner völligen Genehmhaltung verfertigte Melanchthon hier das Bekenntniß, welches dem Kaiser und der Versammlung übergeben werden sollte. Kaum war nun Carl in der Mitte des Junius angekommen, als die Häupter der Protestanten schon Gelegenheit hatten, ihre Standhaftigkeit in der Religion, die sie bekannten, zu beweisen. Auf Befehl des Kaisers sollten sie an dem feyerlichen Umgange des Frohnleichnamsfestes Theil nehmen; sie weigerten sich aber, ihm durch die Beobachtung einer Ceremonie zu gehorchen, die keinen Grund in der göttlichen Offenbarung hat, und ihrem Glauben von dem Abendmahl so zuwider war. Mit gleicher Standhaftigkeit behaupteten sie das Recht, Gott nach ihren Einsichten zu dienen, ob sich gleich der Churfürst Johann nicht weigerte, dem Kaiser bey der feyerlichen Messe, womit er die Versammlung der Stände eröffnete, als Erzmarschall, das Schwerdt vorzutragen. Der Cardinal Campegius übergab die päbstlichen Bullen, wodurch er zum Legaten an die Versammlung ernannt war, und hielt eine Rede an die Stände, worinnen er sie zum Gehorsam gegen

den

den römischen Stuhl, und zum Kriege wider die Türken ermahnte. Die Punkte, welche der Churfürst von der Pfalz zur Berathschlagung vortrug, betrafen theils diesen Krieg, theils die Mittel, die Unruhen in Deutschland über die Religion zu stillen, und man beschloß, mit den Berathschlagungen über den zweyten Punkt den Anfang zu machen. Diese günstige Gelegenheit ergriff der Churfürst Johann von Sachsen, den Kaiser zu bitten, daß er das Bekenntniß der protestantischen Stände, welches Melanchthon aufgesetzt hatte, öffentlich vorlesen lassen möchte. Carl schlug Anfangs die Erfüllung dieses billigen und ehrerbietigen Gesuchs ab, und wollte blos die schriftliche Mittheilung desselben bewilligen. Aber endlich erhielten sie doch, was sie wünschten. Ihr Bekenntniß, welches von dem Ort der Versammlung das Augsspurgische heißt, wurde dem Kaiser überreicht, und in seiner Gegenwart vor den Fürsten, und einer ausnehmend großen Menge hoher und gelehrter Zuhörer, von dem sächsischen Canzler, Christian Bayer, öffentlich verlesen. Die Aufmerksamkeit, womit es angehöret wurde, war groß, und selbst seine billigen Widersacher müssen gestehen, daß es ein Meisterstück eines deutlichen, bescheidenen, vorsichtigen, und ehrerbietigen Bekenntnisses war, die Meynungen und Gebrechen der herrschenden Kirche nicht schonte, und doch mehr Glimpf und Mäßigung gegen ihre Bekenner und Vertheidiger bewieß, als sie selbst erwarten konnten. Johann Faber, nachheriger Bischof zu Wien, Johann Eck, und Johann Cochläus arbeiteten sogleich eine Widerlegung aus, welche den versammleten Ständen auf Befehl des Kaisers vorgelesen wurde, und man foderte von den Protestanten, daß sie nun

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb. allem weitern Widerspruche entsagen sollten. Sie hingegen verlangten eine schriftliche Mittheilung der Widerlegung, um ihren Ungrund darzuthun, weil sie, nicht dadurch überzeugt worden zu seyn, erklärten. Doch ihr billiges Gesuch fand kein Gehör. Melanchthon verfertigte also eine Vertheidigung ihres Bekenntnisses wider das Wichtigste, was ihre Widersacher in ihrer Widerlegung zur Vertheidigung der herrschenden Kirche gesagt hatten. Auch diese wurde dem Kaiser übergeben, angenommen, und als endlich die Protestanten eine Abschrift der römischen Widerlegung erhalten hatten, von Melanchthon verbessert, erweitert, und den Bekenntnißschriften der lutherischen Gemeinen einverleibet. Vier Reichsstädte, Straßburg, Memmingen, Lindau und Costnitz, welche den Einsetzungsworten des Abendmals eine feyerliche Bedeutung gaben, und sich mit den Städten Zürch, Bern und Basel, zur Vertheidigung ihrer Gewissensfreyheit verbunden hatten, übergaben ein besonderes Bekenntniß; auch hatte Zwingel zugleich sein eigenes übersendet. Der Landgraf von Hessen, unwillig darüber, daß den protestantischen Ständen, eine Abschrift von der Widerlegung der römischen Gottesgelehrten verweigert worden war, verließ Augspurg, welches den Kaiser bewog, den übrigen die Entfernung von der Versammlung zu untersagen. Er wünschte, die Streitigkeiten über die Religion, durch den Weg der Unterhandlung beyzulegen. In dieser Absicht, wurden verschiedene Unterredungen zwischen den Abgeordneten von beyden Parteyen gehalten; aber ohne Nutzen. Die Standhaftigkeit der Protestanten, wurde weder durch gütliche Vorstellungen und politische Versprechungen, noch durch die Drohungen des Kaisers erschüttert. Als er nun sah, daß alle

alle seine Versuche, sie zu gewinnen, unnütz waren, Jahr nach
ließ er den ersten Reichsabschied bekannt machen, Chr. Geb.
worinnen ihnen eine gewisse Frist zur Wiedervereinigung mit der römischen Kirche bewilligt wurde. Allein die Protestanten widersprachen diesem Abschiede, und übergaben Melanchthons Vertheidigung ihres Bekenntnisses. Der Churfürst Joachim von Brandenburg äußerte nun, dem Kaiser zu gefallen, gegen seine protestantischen Mitstände eine Härte, welche der Unabhängigkeit der Reichsglieder von einander allzu sehr entgegen war, als daß sie nicht einen gerechten Unwillen darüber hätten empfinden sollen. Also verließ der Churfürst von Sachsen den Reichstag; Carl aber ließ nun einen zweyten, weit strengern Abschied bekannt machen, worinnen das Ansehen der Kirche übermäßig erhoben, der Befehl von Worms wider Luthern und seine Anhänger erneuert, alle Neuerung und Veränderung in der Religion mit großer Härte verworfen und untersagt, und zugleich den Fürsten und Städten, unter Androhung der Ahndung und Ungnade des Kaisers, befohlen wurde, sich binnen einem Monat den Aussprüchen der römischen Kirche zu unterwerfen. Ueberdieß wurde Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister des deutschen Ordens, weil er sich der unabhängigen Herrschaft über Preußen, durch einen Vertrag mit Polen versichert hatte, in die Acht erklärt, und die Ritter in Deutschland erwählten an seine Stelle einen andern Hochmeister. Der Kaiser belehnte endlich seinen Bruder Ferdinand mit dem Erzherzogthum Oesterreich, erklärte Speyer zum Sitz des Reichskammergerichts, und schrieb in der Absicht, seinen Bruder zum römischen Könige erwählen zu lassen, einen neuen Reichstag nach Cölln aus. Auf

Jahr nach Chr. Geb.

die Nachricht davon, erneuerten die Protestanten ihre Verbindung mit einander zu Smalkalden in Franken, ließen erklären, daß sie ihre Einwilligung zur Wahl eines römischen Königs nicht ertheilen könnten, und suchten den Beytritt zu ihrem Bunde bey dem Könige von Frankreich, der allezeit eifersüchtig über Carln war, ob er gleich die Verfolgung der Protestanten in seinem Reiche nicht hinderte, sondern vielmehr befahl, bey Heinrichen von Engelland, der mit dem Papste gebrochen hatte, weil er sich weigerte, seine Ehe mit der Schwester des Kaisers zu trennen, bey dem Könige von Dännemark, der als Herzog von Hollstein, dem Bündnisse beyzutreten versprach, weil er den Widerstand seiner Bischöfe, gegen die Verbesserung der Religion, in seinen Reichen mit Gewalt zu überwinden, nicht wagen konnte, und bey andern Fürsten und Städten, nicht ohne günstige Aussichten eines glücklichen Erfolges ihrer Unterhandlungen.

Carl, der indeß die römischgesinnten Churfürsten des Reichs bewogen hatte, seinen Bruder zu Cölln, ungeachtet des Widerspruches der protestantischen, zum römischen Könige zu erwählen, suchte sie durch Schreiben zu vermögen, daß sie ihn erkennen möchten. Sie hingegen, hatten sich wieder zu Smalkalden versammelt, und blieben nicht allein standhaft bey ihrer Weigerung, sondern erklärten auch dem Kaiser die Ursachen, welche sie nöthigten, sich zu ihrer Vertheidigung zu rüsten, da das kaiserliche Kammergericht zu Speyer bereits anfieng, Urtheile wider die zu sprechen, welche der verbesserten Religion beypflichteten, wiewohl sie nur an denen vollstreckt wurden, deren Güter in katholischen Ländern lagen. Gleiche Entschließungen faßten die Protestanten zu

Frankfurt.

Frankfurt. Ihre Standhaftigkeit bewog den Kaiser, der ihre Hülfe wider die Türken nicht entbehren konnte, und zugleich eine einstimmige Wahl seines Bruders zum römischen Könige wünschte, friedliche Unterhandlungen mit ihnen anzustellen, bey denen die Churfürsten von Maynz und Pfalz Mittler waren. Zwischen den protestantischen, und römischgesinnten Eidgenossen, waren indeß die Streitigkeiten über die reformirte Religion, in blutige Feindseligkeiten ausgebrochen. Die Zürcher, welche reformirt hatten, wurden auch geschlagen, und Zwingel selbst blieb in dem Treffen, worein er als Bürger seinen Mitbürgern hatte folgen müssen. Der Friede wurde indeß zwischen beyden streitenden Parteyen bald erneuert, und die Aufnahme des protestantischen Glaubens in denen Eidgenossenschaften, welche sich bereits dafür erklärt hatten, wurde eins von den gemeinschaftlichen Grundgesetzen des Schweizerbundes. So viel Glück hatten zwar die Protestanten in Deutschland noch nicht; doch kam es zwischen ihnen und dem Kaiser zu einem Vergleiche, welcher als der erste Grundstein der freyen und öffentlichen Lehre, und Uebung des verbesserten Glaubens und Gottesdienstes anzusehen ist, und die öffentliche Ruhe in Deutschland befestigte. Er wurde zu Nürnberg geschlossen, und zu Regensspurg bestätiget, so günstig für die Evangelischen, als sie nur von den Umständen der Zeit erwarten konnten. Sie hoben ihren Widerspruch gegen Ferdinands Wahl zum römischen Könige auf, ohne ihre Genehmhaltung dazu zu geben; das Wormser Edict, und der letzte Reichsabschied wurden für ungültig erklärt; keiner von den deutschen Ständen sollte der Religion wegen beunruhigt, noch von einem andern bekriegt, oder

Jahr nach Chr. Geb.

Jahr nach Chr. Geb. 1532.

oder seiner Länder beraubt werden. Der Kaiser verband sich, ein allgemeines Concilium zu veranstalten; die Protestanten hingegen machten sich anheischig, Carln sowohl mit einer Kriegssteuer, als mit ihren Völkern wider die Türken beyzustehen, welches sie auch mit einer so ausnehmenden Großmuth und Bereitwilligkeit thaten, daß ihnen der Kaiser weder seine Dankbarkeit noch Bewunderung versagen konnte.





Zwenter Abschnitt,

welcher

Betrachtungen über die Geschichte der Religion enthält.

Ueber die abwechselnden Schicksale der Wissenschaften im Occidente, und ihren Einfluß in die Religion, vom Ende des sechsten Jahrhunderts bis auf Carln den Großen *).

Die menschlichen Wissenschaften haben in den ältern Zeiten der Kirche dem Christenthume und seinen Lehren nicht die nützlichen Dienste geleistet, welche sie von ihnen fodern und erwarten konnten; ihre Verehrer sind vielmehr zum größten Nachtheil desselben, oft selbst in der besten Meynung, seine Herrschaft auszubreiten, oder zu befestigen, nur allzugeschäftig gewesen, nicht allein den sanften Glanz, den seine Wahrheiten in ihrer ursprünglichen Einfalt hatten, zu verdunkeln, sondern auch vielen Meynungen und Irrthümern, die das Ansehen tieferer Einsichten in die Geheimnisse des Worts Gottes zu haben

*) Die vornehmsten Quellen dieser Abhandlung und der folgenden sind, ausser den Schriftstellern der Zeiten selbst, die Literaturhistorie Frankreichs von den Benedictinern, Ceillier, Cave, Luden, du Boulay, des Dachery, des Baluze, des Martene u. Sirmonds Sammlungen, Mabillons Acta u. Annales Ordin. Bened. wie auch Biblioth. P. M.

haben schienen, ein Gewicht zu geben, wodurch sie dem großen Haufen ehrwürdig werden mußten. Besonders hat die Philosophie schon zu Tertullians Zeiten sich den Vorwurf zugezogen, das Zeughaus aller der Ketzereyen zu seyn, wodurch die Religion Jesu und seiner Apostel verfälscht worden ist, ob denselben gleich die Unfähigkeit, die heilige Schrift richtig zu erklären, die ihren Grund in dem Mangel der nöthigen Sprachenkunde hatte, vielleicht noch mehr verdienet, als die Philosophie. Allein, so unläugbar dieses ist, so gewiß ist es auch durch die Geschichte aller Zeiten, daß die Irrthümer in der Religion, auf welche die Menschen bey dem freyen Gebrauche ihres Verstandes verfallen, wenn sie ihr durch die Anwendung der Wissenschaften mehr Licht, oder mehr Gewißheit und Stärke geben wollen, ihrem Endzwecke nicht so nachtheilig und gefährlich sind, als diejenigen, welche bey dem Mangel, oder Verfalle der Wissenschaften zu entstehen pflegen. Die göttliche Lehre der Offenbarung hat in den Schriften der gelehrtesten Christen, sowohl in der morgenländischen, als besonders in der abendländischen Kirche, die uns aus den ersten fünf christlichen Jahrhunderten übrig geblieben sind, weder in dem, was zum Glauben gehört, noch in den Vorschriften des Lebens, die Vollkommenheit und Schönheit, die sie in dem Worte Gottes selbst hat, so weit es richtig verstanden wird; so mannichfaltig sind die Zusätze, womit sie aus der menschlichen Gelehrsamkeit, als mit so vielen geringen Metallen, vermischt worden ist. Allein, wie weit übertreffen sie doch nicht diejenigen, die sich ans Licht gewagt haben, nachdem gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts die morgenländische Kirche, noch vielmehr aber der ganze Occident in allen

Wis-

Wissenschaften fast auf einmal in die finsterste Barbarey versunken war! Wie ungleich waren besonders die lateinischen Gelehrten ihren Vorfahren in den Wissenschaften; **Ennodius**, der durch seine niedrigen Schmeicheleyen gegen die Bischöfe von Rom eben so merkwürdig ist, als durch seine Gedichte, **Arator**, welcher die Apostelgeschichte in Verse übersetzte, **Primasius**, der eine noch nicht unbrauchbare Auslegung über die Briefe Pauli schrieb, **Cäsarius** von Arles, der sich um die gallicanische Kirche durch seine Homilien verdient machte; **Laurentius**, ein Bischof von Novara, wegen der Anmuth seiner Homilien mit dem Namen des **Honigfließenden** beehrt und nicht ganz unmerkwürdig wegen seiner Abhandlung über die zwo großen Epochen der Zeit vor Christo, und der Zeit von Christo an bis zum Ende der Welt; **Dionisius Exiguus**, der einige Verdienste um die Geschichte des Kirchenrechts hat! **Fulgentius**, Bischof von Ruspa, war schon merkwürdiger, als diese Schriftsteller; berühmt theils wegen seiner drey Bücher an den **Monimus**, worinnen er seine Gedanken über die zwiefache Vorherbestimmung Gottes, über das Abendmahl, und über den heiligen Geist äussert, die Worte Johannis: Das Wort war bey Gott erklärt, und die Einwürfe der Arianer wider die Gottheit Christi, besonders durch die Stelle der lateinischen Uebersetzung von der Einheit der drey Zeugen im Himmel bestreitet; theils durch seine Schriften an den König der Vandalen **Thrasimund** über das Geheimniß der Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in Eine Person Christi, und über ihre Nothwendigkeit zur Versöhnung der Menschen; theils auch durch verschiedene Briefe, einige andre zum Theil zweifelhafte Schriften, und verschie-

Vid. Fulg. oper. Paris. 1684. 4.

schiedene Homilien. Sein Diaconus **Ferrandus**, ward der Nachwelt blos durch die Beschreibung seines Lebens bekannt. Weit mehr verdiente es **Facundus** zu seyn, ein berühmter africanischer Bischof und ein eben so berühmter Vertheidiger der in der griechischen Kirche so berüchtigten drey Kapitel, und besonders des Bischofes **Theodorus von Mopsvest** und seiner exegetischen Meinungen über die Prophezeyungen der heiligen jüdischen Schriften von Christo, eben so wohl als **Liberatus**, dem wir ein lesenswerthes **Breviarium** des Nestorianismus zu danken haben. Es fehlte diesem Jahrhunderte auch nicht an andern Gelehrten. Allein **Vigilius**, so berühmt er auch als Papst wurde, **Rufinus**, der die Acephaler vertheidigte; **Victor**, der die Harmonie des **Ammonius** ins Lateinische übersetzte, **Ferreolus**, der Verfasser einer Mönchsregel und **Fortunatus** ein Dichter, sind Namen, deren Andenken kaum erhalten zu werden, verdiente. **Boethius** und **Caßiodorus** lebten und schrieben auch noch in der Dämmerung des untergehenden Lichtes der Wissenschaften. Beyder Schriften verdienen Aufmerksamkeit und Hochachtung. Beyde können so gar den besten Schriftstellern der ältern lateinischen Kirche an die Seite gesetzt werden. **Boethius** war ein Redner, ein Dichter und Philosoph. Seine Schreibart nähert sich in der Reinigkeit den glücklichern Zeiten der lateinischen Sprache. Er wußte sich über die schwersten philosophischen Materien mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Klarheit auszudrücken, und es giebt unstreitig keinen deutlichern und verständlichern Uebersetzer und Ausleger des **Aristoteles**, als ihn. Er wird nur dunkel, wenn er in dieser philosophischen Sprache die Geheimnisse der

Of-

Offenbarung erklären, und für die Vernunft begreiflicher machen will. Fulgentius, ein africanischer Bischof von Ruspa, war viel weniger Original, als Boethius; man entdeckt auch in seinen Schriften keine so ausgebreiteten Erkenntnisse; man sieht in ihm vielmehr einen allzugelehrigen Schüler des Augustinus, den er so wenig in seiner Schreibart, als in der Scharfsinnigkeit und Lebhaftigkeit seiner Gedanken erreicht. Dennoch hat er auch noch einige Vorzüge des Geistes, und des Ausdrucks, die ihn merkwürdig machen, und ungeachtet ihm das Schwere und Spitzfündige in der Theologie zu sehr gefiel, befliß er sich doch eines leichten und faßlichen Vortrages, verstand auch die Kunst, sich für diejenigen, die mit keinem durchdringenden Geiste begabt wären, klar und einleuchtend auszudrücken, ob er gleich ein Africaner war. Die Verdienste, welche Cassiodor um die Wissenschaften hatte, sind noch grösser und schätzbarer. Dieser zu seiner Zeit so grosse Staatsmann schien sie alle auf ihrer Flucht aufhalten, oder in die Kirche zurück rufen zu wollen, die sie zu verlassen drohten. Man kann seine Werke, ob die meisten gleich nur Auszüge aus alten Schriftstellern und Sammlungen fremder Gedanken sind, nicht mit Gleichgültigkeit gegen ihn und ihren Inhalt lesen. Er kannte die freyen Künste und die Philosophie, die Verbindung, in der sie mit der Religion standen, und ihren Gebrauch in derselben. Man hört überall einen weisen Minister, einen tiefsinnigen Weltweisen, einen gelehrten Ausleger, einen nicht ungeübten Kunstrichter, und einen Redner sprechen, der seine Leser zu unterhalten weiß. Man sieht zwar seiner Schreibart die schon überall einreissende Barbarey an; er entfernt sich in seinem Aus-

 drucke

drucke von der schönen Latinität der bessern Zeiten weiter als andere; besonders erlaubt er sich in seinen Briefen viele spitzige und gekünstelte Einfälle und Wendungen, die nur einem verderbten Geschmacke gefallen können; wer sich aber in seine Zeiten versetzt, der vergißt leicht diese Fehler über den Reichthum, den Adel und die Hoheit seiner Gedanken. Aus seiner Geschichte der Gothen ist uns nur der Auszug des Bischofs von Ravenna, **Jordanus** übrig, den man nicht lesen kann, ohne über die Nachläßigkeit der Zeiten, ein so wichtiges Werk zu erhalten, unwillig zu werden. Die Auslegung dieses Staatsmannes über die Psalmen enthält größten Theils Auszüge aus den Auslegungen des Augustinus; sie sind aber nützlicher, und selbst angenehmer zu lesen, als diese, weil er die Schriften des Origenes und Hieronymus braucht, und zuweilen selbst den hebräischen Text zu Rathe zieht. Was er über die Beredsamkeit, die Dialectik, die Rechenkunst, die Musik, die Geometrie, die Astronomie, die Berechnung des Osterfestes, die Grammatik, die Orthographie und die uneigentlichen und verblümten Ausdrücke der Schrift geschrieben hat, ist zwar eines in seinen Zeiten so großen Mannes nicht unwürdig; aber weit schätzbarer sind seine so genannten göttlichen Unterweisungen, die eine damals vorzüglich nützliche Einleitung zum fruchtbaren Lesen und richtigen Verstande der heiligen Schrift enthalten. Er schrieb sie zum Unterrichte des von ihm selbst erbauten Klosters Viviers, worinn er sein Leben beschließen wollte, nachdem er funfzig Jahre lang unter den gothischen Königen die wichtigsten Aemter des Hofes und des Staats verwaltet hatte. Man kann nicht, ohne gerührt zu werden, die Ermahnungen lesen, wodurch er die

Mönche

Mönche zur Liebe gegen die Wissenschaften zu ermuntern suchte. Er beschäftigte sich nicht allein selbst mit ihrer Unterweisung, sondern verschafte ihnen auch alle Mittel, welche die Gelehrsamkeit unter ihnen befördern konnten. In dieser Absicht ließ er seine zahlreiche Bibliothek, die er in Rom gehabt hatte, nach seinem Kloster bringen, und ermunterte sie, so viele und so wohl ausgesuchte Schätze zu ihrem eigenen Unterrichte zu gebrauchen. Er stellte ihnen die alten Kirchenväter, die mit den menschlichen Wissenschaften so bekannt gewesen waren, einen Cyprianus, Lactantius, Victorinus, Optatus, Ambrosius, Augustinus und Hieronymus als Beyspiele vor, die nachgeahmt zu werden verdienten, und erinnerte sie, daß selbst Moses in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet und erfahren gewesen wäre. Er zeigte ihnen auch die Vortheile, welche die Religion von den menschlichen Wissenschaften erhalten könnte; und empfahl sie, wegen der Hülfe, die sie zur leichtern Einsicht in den Verstand der heiligen Schrift gewährten. Zwar wollte er sie von den gewöhnlichen leiblichen Arbeiten des Mönchlebens, dem Ackerbaue und der Gärtnerey nicht abziehen; er hielt aber das Studieren, und selbst das Abschreiben der Schrift und andrer nützlicher Bücher für bessere Beschäftigungen, und es war ihm besonders an diesem so viel gelegen, daß er die Lobeserhebungen übertrieb, die er an treue und sorgfältige Büchercopisten verschwendete.

Cassiod. Instit. c. 18.

Wäre es einem solchen Freunde des Christenthums und der Litteratur gelungen, in seinen Zeitgenossen einen neuen Eifer für die Wissenschaften zu entzünden; hätten viele noch länger so gütige, ihnen so günstige Könige in Italien geherrscht, als der

der arianische König Theodorich war, der, von dem Geiste der Duldung regiert, Bekenner verschiedener Meynungen in der Religion neben einander schützte, und den freyen und gewissenhaften Gebrauch der Vernunft durch keinen gewaltsamen Zwang unterdrücken lies: So hätte die Religion, wie viel sie auch schon von ihrer ersten Reinigkeit und Würde verloren hatte, doch noch nicht so bald in jenes, dem gesunden Menschenverstande so anstößige Gemisch der ungereimtesten und ungöttlichsten Meynungen, und einiger in ihrer Verbindung mit dem Irrthum kaum noch kennbaren Wahrheiten der Offenbarung, welches den folgenden Jahrhunderten so heilig war, ausarten, noch den Gottesdienst der Christen so sehr verderben, und mit seinem eitlen Gepränge dem Heidenthum so ähnlich machen können, als derselbe in diesen, fast alles Lichts beraubten Zeiten wurde.

Die Ursachen, welche nunmehr zur Beschleunigung des völligen Verfalles aller Wissenschaften zusammen trafen, waren viele, und von verschiedener Art. Die Einfälle so rauher und barbarischer Nationen in Italien, als die Heruler, und noch mehr die Longobarden waren, und die Verwüstungen, welche sie überall verbreiteten, waren eine von den vornehmsten. Eine andere Ursache waren die Streitigkeiten über die schwersten Geheimnisse des Glaubens, an denen auch die abendländische Kirche immer Theil nahm. Diese Kämpfe hätten freylich den menschlichen Geist in einiger Uebung seiner Kräfte erhalten können, ob sie gleich mehr philosophischer als exegetischer Art waren, wenn nur die darüber uneinigen Parteyen bloß mit Waffen der Gelehrsamkeit wider einander gestritten hätten. So aber mußten sie allen Wissenschaften um so viel nachtheiliger werden, je

gewöhnlicher die Entscheidungen derselben durch die Machtsprüche der Bischöfe und Kirchenversammlungen wurden, welche sich die grausamsten Verfolgungen erlaubten, diejenigen zum Stillschweigen zu bringen, die von der herrschenden Lehre nur darum abwichen, weil sie in der Religion selbst denken, und ihrem Glauben von Menschen keine Gesetze vorschreiben lassen wollten. Gelehrsamkeit achteten und brauchten weder die kriegerischen Völker, die nur durch ihr Schwerdt furchtbar seyn wollten, noch die Kirche, die eine blinde Unterwürfigkeit gegen die Orakelsprüche ihrer Bischöfe forderte. Also gab es nirgends mehr Aufmunterungen zur Erlernung der Wissenschaften, welche eine richtige und freye Einsicht in den Sinn und Inhalt der Offenbarung gewähren und befördern können.

Jedoch die gefährlichsten Feinde der Wissenschaften im Occident wurden gleich in ihrem Ursprunge die Gesellschaften von Mönchen, welche der ihnen so heilige Benedict und seine Schüler in Italien, Frankreich, Spanien, Engelland, Schottland, Irrland und andern abendländischen Gegenden errichteten, indem sie nach ihrer ersten Verfassung ganz unfähig waren, gelehrte Gesellschaften zu seyn, und, unter dem Vorwande, sich zu der erhabensten Stufe der evangelischen Heiligkeit und Vollkommenheit empor zu schwingen, ihre Mitglieder zu einer Sclaverey des Geistes und des Herzens gewöhnten, welche mit der zum Flor der Wissenschaften unumgänglich nöthigen Freyheit zu denken, nicht bestehen kann. Ihr Stifter, Benedict, hatte ihnen zwar nicht alles Lesen und Nachdenken untersagt; diejenigen, welche zu dem harten Geschäfte des Mönchlebens zu schwach waren, sollten auch, wenn andre arbeiteten, Bücher copiren;

ren; doch durften sie keine andre lesen und abschreiben, als die Schrift, ihre Ordensregel, die Liturgien, und die Werke der Kirchenväter; zu geschweigen, daß die Wahl dessen, was sie lasen und abschrieben, ganz auf den Geschmack ihrer Aebte ankam. Dazu aber gehören eben so wenig philologische oder philosophische Einsichten, als zur sclavischen Wiederholung des apostolischen, nicänischen, constantinopolitanischen Bekenntnisses, oder zu dem gottesdienstlichen Gepränge, welches in den römischen, gallicanischen, oder spanischen Ritualen viel zu deutlich und pünctlich vorgeschrieben war, als daß es nicht von Ungelehrten hätte leicht verstanden oder ins Gedächtniß gefaßt und beobachtet werden können. Sie warfen sich zwar sehr bald zu Heydenbekehrern in den Ländern auf, worinnen sie sich niederließen. Allein, da ihre Bemühungen mehr auf ihre Bekehrung zur römischen Kirche, als auf die Erleuchtung ihres Verstandes und die wahre Heiligung des Herzens abzielten: So bedurften sie weder des Wortes Gottes, das sie, zu diesem Endzwecke genug zu verstehen, selbst viel zu unwissend waren, noch der Wissenschaften, welche eine gründliche und ausgebreitete Erkenntniß seines Inhaltes befördern und erleichtern können. Gregor der Große rechnete es ja ihrem Stifter Benedict zum Ruhme an, daß, ob er gleich den Wissenschaften gewidmet gewesen sey, er doch dieselben verlassen, und wissentlich unwissend, und auf eine weise Art ungelehrt habe bleiben wollen. Konnten seine Mönche den Menschen keine nützlichen Kenntnisse mittheilen, so maßten sie sich desto unverschämter die Macht an, Wunder zu thun, und, was ihr größtes Wunder war, die Welt von der Wahrheit der ungereimtesten Wunder zu überreden. Wußten sie den

Gregor. M. in libr. II. dial. praefat.

Christen

Christen keine deutlichen und würdigen Begriffe von Gott und seinen unendlichen Vorzügen beyzubringen: So wußten sie ihnen desto mehr von der Macht des Teufels und von seinen leiblichen Besitzungen, wie auch von ihrer noch größern Gewalt über denselben, und von der Furcht und Bangigkeit desselben vor ihren Heiligen zu erzählen. Wie mußte nicht der Einfältige erstaunen, wenn er, zum Exempel, von ihnen hörte, eine Nonne, welche vergessen hatte das Zeichen des Kreuzes über ihren Sallat zu machen, hätte einen Teufel mit hinunter geschluckt; der heilige Equitius sey herbey gerufen worden, und sogleich habe der hinunter geschluckte Teufel aus dem Munde der Nonne zu schreyen angefangen: Was habe ich denn gethan? Ich saß auf dem Sallate und sie hat mich gebissen, ohne daß diese Entschuldigung als gültig angenommen worden sey! Dergleichen Fabeln waren der große und unermeßliche Schatz, womit die Mönche die Kirche bereicherten, wobey aber doch die güldenen und silbernen Kelche, Schüsseln, Leuchter und Edelgesteine nicht vergessen werden müssen, die sie zum Schmucke derselben an sich zu bringen wußten.

Die römischen Bischöfe, welche nicht allein den ersten Rang unter den christlichen Bischöfen behaupteten, sondern auch die Herrschaft über die ganze Kirche zu gewinnen suchten, hätten nach ihrem Ansehen und dem Einflusse, den sie überall haben konnten, die Wissenschaften als Dienerinnen der Religion ehren und beschützen sollen, wenn sie ihres Amtes und seiner Würde eingedenk gewesen wären. Allein sie hatten mit der Verfolgung ihrer herrschsüchtigen Absichten so viel zu thun, daß ihnen die Schicksale der Gelehrsamkeit gleichgültig waren. Ueberdieß be-

günstigten Unwissenheit, Einfalt und Aberglaube ihre Wünsche viel zu sehr, als daß sie an der Aufklärung des menschlichen Geistes hätten arbeiten wollen. An politischem, und in allen Künsten der menschlichen Staatskunst geübtem Verstande fehlte es fast keinem; viele waren auch, wie ihre Briefe beweisen, nicht ungelehrt und geschickt genug, die einmal fest gesetzten Meynungen und Begriffe der Kirche so gut zu vertheidigen, als sie nur vertheidigt werden konnten; man weiß aber aus diesen Zeiten keinen, welcher sich der nun einreissenden Barbarey und Unwissenheit in den Wissenschaften mit einigem Ernste widersetzt hätte. Die Kenntniß der ältern Lehrer der Kirche von der Philosophie der Heiden, von den Fabeln ihrer Götter, von der Geschichte der Völker und andern weltlichen Wissenschaften, hatte der Kirche, fast von ihrem Ursprunge an, so mannichfaltige und wichtige Dienste geleistet, und ihr den Sieg über die Abgötterey so sehr erleichtert, daß ein Julian die christliche Religion nicht leichter stürzen zu können hoffte, als wenn er ihren Bekennern die Erlernung derselben verböte, sie aus ihren Schulen verwiese, oder ihren Gebrauch auf alle Weise zu erschweren suchte. Blos deswegen verdiente die Liebe zu der weltlichen Gelehrsamkeit vorzüglich von den römischen Bischöfen aufgemuntert, und jede Bemühung für sie befördert und belohnt zu werden; es waren aber die Wissenschaften gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts so unglücklich, daß selbst einer der größten und berühmtesten Päpste alles zum Untergange derselben that, was nur ihr unversöhnlichster Feind hätte thun können.

Dieses war Gregorius der Große, welcher wie sehr auch Ceillier ihn seiner Gelehrsamkeit und Wissenschaft

herrschaft wegen zu erheben suchte, die Wissenschaften vielleicht aus Stolz gegen die Patriarchen von Constantinopel, noch vielmehr aber aus einem unverständigen und fanatischen Hasse gegen das Heidenthum, nicht allein als Ueberbleibsel desselben verachtete, sondern auch verfolgte; wenn er auch ohne hinlänglichen Grund beschuldigt werden sollte, die Werke der größten Profanscribenten des Alterthums und besonders die in der Bibliothek des Capitols befindlichen livianischen Geschichtbücher, den Flammen aufgeopfert zu haben. Johann von Salisbury und Antoninus von Florenz erzählen dieses von ihm, obgleich ohne die Absicht, die Ehrerbietung der christlichen Welt gegen ihn zu schwächen oder zu vermindern. Sie sind aber zu späte Schriftsteller, und melden die Quellen nicht, aus denen ihre Nachrichten geschöpft seyn mögen. Vielleicht ist die Erzählung nicht glaubwürdiger, daß er habe die Bildsäulen des Jupiters, des Mars und anderer Götzen zerstümmeln, die Triumphbogen niederreissen, und noch viele andere Werke der alten Kunst zerstören lassen, um so gar das Andenken der Abgötterey zu vertilgen, obgleich ein Chronikenschreiber des vierzehnten Jahrhunderts, ihn deswegen für einen irdischen Engel erklärt, der auf der Welt ein himmlisches Leben geführt hätte. Bey dem Ansehen, daß er im Occident hatte, war es genug, den schon allzunahen Untergang der Künste und Wissenschaften, den ihnen die Longobarden und andre mitternächtliche, gegen ihre Reitzungen ganz unempfindliche Völker drohten, dadurch zu beschleunigen, daß er sie gering schätzte, alle gelehrte Beschäftigungen, die sich nicht unmittelbar auf die Religion bezogen, nicht allein den Bischöfen, sondern so gar den Layen zur

Ceill. t. VI. p. 128. seq.

Sünde machte, selbst auch keine andre Kenntniß der Religion hatte, als die er aus den lateinischen, oft fehlerhaften Uebersetzungen der Bibel, aus den Schlüssen der vier ersten grossen Kirchenversammlungen, und einigen lateinischen Kirchenvätern haben konnte. Er machte kein Geheimniß daraus, daß er das Griechische weder verstehen noch schreiben könnte. Er schien es vielmehr für ein Verdienst zu halten, war auch unwissend oder unbescheiden genug, die lateinischen Uebersetzungen griechischer Kirchenversammlungen für zuverläßiger zu erklären, als die Originale, die er nicht lesen, und also mit seinen Uebersetzungen nicht einmal vergleichen konnte. Desiderius, ein Bischof von Vienne, lehrte die Grammatik, unter welcher damals noch die ganze alte Litteratur verstanden worden zu seyn scheint. Vielleicht waren seine Schüler Geistliche; weil sich in den damaligen Zeiten, niemand um die Kenntniß des Alterthums bekümmerte, als wer zur Clerisey gehörte; eine Beschäftigung, welche sich die größten Gelehrten unter den Christen der ersten Jahrhunderte zur Pflicht gemacht hatten. Kaum war Gregorius davon benachrichtiget worden, als er ihm schrieb, er könnte nicht ohne Schamröthe daran denken, daß ein Bischof sich mit der Unterweisung darinnen und der Erklärung heidnischer Schriftsteller abgäbe. Er versicherte ihn, daß er eben so bekümmert als unwillig und misvergnügt darüber wäre, weil Ein Mund nicht Jupitern und Christum zugleich loben könnte; als wenn niemand die Fabeln der Heiden, von ihren Göttern wissen, und andern bekannt machen könnte, ohne sich zugleich des Götzendienstes schuldig zu machen. Nach seinem Urtheile hatte Desiderius sehr unrecht gethan, weil solche Kenntnisse selbst einem from-

Gregor. ep. ad Euseb. Ep. Thess. libr. 9. ep. 69.

Gregor. ep. l. 9. ep. 48.

Gregor. l. XI. ep. 54.

frommen Layen unanständig wären. Er verweigerte ihm deswegen das Pallium, und setzte hinzu, er würde Gott danken, wenn er erführe, daß er den nichtswürdigen Tand heydnischer Wissenschaften fahren liesse, der zu nichts diente, als die Herzen der Christen zu verunreinigen. Löblich war es zwar, daß er den Christen das Lesen der Schrift nicht verbot; daß er sie vielmehr dazu aufmunterte, weil die Bücher derselben als so viele Schreiben Jesu Christi an seine Gemeinen anzusehen wären. Allein aus eben dem Grunde hätte er die Sprache, worinn diese Schreiben abgefaßt waren, hochachten, und die Erlernung derselben empfehlen und befördern sollen, da kein Lehrer ohne eine gründliche Sprachenkunde mit völliger Zuverläßigkeit wissen kann, daß die Uebersetzungen solcher göttlichen Sendbriefe richtig, und dem Sinne ihres göttlichen Urhebers gemäß sind. Er sah und gestand, daß die Schrift an vielen Orten dunkel wäre, redete aber von ihrer Dunkelheit und dem Nutzen derselben, als Einer, dem die Frage nicht einmal einfällt, ob sie vielleicht nur ihm seiner eigenen Unwissenheit wegen unverständlich seyn möchte; denn er gab keine andre Ursache ihrer Dunkelheit an, als die weise Absicht Gottes, die Aufmerksamkeit und Lehrbegierde der Menschen zur genauern Untersuchung seines Wortes anzureizen.

Jedoch Gregor verachtete nicht allein alle gründliche Sprachenkunde und Philologie, sondern auch die Philosophie; vornehmlich haßte er die mathematischen Wissenschaften, die er durch sein Ansehen vom kaiserlichen Hofe zu vertreiben wußte. Die Wissenschaften rächten sich an ihm; aber mehr zum Nachtheile der Kirche, als zu seiner Bestrafung.

Es

Es fehlte ihm nicht an natürlichen Gaben, ein guter Scribent zu werden. Er schrieb, und schrieb viel; allein es zeiget sich überall in seinen Schriften Mangel des richtigen Urtheils und des gesunden Geschmackes, den allein eine genaue Vertraulichkeit mit den Wissenschaften geben kann. Hätte er denken gelernt; hätte er seine eigene Sprache in seiner Gewalt gehabt, und die moralischen Wahrheiten zu nützen gewußt, welche schon viele heidnische Philosophen, mit einem vorzüglichen und glücklichen Fleiße bearbeitet hatten: Was für Verdienste hätte er nicht um die Sittenlehre haben können, die zu seinen Zeiten so verderbt war, und mit Irrthümern vermischt, die nicht allein eines Christen, sondern auch selbst eines Philosophen ganz unwürdig sind! Nun aber sieht man in allen seinen Werken, und besonders in seinen moralischen die Schwachheit eines Geistes, der zu einer tiefen und gründlichen Erkenntniß, weder Fähigkeit noch Muth hat. Seine Begriffe haben keine Richtigkeit, seine Gedanken, die sich oft widersprechen, und seine Ausdrücke, denen es oft an grammatischer Richtigkeit fehlt, weder Licht noch Anmuth, ob er gleich viele finstere Secula hindurch das Orakel der Mönche in der Moral war, bis Aristoteles ihn von seinem Dreyfuße herab stieß. Sein Stolz hätte, weil er die Mängel seiner Schriften sich selbst nicht verheelen konnte, dadurch gekränkt werden sollen; denn stolz war er bey aller der Demuth, die er anzunehmen wußte, wenn er dadurch mehr Ansehn in der Kirche zu gewinnen hoffte; er schämete sich aber ihrer Unvollkommenheit nicht, sondern verachtete, wie er selbst in einem seiner Briefe sagt, die Kunst zu reden, die man durch die Hülfe der Gelehrsamkeit erlangen kann; unempfindlich gegen die Rau-

higkeit

higkeit und Härte seiner Schreibart, und fühllos gegen die Schande, ein Latein voller Barbarismen zu schreiben. Die Sorge, auch nur die ersten und gemeinsten Regeln der Sprachlehre zu beobachten, Präpositionen und Casus nach ihren Vorschriften richtig zu setzen, schien ihm seiner unwürdig zu seyn, weil er es für unanständig hielt, die Lehren der Offenbarung den Gesetzen des Donats zu unterwerfen, so wenig auch ein richtiger und verständiger Vortrag derselben, ohne eine solche Unterweisung, möglich ist. Doch vielleicht hielt er blos seine eignen Träume, und die fabelhaften Wunder, die er glaubte oder erdichtete (denn es läßt sich schwer entscheiden, ob sie eine Geburt seiner Leichtgläubigkeit und abergläubischen Einbildung, oder seiner geistlichen Staatskunst waren;) für die göttlichen Offenbarungen, welche über die Regeln des Donats erhoben seyn sollten, weil sie dem unwissenden und abergläubischen Haufen, dem sie erzählt wurden, leicht gefallen konnten, die Regeln der Grammatik mochten in ihrer Erzählung beobachtet, oder beleidiget werden.

Aber darf man sich wohl hierüber wundern? Gregorius war, ehe er Bischof zu Rom wurde, sehr vermuthlich selbst ein Mönch gewesen, der größte Verehrer der Regeln, die Benedictus, ein eben so abergläubischer Verächter aller Gelehrsamkeit, seinen Mönchen gegeben hatte, die durch ihren Gehorsam gegen sie, viel heiliger und vollkommner zu werden sich einbildeten, als durch eine gewisse Kenntniß, und treue Ausübung der geoffenbarten Sittenlehre, um welche sie sich nicht mehr bekümmerten, als um die Kenntniß der Sprachen, der Historie, der Philosophie, und der heidnischen Schriftsteller. Nach der Regel, die Isidor von Sevilien, der größte Polyhi-

stot in diesen Zeiten, für die Mönche aufsetzte, sündigten sie schon, wenn sie die Bücher der Heiden oder der Ketzer auch nur lasen; eine Art zu denken, die gerades Weges zur Vernachläßigung aller Wissenschaften führte, welche von den Barbaren in Italien weder Achtung noch Schutz und Aufmunterung erwarten konnten, weil diese wilden Völker zur Eroberung Italiens, und zur Erhaltung und Befestigung ihrer Herrschaft über die Römer, nichts mehr brauchten, als ihre Tapferkeit und die Gesetze, welche jeder rohe und unangebaute Verstand geben kann, der nur einige natürliche Empfindung von Recht und Billigkeit hat. Die Kriege dieser Völker, und die schrecklichen Verwüstungen, die sie besonders in Italien anrichteten, waren unstreitig ein großes Unglück für die Gelehrsamkeit, die niemals unter dem Geräusche der Waffen geblühet hat, da sie so viele mit Sturm eroberte Städte, und mit ihnen die schönsten Bibliotheken in Aschenhaufen verwandelten. Allein, da sie die Religion der Ueberwundenen hatten oder annahmen; da die Bischöfe sich zu erhalten, und unter ihnen in Ansehen zu setzen wußten; da sich auch die Klöster mitten in diesen stürmischen Zeiten vervielfältigten: So hätte ihr Verfall so groß nicht werden können, wenn wenigstens die Lehrer der Kirche, sie der Achtung gewürdiget hätten, welche sie verdienten. Aber eben unter diesen war die Unwissenheit so groß und allgemein, daß ein spanischer Bischof, Licinian, Gregor den Großen, fragte, ob es nicht erlaubt wäre, auch solche, die blos Jesum Christum kennten, und wüßten, daß er gekreuziget worden wäre, falls sie auch weiter nichts verstünden, doch zu Priestern und Bischöfen zu weihen, weil sonst die Besetzung der Kirchenämter unmöglich seyn würde.

Gregor. l. III. ep. 54. sp.

de. Freylich gab es noch hie und da bischöfliche Schüler und Schulen in den Klöstern; die Priester waren auch in ihren Parochien gehalten, diejenigen, denen das Amt der Leser in der Kirche befohlen war, in ihre Häuser zu nehmen, und zu unterweisen. Allein diejenigen, die in den bischöflichen Schulen zu den Kirchenämtern vorbereitet wurden, lernten weder Sprachen, noch andere Wissenschaften, die zu einer gründlichen Einsicht in die Religion, und zu einem deutlichen und rührenden Vortrage derselben nöthig sind. Ein Presbyter war gelehrt genug, wenn er den apostolischen Glauben, und die Bekenntnisse der vier allgemeinen Kirchenversammlungen im Gedächtnisse hatte, sein Ritual lesen, in der Kirche singen konnte, und so viel wußte, als zum äußerlichen Gottesdienste und den Ceremonien desselben unentbehrlich war. Niemand dachte daran, Sprachkundige, Geschichtschreiber, Redner, Dichter, Philosophen, oder solche Lehrer der Religion zu bilden, welche ihre Wahrheiten zusammenhängend vortragen, sie beweisen oder vertheidigen könnten. In den Klosterschulen geschah noch weniger; denn da war man zufrieden, wenn die Kinder der Vornehmen das Alphabet kennen, und ihren Namen lesen und schreiben lernten. Ja es war noch ein Glück für die Wissenschaften, daß den Mönchen befohlen war, täglich gewisse Stücke aus den Kirchenvätern zu lesen, die man für Schatzkammern aller menschlichen Weisheit hielt, weil sie doch dadurch genöthigt wurden, Bibliotheken in ihren Klöstern anzulegen, und diejenigen unter sich, die zu den, darinnen gewöhnlichen härtern, Handarbeiten nicht Leibesstärke genug hatten, Abschriften von solchen Werken machen zu lassen, die nach ihrem Urtheile erhalten zu werden ver-

verdienten. Unter solchen Schülern der Weish[eit] besaß nun ein Gregor, über dessen Haupt sein Dia[conus,] conus, Petrus, den heiligen Geist in Gestalt ein[er] Taube gesehen haben wollte, eine unermeßliche Ge[lehr]samkeit, und zu der Religion, die er in Italie[n] fortzupflanzen, und auch unter andern heydnische[n] Völkern auszubreiten suchte, fast zu viel; wenigsten[s] brauchte er sie für die Kaiserinnen und Königinne[n] nicht, die ihm auf sein Wort glaubten, daß ein Stück Leinewand, das die Leichname der Apostel Petri und Pauli berührt hatte, oder ein wenig Feilstaub von ihren Ketten, eine wunderthätige Kraft besäße. Den grossen Haufen derer, die mehr Christen hießen als waren, wußte er durch die Pracht des äusserlichen Gottesdienstes, durch neue, und in die Augen fallende Ceremonien zu verblenden, und durch die Anmuth des kirchlichen Gesanges, den er zu einer besondern Vollkommenheit zu bringen wußte, zu bezaubern, den heidnischen Völkern aber, den Uebergang zum Christenthum dadurch leicht und angenehm zu machen, daß er ihnen die Feste und Schmäuse ihrer Götzen ließ, und diese nur mit seinen Heiligen vertauschte. Mit den heidnischen Sclaven christlicher Herren, waren nach seiner Meynung noch wenigere Umstände nöthig; denn er rieth den Bischöfen, ihre Steuern, wenn sie in ihrem Unglauben hartnäckig beharren würden, so lange zu erhöhen, bis sie dadurch von der Nothwendigkeit, Christen zu werden, überzeugt würden.

Johann. Diac. in Vit. Gregor. M. l. IV. p. 69.

Gregor. l. IV. ep. 30. l. 13. 42. l. 7. ep. 26.

So dachte, so handelte Gregor, und dieß beweisen alle seine Werke, von denen die Benedictiner uns eine prächtige Ausgabe geschenkt haben; seine Moralisationen über den Hiob, und seine Homilien über

über den Ezechiel, die so viele falsche oder unbestimmte und ungenießbare moralische Meinungen enthalten; seine Pastoraltheologie mit allen den vortrefflichen Erinnerungen, die er darinnen zuweilen den Bischöfen und Geistlichen giebt, besonders seine Dialogen, worinnen er von seinen heiligen Benedict, von seinen heiligen Eqvitius, von andern ihrer vorgeblichen Heiligkeit wegen eben so hochgeschätzten Bischöfen und Mönchen die thörichsten und ungereimtesten Fabeln mit der Mine der vollkommensten historischen Ueberzeugung erzählt, seine fast unzählbaren Briefe, sein Sacramentarium und alle seine mystischen Auslegungen der heiligen Schrift. Diejenigen, die ihm auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom folgten, waren eben so gleichgültig gegen die Schicksale der Wissenschaften; zufrieden, ihm in dem Eifer und der Kunst ähnlich zu seyn, ihr Ansehen bey jeder ihnen günstigen Gelegenheit zu vergrößern, und sich der geistlichen Monarchie, worauf ihr ganzes Augenmerk gerichtet war, immer mehr zu nähern. Man darf demnach sich nicht verwundern, daß man in einem Zeitraume von fast zweyhundert Jahren, nur wenig Spuren einer gelehrten Erkenntniß in Italien entdecken kann, blos die Auszüge, welche Paterius aus den Schriften des Gregorius gemacht hat, ausgenommen. Zwar soll man, wie Muratori meynt, daraus keinen sichern Schluß, auf den völligen Verfall der Wissenschaften, in diesem ansehnlichen Theile des Occidentes machen können, weil es, selbst unter den Longobarden, Geistliche, Richter, Sachwalter und Aerzte gegeben habe. Man kann gern so freygebig seyn, und ihm dieses einräumen; aber daraus folget nicht, daß diese Geistliche, diese Richter, diese Sachwalter und Aerzte, auch nur mittelmäßige Einsichten in die

Wissenschaften hatten, welche sie verstehen sollt
So viel kann nicht geläugnet werden, daß Italien
dieser langen Finsterniß, auch nicht einen merkw
digen Schriftsteller hervorgebracht hat; es mü
denn auf einige Mönche von Monte Cassino, ein
Marcus, einen Sebastian, einen Simplici
einiger elenden Verse und Legenden wegen, stolz se
wollen. Blos den Päpsten kann man eine gew
Art von Gelehrsamkeit zugestehen, die sie wegen i
rer Streitigkeiten mit den Patriarchen von Consta
tinopel nicht entbehren konnten. Sie blieb aber
die Grenzen ihrer eignen Sprache eingeschlossen, u
erstreckte sich nicht über die Kenntnisse, die sie
den Briefen ihrer Vorgänger, und in den Schrif
älterer lateinischen Kirchenväter fanden; sie betr
blos den Lehrbegriff und die gottesdienstlichen G
bräuche ihrer Kirche, die sie gern dem ganzen Er
kreise aufgedrungen hätten, war auch blos histori
und mehr Gedächtniß, als die Frucht eines eign
und freyen Nachdenkens über die Wahrheiten de
Religion. Johann der sechste und Johann
der siebente waren Griechen von Geburt; Sisin-
nius war ein Syrer; keiner aber beförderte die Auf-
nahme der griechischen Literatur. Sie und ihre
Nachfolger gedachten nicht einmal an die Wieder-
herstellung der Bibliotheken, welche in den lombar-
dischen Kriegen, sowohl in Rom selbst, als ander-
wärts zernichtet worden waren. Martin, der
erste, hatte für den fränkischen König, Sigebert,
Reliquien, und war damit freygebiger, als Gregor;
von den Büchern aber, die von ihm verlangt worden
waren, sagte er in seinem Schreiben an die fränki-
schen Bischöfe, er könnte sie nicht senden, weil seine
Bibliothek ganz leer wäre. Agathon gestand von
seinen

Harduin. t. III. C. p. 1074.

seinen Legaten, die in seinem Namen der dritten allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel beywohnen sollten, daß sie Idioten wären; daß er selbst von ihrer Beredsamkeit und Wissenschaft keine große Meynung hätte; daß aber auch von Leuten, die mitten unter ganz barbarischen Völkern lebten, keine vorzügliche Einsicht in die Schrift erwartet werden müßte, da er selbst sich begnügte, den von seinen Vätern empfangenen Glauben in herzlicher Einfalt zu bewahren, und ihn weder durch Auslassungen noch Zusätze verändern zu lassen. Gleichwohl sollten diese Legaten Richter in den monotheletischen Streitigkeiten seyn, welche ohne Kenntniß der griechischen Gelehrsamkeit nicht einmal verstanden werden konnten. Alle Denkmale, die wir von den Kenntnissen der römischen Bischöfe haben, sind einige Briefe, die kirchliche Angelegenheiten betreffen; vom Honorius, von Johann den vierten, vom Theodor, von Marten, vom Vitalian, von Adrodatus, von Leo dem zweyten. Man kann dieselben nicht lesen, ohne überall die deutlichsten Spuren ihrer literarischen Armuth wahrzunehmen. Die übrigen Bischöfe und Geistlichen waren nicht erleuchteter, wie man aus dem Schreiben eines Bischofes von Ravenna, Maurus, und aus den Ueberbleibseln von den Schriften eines römischen Presbyters Anastasius in Sirmonds Werken sehen kann. Darf man denn erstaunen, wenn ein Zacharias sich von dem Apostel der Deutschen, Bonifacius, so leicht verleiten ließ, einen Virgilius, und einen Sidonius, welche aus Irrland nach Bayern gekommen zu seyn scheinen, das Christenthum daselbst auszubreiten, im Verdachte ketzerischer Meynungen zu haben, weil sie Gegenfüßler, oder, wie Bonifacius

Ib. p. 1118.

Ibid. p. 1078.

cius schrieb, unter der Erde andre Menschen, eine andre Sonne, und einen andern Mond annähmen? Als etwas Außerordentliches verdient auch das bemerkt zu werden, daß Paul, der erste, dem Könige Pipin mit einem Antiphoniario und einem Responsorio, mit der Dialectik des Aristoteles, mit den pseudodionysianischen Werken, und einer griechischen Geometrie, Ortographie, und Grammatik ein ansehnliches Geschenk zu machen glaubte. **La Bigne, Aubert le Mire, du Pin** und andre haben zwar Italien in diesen Zeiten einen Dichter gegeben, der ihm Ehre machen würde, wenn er den ihm angewiesenen Platz hätte behaupten können, einen **Petrus Apollonius Collatius**, dessen Gedicht über die Eroberung und Zerstöhrung Jerusalems viele Schönheiten hat. Allein er hat sich dieser Ehre nicht lange zu erfreuen gehabt; denn **Mabillon** hat auf seiner Reise nach Italien zu Florenz bemerkt, daß dieser **Apollonius** dem funfzehnten Jahrhunderte zugehöre; daß er auch Davids Kampf mit dem Riesen Goliath besungen, und dies Gedicht dem berühmten **Laurentius von Medicis** zugeeignet, überdieß auch einige andre kleinere Poesien verfertiget habe. Erst im Anfange des achten Jahrhundertes wird eines **Felix** gedacht, welcher zu Ticinum die Grammatik lehrte, und seiner Gelehrsamkeit wegen bey dem longobardischen Könige Cunibert in einem solchen Ansehn stand, daß er unter andern Merkmalen seiner Achtung und Gnade, auch einen mit Gold und Silber beschlagenen Stock, zum Geschenke erhielt. In der Mitte desselben lebte **Ambrosius Autpert**, der sich um die Bibel verdient machen, und die Kirche zugleich durch verschiedne moralische Werke erbauen wollte, wie wohl Frankreich, weil

Ib. 1689.

Mabill. Iter. Ital.

weil er da gebohren und gezogen worden ist, gerechtere Ansprüche auf ihn machen kann, als Italien, wo er in dem Kloster des heiligen Mucentius, nahe bey Benevent, erst ein Mönch gewesen, hernach zum Abte desselben erwählt worden war. Die Werke, welche seinen Namen erhalten haben, sind eine Auslegung der Offenbarung Johannis, eine moralische Schrift vom Kampfe mit den Lastern, welche eine Nachahmung der Psychomachie des Prudentius seyn soll, und einige Homilien. Homers, Platons, Cicerons, Virgils Werke hatte Autpert niemals lesen wollen, nicht einmal die lateinischen Grammatikos, einen Donat, und einen Servius, ob ihm gleich die Israeliten, welche sich mit den Schätzen Aegyptens bereichert hatten, zur Nachahmung empfohlen worden waren. Er hatte blos die Schrift und die Werke Augustins und Gregors gelesen, aus denen auch das Meiste genommen ist, was er über die Offenbarung sagt. Gleichwohl war er mit sich selbst so zufrieden, daß er sich und andre zu überreden suchte, dasjenige, was er zu den Gedanken älterer Ausleger von dem Seinigen hinzu gesetzt hatte, hätte er von Gott selbst erlernt. Er liebte die in der Kirche nur allzugewöhnliche allegorische und moralische, oder tropologische Art zu erklären, und alles Merkwürdige, was er hat, besteht in einigen Stellen, die zur Geschichte der Lehre vom Abendmale gehören, und eine Stelle von den Engeln, von denen er glaubt, daß sie zwar vor Christi Ankunft auf der Erde angebetet worden wären, nun aber nicht mehr angebetet werden dürften.

Biblioth. P. M. T. 13. p. 586.

Ib. p. 404.

Ibid. 435. 441.

Ibid. 611. et 651.

Diese Finsterniß, welche in Italien herrschte, hatte sich auch über das benachbarte Gallien ausgebreitet

breitet. Die Kirche dieses Reiches war im fünften Jahrhunderte zuweilen erleuchteter gewesen, als die in Italien; diesen Vorzug aber verlor sie im sechsten, siebenten, und achten, wo ihr durch Carls des Großen Bemühungen ein neues Licht aufzugehen anfieng. Frankreich hatte freylich immer die ersten Verwüstungen auszuhalten, welche die Auswanderungen der nordischen Nationen in den südlichern Theilen von Europa anrichteten. Diese Völker lebten vom Raube, von der Jagd, von den Kriegen, womit sie ihre Nachbaren überzogen: Was für Geschmack konnten sie an den Künsten des Friedens, und an den Wissenschaften finden, die nur unter sichern und wohlthätigen Regierungen blühen können? Gregorius von Tours, der, wie alle Bischöfe seiner Zeiten, mit dem Namen eines Heiligen beehrt wurde, führte bereits im Anfange des sechsten Jahrhundertes die bittersten Klagen darüber, daß die Liebe zu den Wissenschaften mit ihrer Kenntniß verschwunden wäre; daß es an Gelehrten fehlte, welche die Geschichte ihrer Zeiten schreiben könnten; daß jedermann über diesen Verfall der Gelehrsamkeit seufzte, niemand aber einem solchen Uebel abhelfen wollte; daß die Sprache und Schreibart immer rauher und barbarischer würden; daß, wer auch besser und zierlicher schreiben könnte, doch gewiß zu fürchten hätte, wenn er reiner und zierlicher schriebe, von dem großen Haufen nicht verstanden zu werden. Die Wahrheit dieser Klagen bestätigen seine eignen Werke. Man vermißt darinnen überall Wahl, Anordnung, Urtheil und Geschmack, und seine Schreibart ist so niedrig und bäuerisch, daß man ihn nicht ohne Ekel und Verdruß lesen kann. Er giebt apokryphische Nachrichten für gewiß und zuverläßig aus,

Gregor. Turon. in prolog. in lib. X. hist. p. 2.

aus, behauptet als wahr, was falsch ist, belastet seine Erzählung mit unnützen Umständen, verwirrt die Zeiten, macht wichtig, was kaum erzählt zu werden verdient, und sieht in den gewöhnlichsten Zufällen Wunder; leichtgläubig bis zur Ausschweifung, und vielleicht auch nicht sehr furchtsam und bedenklich, zum Besten der Kirche und Klöster heilige Lügen zu erfinden, um die Märtyrer und Einsiedler, deren Leben und Thaten er beschrieb, der Anbetung des abergläubischen Haufens der Christen desto würdiger vorzustellen. So sehr man aber seinen Schriften die Barbarey der Zeiten ansieht, so sichtbar ist sie auch in den Gesetzen, Verordnungen und Urkunden der Könige, und in den Schlüssen der Kirchenversammlungen, die in diesem finstern Jahrhunderte gehalten wurden. Und wie hätte sich Gelehrsamkeit und Geschmack in den Kriegen der fränkischen Könige miteinander und unter den bürgerlichen Unruhen erhalten können, welche die ehrsüchtigen Bestrebungen der königlichen Oberhofmeister nach der höchsten Gewalt im Staate erregten? Niemand konnte mit der Gelehrsamkeit sein Glück machen. Die Könige überließen die Bißthümer an die Meistbietenden unter den Geistlichen und Layen. Der Clerisey war überhaupt mehr an der Stiftung neuer Bißthümer und Abteyen, als an der Seligkeit der Menschen, und der Aufklärung ihres Verstandes durch die Religion und die Wissenschaften gelegen. Für ihren Unterricht wurde nicht gesorgt; aber wohl fand ein Concilium zu Macon für nöthig, zu verordnen, daß, wenn Layen und höhere Geistliche, zu denen schon die Subdiaconi gerechnet wurden, einander begegneten, der Laye, falls der Geistliche zu Pferde wäre, seinen Hut vor ihm abziehen; wäre aber der Geistliche zu Fuße,

A. S. 8[illegible]
Hard. [illegible]
III.

und der Laye zu Pferde, dieser vor jenem absteigen und ihn grüßen sollte. Bey diesem Ansehen der Clerisey und dem Anblick der unermeßlichen Reichthümer, welche sie im Staate besaßen, war es natürlich, daß die Layen, und unter diesen besonders die Hofleute und Soldaten, Bischöfe und Aebte zu werden suchten, und auch von den Königen zur Vergeltung ihrer Dienste mit den besten Bißthümern und Abteyen belehnt wurden, Soldaten blieben, oder Jäger waren, die ihre Hunde und Falken lieber hatten, als Bücher, die sie nicht verstehen konnten. Sie hätten predigen sollen; denn dies gehörte noch damals zum Amte der Bischöfe; man begnügte sich aber mit der Vorlesung alter Homilien, und es war noch schwer genug, Geistliche zu finden, welche sie dem Volke vorlesen konnten. Die Kirchen und die Klöster hätten die Freystätte der überall vertriebenen Gelehrsamkeit seyn sollen; aber es gab wenig Schulen, weder bey den Cathedralkirchen, noch in den Klöstern. Sie waren eingegangen, oder verfallen, welches blos daraus gewiß ist, daß man von ihrem Zustande im sechsten und siebenten Jahrhunderte gar keine zuverläßige Nachrichten entdecken kann. Die fleißigen Benedictiner von St. Maur, die sich um die Geschichte der Gelehrsamkeit von Frankreich so verdient gemacht haben, suchen aus den unsichersten Quellen mit der ängstlichsten Mühe alles zusammen, was einem Beweise ähnlich sieht, daß man beyderley Schulen in diesen Zeiten gehabt habe. **Es scheint; es ist glaublich; man kann nicht zweifeln,** sagen sie, und das ist es alles, was sie für das Daseyn der Schulen und der Gelehrten unter den Bischöfen und Mönchen anführen können. Die Mönche, sagen sie, und selbst die Nonnen waren durch

Hist: Liter. d. l. Fr. T. III. Et. des Lettr.

ihre

ihre Ordensregel zum täglichen Gottesdienste verpflichtet; dazu brauchten sie Bücher, die sie mußten lesen können, und nun schließen sie, die Ehre ihrer Vorfahren zu retten, daß sie dieselben auch verstanden hätten; ein kümmerlicher Beweis, daß es nicht an Gelehrten gefehlt habe, wenn man zumal liest, daß eine Aebtißinn von Nivelle, **Gertrud**, keine Mönche in Frankreich finden konnte, die im Stande gewesen wären, ihre Nonnen in der Schrift zu unterweisen, sondern sie aus Rom kommen lassen mußte. Klöster gab es genug; denn man überließ den Mönchen gern so viel Land, als sie haben wollten, weil es wüst lag, und sie solches mit ihren eignen Händen urbar machten und anbauten. Aber was für Dienste konnte die Gelehrsamkeit von Heiligen erhalten, denen es zu einem besondern Verdienste angerechnet werden muß, daß sie gute Gärtner waren, und tüchtig graben konnten? Sie sollten freylich auch lesen; ihre Regel befahls, und man hatte sogar ein Gesetz, daß sie keinen, der nicht gelehrt wäre, zum Abte wählen sollten; sie waren überdieß verpflichtet, zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, und sich unter der Aufsicht ihres Abtes über die Religion mit einander zu unterreden. Bibliotheken hatten sie auch, obgleich ihr Büchervorrath sehr klein war, und bey der Seltenheit und Kostbarkeit des ägyptischen Papiers klein seyn mußte; überdieß wurden, wie bereits bemerkt worden ist, die Mönche, welche nicht graben konnten und einen schwächlichen Körper hatten, angehalten, Bücher abzuschreiben. Aber die Bücher, die sie lasen und kopirten, worunter die besten und gelehrtesten einige lateinische Kirchenväter waren, konnten wenig zur Erhaltung der Literatur beytragen. Heidnische Schriftsteller anzusehen, oder abzu-

Mabill. act. S. B. t. 7. pag. 465.

Mabill. act. S. B. t. 11. p. 1053.

Ibid. t. 2. p. 479 513.

abzuschreiben, wäre ein Hauptverbrechen wider die Heiligkeit und Vollkommenheit ihres Standes gewesen. Die Künste und Wissenschaften der Alten waren also hier so gut als verloren, und Critik, Beredsamkeit und Philosophie wurden auch, dem Namen nach, nicht mehr gekannt. Frankreich hatte zwar den Vorzug, daß es selbst in diesen so finstern Jahrhunderten unter seinen Bischöfen und Mönchen mehr Schriftsteller hatte, als Italien. Aber was für Schriftsteller! Nach dem heiligen Märchenerzähler, **Gregorius von Tours**; einen eben so heiligen **Columban**, den Stifter vieler Klöster in Frankreich und Italien, der seine halbchristlichen, halbabergläubigen, theils dogmatischen, theils moralischen Gedanken in mittelmäßiger Prose, und in eben so mittelmäßigen Versen auszudrücken wußte; einen **Desiderius von Bourges**, von dem einige wenige sehr barbarische und sehr unerhebliche Briefe auf uns gekommen sind; einen Bischof von Noion, **Eligius**, dem freylich die Ausrottung des in Frankreich unter den rohen Haufen noch übrigen Heidenthums am Herzen lag, der die Anbetung des Jupiters, und andrer heidnischen Götzen sehr ernstlich bestrafte; dafür aber die Anrufung der Heiligen anpries, wider die Wahrsager, die Hexenmeister, die Mummereyen und Tänze, wider den Gebrauch von Amuleten in Krankheiten und andern Arten eines unchristlichen Aberglaubens eiferte, aber zugleich den Christen den Rath gab, in Schwachheiten des Leibes ihre Zuflucht zum Abendmale, zum Salböle der Kirche, und zum Zeichen des Kreuzes zu nehmen, und sich ja damit jeden Morgen und Abend zu bezeichnen; einen **Fredegarius**, der in seiner Chronik klagte, daß der menschliche Verstand immer älter und stum-

pfer

pfer würde, und seines ungenannten eben so mittelmäßigen Fortsetzer. Nicht besser waren Arculf, den die Benedictiner unter die Gelehrten setzen, weil ein englischer Mönch, Adamann, seine Reise nach Palästina aus seinen Erzählungen aufgezeichnet hat; Marculf, dessen Sammlung der bey öffentlichen Verhandlungen gebräuchlichen Formularen so viele augenscheinliche Beweise der Barbarey und des herrschenden Aberglaubens enthält, übrigens aber zur Erläuterung der salischen riguarischen, allemannischen, sächsischen und bayerischen Gesetze mit Nutzen gebraucht werden können und zur Aufklärung selbst der politischen Geschichte dieser Zeit und des Luxus der Geistlichen dienen; ein Mönch, **Defensor**, von dem noch eine kleine Schrift, **Funken der Väter** genannt, übrig ist, und aus gesammelten Lehrsprüchen älterer Kirchenväter besteht. An Concilien fehlte es nicht; aber eben ihre Schlüsse sind nur allzutraurige Zeugnisse von dem sittlichen Verderben, worein der große Hause der Christen versunken war, von den schändlichen Lastern der Clerisey, die fast allen Glauben übersteigen, von ihrem unersättlichen Eigennutze, und von ihrer eben so unbegrenzten Herrschsucht. Eben so groß war die Menge finsterer Legendenschreiber, von denen immer einer in seinen Erzählungen abentheuerlicher, als der andre, ist. Mönchsregeln gab es eine große Zahl; aber keine Schriften, die zur Unterweisung der Christen in ihrem Glauben, zur Beförderung eines nützlichen Gebrauchs der Bibel, oder zur bessern Kenntniß ihrer Pflichten hätten dienen können. Die Benedictiner von St. Maur fühlen diesen Mangel so sehr, daß sie ihn durch einen Mönch von St. Gallen, **Keron**, und einen Abt und Bischof **Pirmin**, die doch beyde nach Deutschland gehören,

Mabill. Act. O. S. B. saec. III. p. 2. p. 503.

Ext. ap. tim. in Baluzii Cap. t. II.

hören, zu ersetzen, oder vielmehr zu verbergen suchen.

In diesem weitläuftigen Reiche war das Christenthum zwar nicht völlig unbekannt; so lange aber die meisten Völker desselben noch dem Heidenthume ergeben waren, so lange konnten auch Religion und Wissenschaften unter ihnen nicht empor kommen. Zwar hatten schon im siebenden Jahrhunderte Irrland und Engelland zahlreiche Colonien von Mönchen nach Deutschland gesendet, das Evangelium unter den ungläubigen Einwohnern desselben zu verkündigen. St. **Gallus** suchte die Schweizer und die Schwaben; St. **Kilian** die Franken; **Willebrod** mit eilf Gefährten die Friesen, die Einwohner von der Insel Helgoland, und die Dänen zu bekehren. Es gelang ihnen auch hier und da, Klöster zu bauen, Abteyen zu stiften, Bißthümer, wornach fast alle Mönche eine heftige Begierde hatten, zu errichten, und dadurch den Wissenschaften einen Weg in diese finstern Ländern zu bahnen. Das war es aber auch alles, was sie zum Besten der Gelehrsamkeit thaten, und man darf in diesen Zeiten noch keine Schriftsteller unter den Deutschen suchen. Man kennet nur einen einzigen Bischof von Straßburg **Arbogast**, welcher Homilien über die Briefe Pauli in Gestalt einer Auslegung derselben geschrieben haben soll, von deren Werth aber niemand urtheilen kann, weil keine davon gedruckt ist. Eine Rede von dem Stifter des Klosters zu St. Gallen, die nichts weiter als ein kurzer Auszug der biblischen Geschichte ist [...]rdien-te es nicht mehr, erhalten zu werden, so [...]ig sin[d] die Kenntnisse, die daraus hervorleuchten. Im An-fange des achten Jahrhunderts findet man einen Bi-schof **Pirmin**, der ein Irrländer gewesen zu seyn scheine[t]

Bolland. ad diem 21. Jul. Mabill. Anal. lib. 15. num. 59.

Mabill. t. 4. A. O. S. B. p. 124.

scheinet, in der Schweiz, in der Elsaß und in Bayern das Evangelium ausgebreitet, und die Klöster zu Reichenau und Morbach gestiftet, andre aber in den Diöcesen von Chur, Salzburg, Passau, Regensspurg, Würzburg, Speyer, Straßburg und Basel, erneuert und verbessert haben soll. Man hat eine Rede oder Abhandlung von ihm, worinnen eine kurze Beschreibung der biblischen Geschichte, und des apostolischen Glaubensbekenntnisses mit der Fabel von der Verfassung desselben von allen Aposteln aus Rufins Schriften befindlich, sonst aber nichts merkwürdig ist, als einige Nachricht von den zu seiner Zeit üblichen gottesdienstlichen Gebräuchen, und seine Meynung, daß es nur zwo Ursachen einer rechtmässigen Ehescheidung gäbe, den Ehebruch und die freywillige Trennung derselben aus Liebe zu Jesu Christo, wofür damals die Wahl des Klosterlebens gehalten wurde. Fast um dieselbe Zeit schrieb **Keron**, ein Mönch zu St. Gallen, in deutscher Sprache Glossen über das Vater Unser, über den apostolischen Glauben, und über die Regel des heiligen Benedictus, welche **Goldast** bekannt gemacht hat; eine andere Uebersetzung in eben dieser Sprache nicht zu vergessen, welche ein Ungenannter fast um eben diese Zeit, oder vielleicht noch früher von dem Schreiben **Isidors** von Sevilien, an seine Schwester wider die Juden verfertigt hat. Unter den Fremden, welche die Deutschen erleuchten und bekehren wollten, scheinen die Irrländer die gelehrtesten gewesen zu seyn; die englischen Mönche, die in eben dieser Absicht zu ihnen kamen, waren weit unwissender und abergläubischer. Was für ein Unterschied zwischen einen **Virgil** von Straßburg, der von dem Weltbaue einen sehr vernünftigen Begrif hatte, und zwischen

schen einen Winfried, der unter dem Namen Bonifacius in Deutschland so berühmt ist, und Virgilen, vielleicht aus Missionarenneid wegen seiner ihm unbegreiflichen Meynung von den Antipoden, gern als einen Ketzer hätte verdammen lassen! Aber Bonifacius, dem es gleichwohl nicht an aller Kenntniß der freyen Künste, und den für die Kirche brauchbaren Wissenschaften fehlte, schien nach Deutschland gekommen zu seyn, seine Einwohner nicht sowohl zu Christen zu machen, als vielmehr der fränkischen Monarchie, und vornehmlich den Stuhl zu Rom zu unterwerfen, deren Bischöfe ihn zu ihrem Legaten in der ganzen fränkischen Monarchie ernannt hatten. Er predigte das Christenthum unter den Friesen, den Hessen, den Thüringern, und in Bayern, welches Herzogthum er in vier Bisthümer von Salzburg, Freysingen, Regenspurg und Passau eintheilte. Auch errichtete er drey neue Bisthümer in Deutschland, nämlich die zu Würzburg, Bürebnrg und Erfurt, und wurde endlich selbst zur Belohnung der treuen Dienste, welche er dem römischen Stuhle erwiesen hatte, zum Erzbischofe von Maynz erhoben. Man kann ihm zwar den Ruhm nicht verweigern, daß er sich bemüht habe, den Aberglauben der Deutschen auszurotten; er gab ihnen aber dafür den Aberglauben der römischen Kirche, deren Bischöfen, nach seiner Meynung die Gläubigen auch auf dem Wege zur Hölle nachzufolgen verbunden waren. Welch ein Denkmal einer sclavischen Ergebenheit gegen sie sind seine Briefe, die, ohngeachtet ihrer barbarischen Schreibart, doch um der Historie dieser Zeiten willen gelesen werden müssen! Es ist unmöglich, sich anschauend genug vorzustellen, wie elend der Zustand der Gelehrsamkeit und der Kirche, wie finster und bar-

barbarisch diese Zeiten waren, wenn man nicht einige Kenntniß von den Briefen des Bonifacius an die römischen Bischöfe Gregor den zweyten, und den dritten, Zacharias und Hadrianus, und von ihren Antworten, von denen, die dieser Apostel der Deutschen mit andern wechselte, von verschiedenen römischen Statuten, Synodalverordnungen, und Conciliensschlüssen hat. Gregor der zweyte schreibt an den Bonifacius, was zu thun ist, wenn eine Frau aus Schwachheit ihren Mann nicht die eheliche Pflicht leisten kann; daß, wer in seiner Kindheit von den Aeltern in ein Kloster gegeben worden ist, die Freyheit nicht haben soll, dasselbe zu verlassen; daß er den Gastmalen lasterhafter Geistlichen und Bischöfe gar wohl beywohnen dürfe. Gregor der dritte schrieb, es sey lächerlich, einen, weil er ein Frauenzimmer angerührt, geküßt oder umarmt hat, deswegen in den Bann zu erklären; daß ein Presbyter der in der Trunkenheit die Hostie weggebrochen habe, vierzig Tage, habe er einen Hauptdiebstahl begangen, drey Tage, welches menschlich sey, Buße thun müsse; nichts davon zu gedenken, wie ein Presbyter, der Knabenschänderey wegen, zu bestrafen sey, so wenig als von den Vorschriften, die ein Presbyter zu beobachten habe, wenn von dem consecrirten Kelche ein Tropfen auf den Altar gefallen sey; wenn Mäuse im Mehle oder im Oele gestorben sind. In den Briefen des Bonifacius findet man, ausser den Schmeicheleyen, die er den Päpsten sagt, eine eben so reiche Erndte gleicher Thorheiten, welche alle beweisen, wie verfinstert diejenigen waren, die ganze Nationen erleuchten wollten. Daß er, um einer so groben Unwissenheit Grenzen zu setzen, in Deutschland Schulen gestiftet habe, ist nicht unwahrscheinlich,

Vid. Bonif. ep. 69. in B. P. M t. 25. p. 70. seq.

lich, weil Carl der Große seinen Nachfolger Lud in einem besondern Schreiben ermahnt, für die Aufnahme derselben alle mögliche Sorge zu tragen. Indeß brachte er nicht so viel Licht dahin, daß sein Neubekehrten hätten Schriftsteller werden können denn was den Bischof von Metz, **Chrodegang** betrift, von dem wir eine Regel für die Chorherren haben, so will sich Frankreich denselben zueignen, und die Deutschen können ihnen denselben überlassen, ohne viel mit ihm zu verlieren.

In Italien also, in Frankreich, in Deutschland war fast alles Licht der Wissenschaften verschwunden, oder noch nicht aufgegangen. Blos die Kirchen in Spanien, Irrland und Engelland wurden von einem schwachen Schimmer desselben erhellet. Die spanische Kirche entfernte sich später als andere, von ihrer ursprünglichen Verfassung; die Aufsicht über die Geistlichen war strenger; kein Laye konnte nach einem Concilienschlusse zu Braga, zu einem priesterlichen Amte zugelassen werden, ohne sich im Lektorate und Diaconate, lange genug darauf vorbereitet zu haben, damit niemand sich unterfangen möchte, andre zu unterrichten, ehe er selbst die nöthigen Kenntnisse erlangt hatte. Man schonte selbst der Bischöfe weniger, und wenn sie das Studiren hintansetzten, wurden sie durch Kirchenversammlungen erinnert, fleissiger zu lesen und zu lernen. **Martin**, erst Abt von Duma und hernach Erzbischof von Braga, war im sechsten Jahrhunderte eine Zierde seiner Kirche, und nach dem Zeugnisse, das Gregor von Tours ihm giebt, so gelehrt, daß er von keinem seiner Zeitgenossen übertroffen wurde. Die Denkmale seiner Einsichten, sind eine Sammlung der ältesten Kir-

Gregor. Turon. l. 5. c. 38.

chen-

chenverordnungen zum Besten der Geistlichen und Layen, seine Vorschrift eines rechtschaffenen Lebens an den König von Gallicien, Miron, seine Sittensprüche, und ausser diesen eine Abhandlung vom Stolze und der Demuth, eine vom Zorne, eine vom Osterfeste, eine von der bey der Taufe in Spanien üblichen dreyfachen Untertauchung, und eine Schrift wider verschiedene abergläubische Gewohnheiten und Handlungen seiner Zeit, welche alle noch nicht gedrukt sind. Martin hatte reine Begriffe von vielen Tugenden. Von der Klugheit sagte er: daß der Weise sich immer gleich bleibe, wenn er sich gleich in die Umstände der Zeit, der Gelegenheit und Begebenheiten schickte; von der Großmuth und Stärcke der Seele, daß der Großmüthige sich nie für beleidiget halte, daß er von seinem Feinde sage, nicht, daß er ihm geschadet habe, sondern daß er willens gewesen sey, ihm zu schaden. Seinem König gab er den Rath, sich nie ein unanständiges Wort entfallen zu lassen, Munterkeit und Ernst ohne Nachtheil seiner Würde und Sittsamkeit, gehörig mit einander zu verbinden, niemals beissend in seinen Gesprächen zu werden, gnädig gegen alle, ohne einem Menschen zu schmeicheln, vertraulich nur gegen wenige, billig gegen jedermann zu seyn. Er machte zwischen einer ernsthaften Versicherung und einem Eide keinen Unterschied, und billigte den Gebrauch nützlicher Unwahrheiten in dringenden Fällen, weil der Weise nichts rede, als was er zu sagen verpflichtet sey. Eben so vortreflich sind die Regeln, deren Beobachtung zur Bildung einer wahren Tugend, und dem Glücke des gesellschaftlichen Lebens so nöthig sind: Warnet eure Freunde in geheim; öffentlich lobt sie; verlangt nicht, was ihr selbst versagen, versagt nicht, was

Biblio-thec. Patr. t. 10. p. 382.

was ihr selbst begehren würdet; braucht mehr eure Ohren als eure Zunge, und wenn ihr etwas sagen wollt, sagt es erst zu euch selbst, ehe ihr es andern sagt; Regeln die um so viel mehr bemerckt zu werden verdienen, je mehr schon in seinen Zeiten, die Belehrung der Christen von ihren gesellschaftlichen Pflichten, vernachläßigt zu werden pflegte. Ein Beweis davon ist eine ähnliche aber weit unvollkommnere Arbeit **Leanders**, eines Erzbischofes von Sevilien an seine Schwester **Florentina**, von der Verachtung der Welt, welche zwar viele nützliche Vorschriften zu einem frommen und tugendhaften Leben, aber zugleich sehr ausschweifende Lobeserhebungen des ehelosen Standes enthält. Die Schrift dieses Erzbischofes wider die Arianer ist nicht auf unsre Zeiten gekommen; man hat aber noch seine Rede über die Bekehrung der Gothen, die sich durch ihre kurze und sinnreiche Schreibart empfiehlt. **Johann von Biclar**, Bischof von Gironna, lebte zu seiner Zeit, und setzte die kurzen Jahrbücher des Victor von Tunum fort. Licinian von Carthagena, und Severus von Mallaga, waren auch zu ihrer Zeit nicht unberühmte Bischöfe; die Zeit aber hat von ihren Schriften nichts erhalten, als einen bereits oben erwähnten Brief des Licinians, an Gregor den Großen, der zum Beweise dient, wie selten gelehrte Geistliche schon damals auch in Spanien waren. Ein Abt, **Eutropius**, schrieb, eh er noch Bischof von Valentia wurde, von der Nothwendigkeit einer scharfen Klosterzucht, und **Ildefonsus** zählt einen Maximus von Saragossa, einen **Arausius, Helladius, Justus, Nonnitus** und **Venantius Fortunatus** unter die Bischöfe, die eine Zierde der spanischen Kirche gewesen wären; sie waren es aber nicht

Luc. Holst. Cod. Reg. p. 3. 89. 91. et t. XII. Bibl. P. M.

ücht als Schriftsteller, den Venantius ausgenommen, der wegen seiner neuen auf neue Melodien gedichteten geistlichen Gesänge gerühmt wird. Weit mehr Ehre machte seinem Vaterlande Isidor, den seine Verdienste und Einsichten auf den erzbischöflichen Stuhl von Sevilien erhoben hatten. Er besaß, ausser einer in seinem Jahrhunderte seltnen Kenntniß der Theologie, eine weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, und ob er gleich den Mönchen in der Lebensregel, die er für sie aufsetzte, das Lesen heidnischer Schriftsteller als eine Sünde untersagte, so war er doch selbst kein Fremdling darinnen; man hat ihm vielmehr die Erhaltung vieler einzelnen Stellen derselben zu danken. Seine Etymologien, welche er auf Braulios, eines auch nicht ungelehrten Bischofes von Saragossa Bitte, verfertigte, sind, besonders in der Ordnung, worein sie von seinem Freunde Braulio gebracht sind, eine Art von Encyclopädie, durch welche unter den Geistlichen der folgenden Zeiten noch einige, obgleich sehr dürftige Kenntnisse von der Gelehrsamkeit des Alterthums, besonders auch von der Philosophie und Naturkunde erhalten wurden. Man liest darinnen kurze Beschreibungen und Nachrichten fast von allen Wissenschaften und Künsten, von der Grammatik, Logik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Mathematik und Astronomie, von der Arzeneykunst, vom Ackerbaue, von der Kunst der Schifffahrt, von der Chronologie, von den Alphabeten der Hebräer, der Griechen und der Römer, von den Buchstaben, welche diese von den Griechen angenommen haben, von der Chirurgie und den chirurgischen Instrumenten der Alten, von den Gesetzen, von der Rechtsgelehrsamkeit, von den verschiedenen Eintheilungen der Zeit

Oud. Vol. I. p. 462.

in Tage, Monate und Jahre, Olympiaden, Lustra und Secula, von den Büchern des alten und des neuen Testamentes, von dem Canon desselben, von den apokryphischen Büchern, von den vier großen allgemeinen Kirchenversammlungen, von den Festen und Gebräuchen der Kirche, von dem Gottesdienste, von den Festtagen der Kirche, von den Sacramenten und ihrer Verwaltung, und besonders von den vornehmsten Wahrheiten der Religion, welche zu seiner Zeit unter dem Namen der Theologie begriffen wurden. Ein in seinem Jahrhunderte unermeßlicher Schatz von Gelehrsamkeit, der aber seine Zeiten nicht bereicherte, indem seine darinnen verschwendete Gelehrsamkeit fast eben die Wirkung hatte, die für seichte und träge Christen noch alle Enclyklopädien und gelehrte Wörterbücher haben, die zu bereichern scheinen und immer ärmer machen, weil man aus solchen Auszügen so lange fortfährt, Auszüge zu machen, bis von den Künsten und Wissenschaften fast nicht vielmehr als die bloßen Namen, oder höchstens Gerippe ohne Gestalt, Schönheit und Leben übrig bleiben. Dies war aber nicht das einzige Werk, welches Isidors Namen unsterblich machte. Er schrieb einige Bücher über die eigentliche und uneigentliche Bedeutung, der besonders in der Theologie gebräuchlichen Worte; Selbstgespräche über das Elend des Menschen und die Verachtung der Welt, wenn nicht diese mit der Regel des Lebens, die seinen Namen führt, blos Arbeiten eines Compilators seiner Werke sind, verschiedne andre moralische Schriften von geringer Erheblichkeit; ein Werk von der Natur und Ordnung der Dinge, eine kurze Weltgeschichte, eine Chronik der Gothen, Vandalen und Sveven; Auslegungen über verschiedene Bücher der Bibel; ein Verzeichn

zeichniß der vornehmsten christlichen Schriftsteller vor seinen Zeiten; Leben der Väter des alten und neuen Testaments, zwey Bücher wider die Jüden an seine Schwester Florentia, aus denen eine in diesen Zeiten ungewöhnliche Einsicht, in die Beweise der Göttlichkeit und Wahrheit des Christenthums hervorleuchtet; eine Menge nicht unmerkwürdiger Briefe; drey Bücher von den Lehrsätzen der Kirche, nach den Concilienschlüssen und Aussprüchen der Kirchenväter, und besonders einen ausführlichen Unterricht, von dem zum Gottesdienste gehörigen Aemtern und Verrichtungen der Geistlichen und der Layen, worinn zugleich eine besondere Unterweisung von dem Canon des alten und neuen Testaments, von der Uebersetzung der siebzig Dolmetscher, und dem zweifelhaften Ansehen des Briefes an die Ebräer, des zweyten Briefes Petri und des zweyten und dritten Briefes Johannis eingeflochten ist. Ein so fruchtbarer Schriftsteller war Isidor, der mit den Gelehrten seiner und der folgenden Zeiten verglichen, freylich als die letzte Zierde der katholischen Kirche und der letzte unter den Vätern genannt zu werden verdient. Sein größter Vorzug ist unstreitig seine weitläuftige Belesenheit, und sein unermüdeter Fleiß, die Kenntnisse, welche er sich gesammlet hatte, andern mitzutheilen. Gedanken, die von einem eignen und freyen Nachdenken zeugten, hat er selten, und denen, die sein Eigenthum zu seyn scheinen, fehlt es eben so sehr an Richtigkeit, Wahrheit und Gründlichkeit, als seiner Schreibart, deren größter Vorzug die Deutlichkeit und Leichtigkeit des Ausdruckes ist, an Beredsamkeit und Geschmack. In seinen Auslegungen der Schrift vermißt man fast überall eine auf die Kenntniß ihrer Sprachen gegründete Einsicht in den

wahren Wortverstand derselben, dem er nach dem Beyspiele älterer Ausleger den allegorischen und moralischen vorzieht, wenn er gleich keinen Grund in dem eigentlichen und buchstäblichen Sinne derselben hat. Was seine mehr dogmatischen Werke betrift, so entdeckt man ohne Mühe, daß er kein Geist war, der Muth genug hatte, wenn es die Wahrheit foderte, den gemeinen Weg zu verlassen, die herrschenden Irrthümer freymüthig anzugreifen, die Gründe derselben zu beurtheilen, und von ihrer Nichtigkeit überzeugt, sie mit einem, Lehrern anständigen Muthe niederzureissen. Jedoch, wie weit sind diejenigen, die nach ihm die Kirche in Spanien mit ihren Schriften unterrichten und erbauen wollten, unter ihm; Braulio und Johann von Saragossa, Eugenius von Toledo, die kaum erwähnt zu werden verdienen, Ildefonsus, sein Schüler, Julianus Pomerius, beyde Erzbischöfe von Toledo, und Fruktuosus von Saragossa, der blos durch eine Ordensregel für die Mönche, und eine andre gemeine Regel für die Familien, welche mit einander in einer Gemeinschaft des Gottesdienstes und der Güter leben wollten, merkwürdig geworden ist! Ildefonsus hatte zwar, wie sein Nachfolger und Lobredner, Julian, von ihm sagt, aus der Quelle des Isidorus das reinste und hellste Wasser geschöpft, hatte eine Wissenschaft, die wie der Mond leuchtete, und eine zum Erstaunen große Beredsamkeit. Seine Schriften, lauter köstliche honigtriefende Gerichte, sollte er aus dem Paradiese geraubt haben; allein vom Baume des Lebens waren sie nicht entwandt; denn sie waren eine ungesunde Nahrung mehr der abergläubischen Gesinnungen seiner Zeiten gegen die Jungfrau Maria, als der wahren Frömmigkeit und Tugend. Seine

Schrift

Schrift von der vollkommenen Jungfrauschaft Mariä enthält eben so ausschweifende und an der Abgötterey grenzende, als schwülstige Lobeserhebungen der Mutter Jesu, welche, troz seinem Witze und der Menge der darinn verschwendeten spielenden Einfälle und Gegensätze, unerträglich sind. Erträglicher ist sein Unterricht von der Taufe, ob er gleich nichts Neues lehrt, sondern blos zur Kenntniß der zu seiner Zeit bey dieser feyerlichen Handlung üblichen Kirchengebräuche dient. Sein Buch von der geistlichen Wüste enthält eine kurze Unterweisung von den Pflichten, zu denen Christen durch die Taufe verpflichtet werden. Zu diesen Schriften gehöret noch seine Nachricht von den Schriftstellern der Kirche, durch welche er die ähnlichen Arbeiten eines Hieronymus, Gennadius und Isidorus, bis auf seine Zeiten fortsetzen und ergänzen wollte. Julian, sein Lobredner, schrieb auch nicht so schwülstig, als er, aber mit eben so wenig Urtheil und Geschmack. Seine Widerlegung der Jüden verdient einige Aufmerksamkeit, ob er gleich die siebzig Dolmetscher des alten Testaments dem Originaltexte vorzieht, und die Jüden der Verfälschung desselben beschuldigt, ohne seine Anklage zu beweisen, die er ältern Schriftstellern nachgeschrieben zu haben scheint. Seine Geschichte des gothischen Königes Wamba beschreibt den Krieg desselben mit dem Herzoge von Navarra; seine Prognostika aber handeln von dem Tode, von der ersten Sünde, die ihn verursacht hat, von den verschiedenen Schicksalen der Seele nach dem Tode, von dem jüngsten Gerichte, und von der Auferstehung. Seine Ableitung des lateinischen Wortes *Mors* von dem ähnlich lautenden Worte *Morsus* pflegt als ein Beweis seiner Unwissenheit angeführt

Baluz. Miscell. t. 6. p. 16.

Ibid. p. 7.

zu werden; sie beweiset aber blos den Geschmack der Zeiten an Wortspielen, und ist so wenig sein eigner Einfall, als es viele falsche Sätze und eben so ungegründete Auflösungen unnützer und theils lächerlicher Fragen sind, die er aus ältern lateinischen Kirchenvätern ausgeschrieben hat. Man kann seine Prognostika nicht lesen, ohne traurig zu werden, wenn man sieht, was der Mensch glauben, auf was für Träume, Einbildungen und thörigte Untersuchungen sein Verstand fallen kann, so bald er sich dem Joche des menschlichen Ansehens unterwirft. So glaubte Julian, daß ein schmerzhafter Tod viel zur Reinigung der Seele von ihren Sünden beytrüge; er bildete sich ein, gesehen zu haben, daß die Teufel auf die Seelen der Sterbenden laurerten; daß aber die Gebete der bey ihrem Tode gegenwärtigen Glaubigen sie oft den feindseligen Nachstellungen derselben entrissen hätten. Er rieth den Christen, sich in den Kirchen nahe bey den Gräbern der Märtyrer begraben zu lassen, weil man bey denselben viel eifriger, als anderwärts für die Verstorbenen zu beten pflegte. Das Paradies lag, wie er meynte, in dem geistlichen Himmel; das Feuer aber, worinnen die Seelen nach ihrem Tode gereinigt werden sollten, war ein wirkliches Feuer, ob gleich von dem höllischen Feuer noch unterschieden. Das Zeichen des Menschensohnes, welches vor der Wiederkunft Christi zum jüngsten Gerichte in den Wolken gesehen werden soll, hielt er für das Kreuz, und meynte, die Engel würden es in den Wolken auf ihren Schultern tragen. In welchem menschlichen Alter werden die Verstorbenen auferstehen, als Kinder, oder als Jünglinge, oder als Männer und Greise? In welcher Gestalt? Mit was für einer Leibesbeschaffenheit? Werden die Fetten

ten

ten wieder fett, die Magern aber mager seyn? Werden die Menschen alles wieder bekommen, was sie in ihrem Leben von ihren Nägeln und Haaren abgeschnitten haben? Auf solche unnütze Fragen konnte sich ein Erzbischof von Toledo einlassen, und mit ernsthafter Feyerlichkeit entscheiden, die Nägel und Haare, die man in seinem Leben abgeschnitten hatte, würden zu Fleisch werden; auch würde der Unterschied der Geschlechter in dem künftigen Leben statt haben, obgleich ohne alle Neigung zum ehelichen Umgange mit einander. Gleichwohl darf man sich nicht darüber verwundern, da diese Fragen durch die folgenden Jahrhunderte fortgepflanzt wurden und selbst den gelehrtesten und scharfsinnigsten Scholastikern wichtig blieben. Was die Bibel von der Stellung der auferweckten Menschen zur Rechten und Linken Jesu Christi und von den Stühlen der Gläubigen sagt, auf welchen sie sitzen, und die Welt mit richten würden, das nimmt er alles im eigentlichen Verstande, ohne, was in diesen Vorstellungen sinnbildlich ist, auch nur zu vermuthen; so unbekannt waren auch die vornehmsten Lehrer der Kirche mit den ersten Grundsätzen einer gesunden und vernünftigen Auslegung geworden. Aber das ist allezeit das Schicksal derjenigen, welche andre lehren sollen, und selbst nicht denken lernen, sondern nur alles, ohne Zweifel und Untersuchung für wahr annehmen, was ältere Lehrer über das Wort Gottes und seinen Inhalt entschieden und geträumt haben. Zum Beweise dienet die noch ungedruckte Sammlung des Bischofes von Saragossa, Tajo, worinnen er aus den ihm durch ein Wunderwerk zu Rom entdeckten Schriften des Bischofes Gregorius von Rom alles, was dieser von theologischen Materien gesagt hatte, wie es scheint,

 ohne

Digitized by Google

ohne Wahl und Urtheil zusammen trug; eine Sammlung, welche nach Mabillons Anzeige ihres Inhaltes eine Art von Dogmatik war, ob er sie gleich, die Vorrede ausgenommen, der Bekanntmachung nicht würdig geachtet hat. Dies war freylich nur ein schwaches Licht; es erhielt sich aber doch in Spanien bis ins achte Jahrhundert, wie allein die Meynungen eines **Felix von Urgela** und **Elipandus von Toledo** beweisen können.

Fast so erleuchtet oder vielleicht noch gelehrter als die spanische Kirche, war die irrländische. Die Pflanzschule von Heidenbekehrern, welche ihr Stifter Patricius schon im fünften Jahrhundert zu Armagh angelegt hatte, kam der Gelehrsamkeit wegen in einen großen ausgebreiteten Ruf; die zu St. Finian, St. Congol, St. Brend, Bangor, Clonfert, Roß, Begeri, und Leighl eröffneten Schulen waren eben so blühend; die Wissenschaften konnten sich auch unter den Irrländern um so viel leichter erhalten, je weniger sie anfangs von den Ueberschwemmungen der nordischen Völker zu fürchten hatten, die Frankreich, Spanien und Engelland verwüstet hatten. Die Lehrer dieser Schulen standen sowohl um ihres exemplarischen Lebens willen, als wegen ihrer sorgfältigen und strengen Schulzucht in einem solchen Ansehen, daß alle diejenigen, welche sich von ihnen unterweisen ließen, mit einer unglaublichen Begierde, die Religion unter den Heiden zu verkündigen, begeistert und entflammt wurden. **Columban**, der ältere, hatte sich unter die Schotten und Picten gewagt, und auf der Insel Hy ein neues Seminarium gestiftet; mit den Angeln und Sachsen aber hatten die irrländischen Missionarien keinen Umgang

gang, sondern giengen lieber durch Frankreich nach den noch heidnischen Landschaften in Deutschland, wo sie in der Schweiz und in Bayern Kirchen und Klöster stifteten. Columban, der jüngere, hatte in dem Kloster Bangor unter dem Vorsteher desselben, Commogel, oder Congel, nicht allein das Latein, das Griechische, und etwas von der ebräischen Sprache, sondern auch die freyen Künste, besonders die Rhetorik und Geometrie erlernt, wie man sie in diesen Jahrhunderten lernen konnte. Die irrländischen Gelehrten scheinen sich auch vor andern auf die Philosophie gelegt, und besonders dialektische Künste studiert, und sehr frühzeitig eine Art von scholastischer Theologie gehabt zu haben *). Die Zeit hat zwar keine Denkmäler ihrer Einsichten erhalten, aus denen man den Umfang und die Güte derselben bestimmen könnte; man kann aber schon daraus, daß sie das Osterfest mit der morgenländischen, und nicht mit der römischen Kirche feyerten, aus den Streitigkeiten, in welche sie deswegen verwickelt wurden, und aus den Gründen, womit sie ihre Gewohnheit behaupteten, deutlich genug sehen, daß sie in den Schriftstellern der griechischen Kirche, in den Schriften eines Theophilus von Alexandrien, eines Eusebius, eines Cyrillus, und andern sehr belesen waren. Im siebenten Jahrhunderte breiteten sie ihre gelehrten Kenntnisse auch in Engelland aus, als St. Aidan und St. Maildulf die Sachsen bekehren halfen, und die Schulen zu Landisfarne und Malmesbury stifteten.

Bened. Anian. ep. ad Guarnar. apud Baluz. t. V. Miscellan. p. 54.

*) So heißt es von dem Columban: Studiis dialecticalis Sophiae dedit. Adamn. de S. Columban Scoto confessore ap. Canis. T. I. p. 680.

teten. Der Ruhm der irrländischen Schulen blieb auch bis auf die Einfälle der Dänen und Normannen so glänzend, und ihre Lehrer waren, wie **Beda** bezeugte, ihrer strengen Sitten und der Leutseligkeit ihres Unterrichtes wegen so berühmt, daß selbst Könige ihre Prinzen darinnen unterweisen ließen. Selbst nach den Einfällen der Dänen und Normannen behaupteten sich die Irrländer bis ins eilfte Jahrhundert in einigem Rufe der Gelehrsamkeit, und sendeten noch immer Colonien von gelehrten Mönchen nach Frankreich und Deutschland, wo man zu Cölln, Regenspurg, Würzburg, Nürnberg, Wien und Eichstädt Klöster für sie stiftete, von denen sich noch einige unter dem Namen der Schottenklöster erhalten haben.

Dav. Wilkin. Concil. M. Brit. t. I. p. 42. Conringii Antiquit. Academic. p. 277.

In dem benachbarten Engelland hatte Theodor, ein griechischer Mönch von Tarsus aus Cilicien, welcher von dem römischen Papste, Vitalian, zum Erzbischofe von Cambridge erhoben worden war, viel zur Aufnahme der Gelehrsamkeit und besonders der griechischen Sprache beygetragen. Er war selbst kein Fremdling in den Wissenschaften, und unterrichtete auch andre in der Astronomie, Arithmetik und Musik, welches auch sein Nachfolger Breichtwald und sein Schüler, der Bischof von Roff, Tobias, thaten. * Seine Büchersammlung, die er nach Engelland brachte, war für seine Zeiten zahlreich und ansehnlich, und man kann wohl nicht zweifeln, daß er die Mönche in den Klöstern, die er baute, angehalten habe, die besten Schriften des Alterthums zu kopiren und ihre Abschriften zu vervielfältigen. Gleichwohl ist es schwer zu entscheiden, ob er den Wissenschaften, wie unläugbar auch seine Liebe zu den-

Bed. Hist. Angl. l. 4. c. 1. 2.

denselben ist, mehr geschadet als genützt habe, weil er eine eben so übertriebne Hochachtung gegen alles hatte, was den äußerlichen Gottesdienst feyerlich zu machen diente, und überdieß der römischen Kirche und ihrem Oberhaupte allzuergeben war. Niemand besaß in diesen Zeiten eine weitläuftigere Kenntniß der gottesdienstlichen Gebräuche, worinnen die morgenländischen und abendländischen Kirchen theils mit einander übereinstimmten, theils von einander abgiengen, als er. Er war der erste, der eine Sammlung von den Gebräuchen und Regeln der Kirchenbuße verfaßte, von der wir noch einige Ueberbleibsel haben; eine Arbeit, die für die unwissenden Geistlichen dieses Jahrhundertes ihren Nutzen hatte, die aber in kurzer Zeit eine solche Menge ähnlicher Bücher in allen Gegenden des Occidentes veranlaßte, daß nützlichere Beschäftigungen dadurch verhindert und verdrungen wurden. Wie groß die Unwissenheit unter den Geistlichen zu seiner Zeit war, sieht man aus der Anordnung, die man in seinem Pönitenzbuche findet, daß man das Abendmahl sich von keinem Priester reichen lassen sollte, welcher die gewöhnlichen Kirchenlectionen nicht lesen könnte. Es lassen sich auch viele Anmerkungen daraus sammeln, welche zur Geschichte des herrschenden Aberglaubens dienen. Messen durften zum Exempel nicht gelesen werden, wo Heiden begraben lagen; die Altäre, unter welchen Reliquien von Märtyrern verwahrt wurden, sollten keine Stufen haben; den Layen war es verboten, das Hallelujah in der Kirche anzustimmen. Eine von den sonderbarsten Verordnungen, die man unter den seinigen findet, war die, kraft welcher diejenigen noch einmal getauft werden sollten, die von einem Priester getauft worden waren, der sich des

Hard. conc. t. III.

Lasters

Lasters der Hurerey schuldig gemacht hatte; als wenn die Kraft der Sakramente von der Heiligkeit derer, welche sie verwalteten, abhienge. Die Vornehmsten, die nach dem Tode dieses Erzbischofes unter den Engelländern als Gelehrte berühmt wurden, waren **Aldhelm, Ceolfried** und **Adamann.** Unter diesen verdiente **Aldhelm**, der Abt von Malmesbury, den Ruhm, daß er unter den Angelsachsen der erste war, der lateinisch schrieb, die lateinische Dichtkunst in Engelland bekannt machte, sich selbst darinnen hervorzuthun suchte, die Schule von Malmesbury stiftete, von der Osterfeyer, wider die Britten, von der Jungfrauschaft, von den Hauptlastern schrieb, und besonders viele Lieder in der angelsächsischen Sprache hinterließ; Ceolfried aber, der Abt von Jarou, einen Beda unterrichtet zu haben. Zu seiner Zeit wurde noch mit vieler Heftigkeit gestritten, ob die Köpfe der Geistlichen nach der römischen, griechischen, oder schottischen Mode geschoren; ob das Osterfest mit der römischen Kirche allezeit an einem Sonntage, oder nach dem altenglischen, oder vielmehr orientalischen Herkommen gefeyert werden sollte. Ceolfried schrieb außer vielen Predigten und Briefen, über alle diese Streitigkeiten, aber mit einer vernünftigern Gleichgültigkeit gegen sie, als von der Barbarey der Zeit erwartet werden konnte; denn nach seinem Urtheile war diese Verschiedenheit viel zu unwichtig, als daß deswegen der Kirchenfriede verletzt zu werden verdiente, wiewohl er die Verbindlichkeit der Mönche, ihre Platte und Krone nach römischer Art scheeren zu lassen, mit Gründen bewies, die sehr ins Lächerliche fallen. Adamann, ein Abt von Hy, ist durch nichts mehr merkwürdig, als durch seine abergläubischen und märchen-

vollen

vollen Nachrichten von den heiligen Oertern in Palästina. Er hatte sie aus den Erzählungen eines französischen Priesters oder Bischofes, Arculfs, der auf der Rückreise von seiner Wallfarth nach dem gelobten Lande an die irrländischen Küsten verschlagen worden war, und man kann sie nicht lesen, ohne sich über seine nur allzusorgfältige Aufmerksamkeit auf die Fabeln des damaligen Aberglaubens zu verwundern. Weit merkwürdiger, als alle diese, ist Beda, der nicht sowohl wegen seiner Wissenschaft, oder wegen seiner Frömmigkeit, oder deswegen, weil die Bischöfe seine Homilien öffentlich vorzulesen verordneten, als vielmehr darum den Namen des Ehrwürdigen erhalten hat, weil man die Bischöfe Heilige, die Uebrigen von der Clerisey nur Ehrwürdige zu nennen pflegte. Er verdient unter denen, welche den völligen Untergang der Wissenschaften in Engelland aufgehalten haben, oben an zu stehen. In dem Kloster Jarou lernte er die lateinische und griechische Sprache, die Prosodie, die Astronomie, und die Rechenkunst, wodurch er ein Wunder seiner Zeiten wurde, ob er gleich in aufgeklärtern Jahrhunderten kaum bemerkt worden seyn würde. Seinen meisten Fleiß wendete er zwar auf die Kenntnisse, die besonders einem Geistlichen anständig waren; gleichwohl aber wurde er auch ein Licht für die übrigen Wissenschaften, ob er gleich überall blos ein Sammler war, der nicht einmal aus den besten Quellen schöpfte, indem in der Auslegung der Schrift Augustin, in den freyen Künsten und der Weltweisheit aber Caßiodor und Isidor von Sevilien beynahe die einzigen Schatzkammern waren, aus denen er sich und seine Zeitgenossen bereicherte. Aber was konnte von einem Gelehrten mehr erwartet werden, der mit-

ten

ten in der Finsterniß seines Jahrhunderts über alles, worüber je die Menschen gedacht haben, schrieb, und zugleich andre Mönche mit einem unermüdeten Eifer unterwies? Man muß immer erstaunen, daß ein Mönch, der alle Pflichten des Klosterlebens, die tägliche Handarbeit nicht ausgenommen, mit der sorgfältigsten Gewissenhaftigkeit erfüllte, noch Zeit genug findet, sich und andre in der Sprachlehre, in der Rechenkunst, in der Musik, in der Sternkunde, in der Zeitrechnung, in der Naturlehre, und in der Weltgeschichte zu unterrichten, seine Kenntnisse von diesen Wissenschaften durch seine Schriften fortzupflanzen, die Kirchenhistorie seines Vaterlandes zu beschreiben, und weitläuftige Auslegungen fast über alle Bücher des alten und des neuen Testaments zu verfertigen; einer großen Anzahl von Homilien, Fragen und andrer Abhandlungen, die wir seinem Fleiße zu danken haben, wie auch seines Märtyrerverzeichnisses nicht einmal zu gedenken. Beda drang freylich nicht bis in das Innerste dieses weitläuftigen Heiligthums; stand kaum im Vorhofe desselben, kannte kaum die Oberfläche der Wissenschaften, die er lehrte, und hatte von ihnen nur enge, verwirrte und dürftige Begriffe. Er war, wie seine Lebensbeschreibungen unterschiedener Heiligen beweisen, so leichtgläubig, und zugleich so abergläubisch, als ein Mönch nur seyn kann; schrieb zwar mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit; aber ohne Zierlichkeit, Kunst und Ueberlegung, und sammlete alles, was ihm aufstieß, ohne Geschmack und Urtheil. Alle seine Werke in acht Foliobänden, sind deswegen kaum der Durchblätterung werth, da zumal die exegetischen beynahe nichts als dürre Auszüge aus Augustins Werken und andern lateinischen Kirchen-

vätern

vätern enthalten, die sich mehr mit willkührlichen Anwendungen biblischer Worte und Vorstellungen beschäfftigt, als um den richtigen buchstäblichen Verstand bekümmert hatten. Allein, wie der Ackerbau in einem entvölkerten Lande nicht so blühend seyn kann, als da, wo jedes Feld seinen eignen Besitzer hat, der es mit seinem ganzen Fleiße bearbeitet, die größten und fruchtbarsten Striche aber unter Wenige vertheilt, nothwendig wüst und ungebauet bleiben: so geht es auch mit den Wissenschaften, die ein allzuweitläuftiges Feld sind, als daß alle Aecker desselben von Einem Gelehrten allein übersehen und bearbeitet werden können, wiewohl es immer ein Glück ist, wenn ein Land noch einige Einwohner behält, die zum Anbaue derselben thun, was ihre Kräfte vermögen, um eine völlige und allgemeine Verwilderung zu verhüten. Beda hatte dies Verdienst um sie, obgleich sein Gedächtniß mehr Antheil an seiner Gelehrsamkeit hatte, als sein Verstand. Er erfand und erweiterte keine einzige von allen menschlichen Wissenschaften; er rettete aber doch aus dem allgemeinen Schiffbruche der Gelehrsamkeit so viele Trümmern nützlicher Erkenntnisse, daß er und seine Schüler nicht allein Engelland und Irrland, sondern auch Frankreich und Deutschland damit bereichern konnten. In hellern Zeiten würde er weniger gesammelt, und mehr geprüft, weniger gelesen, und selbst mehr gedacht haben; in den seinigen sammlete er, schrieb aus, dachte nicht, und gleichwohl setzte sie das, was er wußte, in eine solche Verwunderung, daß er, wie er sich selbst beklagt, über seine Abhandlung vom Donner in den Verdacht der Zauberey, und darüber, daß er in seinem Werke von den sechs Zeitaltern der Welt die ebräische Zeitrechnung der vorzog, welche

die siebzig Dollmetscher folgen, in die Gefahr gerieth, für einen Ketzer gehalten zu werden, wenn nicht unter seinen Zeitgenossen sowohl Acca, der aus einem Mönche Bischof zu Hagulstadt wurde, und seiner Kirche seine Bibliothek vermachte, als sein Schüler Egbert, der aus königlichem Blute entsprossen, Bischof zu York wurde, der Mäcen seiner Zeiten war, und seinem erzbischöflichen Sitze eine ansehnliche Bibliothek gab, seine Verdienste erkannt, seinen Fleiß ermuntert, und durch ihre Liebe und Nacheiferung belohnt hätten. Ein andrer seiner Schüler Lutbert, den er bey der Verfertigung seiner Schriften gebraucht hatte, beschrieb sein Leben, und übersendete einen Theil seiner Werke an den Erzbischof zu Maynz, Bonifacius. Der Ruhm, welchen sie seinem Namen im ganzen Occident erwarben, war zwar größer, als ihr Werth; man muß es aber den Engelländern vergeben, daß sie den Ruhm eines Schriftstellers übertreiben, den ihnen Deutschland gegeben hat, weil in einer finstern Nacht ein dämmerndes Mondlicht oft angenehmer und nützlicher, als die Sonne am hellen Tage ist. Die englische Kirche erfuhr es mit dem Verluste ihres Beda, indem nach seinem Tode unter den Einfällen der Dänen sich eine allgemeine Finsterniß über sie verbreitete, die nicht eher, als unter Alfred dem Großen wieder erleuchtet zu werden anfieng.

Dies ist ein wahres und getreues Gemälde von dem allgemeinen und völligen Verfalle der Wissenschaften in diesem Zeitraume, an dem weder die Partheylichkeit, noch die den Menschen nur allzunatürliche Neigung, in allem, was sich zuträgt, blos die schlimme Seite zu bemerken, einigen Antheil hat.

Die

Die Liebe zur Wahrheit muß das Böse zeichnen, wie es ist, und es nicht verringern, um die Menschen mit dem gehörigen Hasse und Abscheue daran zu erfüllen; sie muß aber auch den Bemühungen derer, welche weiser und besser als andre, zu seyn suchen, wie klein auch die Würkung davon seyn mag, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nunmehr kann es nicht schwer seyn, über die Einflüsse, welche die Schicksale der Wissenschaften in die Religion und Glückseligkeit dieser Zeiten hatten, ein gründliches und sichres Urtheil zu fällen. Wer kann ihre Schicksale betrachten, ohne sich vor der Verwilderung zu entsetzen, worein Unwissenheit und Barbarey das menschliche Geschlecht stürzen? Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, Engelland, Schottland und Irrland hießen christliche Länder, weil die Einwohner derselben entweder getauft waren, und das apostolische Glaubensbekenntniß mit dem Gebet des Herrn auswendig gelernt hatten, oder theils durch mancherley politische Künste zur Annahme der Taufe gelockt, theils auch durch Gewalt und Zwang dazu genöthiget wurden. Allein, wenn nur diejenigen den Namen der Christen verdienen, welche von der Religion Jesu und seiner Apostel aus dem Worte Gottes eine hinlängliche, deutliche und gegründete Erkenntniß haben, und Gott nicht mit einem Dienste, der blos sinnlich ist, und mit einem eiteln Gepränge unzählbarer Ceremonien, deren Bedeutung und Absicht sie nicht wissen, sondern mit einem seinen Vorschriften gehorsamen Herzen und Leben verehren: wie selten waren nicht in diesen finstern Zeiten die Christen, und wie selten mußten sie nicht seyn! Wie selten, sowohl unter den Layen, als unter denen, die ihre Aufseher und Führer in der Religion

seyn sollten! Wir haben in dem Worte Gottes die Weisheit, welche die einzige sichere Wegweiserinn zur Glückseligkeit, nicht allein nach dem Tode, sondern auch in diesem Leben ist. Der Ungelehrte kann sie in demselben finden; aber er muß treue und zuverläßige Uebersetzungen desselben haben und gebrauchen. Lehrer können andre davon unterrichten; aber sie müssen die Schrift theils in den Sprachen, welche die Propheten, Christus und seine Apostel geredet und geschrieben haben, theils in den Uebersetzungen verstehen, und die Richtigkeit derselben, wenigstens in den Hauptlehren des Glaubens und des Lebens beurtheilen, und sich und andern beweisen können. Nun hatte zwar der Occident eine lateinische Uebersetzung der Schrift. Die Abschriften derselben waren überaus selten, da in diesen barbarischen Zeiten, die so selten waren, welche lesen und schreiben konnten! Bonifacius klagte, daß er einige Propheten in Deutschland nicht finden könnte, und verlangte eine Abschrift davon aus Engelland. Was für einen Nutzen konnten Ungelehrte von der Vulgate haben, da die meisten unter ihnen, selbst Könige, Fürsten und Edelleute nicht ausgenommen, nicht einmal zum Lesen angeführt waren; da überdieß, wenn sie auch hätten lesen können, diese Uebersetzung immer unverständlicher werden mußte, je verderbter die lateinische Sprache, die noch hie und da gesprochen wurde, durch ihre Vermischung mit den Sprachen der Gothen, Longobarden, Franken, Sachsen und Engelländer werden mußte, indem viele sonst gebräuchliche Worte entweder aus dem Gebrauche kamen, oder neue und vordem unbekannte Bedeutungen erhielten? Christen also, die den Berrhoensern ähnlich gewesen wären, welche die Lehre der Apostel mit

der

der Lehre der Propheten verglichen, um der Wahrheit und Göttlichkeit derselben gewiß zu werden, gab es gar nicht, da es ihnen zum eignen gewissenhaften Gebrauche des göttlichen Wortes an aller Fähigkeit und Geschicklichkeit dazu fehlte. Die Geistlichen hätten dieser Unfähigkeit zu Hülfe kommen sollen, da alle Erkenntniß der gemeinen Christen blos auf ihrem Unterrichte beruhte. Allein man erinnere sich der Anfrage des spanischen Bischofes, **Licinianus**, an **Gregor** den Großen, ob man nicht auch Layen zu Bischöfen und Aeltesten bestellen dürfte, wenn sie nur lesen könnten, und wüßten, daß Jesus Christus gekreuzigt worden wäre. Man erinnere sich, daß die Geistlichen dieser Zeiten schon für sehr geschickt gehalten wurden, welche die gewöhnlichen Hauptbekenntnisse des christlichen Glaubens auswendig gelernt hatten, und ihr Ritual lesen konnten. Man erinnere sich derjenigen, welche tauften, ohne die lateinische Taufformel richtig aussprechen zu können, und urtheile, wie ungeschickt solche Geistliche, die doch den größten Haufen ausmachten, zum Lehramte in der Kirche waren, wie unfähig, den Layen nur einige nützliche Erkenntniß der Religion beyzubringen. Selbst die gelehrtere Clerisey dieser Zeiten wußte nicht, weder was die Hauptsumme des christlichen Glaubens ausmacht, noch was zu einer rechten und vernunftmäßigen Auslegung der heiligen Schrift erfodert wird. Wie hätten sie sonst von ihren Geistlichen nicht mehr fodern können, als daß sie nur die vornehmsten Symbola, und das Gebet des Herrn selbst kennen, und andere lehren sollten, da doch nicht einmal alle Hauptpunkte des christlichen Glaubens darinnen enthalten sind? Oder wie wäre es möglich gewesen, wenn sie die Kunst der Auslegung verstan-

den, und die Einsicht in den wahren Sinn und Inhalt der heiligen Schrift, für nöthig gehalten hätten, die Erklärung des eigentlichen Verstandes ganz zu vernachläßigen, und der Kenntniß derselben, zu der sie aus Mangel der nöthigen Sprachenkenntniß ganz untüchtig waren, ihre allegorischen und tropologischen Erklärungen vorzuziehen, und also ihre eigne Einfälle, wie vernünftig oder ungereimt sie auch seyn mochten, in die Stelle der Lehren zu setzen, welche die Worte der Schrift anzeigten? Sie behaupteten zwar alle, daß niemand ohne den Glauben selig werden könnte; die Mönche brannten auch vor Begierde, den Glauben unter den Heiden zu verkündigen und auszubreiten; aber dieser Glaube, oder diese Credulitas, wie er in dem barbarischen Lateine des siebenten und achten Jahrhundertes hieß, bestand in weiter nichts, als in der historischen Einsicht, welche das apostolische Bekenntniß gewähret, nicht aber in richtigen und deutlichen Vorstellungen von der Natur Gottes, von seinen Eigenschaften, Werken und Gesetzen, von der Erlösung der Menschen und den geistlichen Wohlthaten, die wir derselben schuldig sind, von den Mitteln, ihrer theilhaftig zu werden, von den Veränderungen, welche der Mensch durch die Wahrheit in sich wirken lassen muß, von den Gesinnungen, die jeder wahre Christ haben soll, und von den Pflichten, die er auszuüben hat. Die Homilien, welche bey dem öffentlichen Gottesdienste vorgelesen wurden, sollten die gemeine Erkenntniß des Glaubens und des göttlichen Wortes erweitern; diese Homilien aber waren so seicht, so arm an gründlicher Kenntniß, und besonders an richtigen Erklärungen der Schrift, daß auch dadurch zur Beförderung der Einsicht in die Religion, unter den Layen

wenig

wenig ausgerichtet wurde, zumal da sie alle lateinisch geschrieben waren. In Italien und Frankreich konnte doch die lateinische Sprache noch einigermaßen verstanden werden; aber die Mönche und Päpste wollten sie auch in den übrigen Ländern des Occidentes, zur Sprache der Religion erhoben wissen, als wenn sie recht berufen gewesen wären, die Völker in der Unwissenheit und Blindheit zu erhalten, oder unwissend und blind zu machen. Nur die Irrländer und die Angelsachsen unterrichteten die ihrigen in ihrer Muttersprache, so lange sie noch einigen Geschmack an den Wissenschaften hatten. Man hat Synodalverordnungen, welche diesen Unterricht befahlen. Auch findet man, ehe Bonifacius nach Deutschland kam, einen Kero von St. Gallen, der den apostolischen Glauben in die deutsche Sprache übersetzte; aber dieß ist es auch alles, was man von den Bemühungen der Geistlichen, ihre Untergebnen zum Verstande dessen anzuführen, was sie als Christen auswendig wissen mußten, zur Ehre dieser Zeiten auftreiben kann. In unsern hellen Zeiten kann man sich die Größe der Unwissenheit unter den gemeinen Christen dieser Jahrhunderte nicht einmal vorstellen, die nicht so finster hätten seyn können, wenn ihre Führer in der Religion wahre Gelehrten gewesen wären, und selbst mehr gewußt und empfunden hätten, was zur Erkenntniß der Religion bey allen Christen nothwendig erfodert wird, wenn sie auch gleich nicht alle auf einerley Stufe derselben stehen können.

Wer nun dieß erwägt, der wird sich nicht verwundern, daß so viele Arten des Aberglaubens sich im sechsten, siebenten, und achten Jahrhunderte so

tief unter den Christen einwurzelten, daß sie, als auch unter Carl dem Großen, dem Occidente ein neues, obgleich schwaches Licht fast in allen Wissenschaften aufzugehen anfieng, doch nicht ausgerottet, sondern zum Theil für so heilig gehalten wurden, daß fast niemand sich an die Prüfung und Untersuchung derselben wagte, wenn überdieß bedacht wird, wie leichtgläubig die Menschen werden, so bald sie sich in der Religion blos von dem Ansehen ihrer Führer regieren lassen. Man glaubte von den Heiligen, was man sonst von seinen Götzen geglaubt hatte. Man meynte, Gott einen Dienst zu thun, wenn man Tempel und Altäre vervielfältigte, sehr oft feyerliche Umgänge anstellte, auch einerley Gebetsformeln mit besondrer Feyerlichkeit vielmals wiederholte. In der römischen Kirche giebt es wenig Irrthümer und abergläubische Gebräuche, die ihr Alter nicht bis auf diese Zeiten zurück führen konnten: Wer kann dieß läugnen? Aber es kann auch ohne einigen Nachtheil der Wahrheit zugestanden werden; denn ihre Verwerflichkeit ist daraus klar genug, daß sie eine Frucht der Unwissenheit und Finsterniß dieser Zeit sind, wie zum Exempel die Meynungen von der gottesdienstlichen Verehrung und Anrufung der Heiligen; von der heilsamen und oft wunderthätigen Kraft ihrer Reliquien, von der Verdienstlichkeit der guten Werke, von dem Fegefeuer, von der Fürbitte der Lebendigen für die Verstorbenen, von den Seelenmessen und von der Kraft, welche ihnen zur Errettung der Menschen aus dem Fegefeuer zugeschrieben wurden, dessen Glauben Gregor der Große, in seinen Dialogen so sehr zu befördern gesucht hatte. Zu andern Irrthümern, die eines spätern Ursprunges sind, wurde der Saame ausgestreuet; noch andere

ere fiengen schon an aufzukeimen, ob sie gleich we-
der noch mit den Namen bezeichnet waren, die sie in
den spätern Jahrhunderten erhielten, noch in öffent-
lichem und allgemeinem Lehrbegriffe der Kirche stan-
den. Zu jener Art gehören alle Irrthümer von dem
Ablasse, die sich auf die Pönitenzgesetze des siebenden
und achten Jahrhundertes beziehen; zu diesen beson-
ders die aller Vernunft so widersprechenden Lehren
von der Verwandlung des Brodes und Weines im
Abendmahle; Irrthümer, die sich bloß darauf grün-
den, daß die uneigentliche und verblümte Bedeutung
dieses Wortes von der Unwissenheit der Zeiten mit
der eigentlichen verwechselt wurde. Zum Beweise
dient, was Paulus Diaconus in dem Leben Gre-
gors des Grossen, erzählt. Eine Dame in Rom lä-
chelte, als ihr Gregor das gesegnete Brod im
Abendmahle reichte. Er bemerkte es, gab ihr
deswegen das Brod nicht, sondern legte es
auf den Altar. Nach dem Abendmahle befragte
er sie, warum sie gelächelt hätte. Sie antwor-
tete, daß es geschehen wäre, weil das Brod,
das von ihr selbst zubereitet worden wäre, der Leib
Christi seyn sollte. Gregor nahm darauf, wie die
Fabel sagt, das auf die Seite gelegte Brod, wel-
ches indeß sowohl zu ihrer Beschämung, als zum
Erstaunen der ganzen Gemeine in ein Stück Fleisch
verwandelt worden war, woran einige blutige Fle-
cken zu sehen waren. Er zeigte es allen gegenwärti-
gen Christen, und darauf wurde es wieder Brod.
Was beweist dieses erdichtete Wunder anders, als
daß man sich von dem Abendmahle schon sehr früh-
zeitig Vorstellungen machte, die den spätern Vorstel-
lungen davon so ähnlich sind, daß man nur einen sehr
geringen Unterschied zwischen ihnen bemerken kann?

Aber welche Irrthümer konnten sich nicht in die Kir
che einschleichen; da man seit dem sechsten Jahrhun
derte die Schrift fast gar nicht mehr zum Unterricht
gebrauchte, sondern vielmehr damit, als mit einem
Zauberbuche umgieng? Wenige lernten daraus,
was die Schicksale der Menschen in der Ewigkeit
nach ihrem Verhalten auf der Erde seyn würden;
man brauchte es aber als ein heiliges Loos, das man
um die Schicksale dieses Lebens und den ungewissen
Ausgang seiner Anschläge und Unternehmungen be
fragte. Man schlug nämlich, wie Gregor von
Tours erzählt, die Bibel auf, und den ersten Vers,
den man fand, sah man als eine Vorherverkündi
gung dessen an, was einem begegnen sollte. Diese
Misbräuche der Bibel machten sich nicht allein ver
schiedene Könige, als Clodovaus und Chelperic, son
dern so gar auch Bischöfe und Geistliche schuldig. Ein
Bischof von Dijon, Tetricus, wurde mit seinen
Geistlichen einig, als sie in der Gefahr wären, von
Chramnus, einem rebellischen Sohne des Clota
rius belagert zu werden, daß sie, um das künftige
Schicksal dieses Prinzen zu erfahren, die Propheten,
die Briefe Pauli und die Evangelia auf den Altar
legen und diejenigen Verse, welche ihnen beym Auf
schlagen in die Augen fallen würden, in der Kirche
bey dem Gottesdienste absingen wollten. Als die
Propheten geöffnet wurden, fielen sie auf die Verse,
in denen es heißt: **Was sollte man doch mehr
thun an meinem Weinberge, das ich nicht ge
than habe an ihm? Warum hat er denn
Heerlinge gebracht, da ich wartete, daß er
Trauben brachte? Seine Wand soll wegge
nommen werden, daß er verwüstet werde.**
In den Briefen Pauli fielen sie auf die Verse: Ihr
selbst

selbst wissen, daß der Tag des Herrn wird kommen, wie ein Dieb in der Nacht; Wenn sie werden sagen, es ist Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen. In dem Evangelio aber fielen ihnen die Worte in die Augen: Wer diese meine Rede höret und thut sie nicht, der ist einem thörigen Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete; da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer, und wehten die Winde und stiessen an das Haus, da fiel es und that einen grossen Fall. Diese Uebereinstimmung, welche vielleicht mehr der Kunst der Geistlichen als dem Zufalle zuzuschreiben war, wurde als eine Weissagung von den unglücklichen Schicksalen dieses Prinzen angesehen, und diese Gewohnheit, die Schrift zu einer Art von Loos zu machen, erhielt sich sehr lange, ungeachtet dieser abergläubische Misbrauch derselben durch verschiedene Concilienschlüsse mit grossem Nachdrucke und Ernste verboten wurde. Aber alle Verbote dieser Art waren vergeblich, da die Lehrer der Kirche die Christen zum wahren und nützlichen Gebrauche des Wortes weder anführten, noch anführen konnten. Wie groß mußte nicht die Unwissenheit derselben in den wichtigsten und nöthigsten Wahrheiten des Glaubens seyn! Wie groß die Unwissenheit in allen demjenigen, was zu einem heiligen und christlichen Leben erfordert wird, da es ihnen theils an eigner Lust und Fähigkeit, die Religion Jesu in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, theils an einem deutlichen, gründlichen und ausführlichen Unterrichte in ihren Wahrheiten fehlte! An allgemeinen unbestimmten Ermahnungen, Buße zu thun, die Laster zu fliehen, fromm, tugendhaft und heilig

zu

zu leben, mangelte es auch in diesen finstern Zeiten nicht. Aber worinnen eigentlich die Buße bestünde, die Gott von allen Menschen foderte; welche durch seine Religion selig werden wollten; was Tugenden und Laster wären; was für Gesinnungen und Handlungen zur wahren Frömmigkeit und Heiligkeit gehörten, davon konnten die Lehrer ihren Untergebenen keine sichern Begriffe geben, weil diese ihnen selbst fehlten, und sie die Gesetze Gottes weder aus der Vernunft noch aus der Offenbarung kannten. Ihre ganze Moral war in dürftigen Beschreibungen der Hauptlaster, worunter sie die Trunkenheit, die Hurerey, den Geiz, die Unmäßigkeit, die Trägheit, die Zwietracht, die Eitelkeit und den Stolz verstanden, und in eben so seichten Abbildungen ihrer vier Haupttugenden, des Glaubens, der Liebe, der Stärke und der Hoffnung begriffen. Der biblische Begriff von der Buße, worauf sich die wahre Besserung und Heiligung der Menschen gründet, war so ganz denen, die die Orakel der ganzen Kirche seyn wollten, fremd und unbekannt geworden. Auch diese wußten nicht, daß die Schrift eine völlige Veränderung aller Gesinnungen, Neigungen und Handlungen darunter verstünde. Sie hiengen immer an der alten Bedeutung des lateinischen Wortes Pönitentia, nach welcher es, wie Augustin meynte, eine Selbstbestrafung andeutete. Die Bischöfe, sagt Gregorius der Große, vertreten nun die Stelle der Apostel, zu denen gesagt worden ist: **Welchen ihr die Sünde erlasset, denen sind sie erlassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.** Sie haben also die Gewalt, die Sünde zu vergeben, oder zu behalten; folglich müssen sie wissen, was ein Mensch für Fehler begangen hat; was für eine Buß-

auf dieselben erfolgt ist, damit sie nur diejenigen lossprechen, welche Gott mit der Gnade der Zerknirschung heimgesucht hat. Was verstand nun Gregor unter der Buße, welche die Sünder thun müßten, um von ihren Sünden losgesprochen zu werden? Buße thun; sagt er, heißt, das Uebel beweinen, was man gethan hat, und zu unterlassen, was einmal wieder beweint werden muß. Zur Buße gehört also nichts als eine äusserliche sinnliche Traurigkeit und eine äusserliche Unterlassung des Bösen. Beydes muß nach seinem Ausspruche bey einander seyn; denn wie ein Schwein sich nur immer mehr besudelte, je mehr es sich in seinem Kothe badete, desto unreiner würde auch ein Mensch, der seine Sünden beweinte, und sich dennoch neuer Uebertretungen schuldig machte. Eben so wäre es nicht genug, daß ein Mensch seine Sünden nicht mehr begienge, sondern er müßte sie auch beweinen. Solche Gedanken hatte Gregor von der Buße. Daran, daß die Veränderung des Lebens und der Handlungen aus der Veränderung des Sinnes und aller Neigungen entspringen müsse, wurde nicht gedacht, und gleichwohl war das alles noch sehr vernünftig gegen die Begriffe, welche man sich funfzig und hundert Jahre darauf von der Buße machte, als Buße thun hieß, sich allen gesellschaftlichen Pflichten und dazu gehörigen Geschäfte entschlagen, in einem Kloster fasten, wachen, und sich geisseln, oder geisseln lassen, auf gewisse Zeiten sich mit Brod und Wasser behelfen, oder sich nach der Verschiedenheit seiner Sünden und Verbrechen gewisse Tage, Monate, Jahre, und bis zum Tode des Abendmahles enthalten, und sich mancherley äusserlichen Casteyungen seines Leibes unterwerfen müssen. Die Begriffe

Gregor. regul. pastor. c. 30. p. 86. 87.

dieser Zeiten, von Sünden und Lastern, von
Pflichten und Tugenden der Menschen waren eben
unrichtig und verworren. Man braucht, um daran
nicht zweifeln zu können, nur einen Blick auf
Bußvorschriften des Papstes, Gregorius des dritt
zu werfen. Unter den Lastern, für welche Bu
gethan werden muß, steht der Kirchenraub oben a
der ist, nach seinem Ausspruche, die größte Sün
Ist der Kirchenräuber ein Bischof, so muß er zw
Jahre büßen; ein Aeltester zehn, ein Diaconus
ben, ein Laye vier Jahre. Einige müssen härter
gegriffen werden; andern muß gelinder begegnet w
den; einige müssen für die Sünde mit Geld, an
mit Schlägen genugthun; denn solche Züchtig
gen machen, daß sie dem höllischen Feuer entrinn
Ermordet jemand einen Bischof, so muß er dem Ge
richte des Königes übergeben werden; ermordet er
einen von der geringern Geistlichkeit, so muß er dem
Soldatenleben entsagen, ins Kloster gehen, oder sie
ben Jahre mit Thränen Buße thun. Aehnliche
härtere oder gelindere Bußen werden denen aufge
legt, welche ihren Vater, ihre Mutter, ihre Schwe
ster, oder ihren Bruder ermorden. Hatten sie diese
canonischen Bußen ausgehalten, so waren ihnen ihr
Sünden vergeben. Wer das Weib eines andern,
oder eine Nonne schwächte, war ein Ehebrecher.
Begieng ein Bischof Ehebruch, und die Gemeine er
fuhrs nicht, so sollte er zwölf Jahre dafür büßen;
wurde sein Verbrechen ruchbar, so wurde er abge
setzt, und mußte Zeitlebens unter den büßenden Layen
zubringen. Den übrigen Geistlichen und den Layen
wurde für eben dieses Verbrechen eine leichtere Buße
auferlegt; nichts von den Bußen zu gedenken, wel
chen Hurer, Trunkenbolde, Diebe, Blutschänder,

Hard. T. III. Conc. p. 1871. et seq.

An-

ngeber, falsche Zeugen, Wahrsager, Weichlinge, nd andere noch abscheulichere Verbrecher unterwor- en waren. Nur das ist vorzüglich merkwürdig, daß der einen Bischof, oder einen andern Geistlichen hätschlich angeklagt hätte, auch nicht einmal in der Todesstunde das Abendmahl erhalten, und weit stren- er, als die gräulichsten Sodomiten bestraft werden ollte. Solch eine Buße nun, welche bey den Layen darinnen bestand, daß ein Mensch sich eine Zeitlang des Abendmahls enthalten, und verschiedene Arten von Casteyungen und kirchlichen Bestrafungen aus- halten mußte, war nicht allein für wirkliche Verbre- chen und Laster, sondern auch für Handlungen verord- net, die gar nicht einmal unter unerlaubte und sünd- iche Handlungen gerechnet werden können. So ur- theilte Gregor der dritte, daß es lächerlich wäre, wenn jemand eines Weibes begehrt hätte, seine Sünde aber nicht wirklich vollbracht hätte, ihn blos einer wollüstigen Betastung oder Umarmung wegen, oder um eines Kusses willen zu bestrafen: daß aber der- jenige, der Ersticktes oder Blut äße, vierzig Tage lang dafür büßen müßte. Wie konnten die Men- schen durch solche Vorstellungen von der Buße und den Lastern zu einem wahren Abscheue an der Sünde gebracht: Wie konnten sie durch solche Vorstellun- gen wirklich geheiligt und gebessert werden? Unter- deß wurden alle diese menschlichen Meynungen für unfehlbare und göttliche Aussprüche gehalten, und der wurde verdammt, der sich wider sie auflehnte. Clemens, ein irrländischer Gelehrter, hatte richtige- re Einsichten. Er wollte den Verordnungen der Kirchenversammlungen kein göttliches Ansehen ein- räumen; er wollte von keinen Synodalrechten wissen; er war mit den Ehegesetzen der Kirche nicht zufrie- den,

den, hielt die Ehe mit des Bruders Wittwe für erlaubt, und gestand den Schriften des Hieronymus, Augustinus und Gregorius keine entscheidende und richterliche Stimme zu. Aber er wurde auch den Ketzern zugesellt, und er würde dem Zorne des heiligen Stuhles von Rom nicht haben entgehen können, wenn ihm nicht Carl der Große, seiner Gelehrsamkeit wegen, seines Schutzes gewürdiget hätte. Was für Begriffe von der christlichen Sittenlehre mußten Gregor der dritte, und sein so hochgeachteter, so geliebter Freund Bonifacius haben, wenn dieser fragte, ob Christen erlaubt wäre, rohen Speck zu essen, und dem Nachfolger Petri meldete, daß in Deutschland viele Pferdefleisch, Krähen, Aelstern, Haasen und Störche äßen; jener aber mit großer Feyerlichkeit antwortete, theils müßte er die Deutschen mit aller Gewalt abhalten, Fleisch von wilden oder zahmen Pferden, Aelstern, Krähen, Haasen und andere im levitischen Gesetze verbotene Thiere zu essen; theils müßte er sie anweisen, ihren Speck zu räuchern, oder zu kochen, und wenn sie ja Lust zum rohen Specke behielten, ihn doch nicht eher als nach Ostern zu essen? Solche Verordnungen konnten ihre politische Nothwendigkeit haben. Man mußte vielleicht, wenn Völker, die im Stande der Wildheit lebten, mildere Sitten annehmen sollten, ihre Lebensart, ihre Nahrungsmittel, und selbst ihre Weise sich zu kleiden verändern. Sollte der Ackerbau in den nordlichen Gegenden von Europa aufkommen, und ohne die Aufkunft desselben ist keine Einschränkung der natürlichen Freyheit möglich, die das höchste Gut der Wilden ist, so mußte die Jagd, die sie eben so sehr lieben, ihnen nicht Nahrung genug verschaffen können, und bloß daraus erhellet, daß das Gebot,

Harduin. Tom. III. p. 1937.

Gebot, gewisse Thiere zur Speise zu gebrauchen, zu gewissen Zeiten seinen politischen Nutzen haben konnte. Vielleicht wurde deswegen dem Apostel der Deutschen, dem Bonifacius befohlen, den Deutschen zu gebieten, daß sie weder wilde nach zahme Hunde essen sollten. Allein Stifter von Staaten und Bekehrer der Heiden haben einen sehr verschiedenen Beruf, und es kann der wahren Religion nicht anders als nachtheilig seyn, wenn die Gesetze ihrer himmlischen Tugendlehre mit den Gesetzen einer auch noch so guten und weisen Policey vermengt, und diese den Menschen unter dem Ansehen von jenen aufgedrungen werden.

Diese Barbarey der Zeiten, diese grobe Unwissenheit, diese sowohl dogmatischen als moralischen Irrthümer, der unter den Christen noch übrigen, aber sehr mangelhaften Erkenntniß der christlichen Religion, machen es begreiflich, wie der Geist der Möncherey und Einsiedeley, sich auch in den europäischen Reichen so leicht und so schnell habe verbreiten können, ungeachtet die Einbildung ihrer Einwohner nicht so feurig, noch zur Schwärmerey der Beschaulichkeit so aufgelegt ist, als die Phantasie der Morgenländer. Alle Völker, welche den Stand der Wildheit noch nicht verlassen haben, lieben das Seltsame und Ausserordentliche, und ihre Gemüther sind leicht zur Bewunderung, und zugleich zur Furcht hinzureissen. Die Mönche aber waren sehr ausserordentliche, und zugleich die besten Menschen in diesen Zeiten. Daß sie allen gewöhnlichen Geschäften des Lebens entsagten, allen herrschenden Vergnügungen, dem Kriege und der Jagd; daß sie die beschwerlichsten Arbeiten übernahmen, und Arbeiten

von einem solchen Nutzen als die Gärtnerey und der Ackerbau sind; daß sie sehr mäßig lebten; denn dieß Lob kann den ersten Mönchen, ungeachtet der Reichthümer, die sie sammelten, nicht verweigert werden; daß sie niemanden beleidigten, und jedermann zu dienen, nur für andere zu leben und zu beten schienen: Dieß mußte Hochachtung, so manches Wunder, dessen sie sich rühmten, Erstaunen, und was sie dem großen Haufen von der göttlichen Rache wider ihre Feinde, Verfolger, und Räuber vorerzählten, Furcht erwecken. Barbarische Völker, weil sie den nächsten Ursachen der Veränderungen, von denen nur ihre Sinne gerührt werden, aus Ungeschicklichkeit und Trägheit nicht nachspüren, pflegen alles Gute sehr gerne der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart günstiger Gottheiten zuzuschreiben. Sie sehen auch leicht in allen ihnen widrigen, ihnen unerwarteten und nicht gleich begreiflichen Wirkungen feindseliger Geister, oder die Rache der Gottheit, welche sie verfolgte. Das Wunderbare und Uebernatürliche ist die eigentliche Nahrung ihres rohen und finstern Verstandes. Sie vermuthen und suchen es überall; einen Wilden und ein Kind befriedigt jede Auflösung des Ungewöhnlichen, dessen wahre Ursache sie nicht leicht finden können. Zauberer und Wunderthäter, sind ihnen gleich ehrwürdig und furchtbar; dafür hielten sie die Mönche, weil sie ihnen von andern Mönchen in andern Länder so viele ausserordentliche Thaten zu erzählen wußten, und es gehörten Jahrhunderte dazu ihnen ihre Erzählungen nur verdächtig zu machen. Die Mönche wußten sich dieser Liebe zum Wunderbaren auch meisterlich zu ihrem Vortheile zu bedienen. Die seltsamsten Wunder, welche sie erdichteten

en, hatten die Gefahr, für lächerlich erklärt zu
werden, nicht zu fürchten, weil die Bemerkung des-
selben einen geübten Verstand voraus setzt; sie wa-
ren vielmehr desto glaublicher, je abentheuerlicher sie
waren. Die Kirche hatte in ihren schönsten Tagen
nicht so viel Wunder gesehen, als bey den Gräbern
eines **Martin von Tours**, eines **Hilarius von Poi-
tiers**, eines **Germanus von Auxerre**, eines **Lu-
pus von Troyes** geschehen seyn sollten. Mancher
Mönch; man darf nur einen Blick in die mabilloni-
schen Annalen des Benedictinerordens werfen, um
sich davon zu überzeugen; hatte mehr Wunder, als
alle Apostel zusammen, gethan. Allein man hatte
ihrer auch nöthiger, um den Aberglauben der Zeit zu
desto reichlichern Opfern zu vermögen, neue Kirchen
und Klöster bauen zu können, vornehmlich aber um
sich Sicherheit vor denen zu verschaffen, welche sich
an ihren Besitzungen vergreifen wollten; denn die
häufigsten Wunder geschahen zur Bestrafung dieser
Vermessenen. Alle die sich an den Mönchen vergrei-
fen wollten, wurden entweder vom Teufel besessen,
oder von den Wölfen zerrissen, oder vom Donner er-
schlagen. Es geht über alle Vorstellung, was die
Legendenschreiber, ohne roth zu werden, erdichteten,
ihre abergläubischen Zeitgenossen aber, von dem An-
sehn der Klosterheiligen bey Gott glauben konnten.
Einsiedler und Mönche können fast nichts vorneh-
men, es muß ein Wunder dabey seyn. Wird es
ihnen zu beschwerlich, ihr Wasser aus einer etwas
entfernten See zu holen, so beten sie, und sie haben
eine Quelle. Fällt ein Knabe ins Wasser, so geht
ein anderer auf dem Wasser, um ihn heraus zu zie-
hen. Fehlt es an Brod, so liegen auf einmal einige
hundert Scheffel Mehl vor ihren Zellen, und zwar

 durch

durch ein Wunder. Eine Nonne, Scholasti[ca] wünscht ihren Bruder Maurus, der nach Frankre[ich] gehen und da ein Kloster stiften will, eine Nacht [bey] sich zu behalten. Er weigert sich, sie betet, und [so]gleich erhebt sich solch ein schreckliches Donnerwett[er,] daß er wohl bey ihr bleiben muß. Fängt es an [zu] regnen, wenn die Mönche eben erndten wollen, [so] beten sie, und der Regen verschwindet. Sie bet[en,] und die Unfruchtbaren werden schwanger. Sie [be]ten, und ein Finger, den sich jemand abgehauen h[at,] heilt sich augenblicklich an. Ein Rabe nimmt ein[em] seine Handschuhe; aber er muß sie ihm unverzügl[ich] zurücke bringen. Columban, ein Heiliger, ein [ge]lehrter und lateinischer Poet dazu, trifft im Wa[lde] einen Bären an, der einen Hirsch frißt; seine Mön[=] che brauchen Leder zu Schuhen; er befiehlt ihm also die Haut zu schonen, und der Bär gehorcht; es rüh[=] ren sie nicht einmal die Raubvögel an. Ein andrer hat nichts, woran er seine Kleider aufhängen kann; er hängt sie gleich an einen Sonnenstrahl, und sie bleiben hängen. Durch Wunder verlängern sie die Balken, die sie zum Baue ihrer Zellen brauchen, wenn sie kurz geschnitten sind. Durch Wunder fan[=] gen sie Fische; durch Wunder bekommen sie Ringe wieder, die sie ins Wasser fallen lassen; durch Wun[=] der sterben die Füchse, die ihre Weintrauben verzeh[=] ren. Brennts im Kloster; sie machen ein Kreuz über das Feuer, und es verlöscht. Fehlts an Oel, so betet der Abt, oder ein anderer Heiliger, und die Gefäße füllen sich von selbst mit Oel an, und dieß Glücke haben auch die Biertonnen, die bereits halb aus getrunken sind. Ein heiliger Jodocus hat zwölf Hüh[=] ner und einen Hahn; ein Adler holt eine nach der andern. Sein Diener siehts, aber Jodocus kehrt sich nich[t] daran

aran, bis alle geholt sind, und der Adler nun auch
en Hahn nimmt. Der Diener springt zu, ohne sie
etten zu können; allein Jodocus macht ein Kreuz
inder den Adler her, befiehlt ihm den Hahn zurück
u bringen, und der gehorsame Adler kommt sogleich
nit dem Hahne zurück. Mühlen gehen von selbst,
uch wenn kein Wind ist, und eben so die Wagen,
enn kein Pferd vorgespannt ist. Von solchen lä-
herlichen und ungereimten Erzählungen, deren Ver-
asser fast alle in diese Zeiten gehören sollen, sind die
nabillonischen Geschichten seines Ordens und die
ollandischen Acten der Heiligen voll; man kann
Bibliotheken mit diesem Unsinn erfüllen. Sie sind
ie gelehrten Reichthümer dieser finstern Zeiten, die
einen andern Nutzen haben, als zu lehren, wie ver-
ichtlich der Geist des Menschen werden kann, wenn
r fromm seyn will, und was Frömmigkeit ist, weder
urch eine geläuterte Vernunft, noch aus dem Un-
errichte der Offenbarung lernt; wenn mit ihrem
ichte, auch das Licht aller menschlichen Wissenschaf-
en verlöscht; wenn sich besonders unter den Regen-
en der Völker niemand findet, der die Aufklärung
er Menschen selbst zu den Geschäften einer weisen
nd guten Regierung zählt, wie Carl der Große
hat, der dadurch im achten Jahrhunderte verhin-
erte, daß der Occident nicht zu einer noch gröbern
Barbarey herab sank, sondern seine Bestimmung,
urch Einsicht und Tugend glücklich zu werden, wie-
er zu fühlen anfieng.

Von dem

Zustande der Wissenschaften und rem Einflusse in die Religion, unter Carln Großen.

Wer den traurigen Zustand, worinnen sich d
Wissenschaften, von Gregors Zeiten an, bi
auf Carl den Großen befanden, und die überal
herrschende Unwissenheit, mit dem Lichte, das dem
Occidente, besonders aber der fränkischen Monarchi
unter seiner Regierung aufgieng, theils mit dem Ei
fer, der auf einmal alle Gemüther begeisterte, nützli
che Erkenntnisse zu suchen, und auszubreiten, theils
mit den glücklichen Folgen derselben vergleicht, der
muß in eine angenehme Verwunderug gesetzt werden,
wenn er sieht, was für wichtige und wohlthätige
Veränderungen, eines einzigen Wille wohl zu thun
hervorbringen kann, den die Vorsehung, mit einem
von Natur glücklich gebildeten Geiste, und einer sol
chen Macht, erhabene Absichten zu erreichen, aus
gerüstet hat, als dieser der Unsterblichkeit so würdig
Kaiser hatte. Er verdiente den Namen des Gro
ßen, nicht sowohl um seiner Siege und Eroberunge
willen, die er mit andern Völkerbezwingern gemei
hat, als vielmehr der menschlichen Tugenden wege
wodurch er zu seiner Zeit, ein Wohlthäter und V
ter vieler Völker geworden ist, die er erleuchtete un
beglückte. Bis auf ihn hatten die Könige, und ih
Vasallen, die Wissenschaften und Künste überall ve
achtet und zuweilen verfolgt. Anfangs waren d
Klöster ihre Zuflucht; nun hingegen ihre Gefängni

l, worinnen sie immer mehr von ihrem Ansehen verlohren, und endlich beynahe ganz vergessen wurden. Carl allein hatte ein so glückliches Auge empfangen, welches, ob er gleich erst in seinem dreyßigsten Jahre mit ihnen bekannt zu werden anfieng, mitten in den Finsternissen, die ihn so lange überschattet hatten, ihren ganzen Werth entdeckte. Er empfand den Einfluß, den sie in eine glückliche und ruhmvolle Regierung haben können, und beschloß deswegen, sich selbst mit ihrer Erlernung, und zugleich auch mit ihrer Ausbreitung, in allen seinen Reichen zu beschäftigen. Er hatte bereits sein vierzigstes Jahr zurück gelegt, als er sich von einem Petrus von Pisa in der Grammatik, von einem gelehrten Britten Alcuin, den er zu Pavia kennen lernte, in der Beredtsamkeit, Vernunftlehre und Sternkunde unterweisen ließ, auch beyde mit dem Paulin, den er zur Patriarchenwürde von Aquileja erhob, an seinen Hof zog, seine Söhne, und seine Prinzessinnen von ihnen zu den Wissenschaften anführen ließ, in seinem Pallaste für seine Hofleute eine Schule, und für die Gelehrten eine Art von Academie errichtete. Um die Aufnahme aller Künste in seinen Staaten zu erweitern, zog er alle Gelehrten, die er nur in Italien, Spanien, Engelland und Irrland finden konnte, in seine Staaten, überhäufte sie mit Belohnungen, und sein vertraulicher Umgang mit ihnen erregte eine allgemeine Lust zum Studiren. Ueberzeugt, er müsse, wenn er die Finsternisse seines Jahrhundertes vertreiben wollte, nicht bloß befehlen, sondern selbst der Lehrer seiner Unterthanen werden, gab er selbst von allem, was er anordnete, das erste Beyspiel. Mitten unter den beschwerlichsten und wichtigsten Geschäften seiner

Regierung wußte er Zeit zum Studieren zu finden, und sich mit den Gelehrten seines Hofes, unter denen Alcuin sein Liebling und Freund, und Paulin einer seiner vornehmsten Rathgeber war, über alles, was in den Wissenschaften nützlich ist, zu unterreden. Er sprach das Latein so gut, als seine Muttersprache; er redete sogar das Griechische, ob er gleich dasselbe noch besser verstand. Gleichwohl verachtete er seine Muttersprache nicht, und fieng an eine Grammatik für dieselbe zu entwerfen, worinnen er viele fränkische Wörter veränderte, die halb fremd, halb lateinisch waren. Auch war in seinem weitläuftigen Reiche niemand vielleicht ein beßrer Poet, als er. Um seine Unterthanen zum Geschmacke an die Wissenschaften zu gewöhnen, ließ er sich so weit herab, daß er, ihnen zum Beyspiele, selbst noch in seinem Alter, die Kunst schön, und mit den alten grössern lateinischen Buchstaben zu schreiben, lernen wollte. Seine Aufmerksamkeit erstrekte sich bis auf die Sorgfalt, richtige Abschriften der alten Schriftsteller zu haben, von denen er eine Bibliothek in seinem Pallaste anlegte. Er selbst beschäftigte sich mit ihrer Berichtigung, und man hat in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, eine dem Origines zugeschriebene Auslegung über den Brief an die Römer der von Carls eigner Hand verbessert ist. Nicht lange vor seinem Tode verglich er noch die lateinische Uebersetzung der Evangelien mit der syrischen und mit dem griechischen Texte. Man hat verschiedne Schreiben und Gesetze, welche seinen Eifer, die Wissenschaften in seinen Reichen empor zu bringen, bezeugen. Kaum hatte er seine Regierung angetreten, als er in einem Schreiben an den Abt Sigulf den Aebten und Mönchen ihre rauhe Schreibart verwies, und sie auffoderte

Lambec. Biblioth. Vindob. l. 8. p. 1645.

Hard. T. III. C.

rte, ihren Stand nicht allein mit ihrem Leben, son-
ern auch mit ihrer Einsicht und Gelehrsamkeit zu
hren. Er empfahl die Wissenschaften allen seinen
Unterthanen, und errichtete überall Schulen, unter
velche auch die zu Osnabrück gehört, wenn auch die
rkunde ihrer Stiftung, und der Befehl, das Grie-
ische daselbst zu lehren, erdichtet ist. Was sowohl
i den niedrigern als höhern Schulen gelehrt werden
ollte, das ordnete er an, und besonders befahl er, die
Mönche zum richtigen Verstande der Bilder und Me-
taphern in der Schrift anzuführen, legte auch so
wohl ihnen, als auch den Bischöfen, um sie aus ih-
er Trägheit heraus zu reißen, und auch sich selbst
u unterrichten, mancherley wichtige Fragen über die
Geschichte, die Moral und die Gebräuche der Kirche
vor, die sie ihm schriftlich beantworten mußten.

Dieser Eifer, seine Zeiten aufzuklären, von sei-
nem Beyspiele begleitet, erweckte bey dem Mönche,
dem Layen und dem Hofmanne, und selbst unter dem
schönen Geschlechte, den Geist der Nacheiferung;
denn auch dieses ward so gar mit den ernsthaftern
Wissenschaften so vertraut, daß man selbst Liebhabe-
rinnen der Sternkunde unter demselben fand. Die
Lust, sich durch nützliche Kenntnisse auszuzeichnen,
ward binnen zwanzig Jahren die Mode des Hofes.
Und wie hätte sie es nicht werden können, da der
Kaiser selbst über der Tafel nicht müßig war, son-
dern sich während seiner mäßigen Mahlzeit, die
Schriften der Alten vorlesen ließ, und sich niemals
schlafen legte, ohne seine Schreibtafel unter seinem
Küssen zu haben, um, was ihm in der Nacht bey-
fiel, sogleich aufzuschreiben; da alle Gelehrten be-
merket, hervor gezogen und belohnt zu werden gewiß,
und Gelehrsamkeit und Einsicht sichere Wege zu

 den

den höchsten Bedienungen in der Kirche und Staate waren? Für diese so thätige Neigung den Wissenschaften, genoß er auch die belohnen Freude, seine Absichten von unterschiednen Bisch seines Reiches mit Ernst befördert und unterstützt sehen. Der Erzbischof von Lyon, Leidrade, erri tete bey seiner Kirche eine Schule, worinnen Geleh gebildet wurden, welche wegen ihrer Einsicht in d allegorischen Sinn der evangelischen Geschichte, d Propheten, der Bücher Salomons, und des B ches Hiobs gepriesen werden. Theodulf, den d Kaiser zum Bischofe von Orleans gemacht hatt that sich auch vor vielen andern durch seinen Eifer f die Ausbreitung der Wissenschaften hervor, und ve ordnete, daß alle Geistlichen in den Städten un Flecken seines Kirchsprengels Schulen errichten und die Kinder in ihren Gemeinen unentgeltlich i den ersten Gründen des Christenthums, und auch an derer Wissenschaften unterweisen sollten. Außer di sen legte er noch vier größere Schulen an; zwo in se nem beschöflichen Sitze, eine aber zu St. Lisard vo Meun, und eine zu St. Fleuri. Diesen rühmliche Beyspielen folgten viele andre Bischöfe und Aebt Alle Hauptkirchen und Klöster hatten noch vor den Schlusse des achten Jahrhundertes Schulen eröffnet unter denen diejenige, welche Alcuin in seiner Abte des heil. Martinus von Tours stiftete, die vornehmst und die Mutter der übrigen war. Er selbst ertheil in verschiedenen Wissenschaften Unterricht, und zo Schüler, die wieder Schulen anlegten, und ihr Kenntniß in der ganzen fränkischen Monarchie ver breiteten. Die berühmtesten davon waren Raban der, ehe er Erzbischof von Maynz wurde, die Schul zu Fulda in Aufnehmen brachte, Sigulf, der auf

ge

geklärt genug war, selbst wider seines Lehrers Alcuins Willen, seine Schüler den Virgil lesen zu lassen, und die Schule zu Ferrieres stiftete. Die Schulen zu Reichenau, Hirschau, St. Germain von Auxerre, zu Corvey in Frankreich, und zu Corvey in Sachsen, zu St. Gallen in der Schweiz, zu Rieux Moutier in Lothringen, zu Fontenelle, zu Centula, oder St. Riquier, die Hervold stiftete, und mit vielen eigenhändig abgeschriebnen Büchern beschenkte, zu Aniane, welche Benedict, der Verbesserer des Benedictinerordens in Frankreich errichtete, zu Medeloc, im Trierischen, zu Uetrecht, zu St. Denys in Frankreich, wurden vor vielen andern berühmt; diejenigen nicht zu vergessen, die zu St. Bertin, zu St. Amand, zu St. Germain des Pres, zu Lupeu, zu Hirschfeld, zu Prüm, zu St. Maximin, zu Stavelu, zu St. Alban, zu Weissenburg, und in andern Klöstern errichtet wurden. Aus diesen neuen Pflanzschulen der Gelehrsamkeit kamen die Bischöfe, Aebte und Mönche, welche sich unter den Regierungen, Ludwigs des Frommen, und Carls des Kahlen, durch ihre Einsichten in verschiedenen Wissenschaften einen unsterblichen Namen machten, Jonas von Orleans, Agobard von Lyon, Jesse von Amiens, Smaragdus, Lupus von Ferrieres, Eginhard, Nithard, Thegan, Paschasius Radbert, Richbod von Trier, Ludger von Münster, Angilbert von Centula, Adalhard von Corbey, der seiner Beredtsamkeit wegen mit dem heiligen Augustin verglichen wurde; vieler andren nicht zu gedenken, welche sich unter die Gelehrten dieser Zeiten rechnen durften.

Solche Anstalten, die Finsterniß der herrschenden Barbarey zu vertreiben, mußten wieder Licht verbreiten. Der erste Vortheil, den die Wissenschaften

da-

davon einerndteten, war die Wiederherstellung der Kunst, richtig und schön zu schreiben. Alcuin sorgte vorzüglich für richtige Abschriften von den Büchern der Alten, und Carl der Grosse befahl den Bischöfen, Aebten und Grafen, sich mit guten Schreibern zu versehen. Er selbst that, was er befahl, und ließ die Abschriften der Bibel berichtigen, und von den Fehlern reinigen, welche sich durch die Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Copisten in dieselben eingeschlichen hatten. Diese Aufmerksamkeit gereichte der Literatur zum großen Nutzen; denn ihr haben wir die zuverläßigsten Abschriften der Bibel, der Kirchenväter und der Profanscribenten zu danken. Man wendete nicht weniger Fleiß auf die Kunst, schön zu schreiben. Die merovingischen Buchstaben wurden abgeschafft, und an ihre Stelle die kleinen römischen Buchstaben eingeführt, welche selbst in Italien und in Rom von den lombardischen Charakteren verdrängt worden waren. Ovo und Harduin, beyde Mönche von Fontenelle, machten sich durch ihre schön geschriebenen Abschriften der Bibel, der Kirchenväter und anderer Denkmäler des Alterthums berühmt; man hatte auch zu St. Remi von Reims sehr gute Copisten. Auf die Wiederherstellung der kleinen römischen Buchstaben folgte sehr bald der Gebrauch der größern, deren man sich in den schönen Jahrhunderten der Wissenschaften bedient hatte, und von der Verbesserung der Kunst zu schreiben, schritt man zur Verbesserung der noch überall herrschenden aber sehr verfallnen lateinischen Sprache, aus der man viele barbarische und fremde Worte verbannte, ob man es gleich nicht so weit brachte, daß man darinnen ganz rein und zierlich geschrieben hätte. Die Schreibart dieser Zeiten blieb noch voll unnützer Worte, und voll falscher und ge-

ekünstelter Zierlichkeiten; ein Fehler, den man noch
nehr bey den Gottesgelehrten und Rednern, als bey
en Geschichtschreibern bemerkt, die aber unbekannt
nit der zur Geschichte so unentbehrlichen Critik, in den
och größern Fehler fielen, der Wahrheit und Zuver-
äßigkeit der Erzählung das Wunderbare und außer-
rdentliche vorzuziehen, und es den Begebenheiten,
enen es fehlte, lieber andichten, als desselben in ih-
en Schriften entbehren zu wollen. Unterdeß wurde
ie Wissenschaft der von der Geschichte so unzertrenn-
ichen Zeitrechnung, die gleichsam ihre Führerinn und
hr Licht ist, nicht vernachläßigt. Man lehrte sie mit
er Rechenkunst, unter der sie mit einem Theile der
Sternkunde begriffen wurde. Carl hatte aus Rom
Gelehrte kommen lassen, die sie lehren mußten.
Gleichwohl kannte man den wahren Nutzen dieser Wis-
enschaft noch nicht. Man blieb noch nachläßig in
er Bemerkung der Zeiten und Epochen der Bege-
enheiten, und die ganze Frucht des darauf verwen-
eten Fleißes war bloß der Geschmack an den Jahr-
üchern, die in der Folge so vervielfältigt wurden.

Unter den schönen Wissenschaften zog die Dicht-
unst durch ihre Reitzungen die meisten Gelehrten an
ich; selbst der Kaiser liebte sie mit einer Art von Lei-
enschaft, und dadurch wurde sie zur Mode. Wer
auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machte,
wollte auch ein Poet seyn, ob es gleich kein einziger
wurde, auch Alcuin und Theodulf nicht, die sich
vor andern darinnen hervor zu thun suchten. Carl
that mehr, als August, für die Wissenschaften, und
war August und Mäcen zugleich, ohne einen Dich-
ter bilden zu können, der ihn nur mit einer erträgli-
chen Grabschrift hätte verewigen können. Alle Ge-
dichte seiner Zeit sind eine in den Fesseln der Prose,

die

die gezwungene Prose, die nicht einmal das Verdienst eines richtigen Sylbenmaaßes hat; Alcuins und Theodulfs Gedichte ausgenommen, aus denen noch einige Funken des Geistes u. der Erfindung hervor schimmern. Die Gelehrten pflegten sich in dem Pallaste des Kaisers zu versammeln, um sich von der Gelehrsamkeit und von den Künsten zu unterreden, und gaben einander allegorische Namen, welche Anspielungen auf ihre Charaktere und Verdienste seyn sollten. Der Kaiser erhielt den Namen David, mit dem er auch sowohl seiner Frömmigkeit und Tapferkeit, als der Menge seiner Gemahlinnen wegen, verglichen werden konnte. Alcuin hieß Flaccus; Lull, der Erzbischof von Maynz, Damötas; der Erzbischof von Trier Macerius; Vala Arsenes; Adelhard, der Abt von Corbey Augustin, und Angilbert, ein junger Herr, der am Hofe erzogen wurde, Homer. Allein, obgleich einige mit Namen großer Dichter beehrt wurden: So empfiengen sie doch damit nicht auch ihren Geist und ihre Talente. Die Dichtkunst konnte sich also zu keiner gewissen Höhe hinauf schwingen.

Die mit der Poesie so nahe verwandte Musik hatte kein günstigeres Schicksal; die Kirchenmusik ausgenommen, die Carl in seinen Ländern nach der römischen oder gregorianischen einzurichten befahl, weil diese melodischer war, wie schon auch Pipin, sein Vater, befohlen hatte. Er ließ Sänger aus Rom kommen, die Geistlichen seines Reiches im Gesange zu unterrichten. Die Schulen von Lyon, und in den Klöstern Aniane und Fontenelle wurden vor andern, wegen der Unterweisungen darinnen besucht und berühmt. Am meisten gewann die Musik in den Kirchen durch die Orgeln, davon die erste unter Pipinen

aus

is Constantinopel nach Frankreich gekommen war. ndeß bleibt es zweifelhaft, ob die französische und utsche Kirche bey dieser Verbesserung der kirchlichen Musik nach dem Muster der römischen mehr Vortheil habt, oder mehr verlohren hat; denn die Verände-ing derselben zog die Veränderung der Liturgie nach h. Die gallicanische mußte der römischen weichen, id die französischen Kirchen wären vielleicht in viel ichtigern Dingen unabhängiger geblieben, wenn sie dem Willkührlichen des öffentlichen Gottesdienstes nabhängiger von Rom geblieben wären. Auch möch-n wohl manche Schriftsteller des neunten Jahrhun-rtes und der folgenden Zeiten ihre Gaben zu andern is zu liturgischen Schriften, zu Märtyrerverzeichnis-n und Calendern angewendet haben, woran sie der Vervielfältigung der Festtage wegen so viel Geschmack nden, daß fast ein jedes Kloster und jede Kirche ihre gnen Kalender haben wollte, weil jede die Feste ih-r Heiligen, die sie den Heiligen andrer Klöster und Kirchen weit vorzogen, in denselben verzeichnet ha-en wollte.

Die Geographie wurde ganz vernachläßigt, und ieß Schicksal traf auch die Arzneywissenschaft; denn Carl der sonst alle nützlichen und wohlthätigen Kennt-isse zu befördern suchte, hatte an diese selbst nicht her gedacht, als bis er die Unentbehrlichkeit dersel-en in seinem Alter mit seinen Schwachheiten und der Abnahme seiner Gesundheit zugleich empfand; denn rst da befahl er, daß die Jugend auch dazu angeführt erden sollte. Man findet Spuren, daß des Plinius nd unterschiedener anderer alten Aerzte Schriften die-er Zeiten nicht ganz unbekannt gewesen sind. Glückli-her, als die Arzneykunde, war Geometrie. Alcuin ug die ersten Gründe derselben in einer Schrift vor,

die

die nicht bis auf unsre Zeiten gekommen ist. Er liebte die Sternkunde, und wendete einen Theil seiner Zeit auf ihre Erlernung. Deswegen zog sie auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich; wer die Rechenkunst lehrte, und die Kunst die Feste zu berechnen, der lehrte auch die Astronomie. Alcuin trug sie sowohl am Hofe, als in seinem Kloster St. Martin vor. Dungal, ein Einsiedler nahe bey dem Kloster von St. Denys, war seiner Einsicht wegen darinnen berühmt, wie daraus erhellet, daß Carl sein Bedenken über die zwo Sonnenfinsternisse foderte, die das zehnte Jahr des neunten Säculi merkwürdig machten.

Unter diesem Kaiser, der auf alles aufmerksam war, was zur Erleuchtung seiner Völker dienen konnte, fehlte es nicht an Mitteln zur Kenntniß des bürgerlichen und geistlichen Rechtes. Man kannte in Frankreich das theodosianische Gesetzbuch, und sprach an einigen Orten nach demselben. Man hatte die salischen, die ripuarischen, die bayerischen, die deutschen; man hatte Marculfs Formeln von öffentlichen Urkunden, die Capitularien des Kaisers und seiner Vorfahren, die zum Unterschiede von den Kirchengesetzen den Namen des weltlichen Rechtes erhielten. Ein großer Theil davon betraf die Kirchenzucht und die Regierung der Klöster. Carl brachte von der Reise, die er im siebenhunderten und vier und siebenzigsten Jahre nach Rom that, eine Sammlung kirchlicher, in Rom beobachteter, Verordnungen nach Frankreich, welche viele ähnliche Sammlungen veranlaßte, worinn sich nicht wenige von den erdichteten päpstlichen Gesetzen einschlichen, die um diese Zeit in Frankreich zum Vorscheine kamen; ein Werk der Finsterniß, welches in der Folge das Kirchenrecht so sehr

ver-

verdunkelte und verunstaltete, bis die Critik der spätern Zeiten die Erdichtung dieser päpstlichen Decretalen bewies. Die Capitularien Theodulfs von Orleans, und andrer Bischöfe, die gleiche Sammlungen veranstalteten, gehören zu den Quellen, aus denen die Kenntniß des Kirchenrechtes dieser Zeit geschöpft werden muß. Aber noch konnten, weder das weltliche, noch das geistliche Recht, als eine Wissenschaft bearbeitet werden. Die wahren Verhältnisse, worinnen Kirche und Staat gegen einander stehen müssen, waren völlig unbekannt. Die Kirche blieb, zum grossen Nachtheile der allgemeinen bürgerlichen Wohlfarth, ein Staat im Staate, der sich mehr Einfluß in die Angelegenheiten der Völker anmaßte, als der weltliche Stand in den geistlichen haben durfte, der sich oft ein richterliches Ansehen über ihn herausnahm, ungeachtet seine Glieder nur von den Geistlichen, und zwar in allen Fällen gerichtet seyn wollten. Die Bischöfe und Aebte nahmen zu viel Antheil an der Regierung; mehr als ihre Bestimmung erlaubte, und waren mehr Beherrscher als Lehrer und Rathgeber. Doch hätte Carl nur noch zehn Jahre länger regiert, so würden vielleicht die Grenzen zwischen den Rechten der Kirche und den Rechten des Staates genauer bezeichnet worden seyn, indem er in den letzten Jahren seines Lebens die wahren Verhältnisse von beyden gegen einander, zwar noch nicht fand, ihren Entdeckungen aber doch sehr nahe kam. Zum Beweise dienen sein Fragcapitulare vom eilften Jahre seiner Regierung die aus lauter Fragen bestunden, welche er den Grossen zum Besten der Kirche und des Staates vorzulegen beschlossen hatte. Er wollte die Bischöfe mit den Aebten von den Grafen absondern, sich mit beyden besonders unterreden, und zu entdeken suchen,

Baluz. Capitul. t. I. Harzheim conc. t. I.

chen, warum sie einander nicht mehr beystünden, wann es der allgemeine Nutzen erforderte; woher die häufigen Klagen derselben gegen einander über ihre Güter und Lehnsleute kämen; in was für Fällen die Geistlichen die Weltlichen und die Weltlichen die Geistlichen in ihren Amtsverrichtungen hinderten; wie weit sich jene in die Angelegenheiten und Geschäfte von diesen mischen dürften; welches der wahre Verstand des apostolischen Ausspruches wäre, daß kein Kriegsmann sich in Händel der Nahrung flechte, auf daß er dem gefalle, der ihn angenommen hat; wie auch das Leben derer beschaffen seyn müßte, die man Chorherren und Mönche nannte. Er wollte einen genauen Unterricht von den Pflichten der Geistlichen haben, um selbst nicht mehr von ihnen zu fordern, als er fordern dürfte; aber auch um ihnen nichts einräumen zu müssen, was sie nicht mit Recht von ihm verlangen könnten. Er wollte sich deutlich belehren lassen, was die Welt verlassen hieße; ob der Unterschied zwischen denen, welche sie verließen, und zwischen denen, welche in der Welt blieben, bloß darinnen zu suchen wäre, daß jene weder die Waffen führten, noch öffentlich verheyrathet wären; ob der die Welt verlassen hätte, der nicht aufhörte, seine Güter durch alle Arten von Mitteln zu vermehren; bald durch Verheissungen des Paradieses; bald durch Androhungen der Hölle, um unter dem Namen Gottes oder eines Heiligen die Einfältigen zu überreden, daß sie sich zu ihrem Vortheile, und zum Nachtheile ihrer rechtmäßigen Erben ihrer Güter berauben möchten, wodurch diese verarmten, und ihre Zuflucht zum Diebstahl und Raube nähmen. Weiter wollte er untersuchen, ob das die Welt verlassen heiße, wenn man, um sich fremder Güter zu bemächtigen, so gar falsche Zeugen

erkaufte; was man von denen denken solle, die, unter dem Vorwande der Liebe gegen Gott und die Heiligen, Reliquien von einem Orte zum andern brächten, deswegen neue Kirchen erbaueten, und den Gläubigen so inständig anlägen, denselben ihre Güter zu schenken. Er verwunderte sich, wie jemand sagen könnte, daß er die Welt verlassen hätte, und nicht leiden wollte, daß man ihn einen Weltlichen nennte, ob er gleichwohl nicht unterließe, die Waffen zu führen, und seine Güter zu behalten. Er wollte sorgfältig untersuchen, was die Taufgelübde bedeuteten; wer der Satan wäre, dem man entsagte, damit man ihm nicht folgte, ohne einmal daran zu denken, daß man ihm folgte. Endlich wollte er auch wissen, nach welcher Verordnung und Regel jemand gezwungen werden könnte, wider seinen Willen ein Mönch zu werden; was es der Kirche für einen Nutzen schaffte, daß ein Aufseher über ein Kloster mehr darauf dächte, daß er viele Untergebne hätte, ohne vornehmlich darauf zu sehen, daß er gute hätte; warum man sie mehr anführte, gut zu singen, und gut zu lesen, als gut zu leben, weil zwar jenes nicht vernachläßigt werden müßte, die Vollkommenheit der Sitten aber doch weit vorzuziehen wäre; warum man auch so viel auf die Pracht und den Schmuck der Kirchen hielte, da der Schmuck der Tugend so sehr den Vorzug verdiente, die Sorgfalt für die heiligen Gebäude aber mehr zu dem alten Gesetze gehörte, die Verbesserung der Sitten hingegen dem neuen Testamente anständiger, und wenn Jesus Christus und seine Apostel unsere Muster seyn müßten, in der Zucht und Regierung der Kirche eine große Verbesserung nöthig zu seyn schiene. Eben dieses beweisen die Beschlüsse der im Jahre 813. zu Maynz gehaltenen Kirchenver-

sammlung. Darinnen heißt Er der Regent der Kirche, und die Bischöfe danken Gott, daß er ihnen einen so weisen Regenten gegeben habe; des Papstes wird dabey nicht gedacht. Den Bischöfen, Geistlichen, Aebten und Mönchen wird vorgeschrieben, was sie lesen, lernen, und bekennen sollen. Kein Priester sollte die Messe lesen, wenn niemand zugegen wäre; die geheime Messe wurde also noch für einen Misbrauch gehalten. Den Glauben und das Vaterunser sollte jeder Christ lernen, wenigstens in seiner Muttersprache. Zugleich wurden unterschiedne schändliche Ausbrüche des gemeinen Aberglaubens mit ernstlicher Strenge verboten. Man sieht hieraus, daß wenn Carl gewisse Betrachtungen zwanzig Jahre früher angestellt hätte, die Wissenschaften und die Religion viel vortheilhaftere Veränderungen erfahren haben würden. Noch aber waren die Kenntnisse seiner Zeit viel zu eingeschränkt und mangelhaft; die Gelehrten aber noch zu sehr in den Fesseln des Ansehens und des Herkommens gefangen, als daß sie solche Fragen, als ihnen der Kaiser vorlegte, richtig hätten beantworten können, oder beantworten wollen.

Eben deswegen muß der Ruhm, den so edle und eifrige Bemühungen des Kaisers, zur Wiederherstellung der Wissenschaften in seiner Monarchie verdienen, nicht nach ihrem Erfolge abgemessen werden. Lehrer von so engen und dürftigen Erkenntnissen, konnten keine Schüler bilden, welche Stärke des Geistes genug gehabt hätten, sich über ihre Anführer empor zu schwingen. Der ganze Zirkel der Wissenschaften, die sie trieben, begriff die Grammatik, die Rhetorik, die Dialectik, die Arithmetik, die Musik, und die Sternkunde. Die ersten drey hießen das Trivium, die andern das Quadruvium. Die meisten über-

schrit-

schritten nicht das Trivium; wer das Quadru-
vium erreichte, meynte unter den Gelehrten vom
ersten Range zu stehen. Diejenigen, die sich über
diese Höhe der damaligen Gelehrsamkeit heraus wa-
gen wollten, wurden auf die Schriften des Cassiodo-
rus und Boethius verwiesen, welche, mit den Wer-
ken des Augustinus, dazumal das äußerste Ziel des
menschlichen Verstandes zu seyn schienen. Man kann
also leicht denken, daß man sich von den Kenntnis-
sen, die man unter dem Namen der freyen Künste
begriff, keinen so großen Begriff machen müsse, als
man sich von dem Umfange derselben, bey den Al-
ten oder unter den Neuern machen muß. Die latei-
nische Grammatik enthielt Donats Elemente von
den Wörtern, den Sylben, und ihren Eigenschaften,
von den Nennwörtern, und ihren Geschlechtern, von
den Zahlwörtern, Vorwörtern, Declinationen, Zeit-
wörtern, und ihren Arten, Eigenschaften und Ab-
änderungen, von den Beywörtern, Vorwörtern, Zwi-
schenwörtern, und Bindewörtern. Man begnügte
sich mit den gemeinsten und einfältigsten Beschreibun-
gen, ohne philosophische Untersuchungen darüber. Al-
les, was zu einer critischen Einsicht in die Sprache
erfordert wird, fehlte, weil die niemand haben kann,
ohne die besten Schriftsteller der Alten oft gelesen, und
mit einander sorgfältig verglichen zu haben, welches
den Mönchen zu einem großen Verbrechen angerech-
net worden seyn würde. Alcuin selbst, der als der
Wiederhersteller der freyen Künste in diesen Zeiten er-
hoben wird, verwies es dem Mönche Macarius,
daß er den Virgil las; ja es fehlte nicht viel, daß
er ihn deswegen nicht des Abfalles vom Christenthu-
me beschuldigte. Der Sohn, sagte er zu ihm,
ist entwichen, seitdem Virgil gekommen

ist; wo der Herr wohnen sollte, nistet nun Maro. Wegen dieses Hasses gegen die schönsten Denkmale des heidnischen Alterthums, konnte die Rhetorik nicht vollkommner seyn, als die Grammatik. Cicerons und Quintilians Werke über die Beredsamkeit waren überaus selten, und wurden eben so wenig gelesen, als die griechischen und römischen Redner, die allein Muster eines schönen und beredten Vortages zu seyn verdienen. Der Geschmack mußte also bey aller dürftigen Kenntniß der Tropen und Figuren, und der Theile, die eine Rede hat, verderbt und barbarisch bleiben, da die Schriften eines Augustinus, eines Gregorius, eines Caßiodorus und des Isidorus von Sevilien die einzigen Muster waren, nach denen die Gelehrten ihren Vortrag bildeten.

Die Dialectik wurde zwar als eine Kunst beschrieben, welche ihre Schüler lehren sollte, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, über die allgemeinen Eigenschaften einzelner Dinge nachzudenken, Erklärungen und Schlüsse zu machen; sie war aber ein unordentliches und verwirrtes Gemisch, nicht sowohl logischer als metaphischer Begriffe, und kein zusammenhängender Vortrag richtiger und sichrer Regeln ordentlich und gründlich zu denken. Alcuin hatte nicht einmal von ihrem Namen einen grammatisch richtigen Begriff. Die Dialectik sagte er, hat ihren Namen davon, daß sie von Sätzen, oder Reden handelt, denn Lekton heißt im Griechischen ein Satz; eine Erläuterung, die uns von seiner Einsicht in die griechische Sprache, keine vortheilhaftere Vorstellung macht, als seine Erklärung von dem Namen der Philosophie, den sie von der Liebe zur Weisheit haben sollte, weil Philos im griechischen die Liebe bedeutete.

So

So unvollkommen, und unrichtig, so voll Verwirrung waren die Kenntnisse, welche das Trivium ausmachten; das Quadrivium konnte nicht besser seyn. Die Musik war bloß eine Anleitung zum Kirchengesange, die nicht einmal bestimmte Regeln hatte. Die Rechenkunst bestand in einer Sammlung der gemeinsten Lehren von den Zahlen, und den verschiednen Arten, sie zu vermehren oder zu vermindern, die mit dem, was sie von den Weltkörpern und Sternen wußten, kaum zu einer sichern Berechnung der kirchlichen Festtage zureichte, gleichwie die Geometrie bloß in einigen mangelhaften und eingeschränkten Begriffen, von den in alle Sinne fallenden Eigenschaften der Ausdehnung, vom Punkte, von geraden und krummen Linien, von den Figuren, die daraus entstehen, dem Vierecke, den Dreyecken, dem Zirkel und den Beschaffenheiten dieser Figuren bestand. Bey diesen Gränzen der damaligen Einsicht, würde es unbillig seyn, denen, welche sich um ihre Zeitgenossen durch Schriften verdient zu machen suchten, ihre Unwissenheit, ihre Unfähigkeit, rein und mit Geschmack zu schreiben, und andre Mängel theils des Innhaltes theils des Vortrages ihrer Gedanken aufzurücken. Was für einen Vorzug hätte die Erndte vor der Saat, wenn diese nicht von jener übertroffen würde? Das Mittelmäßige gehört zu den Stufen des menschlichen Geistes, und gereicht ihm allein zum Tadel, wenn er sich darüber hinaus schwingen kann, und den Schwung nicht wagt, weil er die Mühe desselben fürchtet. Carl hatte das Vergnügen nicht, große Schriftsteller zu erleben. Er wünschte sich zwar nur Augustine und Hieronymos, vermuthlich aus Unwissenheit, wie bescheiden sein Wunsch wäre; desto bewunderswürdiger aber war sei-

seine Neigung zu den Wissenschaften, da er auch Gelehrten, die ihm keine würdigen Denkmale sei[ner] Thaten, und ihres Ruhms errichten konnten, ho[ch] hielt, und so belohnte, als wenn er von ihnen v[er]ewigt zu werden hätte hoffen dürfen. Paul, [ein] Longobarde von Geburt, Warnefrid genannt, vo[n] dem man nicht weiß, ob er ein Diaconus von Aqui[le]ja gewesen ist, oder nicht, war einer von den Er[sten], die er hervorzog. Er verstand Griechisch, und bloß dieß bewog Carln, ihm die Unterweisung seiner Hofbedienten anzuvertrauen. Seine noch übrigen Werke, sein Auszug aus dem Festus von der Bedeutung der Wörter, sein Homiliarium oder die Sammlung von Homilien über die sonntäglichen und festtäglichen Evangelia und Episteln, welche er auf des Kaisers Befehl zum Gebrauche der unwissenden Geistlichen verfertigte, Alcuin aber durchsah und vermehrte; seine allgemeine Geschichte, wovon die ersten eilf Bücher dem Eutropius gehören, dessen Arbeit er an einigen Orten verändert hat, die übrigen fünf Bücher aber die Geschichte vom Julian bis auf Justinian den ersten fortführen; seine Geschichte der Lombarden, die gleich jenen, viele Beweise einer ausschweifenden Leichtgläubigkeit enthalten; seine Lebensbeschreibung Gregors des Großen; seine Nachrichten von den Bischöfen zu Metz, seine Briefe und Gedichte verdienten so viele Gnadenbezeugungen nicht, als ihm der Kaiser erwies. Paulin, der Patriarch von Aquileja war, wurde vor den gelehrtesten Theologen seiner Zeit gehalten, und doch reichte seine Wissenschaft kaum ans Mittelmäßige, wie seine Widerlegung des Elipandus von Toledo, und des Felix von Urgela, Sacrosyllabus genannt, seine drey Bücher von gleichem Inhalte, worinnen er die Meynung dieser

Spa-

panirt, daß Christus als Mensch nicht der wesent-
che, sondern nur angenommene Sohn Gottes wäre,
ir ketzerisch erklärte, weil sie den Lehren von der eini-
en Person Jesu, und von der Dreyeinigkeit Gottes
achtheilig seyn sollte, seine Gedichte, Gesänge und Rei-
e, seine Fragmente von Briefen, und einige an-
e unerhebliche Schriften beweisen. Weil indeß
iter seinen Zeitgenossen niemand mehr Einsicht in
en herrschenden Lehrbegriff der Kirche, und mehr
enntniß ihrer Gebräuche und Gewohnheiten hatte,
s er, so begnadigte ihn Carl mit verschiedenen ein-
äglichen Ländereyen, und begehrte in vielen Ange-
genheiten seinen Rath. Alcuin, ein Engelländer
i York erzogen, und von Egberten unterrichtet,
achher nach Frankreich berufen, und in der Gesell-
haft der freyen Künste, welche der Kaiser an sei-
em Hofe errichtet hatte, Flaccus genannt, war sein
ehrer, und Günstling, weil er mehr, als die Gro-
en seines Reiches, seine Bischöfe und er selbst, wußte,
uch mehr guten Willen, als jemand, zeigte, seine
eitgenossen durch den Unterricht, den er sowohl dem
ingen Adel seines Hofes, als den Mönchen zu Tours
nst in allen Wissenschaften gab, aufzuklären und
eiser zu machen. Seine Kenntnisse mit den Ein-
chten hellerer Jahrhunderte verglichen, waren sehr
ingeschränkt. Man findet in allen seinen Lehrbü-
hern und andern Schriften mehr Gedächtniß und
leiß, als Nachdenken und Urtheil. Mit aller sei-
er Grammatik und Rhetorik schrieb er schlecht Latein,
nd machte mit aller seiner Logik sehr fehlerhafte
Schlüsse. Seine Briefe zeugen von einer redlichen
ind ernstlichen Frömmigkeit, die aber nicht die Hei-
erkeit der wahren evangelischen Tugend, sondern das
instre und Rauhe der Klosterandacht hat; doch be-

weisen sie zugleich, wie weit er von dem gesunden Ge-
schmacke entfernet war, den nur eine glückliche Natu
und ein langer vertraulicher Umgang, mit den gute
Scribenten des Alterthums geben können. Es fehlt
ihnen fast ein jeder Vorzug, der die Briefe eines Ge-
lehrten der Nachwelt empfehlen kann. Sein Verlan-
gen, zierlich und sinnreich zu seyn, verführt ihn zu er
künstelten und gezwungenen Gegensätzen, die sehr o
bloße Wortspiele sind. Er liebt den verblümten Aus-
druck und die Allegorie, bemüht sich schön zu schrei-
ben, und fällt ins Lächerliche, will erhaben seyn, und
verliert sich ins Schwülstige und Ungeheure, will
feurig und lebhaft schreiben, und wird so frostig,
daß er, um in seiner Sprache zu reden, eben so
wohl als seine Untergebnen, einer Decke von Ver-
stand und Urtheil wider die Kälte der Unwissenheit
bedurft hätte. Wie, fängt er einen Brief an den
Patriarchen von Aquileja an, wenn die feurige Son-
ne zum Gestirne des brennenden Krebses empor
steigt, der von der unmäßigen und langwierigen
Hitze ausgedörrte Erdboden Regen erwartet: So
verlangte, ehrwürdigster Vater, mein dir ergebnes
Herz, das in meinem Busen nach einiger Erfri-
schung seiner großen Liebe dürstete, nach einem
Schreiben deiner Seligkeit. Immer und ohne
Aufhören wiederholte es in seiner Inbrunst, jeden
Augenblick in jeder Stunde die Worte: Wenn werde
ich die Zeichen des Heils von meinem Theuersten
sehen? Wenn wird das edle ausonische Blatt, mich
von der Glückseligkeit meines Geliebten unterrichten!
Wenn werde ich sehen, ob das Andenken unserer in
Christo verbündeten Freundschaft noch in seinem Bu-
sen wohnt; ob er noch den Namen seines Albinus
mit dem Griffel der Liebe in das Innerste seines

Herzens

erzens eingegraben hat, gleichwie der Name seines
aters Paulinus mit ewigen Buchstaben einer be-
ändigen Liebe in dem Herzen seines Sohnes einge-
hrieben lebt! Die Briefe seines Freundes sind
m, wie er in einem andern Schreiben sagt, süßer,
s aller Honig; denn er glaubte, wenn er sie las,
h mitten unter den vielfarbigten Blumen des Pa-
dieses aufzuhalten. In seinen Schriften wider
n Elipandus von Toledo, sieht er jenen hellen
id heilsamen Quell in Eden, aus dem vier Ströme
n Tugenden, nicht allein die fruchtbaren ausoni-
hen Wiesen, sondern auch die Gefilde des ganzen
eiten Gebietes der Kirche wässern; der goldaus-
häumenden Schlünde geistlicher Empfindungen
icht einmal zu gedenken, die voll Edelgesteine gelehr-
r Urbanität sind. Alcuin suchte sogar in den Ueber-
hriften seiner Briefe witzig und sinnreich zu seyn,
id oft ist ers so sehr, daß er nicht einmal übersetz-
ar bleibt *). Ueberall findet man die lächerlichsten
Spielwerke; dergleichen Blumen nahm er, um in
inem Tone zu reden, zu den Kränzen, die er sei-
em Kaiser flocht. Kann man von einem solchen
Geiste scharfsinnige Einsichten, einen gesunden Ge-
hmack und gründliche Urtheile erwarten? Sein
Verstand trug die Fesseln des kirchlichen Herkommens
it Geduld, und dem allgemeinen herrschenden
Glauben getreu, ohne zu untersuchen, wie gegründet
erselbe in dem Worte Gottes wäre, ermahnte er
auch

Epist. VII. in C. Th. t. a. p. 397.

*) Hier ist ein Exempel: Optimo Theophilo bis bini evangelicae virtutis discipuli et sanctarum quadrigae virtutum fidelium quadriga amicorum plena charitatis nave transalpinas aquas dirigit Salutem.

auch andre Geistliche und Mönche mit grossem Ernst in die Fußtapfen der heiligen Väter zu treten, sich in keiner Meynung von ihrer Lehre zu trennen, in d Glaubensbekenntnisse keinen neuen Namen einzuri cken, und keine den vorigen Zeiten unbekannte G bräuche anzunehmen, sondern auf dem öffentliche und gebahnten Wege der apostolischen, das ist, de kirchlichen Lehre einher zu gehen, und alle Abweg der Neuerung sorgfältig zu vermeiden. Diese furcht same Art zu denken herrscht in seinen Büchern vo der Dreyeinigkeit, in seinen Widerlegungen de Adoptianer, selbst in seinen Auslegungen Johannis des Predigers Salomo, und in seinen Antworten au die ihm von dem Abte Sigulf aufgelegten Fragen Ambrosius, Augustin, Gregorius der Große, sin seine Orakel und er ist ihr Wiederhall. Man rühm ihn wegen seiner Kenntniß der ebräischen und grie chischen Sprache; aber seine Schrifterklärungen be weisen diese Kenntniß nicht. Seine meisten Ausle gungen sind allegorisch und moralisch. Ueberall fin det er Geheimnisse; selbst die biblischen Zahlen sin ihm eine Art heiliger Räthsel. In der spanische Kirche war bey der Taufe nur eine einmalige Ein tauchung gebräuchlich. Alcuin zog ihr die dreyma lige Eintauchung der römischen und französische Kirche vor, und aus was für einem Grunde? Wei er glaubte, daß sie durch die drey Nächte, welch Jonas im Bauche des Wallfisches zugebracht hatte vorgebildet worden seyn möchte. Nach den Um ständen seiner Zeit war er freylich ein Grammati kus, ein Rhetor, ein Astronomus, ein Dichter, ein Philosoph, ein Theolog; mit einem Worte, ein Po lyhistor, erreichte aber auch in seiner Polyhistori kaum das Mittelmäßige. Indeß lehrte er sein

Canis. l. c.

Zeiten

eiten wieder denken, breitete die Lust zur Gelehr-
mkeit fast in alle Klöster der so weitläuftigen frän-
schen Monarchie aus, und hielt er gleich mit großer
hrerbietung über die Meynungen in der Religion,
e besonders durch die richterlichen Aussprüche der
gemeinen Kirchenversammlungen, und der römi-
hen Päpste ein entscheidendes Ansehen erhalten hat-
n, so widersetzte er sich doch auch solchen Neuerun-
n in der Religion, welche sie in ein völliges Hei-
nthum zu verwandeln drohten. Diesen Dienst er-
ies er der christlichen Welt durch den Antheil, wel-
en er, vielleicht mit einigen andern Gelehrten sei-
r Zeit, wie die Verfasser der Literaturgeschichte von
rankreich dafür halten, an den berühmten caroli-
ischen Büchern wider den durch die siebente ni-
inische Kirchenversammlung bestätigten Bilderdienst
itte, welche unstreitig, außer Carls des Großen Ge-
zen, für das merkwürdigste und schönste Denkmaal
iner so eifrigen Bemühungen, das Christenthum
ı verbessern, und auch die weltlichen Wissenschaften
ı ihrem Vortheile anzuwenden, gehalten zu werden
rdienen. Es ist zwar mehr als wahrscheinlich,
iß Alcuin ihr vornehmster Verfasser sey; dennoch
id sie des Namens der carolinischen Bücher um
viel würdiger, je weniger gezweifelt werden kann,
aß sie, auf seinen Befehl geschrieben, und unter
inem Namen und Ansehen der Kirche übergeben,
e Gedanken und Einsichten dieses großen Kaisers
er die abergläubische gottesdienstliche, der Ver-
ınft und Offenbarung so widerstreitende Verehrung
er Bilder enthalten. Gleich im Anfange dieses
Verkes wiederholte Carl, was mit ihm schon die
anze fränkische Kirche auf der Kirchenversammlung
ı Frankfurt bezeugt hatte, daß er die griechischen
Kir-

Kirchenversammlungen, wider die Bilder und
die Bilder verwürfe; unzufrieden mit den Bild
stürmern, weil sie den Wein des göttlichen Wor
durch die Vermischung mit Wasser unschmackhaft
macht; misvergnügt mit den Bilderanbetern, w
sie ihn durch ihre Aussprüche vergiftet hätten. All
was die Griechen zur Vertheidigung dieses so u
christlichen Aberglaubens zu ihrer ewigen Schan
und zum unvergänglichen Denkmaale, sowohl ih
groben Unwissenheit, als ihrer kriechenden Gesinnu
gen gegen den Hof zusammen gerafft, und für Leh
der göttlichen Eingebung ausgerufen hatten, wir
mit Beweisen aus der Schrift, und auch mit dial
tischen Gründen widerlegt; den Bildern alle
von Heiligkeit abgesprochen, und der Misbrau
sowohl der Schrift, als der Kirchenväter zur Re
fertigung und Beschönigung ihrer Irrthümer, in
so helles Licht gesetzt, daß selbst aufgeklärtere Zei
mit der Bestreitung ihrer des menschlichen Verst
des so unwürdigen Rhapsodie zufrieden seyn könne
Die Art der Widerlegung selbst hat freylich zu v
Schulmäßiges; es fehlt ihr aber weder an Stär
noch an Feuer; der Vortrag wird sogar zuweilen
redt. Diese Vorzüge bemerket man auch leicht
der Ausführung der Beweise, daß man die Bil
nicht anbeten dürfe, weil die Schrift nicht allein
Anbetung derselben nicht geboten, sondern auch
tersagt, und bloß die Anbetung Gottes befohlen
be; daß von dem Bilderdienste keine Spur in
ältern Vätern und in den Aussprüchen der allgem
nen Kirchenversammlungen gefunden werden kön
daß er vielmehr, besonders auch von Gregor d
Großen nachdrücklich verworfen worden sey.
Vertheidiger des Bilderdienstes hatten einen Un

sch

schied zwischen der Anbetung der Latrie und der Dulie, zwischen einer unmittelbaren und einer mittelbaren beziehenden Verehrung der Heiligen durch ihre Bildnisse und Gemälde erdichtet. Sie hatten sich zur Vertheidigung derselben auf die Ehrerbietung berufen, welche man den gottesdienstlichen Gefäßen und den Büchern der heiligen Schrift, oder den Reliquien der Heiligen und besonders der Märtyrer, zu erweisen pflegte. Die carolinischen Bücher bestritten diesen Unterschied, und behaupteten, daß man den Bildern nicht einmal die Ehre erweisen dürfte, die man dem Kreuze, den gottesdienstlichen Gefäßen, und der heiligen Schrift zu erweisen pflegte; sie bewiesen überdieß, daß eine solche Ehrfurcht gegen die ungereimt und lächerlich wäre, weil man zum Exempel auch das Bild des Esels, worauf die Jungfrau Maria reitend vorgestellt wird, anbeten müßte, wenn man das Ihrige anbeten sollte. Mit einem großen Ernste eiferten sie auch wider den lästerlichen Ausspruch eines griechischen Abtes, der zu einem Einsiedler gesagt hatte, daß er weniger sündigen würde, wenn er in alle unzüchtigen Häuser gienge, als wenn er die Anbetung der Bilder Christi und seiner Mutter Maria in Zweifel ziehen und läugnen wollte. Wie gern kann man also nicht einem Werke, das mit einer in diesen Zeiten so seltnen Gründlichkeit und zugleich mit einem solchen Geiste der Gottseligkeit geschrieben ist, einige Fehler wider die Gesetze des guten Geschmacks vergeben, die in diesem Jahrhunderte nicht beobachtet werden konnten, weil sie den Gelehrten desselben völlig unbekannt waren!

Glücklich würde die Kirche gewesen seyn, wenn Carls des Großen Zeiten mehr Werke dieser Art hervor-

hervorgebracht hätten. Allein der Occident wa
durch die Barbarey der vorhergehenden Jahrhunder
zu sehr verfinstert worden, als daß das wieder anbr
chende Licht der Wissenschaften auf einmal hätte al
Nebel des Aberglaubens und des Irrthums zerstreu
können. Genug, daß die dicksten Finsternisse z
verschwinden anfiengen; daß **Paulin** von Aquilej
Alcuin, und Carl der Grosse nicht die einzigen Le
rer ihrer Zeit blieben; daß es ihnen nicht an Gehü
fen, noch an Schülern fehlte, welche sie in ihren Be
mühungen unterstützten, und sich selbst nach ihre
Beyspiele bildeten, obgleich das, was sie zur Er
leuchtung dieses Jahrhundertes und den folgend
beytrugen, von geringerer Erheblichkeit und Wi
kung war. **Leidrade**, der Erzbischof von Lyon
durfte sich in einem Schreiben an Carln rühmen, da
er Schulen von Sängern habe, die andre im Ki
chengesange unterweisen könnten, und Schulen vo
Lesern, von denen einige mit der geistlichen oder all
gorischen Erklärung der Evangelien und selbst de
Propheten nicht unbekannt wären. **Bigil**, ein Ab
von Fulda, **Werin**, ein Mönch von Reichena
Bernowin, ein Bischof von Clermont, **Simber**
ein Abt von Murbach, und **Angilbert**, ein Abt vo
Centula, erscheinen unter den Gelehrten dieser Zei
alle Denkmale ihrer Gelehrsamkeit bestehen aber blo
in einigen Legenden und Versen, die keiner Aufmerk
samkeit würdig sind. **Smaragd**, der Abt von S
Michel, stand seiner Einsichten wegen bey Carln i
großem Ansehen, und war ein eifriger Mitarbeit
an der Wiederherstellung der Wissenschaften. Se
ne Auslegung des Donats; sein königlicher Weg
eine Schrift, worinnen er von den Pflichten der Kö
nige handelte; sein Mönchskranz, eine Sittenleh

fü

die Mönche; einige ihm zugeeignete Erläute-
igen über einige Bücher der heiligen Schrift und
ne Homilien berechtigen ihn zu dem Ruhme, nicht
f der niedrigsten Stufe unter den Schriftstellern
ser Zeit zu stehen. Einige Jahre vor seinem To-
verordnete der Kaiser eine schriftliche Erläuterung
Taufe und ihrer Gebräuche. Von den dadurch
anlaßten Schriften sind noch einige übrig, welche
idrade, der Erzbischof von Lyon, Theodulf, der
ischof von Orleans, Magnus, der Bischof von
ens, Jesse, der Bischof von Amiens, und
laxentius, der Patriarch von Aquileja, verferti-
haben. Allein sie thaten selbst dem Kaiser nicht
nüge, woraus man leicht auf ihre Mittelmäßigkeit
ließen kann. Sie haben auch keinen andern
ußen, als daß sie hellere Zeiten mit den dürftigen
egriffen dieses Jahrhundertes von dem ersten Sa-
imente der Kirche bekannt machen. Theodulf
ir sonst ein fleißiger Schriftsteller, dessen Gedichte
d andre Schriften Sirmond gesammelt und her-
sgegeben hat. Sein Capitulare enthält viel
erkwürdiges. Er verbietet darinnen die geheimen
essen; er untersagt darinnen die Aufbewahrung
Erndte und des Heues in den Kirchen; er befiehlt,
ß niemand darinnen begraben werden soll, als wer
verdient; vermuthlich durch milde Stiftungen an
eselben. Er verordnet, daß die Geistlichen in den
ecken und Dörfern Schulen anlegen sollen. Auch
len die Layen den Predigern alle ihre Sünden be-
nnen; sie mögen in Gedanken oder in Werken be-
ngen worden seyn, welches ein nicht unmerkwürdi-
r Anfang der in den folgenden spätern Zeiten zur
flicht gemachten Ohrenbeichte war.

Semleri Hist. Eccl. Cap. Sel. t. II. p. 378.

Indeß war der vortheilhafte Einfluß, den d
glücklichen Veränderungen in dem Zustande der W
senschaften unter Carl dem Großen in die Religi
hatten, doch wichtig und sichtbar. Der menschli
Verstand hatte so lange ganz wüst und ungebaut g
legen; nun wurde er wieder bearbeitet, und w
gleich, was auf diesen wieder aufgebrochenen Ac
ausgestreut wurde, nicht alles guter Saame: S
sah man doch viel Unkraut ausrotten, und einige g
te Pflanzen keimen und aufwachsen. Die heili
Schrift fieng an wieder geachtet und studirt zu w
den, ob man gleich mit den Regeln ihrer richti
Auslegung unbekannt blieb, weil die Gelehrten
sehr von dem Ansehen der ältern Kirchenväter abhi
gen, und nicht einmal Geschicklichkeit und Einsi
genug hatten, die Schriftstellen des Heidenthu
richtig auszulegen und zu verstehen. Denn
drang der Kaiser mit großem Ernste und Eifer a
eine sorgfältige Untersuchung der Schrift, ihres I
haltes, ihres Sinnes, und der Wissenschaften, d
diese Kenntnisse befördern konnten, da er sie selb
wo nicht für die einzige, wie Spanheim und and
Protestanten behaupten, doch für die erste und vo
nehmste Regel des Glaubens erklärte, und alle m
ihr streitigen Lehren verworfen wissen wollte. D
zur Ausführung seiner Anordnungen getroffenen A
stalten waren nicht vergeblich, und wir werden i
neunten Jahrhunderte Schrifterklärer finden, welc
den richtigen Weg zu betreten anfiengen, auf welche
man allein zu einer gründlichen Einsicht in den Si
und die Lehre der göttlichen Offenbarung durchdri
gen kann. Wurden nicht alle in der Kirche berei
canonisirten und herrschenden Irrthümer eingesch
und bestritten, so fieng doch von vielen an vermuth

werden, daß sie Irrthümer wären, welches schon
. starker Schritt zur Erkenntniß der Wahrheit
öst war. Einer von den gröbsten und wesentlich-
n war der Wahn, daß man den Bildern und Re-
uien der Heiligen und den Märtyrern eine gottes-
nstliche Verehrung und Anbetung schuldig wäre.
eser wurde fast von der ganzen abendländischen
rche feyerlich und einmüthig bestritten und ver-
mmt, wie viel Mühe sich auch der römische Papst,
idrian, gab, die Aussprüche der siebenten nicäni-
en Kirchenversammlung wider die frankfurter Sy-
de und die carolinischen Bücher, worinnen diese
ie Abgötterey so gründlich bekämpft wurde, zu
rtheidigen, blos in der Absicht, mit Constantino-
l in einem seinem Ansehen vortheilhaften Verneh-
en zu bleiben. Und wie vielmehr würde nicht zur
erbesserung der Kirche haben ausgerichtet werden
nnen, wenn nicht Carl aus politischen Gründen
id Absichten die römischen Päpste so sehr geschont;
:nn er ihnen nicht so viel Ansehen und Gewalt zu-
standen hätte, ob er sich gleich im Weltlichen die
erste Herrschaft über Rom und das Gebiet seiner
ischöfe vorbehielt! Die Stiftung so vieler Schu-
ı im Occidente, und die Nothwendigkeit, worein
e Mönche versetzt wurden, sich mit allen Arten von
Bissenschaften bekannt zu machen, gereichten der
irche und der Religion zum großen Vortheile, wie
ahr es auch ist, daß alle menschlichen Erkenntnisse,
id die Religion selbst mehr gewonnen haben wür-
n, wenn nicht blos die Geistlichen und Mönche sich
it der Unterweisung der Völker hätten beschäftigen
üssen; wenn vielmehr Carl auch blos weltliche
Schulen errichtet hätte, worinnen die weltlichen Wis-
nschaften von gelehrten Layen gelehrt und vorgetra-

gen worden wären. Da es nun aber keine sol
Layen gab, so konnte an solche Schulen nicht ein
gedacht werden, und die Kirche, die in einem sc
verjährten Besitze alles Unterrichts und aller Gel
samkeit war, hätte sich vielleicht auch einem sol
Unternehmen aus allen Kräften widersetzt, da i
Vorsteher, die Bischöfe und Aebte so viel Anthei
der weltlichen Regierung nahmen und die Vorne
sten unter den Ständen des Reiches waren. I
deß war es doch sein ernstlicher Wille, die Erken
niß, besonders der Religion auch unter die Layen
breitet zu sehen. Martene hat ein Schreiben
Kaisers an den Bischof von Lüttich, Ghaerba
erhalten, worinnen befohlen wird, daß nicht all
die Geistlichen, sondern auch die Layen das apost
sche Glaubensbekenntniß und das Vaterunser ausw
dig wissen und verstehen sollten. Ghaerba
ließ sogleich eine Pastoralunterweisung und
Schreiben an die Geistlichen seines Sprengels erg
hen, worinnen er ihnen den Willen des Kaisers b
kannt machte, der, wie er sich ausdrückte, sie a
ihrer Trägheit erwecken wollte. Auch hat man n
ein Capitulare, worinnen der Pest und andrer La
plagen wegen eine allgemeine Fasten angeordn
und zugleich befohlen wurde, alle, welche das apost
lische Glaubensbekenntniß und das Vaterunser nic
lernen wollten, anzuzeichnen, es möchten Große od
Geringe, Edle oder Unedle seyn, indem er entschl
sen wäre, sie vor sich kommen zu lassen, und selbst
hören, ob sie beydes gelernt hätten; denn künft
sollte niemand zum Taufzeugen zugelassen werde
der nicht beydes wüßte *). Das Betrübte dab
m

*) Marten. Ampliss. coll. T. VII. p. 16. et 21.

nur dieses, daß nicht zugleich befohlen wurde,
: befohlen werden konnte, die Jugend zum richti-
Verstande sowohl des Symbolums, als des
terunsers anzuführen.

Die Kirche hat also Ursache, Carls des Großen
ierung unter ihre glücklichen Epochen zu rechnen,
n man erwägt, in welchem Zustande sie sich vor
befunden hat, und in welchen sie in den folgen-
Jahrhunderten wieder gerathen ist. Der herr-
nde Aberglaube konnte freylich nicht gestürzt wer-
; sein Thron wurde aber doch erschüttert, ob er
ch sich noch in seiner dem menschlichen Verstande
schimpflichen Herrschaft behauptete. Denn er
: der Clerisey, und besonders den Mönchen allzu
theilhaft, als daß sie ihn nicht wider alle Bemü-
gen dieses ruhmvollen Kaisers hätten unterstützen
en. Daher kamen die Anstalten, welche sie tra-
, das Volk in einer ausschweifenden Hochachtung
ht allein gegen ihre Lebensart, sondern auch vor-
mlich in einer übertriebenen Verehrung gegen ihre
iligen zu erhalten. Dazu brauchten sie besonders
feyerlichen und prächtigen Versetzungen ihrer Re-
uien von einem Orte zum andern. Zwar begrub
n die Gebeine derselben noch unter dem Altar;
in errichtete aber, die Aufmerksamkeit des großen
iufens auf sie zu ziehen, kleine Thürmchen über
1 Altären, unter denen sie lagen, Fredä genannt,
eine Art kleiner Mausoleen vorstellten. Ein sol-
s gethürmtes Häuslein erbaute, um nur ein Bey-
el anzuführen, mit Carls des Großen Bewilligung,
ıll, der Erzbischof von Maynz, einem für heilig
lärten Wigbert. Eine gleiche Absicht hatten die
bis zum Unsinne lächerlichen und ungereimten

 Wunder,

Wunder, die sie ihren Heiligen andichteten, deren auch zuweilen, wie man vorgab, so viele thaten, d[illegible] man, um des allzugroßen Zulaufes des Volkes [illegible] zu erwehren, ihnen ihre allzugeschäftige Wunder[illegible]tigkeit verbieten, und sie bitten mußte, deren n[illegible] so viele zu thun. Waren sie aber nicht so freyg[illegible] damit, als man wünschte, so wußte man Mittel, [illegible] zu Wunderwerken zu nöthigen. Man zwang [illegible] wenn aus den Bethäusern etwas entwendet wu[illegible] nicht, wie es heißt, mit Gebet, sondern durch e[illegible] heilige Gewaltthätigkeit, den Raub wieder herb[illegible] schaffen. Man entkleidete nämlich die Altäre [illegible] ihrem Schmucke; man bezog sie mit härenen Säc[illegible] man löschte die Wachskerzen aus, die ihnen zu [illegible]ren angezündet wurden; man zerschmiß die Wa[illegible]leuchter in Stücken; man drohte den Heiligen, w[illegible] sie das Geraubte nicht wieder herbey schaffen w[illegible]den, den Ort, wo sie lagen, zumauern zu lass[illegible] Man nahm und warf ihre Bilder, und das wied[illegible]fuhr selbst den Bildnissen Christi, auf die Erde, od[illegible] unter Dorngebüsche, blos, um sie zu Wundern [illegible] zwingen. Wer kann dieß ohne Entsetzen lesen? U[illegible] doch giebt es viele andre Beyspiele in diesen Zeit[illegible] welche beweisen, wie sehr Unwissenheit und Abergla[illegible]be den Menschen erniedrigen und schänden. W[illegible] würden denn also die Folgen gewesen seyn, wenn [illegible] Occident in der allgemeinen Verfinsterung geblieb[illegible] wäre, worinnen ihn Carl der Große bey dem Antrit[illegible] seiner Regierung fand?

Wo[illegible]

Von dem
Zustande der Wissenschaften im Occidente, vom neunten Jahrhunderte an bis ins zwölfte, und der Verbindung ihrer Schicksale mit den Schicksalen der Religion.

Man kennt die fast unüberwindlichen Hindernisse, um welcher willen die Wissenschaften und Künste im Occidente nicht so empor kommen, noch r die Religion so glückliche Folgen haben konnten, is es die ruhmwürdigen Bemühungen, Verordungen und Anstalten Carls des Großen, zu ihrer Wiederherstellung und Aufnahme verdienten. Daß der doch auch nach seinem Tode, ungeachtet der euen Widerwärtigkeiten, welche die Wissenschaften etrafen, Frankreich und Deutschland vor allen übrien Reichen des Occidentes, von einigem Schimner ihres wohlthätigen Lichtes erhellet wurden, as ist vornehmlich seiner eifrigen Liebe zu ihnen zu anken. Der erhabne Geist, der alle seine Unterehmungen merkwürdig macht, erbte nicht auf seinen Sohn, Ludwig den Frommen, ob er ihm gleich in en Eigenschaften des Herzens, und in der Neigung ind Begierde, seine Völker durch Weisheit und Frömigkeit glücklich zu machen, nicht unähnlich war. udwig achtete und liebte die Wissenschaften, die uner dem Einflusse seines gütigen Charakters, einen reyern und höhern Schwung hätten nehmen müssen, venn er das Ruder des Reiches mit der Stärke von Verstand und Muth, womit sein Vater es regiert

 hatte,

hätte, zu regieren gewußt, und nicht die Schwa
heit begangen hätte, seine Söhne, als ein allzuz
licher Vater gegen sie, zu Beherrschern zu mach
da sie noch gehorchen lernen sollten. Allein die u
zeitige Theilung seines Reiches unter sie, ihre str
baren Empörungen gegen ihn, und die dadurch v
anlaßten bürgerlichen Kriege hinderten diesen höh
Schwung der Wissenschaften unter seiner R
gierung.

Jedoch wie nachtheilig auch diese politischen U
stände einer vollkommnern und ausgebreitetern E
leuchtung des Occidentes wurden: So erhielten s
doch die unter seinem Vater gestifteten öffentlich
Schulen, ja es kamen auch einige neue hinzu. E
schwer wurde es der Barbarey, sich nach einer he
gen Erschütterung ihrer Macht sogleich wieder zu
holen. Die Hofschule behauptete unter ihrem V
steher Claudius, der seiner Verdienste wegen zu
Bischofe von Turin erhoben wurde, unter Aldrichen,
einen Schüler Sigulfs, den Alcuin unterwiesen
hatte, unter dem Diaconus Amalar, und einem
Thomas ihr Ansehen nicht allein unter Ludwig den
Frommen, sondern auch unter Carl den Kahlen,
der die Wissenschaften liebte, ob es ihm gleich an
den übrigen Eigenschaften eines großen Königs fehl
te. Lange stand sie unter der Aufsicht des Johan
nes Erigena, den seine Kenntniß der griechischen
Sprache, seine Einsicht in die Philosophie, und sei
ne Irrthümer so berühmt gemacht haben, und blüh
te noch gegen das Ende des neunten Jahrhundertes
unter den Philosophen Mannon, der unter die vor
nehmsten Gelehrten seiner Zeit gerechnet wurde
Die Liebe zu den Wissenschaften erlosch auch nich

in

den bischöflichen Schulen zu Lyon, zu Orleans, zu Rheims, zu Maynz, zu Paderborn, zu Metz, zu Verdun, zu Mans, und in einigen andern, ob es gleich gewiß ist, daß sie von den Schulen in den meisten größern französischen und deutschen Klöstern, zu Corvey in Frankreich, den neuen Corvey in Sachsen, zu St. Alban in Maynz, zu Fulda, zu St. Gallen, zu Hirschau, zu Reichenau, zu Prom, zu Hersfeld, zu Weißenburg, zu Centula, zu St. Amand, zu Fleury, zu Ferrieres, zu St. Martin von Tours, zu St. Germain von Auxerre, übertroffen wurden. Frankreich und Deutschland hatten gelehrte Erzbischöfe und Bischöfe, welche sich um die Erhaltung und den Flor dieser Schulen vorzüglich verdient machten; die Erzbischöfe von Lyon, Leidrade, Agobard, Amolon und Remi; die Erzbischöfe von Rheims Ebbo, Hincmar und Fulco, der Erzbischof von Maynz Rabanus Maurus, der erst Abt von Fulda gewesen war; viele Bischöfe, die wie Theodulf von Orleans, Haymo von Halberstadt, und wie Claudius von Turin gesinnt waren. Unterschiedne Aebte, Smaragd, Anschar[i]us, der die christliche Religion zuerst in Norden auszubreiten suchte, Lupus von Ferrieres, Walafridus, Strabo, Fridugis, verdienten schon deswegen ein unvergeßliches Andenken, wenn sie auch keine andere Ansprüche darauf hätten. Zwar hatte auch Italien Aufmunterungen und Gelegenheiten genug, die auf die Erhaltung der Gelehrsamkeit abzielten. Lotharius stiftete die Schulen zu Pavia, Ticinum, zu Jvrea, zu Turin, zu Cremona, zu Florenz, zu Fermo, zu Verona, zu Vicenz, und zu Cividad del Friuli. Auch hatte schon vor ihm Eugenius der Zweyte auf einer Synode zu Rom

Murat. Hist. Ita. ad anni. 925.

Rom verordnet, alle bischöfliche Kirchen, und selbst die Landgeistlichen sollten in ihren Häusern Schulen anlegen. Allein die Barbarey triumphierte leichter und schneller über dieses Vaterland des Aberglaubens, als über Frankreich und Deutschland, wo die Wissenschaften, die auch schon aus Engelland vertrieben waren, sich am längsten in dem Ansehen behaupteten, welches sie Carln dem Großen, seinem Sohne, und seinen Enkeln zu danken hatten. Hier wurde noch die Nothwendigkeit der geistlichen und weltlichen Gelehrsamkeit erkannt, und ihr Werth geschätzt. In einigen Schulen las man selbst verschiedene von den besten Schriftstellern des Alterthums, als einen Cicero, Sallustius, Virgilius und Quintilianus. Es gab so gar Gelehrte, denen Plato und Aristoteles nicht unbekannt waren. Mannon erklärte einige von ihren Schriften, und Johannes Erigena übersetzte die Ethik des Aristoteles. Die geistliche Gelehrsamkeit wurde freylich fast überall nur aus den lateinischen Kirchenvätern geschöpft. Augustin blieb, was er in dem vorigen Jahrhunderte gewesen war, der erste Leitstern der Gottesgelehrten; denn das Griechische und die morgenländische Sprachen, wurden nur von wenigen verstanden. Indeß fanden sich doch Ausleger der heiligen Schrift, die genannt zu werden verdienen. Sedulius der Jüngere, von Geburt ein Schottländer, schrieb Sammlungen von Erklärungen über alle Briefe Pauli, die bis auf unsre Zeiten gekommen sind, aus dem Origenes, Eusebius, Hilarius, Ambrosius, Rufinus, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus und andern Vätern, und eine ähnliche Sammlung über den Matthäus,

häus, die noch im Manuscript vorhanden ist *).
Rabanus Maurus, Walafriedus Strabo,
Haymo von Halberstadt, Florus von Lyon, Angelom von Luxeul, Werembert, Remigius von
Auxerre, Ottfried von Weissenburg, Rudolph
von Hirschau, schrieben fast über alle Bücher des A.
und N. Testamentes theils ausführlichere, theils kürzere Erläuterungen. Aber diese Ausleger waren, weil
sie an der allegorischen Schrifterklärung hiengen, nicht
so glücklich in ihren Bemühungen als Claudius von
Turin, und Christian Druthmar, denen beyden
es mehr um eigentlichen und buchstäblichen Sinn
der Schrift zu thun war, die auch nicht an den Klippen der Allegorie scheiterten, welche ihren Grund
nicht in dem Wortverstande der Schrift, sondern
bloß in dem Witze und der Einbildung der Ausleger
hat. Druthmar sagte so gar aus Einsicht so wohl
als edler Kühnheit, daß es Thorheit wäre, sich mehr
um den allegorischen, als buchstäblichen Sinn des Wortes Gottes zu bekümmern; zu geschweigen, daß er viel
Geographie und Historie wußte, und die Gabe hatte, beyde mit Verstand in der Auslegung der Schrift
zu brauchen. Angelom verdient unterdeß nicht
von allem Antheile an diesem Ruhme ausgeschlossen
zu werden. Er bestrebte sich auch in seiner Auslegung des ersten Buches Moses, den Wortverstand,
besonders durch die Hülfe der alten Uebersetzungen,
zu entdecken, und man findet, ausser einer nicht geringen Belesenheit, viele richtige Erklärungen und
solche Anmerkungen bey ihm, welche beweisen, daß
er

*) Hepidan. ap. Du Chesne Tom. III script. Fr. it.
Oudin. T. II. p. 26.

er selbst zu denken suchte *). Allein diese Verehrer der Schrift machten keine große Zahl aus. Andere Gelehrte verschwendeten einen Fleiß, den sie auf nützlichere Kenntnisse richten konnten, auf die Erlernung der Liturgie, der Gebräuche des Gottesdienstes, der Amtsverrichtungen und Geschäfte der Bischöfe, der untern Geistlichkeit und der Mönche. Andre schrieben Märtyrerverzeichnisse, Todtenregister, und Bußbücher, welche sowohl als die häufigen Legenden, die in diesen Zeiten erschienen, der wahren Gelehrsamkeit nachtheilig waren, wenn sie gleich jetzt für die Geschichte nicht ganz gleichgültig sind. Die wichtigern Theile der geistlichen Gelehrsamkeit wurden weniger bearbeitet, ohne ganz vernachläßigt zu werden. Man war auch noch hier und da, weder gegen die Dogmatik, noch gegen die Moral der Religion gleichgültig. Neue Entdeckungen wurden weder in der einen noch in der andern Wissenschaft gemacht; man verbesserte keine schon eingewurzelte Irrthümer; denn dazu waren auch diejenigen, welche selbst zu denken wagten, nicht erleuchtet genug; es war aber schon viel, daß die meisten in dem, was ihre Vorfahren geglaubt hatten, keine Fremdlinge seyn, einige auch noch weiter sehen wollten, als sie. Vornehmlich verschafften die Streitigkeiten dieses Jahrhundertes über verschiedene Lehrpunkte dem Verstande der Gelehrten, Beschäftigungen, welche ihn in der Uebung eines eignen und freyen Nachdenkens über die Religion erhielten, wovon noch kenntliche und rühmliche Spuren übrig sind. **Claudius** von Turin widersetzte sich der abgöttischen Verehrung der Heiligen, des Kreuzes, der Bilder und

*) Vid. Pez. thes. T. I. p. 44. u. f.

und der Reliquien; dem Aberglauben der heiligen Wallfahrten, und der Meynung von der Unbetrüglichkeit und Herrschaft des römischen Bischofes über andre Kirchen, mit einem Muthe, der Bewunderung verdient, und mit einer Einsicht in das Wesen des christlichen Gottesdienstes, welche jedem Jahrhunderte Ehre machen würde. Gieng er gleich darinn zu weit, daß er auch den historischen Gebrauch der Bilder zu verwerfen schien, und sie ganz aus den Augen der Christen entfernt haben wollte: So überzeugte er doch durch seinen mündlichen und schriftlichen Unterricht die piemontesischen Gemeinen von der Unvernunft und dem Streite dieses Aberglaubens mit den klaren Wahrheiten des Wortes Gottes so sehr, daß im eilften und zwölften Jahrhunderte sie allein sich weigerten, das Joch des römischen Bischofs und seines Götzendienstes zu tragen. **Theodomir, Jonas,** und **Dungal** schrieben wider diesen Bischof, den Heiligendienst, und die gottesdienstliche Verehrung des Kreutzes zu retten; aber noch leuchtete die Wahrheit in einem solchen Glanze, daß sie die Anbetung der Bilder nicht rechtfertigten; sondern blos die Zuverläßigkeit des historischen Gebrauchs derselben, zu einem sinnlichen Unterricht der Christen behaupten zu wollen schienen. Die französische Kirche versagte den Aussprüchen der siebenden nicänischen Kirchenversammlung über die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Bilderanbetung noch immer die Unterwerfung, welche die römischen Päpste foderten, nachdem sie durch ihre Genehmhaltung dieselben bestätigt hatten. Sie wollte zwar die Verachtung der Bilder und des Kreuzes nicht gestatten, noch zulassen, daß sie zerbrochen und aus der Kirche hinaus geworfen würden; aber sie

sollten

sollten auch nicht angebetet werden, und ihre Lehr
war noch eben diejenige, welche die carolinischen
Bücher wider die Griechen und den römischen Bi-
schof Hadrian vertheidigt hatten. Der Erzbischof
Agobard, sein beynahe eben so eifriger Feind, die-
ses, Christen so unanständigen Aberglaubens, als
Claudius von Turin, bestritt diejenigen, welche die
Anbetung der Bilder vertheidigten, und erklärte sie
für einen Betrug des Satans, welcher die Christen
unter dem Vorwande der Ehrerbietung gegen die
Heiligen, zu Götzendienern zu machen suchte. Man
muß, sagte er, weder die Engel, noch die Heiligen
anbeten; um den Aberglauben auszurotten, muß
man ihre Bilder nicht auf die Wände der Kirch
malen, keine Bildsäulen aufrichten, sie nicht heilig
nennen; denn die sind Thoren, welche den Bildern
eine Heiligkeit zuschreiben wollen. Wenn denen,
welche sonst die Götter verehret haben, befohlen wird,
die Bilder der Heiligen zu ehren: So werden sie
nicht sowohl den Dienst der Götzen verlassen, als
vielmehr nur ihre Bilder verändert zu haben schei-
nen. Es war aber die Anbetung der Bilder nicht
die einzige Art des Aberglaubens, welche Ago-
bard bestritt, indem er mit gleicher Einsicht und
Vernunft auch die Einbildung des gemeinen Hau-
fens angriff, daß es Wettermacher, und Wetter-
macherinnen gäbe, welche nach Gefallen, wo sie
wollten, hageln und donnern lassen könnten. Er
bewieß auch wieder die so genannten Gerichte Got-
tes, daß weder die Feuerprobe, noch die Wasserpro-
be, noch der Zweykampf zur Entdeckung der Wahr-
heit dienen, und die Schuld oder Unschuld eines ver-
dächtigen Menschen ans Licht bringen könnte. Eben
so merkwürdig und so eifrig sind seine Schriften wi-
der

r die Juden, welche sich unter Ludwigs Regierung
ner sehr milden Duldung zu erfreuen hatten, von
en Bischöfen aber wegen ihres glücklichen Zustan-
es und wegen ihrer Reichthümer desto mehr beneidet
nd gehaßt wurden.

Andre Streitigkeiten dieses Jahrhundertes ge-
ichten weder dem Verstande, noch dem Herzen de-
r, die darinn verwickelt waren, zur Ehre, weil sie
rößtentheils ihren Grund in einer eben so vermeß-
en, als unnützen Neubegierde hätten, und zugleich
it einer Heftigkeit und Härte geführt wurden, die
len Gottesgelehrten, besonders aber Bischöfen
hr unanständig war. Zu dieser Art gehört der
Streit über die Frage, wie Maria Christum ge-
oren habe. Einige behaupteten die Geburt wäre
n Wunder gewesen, weil die körperliche Jungfräu-
chkeit seiner Mutter nicht dadurch verletzt worden
wäre. Ratramm, ein gelehrter und scharfsinniger
Mönch in dem Kloster Corvey, widersprach dieser
Meynung; denn sie gründete sich bloß auf falsche
nd verwirrte Begriffe von ihrer jungfräulichen
Keuschheit, welche nach seinem richtigern Urtheile
ine Tugend ihrer Seele ist, und bey Maria dadurch
icht verletzt werden konnte, daß Christus auf dieselbe
Art, als andre Menschen geboren worden war.
Vielleicht hätte er weiser gehandelt, wenn er diesen
hörigten Einfall nicht bestritten hätte; unterdessen
eweisen doch seine Gründe eine richtige Einsicht in
ie Lehren der Schrift. Paschasius Radbertus,
der ihn widerlegen, und die Geburt Christi für ein
eben so großes und unbegreifliches Wunder gehalten
wissen wollte, als seine Empfängniß, handelte doch
viel unweiser. Denn alle Gründe seiner Widerle-
gung

gung bestanden bloß in falschen Schlüssen aus dem Grusse des Engels, welcher ihr die Empfängniß des Erlösers angekündigt hatte, aus der Unsündlichkeit des Heiligen, der von ihr geboren werden sollte, aus einigen übel verstandenen oder ausschweifenden Aussprüchen Augustins, dieses allgemeinen Orakels der abendländischen Kirche, in frostigen Ausrufungen über die Ruchlosigkeit derer, die anders dachten als er, und in Vorwürfen gegen die, welche die Einfalt der Unwissenden zwar nicht überzeugen, aber doch betäuben konnten. Es fehlte diesem Paschasius nicht an einer, für seine Zeiten sehr weitläufigen Belesenheit, sondern an gesunden und gründlichen Einsichten. Er dachte nicht über die Religion, sondern er träumte darüber. Gleichwohl sollten seine Träume für Wahrheiten gehalten werden, wie ungereimt und widersinnig sie auch seyn mochten. Ein Beweis davon ist seine Meynung von der Verwandlung des Brodes und Weines im Abendmahle, die vielen, selbst zu seinen Zeiten, ein unerhörtes und unglaubliches Geheimniß zu seyn schien, ob sie gleich endlich wegen der Neigung des großen, ununterrichteten Haufens zum Seltsamen in der Religion begünstigt, von der weltlichen Macht der Clerisey, die durch ein Geheimniß dieser Art ein neues göttliches Ansehn erhielt.

Unerfahren in den vor Alters gemeinen, nun aber unbekannten Bedeutungen, der in der Lehre von dem Abendmahle gebräuchlichen lateinischen Worte, und kurzsichtig genug den eigentlichen, und den tropischen Gebrauch derselben mit einander zu verwirren, behauptete Paschasius, Brod und Wein wären nach der Consecration der Leib und das

lut Christi, und kein andres Fleisch als das, was
n der Jungfrau Maria geboren worden, am Kreu-
gestorben, und aus dem Grabe auferstanden war.
ieß würde, meynte er, noch heutiges Tages für
s Leben der Welt dargebracht; dieses würde in dem
eheimnisse des heiligen Opfers wieder für uns ge-
lachtet, und diejenigen irrten, welche darinn nur
e Kraft, die Figur und den Schatten, nicht aber
e Wahrheit seines Leibes und Blutes sehen wollten.
edoch was für ein großes Ansehen auch ein so belese-
r Mönch haben konnte, so wurde gleichwohl sein
ues Geheimniß nicht mit dem blinden Beyfalle
ıfgenommen, den er vielleicht erwartete. Noch
aren einige Gelehrte mit der wahren Bedeutung
r Worte Sacrament und Mysterium bekann-
r, als er, wußten, daß wenn ältere griechische oder
teinische Kirchenväter, oder auch die Verfasser der
y dem Abendmahle gewöhnlichen Gebete von einer
bey vorgehenden Verwandlung des Brodes und
s Weins redeten, doch keine andre als eine tropi-
he, oder, wie man sich damals ausdrückte, bloß
istliche, uneigentliche Verwandlung verstanden
rden müßte, wie sie auch wußten, daß die Worte
acramentum und Mysterium, nicht die Bedeutung
ser der Vernunft unbegreiflicher Lehren, sondern
ttlicher Zeichen hätten. **Rabanus Maurus,**
atramnus, Johannes Erigena, Heriger von
bies und andre widersetzten sich dieser Neuerung in
r Lehre, ohne doch die unglückliche Verwirrung von
egriffen, die aus den Zweydeutigkeiten der in die-
r Lehre gebräuchlichen Worte entstanden war, auf
ne faßliche und einleuchtende Weise heben zu kön-
n. Weil sie also die nur dadurch verdunkelte
ahrheit entweder selbst nicht recht begriffen, oder

doch nicht klar genug vorzutragen wußten: So hat auch ihr Widerspruch nicht die glückliche Wirkung die er verdiente, indem diejenigen, welche lehrten daß Brod und Wein alle die natürlichen Veränderungen erlitten, welche andre Speisen hätten, einer Ketzerey beschuldigt wurden, nach welcher der Leib und das Blut selbst einer solchen, ihnen unanständigen, Veränderung unterworfen würden, andre hingegen, welche behaupteten, daß die Einsegnung Brod und Wein nicht in den Leib und das Blut Christi selbst, sondern nur in bedeutende Zeichen von beyden verwandelte, sich den Vorwurf machen lassen mußten, daß sie allen wahren und eigentlichen Genuß des Leibes und Blutes Christi in seinem Abendmahle leugneten, und dieses für eine bloße, zur Erinnerung des Leidens Jesu bestimmte, und verordnete, den Vorbildern des alten Bundes völlig ähnliche Ceremonie hielten. Unterdessen zeigte doch dieser Widerspruch, daß die Gegner des Paschasius mehr Vernunft und Gelehrsamkeit besaßen, als Paschasius; auch wurde dadurch immer so viel bewirkt, daß von der Zeit an, als seine ungereimte Vorstellung allgemein ward, immer Zeugen der Wahrheit aufstanden, welche den Priestern die Gewalt Brod und Wein in den Leib und das Blut Christi zu verwandeln, streitig machten, und weder sich, noch andre Christen überreden lassen wollten, daß sie Recht und Macht hätten, Christum, so oft sie Brod und Wein segneten, Gott aufs neue aufzuopfern.

Godeschalk, oder nach der deutschen Aussprache **Gottschalk**, ein Sachse von Geburt, in dem Klöster zu Fulda unterrichtet, und in Rheims zum Priester geweiht, gab durch seine harte Meynung von

ner zwiefachen göttlichen Vorherbestimmung einiger Menschen zum ewigen Leben, andrer aber, und des größten Theils derselben zum ewigen Tode, einer ganz unbedingten Gnadenwahl, und von der, bloß auf die Auserwählten eingeschränkten, Kraft und Wirkung des Todes und der Erlösung Jesu Christi, den Gelehrten seiner Zeit, und besonders den Erzbischöfen und Bischöfen **Rabanus Maurus** von Maynz, **Hincmar** von Rheims, **Prudentius** von Troyes, und **Remigius** von Lyon, Gelegenheit, theils ihre Kenntniß des in der Kirche einmal angenommenen Lehrbegrifs, theils ihre Belesenheit in den abendländischen Kirchenvätern zu zeigen; zugleich aber auch den Geist der Härte und Verfolgung, von welchem **Raban** und **Hincmar** beherrscht wurden, auf eine, ihren übrigen Verdiensten nachtheilige, Weise zu entdecken. Godeschalk hatte seine Lehre aus dem Augustin geschöpft, und berief sich auch auf die Schriften des Gregorius des Großen, des Isidorus von Sevilien, und besonders des Fulgentius, dem er so genau in seinem Vortrage folgte, daß er selbst den Zunamen des Fulgentius erhielt. Der ganze Streit zwischen ihm und seinen vornehmsten Gegnern, dem Rabanus Maurus, dem Diaconus Florus und dem Hincmar von Rheims war zwar mehr ein Wortstreit, als eine wirkliche Zwietracht in der Lehre, indem diese seine Gegner vornehmlich nur den Ausdruck einer zwiefachen Prädestination nicht dulden wollten, weil, wenn das Urtheil Gottes über die Verdammten eine ewige göttliche Vorherbestimmung derselben zur Verdammniß, oder zum ewigen Tode genannt würde, unter diesem Ausdrucke eine Vorherbestimmung der Verlohrnen zum Falle und zur Sünde verborgen werden könnte. Dem

V. Gilb. Mauguin. Vindic. Praedest. Cellot. Hist. Got. tesc. Mab. A. T. IV.

ungeachtet wurde ihm auf der Kirchenversamml
zu Quiercy mit einer Grausamkeit begegnet, geg
welche schon damals Remigius von Lyon sein M
vergnügen nicht verbergen konnte. Sein Stolz, n
dem er den Bischöfen, seinen Gegnern antworte
verdiente eine billige Ahndung; darum aber hätte
weder gegeisselt, noch ins Gefängniß geworfen, no
der Sacramente der Kirche selbst in seinem Tode b
raubt werden müssen; da er für seine Meynungen a
dem Augustin, und andern abendländischen Kirch
vätern eben so viel anführen konnte, als sie, von i
ren Gründen nicht überzeugt wurde, seiner eigen
Meynung aber so gewiß war, daß er sich in siedende
Oel werfen lassen, und wenn er diese neue Probe de
Wahrheit nicht aushielte, als ein Ketzer angesehe
seyn, und verbrannt werden wollte. Man ließ si
freylich auf diese sonderbare Art, Wahrheit und Ir
thum zu untersuchen, und ans Licht zu bringen, nich
ein; sie war aber fast nicht schlechter als die Art, wi
seine Widersacher in der Untersuchung seiner Mey
nungen verfuhren, da sie nicht so wohl auszumache
suchten, was die, nach ihrem Sprachgebrauch rich
tig ausgelegte Schrift darüber entschieden hätte
(denn hätten sie dieses gethan, so würde das so zwey
deutige lateinische Wort der Prädestination ganz au
dieser Lehre verwiesen worden seyn,) als vielmehr au
den Kirchenvätern entscheiden zu müssen glaubten
was in dieser Materie gelehrt werden sollte. Ma
darf sich also nicht verwundern, daß Prudentius vo
Trojes, und Remigius von Lyon gleiche Lehrsätz
mit Godeschalken behaupten, und dennoch nicht fürch
ten durften, unter die Irrgläubigen gezählt, und ab
gesetzt zu werden, da auch sie Bischöfe waren, und
mit Godeschalks Gegnern in einem gleichen Ansehen
standen.

nden. Denn was sie für ihn sagten, ließ sich aus den
igustinischen Schriften wegen der darinn herrschen-
n verwirrten und unbestimmten Begriffe über diese
laterie eben so gut beweisen, als was diese wider
n zu sagen hatten. Die Erklärung der Schrift
id die richtige Einsicht in ihre Lehren gewannen bey
sem Streite nichts. Beyde Partheyen verkann-
ı, ungeachtet ihres anscheinenden Widerspruchs
der einander, die allgemeine Gnade Gottes gegen
e gefallenen Menschen, weil sie die Schrift nicht
ihren Grundsprachen verstanden, noch verstehen
nen wollten, sondern bloß die lateinische Ueberse-
ng brauchten, welche, besonders in denen zu die-
Lehre gehörigen Stellen, den wahren buchstäbli-
en Verstand des göttlchen Wortes verfehlt hat.
ohann Erigena sah wohl ein, daß der Misver-
ınd in dieser Lehre bloß der allgemeinen Unkunde
r griechischen Sprache zuzuschreiben wäre. Allein,
dieser Gelehrte gleich von dieser Sprache mehr
ußte, als diejenigen, die er auf beyden Seiten be-
hren wollte: So verstand er doch das Griechische
s neuen Testamentes nicht besser, als sie, wider-
rach zwar Godeschalken nicht über bloße Worte,
ndern in der Sache selbst, entfernte sich aber auf
nem andern Abwege eben so weit von der Wahrheit,
ıs die übrigen. Denn er dachte die Schwierigkei-
n dieser Lehre durch seine fehlerhafte Philosophie ent-
heiden zu können, verwirrte, von ihr verleitet, die
ittliche Vorhersehung aller Dinge mit den Rathschlüs-
n Gottes, und wollte beyde Handlungen desselben
icht für relativische, sondern wesentliche Handlungen
Gottes gehalten wissen, weil die Sünde, und die Fol-
en derselben bloß ein beraubendes Nichts wären,
nd deswegen keine Gegenstände des göttlichen Wil-

lens seyn könnten, die Strafen der Verdammten
mehr in einem von ihnen selbst verschuldeten Ma
der Seligkeit, und in der göttlichen Einschränku
und Verhinderung ihrer Bosheit, als in einer w
gen Beraubung aller angenehmen Empfindunge
und in wirklichen, von Gott über sie verhängte
oder durch seine Gerechtigkeit und Macht veranst
teten Leiden bestünden. Er konnte also von dem B
schofe von Troyes, Prudentius, mit Grund viel
Irrthümer beschuldigt werden, ohne daß dieser si
deswegen einer göttlichen Eingebung hätte rühm
dürfen, wenn er anders die höhere, unmittelbare E
leuchtung darunter verstand, mit welcher die Apo
begnadigt waren, so wenig aus dem Vorwurfe, d
er sich nicht, wie seine Gegner, dem gegründe
Ansehen der Väter unterwerfen wollte, mit Rec
geschlossen werden kann, daß er selbst gedacht, u
nicht aus gleichen Quellen geschöpft habe; denn er b
rief sich auch auf die Väter, und meynte, sie m
besser zu verstehen, und richtiger zu erklären, a
andre. Man urtheilt über dieß, bloß weil er alle
widersprach, wodurch alle gereizt wurden, ihm z
widersprechen, allzugünstig von seiner tiefern u
freyern Einsicht, wenn man sagt, daß ein Mann
der das neue Testament im Griechischen lesen konnt
die Spitzfündigkeiten und Verwirrungen der Lateine
in der Lehre von der Vorherbestimmung und der Gn
de der Menschen so wenig habe annehmen und li
ben können, als Basilius, Chrysostomus, Cyrill
und andre griechische Scribenten.

Semler p. 357. Tom. III.

Semler

Eben so wenig Gründlichkeit im Urtheilen, un
eine eben so dürftige Sprachkunde, obgleich eben
viel Belesenheit und Kenntniß dessen, was seit ein
ge

n Jahrhunderten in der abendländischen Kirche zum
hrbegriffe des göttlichen Wortes gerechnet wurde,
ndet man bey denen, welche den Zusatz der spani-
hen Kirche zu dem nicänischen oder constantinopoli-
nischen Glaubensbekenntniß, worinn der gleiche
usgang des heiligen Geistes von dem Sohne, wie
om Vater behauptet wurde, wider die Griechen ver-
heidigten. Diese meynten, weil sie mit dem Worte
Ausgehen eben den Begriff, als mit dem Ausdru-
ke gebohren werden, verknüpften, da die Latei-
er beyde in ihrer Sprache nicht so leicht, und, ohne
nverständlich zu werden, mit einander verwechseln
onnten, daß man nicht lehren könne, der heilige
Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus, ohne
zugleich anzunehmen, daß er ein Sohn des Sohnes,
und ein Enkel des Vaters seyn müsse. Theodulf,
Ratram, Paschasius Radbert, und Aeneas,
Bischof von Paris, die auf diesem Kampfplatze wi-
der die Griechen erschienen, beriefen sich zwar, zum
Beweise ihrer Meynung, auf die heilige Schrift,
aber doch mehr auf die abendländischen und zum
Theil auch auf einige ältere griechische Kirchenväter.
Man fragte nicht einmal, ob die Griechen und die
Lateiner die Worte der Schrift, worauf diese den
Ausgang des Geistes vom Vater und vom Sohne,
ene aber den Ausgang desselben vom Vater allein
gründeten, richtig verstanden, und erklärt haben
nöchten, welches kaum Verwunderung erwecken kann,
venn man wahrnimmt, daß sie nicht einmal unter-
uchten, ob sie überhaupt mit dem Ausdruck des Aus-
gehens einerley Begriff verknüpften. Nicht anders
verhielt sichs mit der Untersuchung der übrigen Strei-
igkeiten zwischen den Griechen und Lateinern über
as Fasten am Sonnabende, über das ehlose Leben

Phot. epist. ad Patriarch. Aquilej. ap. Baron ad a. 883.

der Geistlichen, über andre Fragen von gering[en]
Erheblichkeit, deren Untersuchung und Beantwo[r-]
tung der römische Papst, Nicolaus, den Bisch[ö-]
fen von Frankreich und Deutschland übergab, um
durch diese Höflichkeit desto leichter zum Beytritt
der Meynung zu bewegen, die er angenommen hat[te,]
um der Gelehrsamkeit eines Photius, der den Lat[ei-]
nern den Vorwurf gemacht hatte, in so vielen St[ü-]
cken von dem alten Glauben der Kirche abgewichen [zu]
seyn, das Ansehen der ganzen abendländischen Kirc[he]
entgegen zu setzen, und dadurch sein Ansehen in Co[n-]
stantinopel, und unter den Griechen selbst eher [zu]
schwächen.

Aus allem diesem erhellet, daß Carl des Groß[en]
Bemühungen für die Aufnahme der Wissenschaft[en]
nicht vergeblich gewesen waren; daß vielmehr diese[l-]
ben die Bischöfe und Geistlichen seiner Monarch[ie]
lange nach seinem Tode noch in eine Geschäftigke[it]
des Verstandes und des Fleißes gesetzt hatten, d[ie]
alles übertraf, was einige Jahrhunderte vor ihm
geschehen war. Sie stiegen auch in der geistlichen
Gelehrsamkeit einige Stufen höher, ob sie gleich bloß
zu steigen schienen, um bald desto tiefer wieder zu sin-
ken. Die Verdienste des neunten Jahrhundertes um
die Moral der Theologie, worunter nicht allein
die Lehren der göttlichen Offenbarung selbst, sondern
auch die Meynungen der Kirchenlehrer darüber ver-
standen wurden, glichen denen, welche die Gelehr-
ten desselben um den theoretischen Theil hatten, wo
sie nicht größer waren. Die Lehren so wohl von den
Pflichten des innern Gottesdienstes, als von den
Tugenden und rechtschaffenen Gesinnungen, welche
die Menschen in den verschiedenen Umständen des

Le-

-ens sich und andren schuldig sind, und die allein
ßerlich rechtmäßige Handlungen wirken können,
ırden freylich nachläßiger bearbeitet, als diejeni-
n, welche zu dem äußerlichen Gottesdienste, und
n Uebungen der Mönche gehörten, denen man eine
rzügliche und verdienstliche Heiligkeit zueignete.
:weise von der Wahrheit dieser Anmerkung sind
: Hirtenbriefe Riculfs von Soißons, Geb-
rds von Lüttich, und des Uflade von Bourges an
Geistlichen seines Kirchensprengels, fast alle Ca-
ularten der fränkischen Monarchen, und Haitons
ı Basel, Rudolfs von Bourges, und des Theo-
f von Orleans Aussprüche. Eben so moralisch
ɔ Agobards Abhandlungen von dem Rechte des
iesterthums, und der Verwaltung der Kirchengü-
, Rabans Unterweisungen von der Kirchenzucht,
ɒ seine Bücher von den Pflichten der Geistlichen,
lfrieds Schrift von der Enthaltsamkeit und
uschheit, Herards von Tours und Willeberts
ı Chalons an der Marne, wie auch Hincmars
ı Rheims Verordnungen; die meisten Concilien-
lüsse dieses Jahrhundertes; die Menge von Buß-
chern, in welchen gelehrt wurde, was jedem Sün-
, nach der Beschaffenheit aller seiner Versündi-
ıgen und Verbrechen, für Büßungen aufzulegen
ren; die Sammlungen von den Regeln des Klo-
:lebens, von dem Verbesserer der französischen Be-
ɔictinerklöster, dem Benedict von Aniane; die
slegungen eines Smaragdus, eines Hilde-
ır und Ruthard darüber, und die Schriften,
ils des Amalarius von den Pflichten der Chor-
ren und Nonnen, theils des Grimlaics von
n Verhalten der Einsiedler, und das Diadem der
önche von dem Abte Smaragd, worinn er den

V. Holsten. Cod. Reg.

L 5 Mön-

Mönchen viele nützliche Belehrungen von dem gie
was sie nicht allein als Mönche, sondern auch a
Menschen und als Christen zu beobachten habe
Man kann zwar nicht in Abrede seyn, daß alle di
Schriften der wahren Frömmigkeit und Tugen
mehr zur Hinderung als Beförderung gereichte
Man muß doch aber auch dieses nicht so wohl ein
Gleichgültigkeit gegen sie, oder einer strafbaren Sor
losigkeit, die Herrschaft der Tugend über das mensc
liche Geschlecht zu befestigen, als vielmehr den ei
mal herrschenden Vorurtheilen, theils von der Not
wendigkeit der fast bis ins Unendliche vervielfältigt
gottesdienstlichen Gebräuche, theils von der vorzügl
chern Gottgefälligkeit und Seligkeit des Mönchleben
zuschreiben. Denn in Zeiten, wo es ein Verbreche
war, allgemein geltende Meynungen in der Religio
einer freyen Prüfung zu unterwerfen, durfte es nie
mand wagen, die darinn gegründeten bloß eingebild
ten Pflichten auf den Probierstein der göttlichen G
setze zu bringen, nach ihrem Grunde entweder in de
Offenbarung, oder in der Natur der Menschen un
ihren mannichfaltigen Verhältnissen gegen einand
zu suchen, und sich auch nur den Verdacht ihrer Un
verbindlichkeit zu erlauben. Folglich wäre es unbil
lig, darum, daß sie nicht thaten, was sie in glückl
chern Umständen für die Moral hätten thun könne
das zu verachten, was sie gethan haben, wie au
aus ihren Schriften unstreitig ist, daß sie die Jah
hunderte vor Carln dem Großen darinnen weit übe
troffen haben. Man hat überdieß noch andre B
weise als allein die Homilien eines **Haymo** von
berstadt, des **Rabanus Maurus**, des **Lu**
Servatus, des **Herics** von **Auxerre**, des **A**
von St. Germain, des **Werembert**, eines Mö

von St. Gallen, des Rupert von Maynz, die voll moralischer Anweisungen waren; und besonders die Homilien des Smaragdus, die unter dem Namen der Postillen so berühmt worden sind; denn solcher Predigten hatten sich auch das sechste, siebente und achte Jahrhundert zu rühmen. Die Gelehrten des neunten thaten mehr. Unter den Schriften eines Agobard von Lyon sind einige ganz moralisch. Smaragd, Hincmar und Jonas von Orleans wagten es so gar, die Könige von ihren Pflichten zu unterrichten; Jonas schrieb überdieß von den Pflichten der Layen. Besonders findet man unter den in mancher Absicht merkwürdigen Briefen des Servatus Lupus einige, zum Theil an Carln den Kahlen gerichtet, die seiner Einsicht in die Pflichten der Menschen und der Könige, und wegen seiner freymüthigen Art, sie zu sagen, seinem Herzen Ehre machen *). Diese Versuche in der Moral waren freylich unvollkommen; denn mangelhafte, und zum Theil irrige and verkehrte Begriffe von den theoretischen Wahrheiten der Religion mußten eine fehlerhafte Sittenlehre erzeugen. Niemand philosophirte über die Gesetze und Rechte der Natur, obgleich ohne deren genaue und scharfsinnige Erkenntniß keine richtige und vollständige Einsicht in die allgemeinen und besondern Pflichten der Menschen möglich ist. Hiezu kam auch die Gewohnheit auszuschreiben, die sich mit einem eigenen freyen Nachdenken nicht verträgt. Aufgeklärtere Zeiten können freylich solcher Schriften leicht entbehren, eben so wohl als der Abhandlung des Haymo von dem himmlischen Vaterlande, des Lobes

V. Sem. H. E. C. S. p. 409.

*) Siehe unter andern den 64. und 93. Brief.

des der Liebe und der übrigen Tugenden von einem deutschen Mönche Adelher, und des geistlichen Kampfes von einem Mönche Helfried. Wer aber bedenkt, daß fast alle Völker in diesen Zeiten beynahe noch im Stande der Wildheit lebten; daß ihre Beherrscher und Führer von der Kunst der Gesetzgebung keinen Begrif hatten; daß sie bloß entweder dem Gefühle der natürlichen Gerechtigkeit und Billigkeit, oder ihren, auf ihr Clima, und ihre größtentheils kriegerische Lebensart gegründeten Nationalsitten folgten; daß sie überdieß keine andre bürgerliche Einrichtungen und Verfassungen kannten, als die jüdischen, die so gar ihre Lehren nicht verstanden, weil sie die besondern göttlichen Absichten derselben nicht einsahen: So muß man ihre moralischen Versuche, und selbst die Verordnung der Päpste und Concilien, aus deren Sammlung nach und nach das canonische Recht entsprang, als eine Wohlthat betrachten, wiewohl sie nur die ersten Schritte des Ueberganges der abendländischen Völker aus dem Stande der Barbarey zu bessern und geselligern Sitten waren. Denn was war wohl Bessers von Zeiten zu erwarten, in denen alle Gelehrsamkeit bloß in den Händen der Geistlichkeit war, die sie bloß gebrauchte, ihrem Stande immer neue Vortheile zu verschaffen?

Eben dieß war auch eine von den vornehmsten Ursachen, warum keine andre Kunst und Wissenschaft sich in diesen Zeiten zu einiger Höhe von Vollkommenheit empor schwingen konnte. Die Aerzte machten nicht einmal einen besondern Stand von Gelehrten aus. Die noch einigen Fleiß auf ihre Kunst wendeten, und, was sie davon wußten, in Ausübung brachten, waren Juden, oder Mönche.

Carl

Carl der Kahle hatte einen Juden, Zedekias, zum Leibarzte, auch waren die Aebte Didon und Sigoald, als Aerzte berühmt. Die Arithmetik und Sternkunde erfuhren, ungeachtet beyde zur Berechnung der kirchlichen Feste nicht ganz entbehrt werden konnten, kein beßres Schicksal. Alle ungewöhnlichen Erscheinungen am Himmel erfüllten die Gemüther der Menschen mit einem abergläubischen Schrecken. Selbst die Sonnenfinsternisse wurden für ein Anzeichen des göttlichen Zorns gehalten, so wenig schloß man aus der Lage, der Bewegung, der Größe und der Entfernung der Himmelskörper von einander, daß sie keine schädliche Einflüsse auf unsre Erde und ihre Bewohner haben könnten. Aus gleichem Grunde schrieb Servatus Lupus an den Abt Altuin, daß die Cometen mehr zu fürchten wären, als daß man viel davon schreiben kö[illegible] Er meynte, weil die heilige Schrift nichts von diesen Himmelskörpern lehrte, so verdiente dasjenige Glauben, was die Heiden davon aus der Erfahrung gelernt, und als wahr befunden hätten, und sie bedeuteten entweder Krieg oder Pest, oder Hunger, wie Virgil, Pompejus Trojus und Josephus bezeugt hätten. *) Welch eine eitle Kunst ist die Astrologie! Und doch wurde ihr die Ehre erwiesen, daß sich viele mit besonderm Eifer auf sie legten. Denn Ludwig der Fromme, ein von Natur furchtsamer und leichtgläubiger Herr, und jeder Große, hatten jeder seinen Astrologus. Vor andern war Aldhelm, ehe er Abt von Castries wurde, wegen seiner astrologischen Kenntnisse, sehr berühmt.

Die

*) Serv. Lup. ep. 20. ad Altuin.

Die übrigen Wissenschaften und Künste, d
mit der Religion in einer nähern oder entfernte
Verbindung standen, wurden freylich nicht völlig ve
nachläßigt, waren aber dem Verfalle näher als de
Wachsthume. Legendenschreiber gab es genug. J
gewöhnlicher die Translationen der Reliquien von e
nem Kloster zum andern, oder aus einer Stadt z
andern wurden, desto häufiger wurden auch die L
bensbeschreibungen der Heiligen, deren ausschweifen
de Verehrung fast den ansehnlichsten Theil des öffen
lichen Gottesdienstes ausmachte; Geschichtschre
ber aber, welche diesen Namen verdienten, fehlt
in Zeiten, die so wenig Licht hatten. Eginhard
und eines ungenannten Mönches aus dem Kloster z
St. Gallen, Nachrichten von Carln dem Groß
verdienen mit dem, was Thegan und Nithard
und Ermoldus Nigellus in [illegible]n Versen, vo
Ludwig dem Frommen und seinen Streitigkeiten m
seinen Söhnen aufgezeichnet haben, allein einige A
merksamkeit. Freculf, Bischof von Lisieux, u
Ado von Vienne verfertigten Jahrbücher vom A
fange der Welt an bis auf ihre Zeiten. Haym
von Halberstadt verfaßte einen kurzen Entwurf d
Kirchengeschichte. Bernard, ein französischer Mön
und Haiton, ein Bischof von Basel, beschrieben ih
Reisen nach dem gelobten Lande, und nach Constan
tinopel. Man vermißt aber in allen diesen histori
schen Werken alle Eigenschaften einer guten Geschich
te; es fehlt an der Wahl der Materien, an d
Wahrheit, Glaubwürdigkeit, Deutlichkeit und A
muth der Erzählung, mit einem Worte, an allem
was in den Geschichtschreibern der Alten mit Rech
bewundert wird. Besonders sind die Legenden un
erträglich, weil sie ausdrücklich bestimmt zu sey

schie

lenen, den großen Haufen in der abergläubischen
rerbietung gegen die Mönche, die sich den Vor-
g der Heiligkeit vor andern anmaßten, durch das
underbare zu erhalten, welches sie von ihnen zu ver-
eiten suchten. Daß aber doch solche Erdichtungen
eyfall fanden, und ohne Widerspruch als die glaub-
rdigsten Erzählungen aus den Händen der Mön-
angenommen wurden, das ist um so viel weniger
verwundern, je unkundiger diese Zeiten der Re-
n einer richtigen und gesunden Critik waren. Ein
rkwürdiger Beweis von dieser der Geschichte und
er Wahrheit so nachtheiligen Unwissenheit ist das
erk des Abtes Hilduin, worinnen er, nach dem
ftrage Ludwigs des Frommen beweisen wollte, daß
ionysius, der erste Bischof von Paris, kein an-
rer, als der von Paulo bekehrte Areopagit gewesen
ire, auch alle die Schriften verfaßt hätte, welche
n einem Betrüger des vierten Jahrhundertes für
seinigen ausgegeben worden sind. Hilduin war
beitsam genug, alles zu sammeln, was dieser doch
cht ganz neuen Legende einigen Schein von Glaub-
irdigkeit geben konnte. Aber seine Beweise sind
tweder keine Beweise, oder alle aus unächten
chriften, welche keinen Glauben verdienen kön-
n *).

Die Geometrie, die Vernunftlehre und die
Wissenschaft der Musik waren noch in einigem
isehen; aber alles, was darinne geschrieben wur-
, war weit unter dem Mittelmäßigen. Man
ieb auch die Sprachlehre; doch erstreckten sich
die

*) S. Sur. 9. Oct. p. 634. 635.

die Bemühungen, die man auf die Erkenntniß der Sprachen und ihrer Regeln wendete, weiter nicht als auf die lateinische und deutsche Sprache; denn griechisch wußten nur wenige; mit den morgenländischen Sprachen aber war niemand bekannt. Emmerich, Smaragd, und Rabanus Maurus schrieben über die lateinische Grammatik. Donat war der einzige Sprachlehrer, aus dem sie ihre Kenntnisse schöpften. Man fieng auch an, Wörterbücher und Glossarien zu verfertigen, die aber mehr für Anfänger, als Gelehrte geschrieben wurden, und keine Spur einer tiefern Einsicht in die Sprache der alten Römer enthalten. Wen darf es also wundern, daß fast niemand, einen Eginhard und einen Lupus von Ferrieres ausgenommen, das Latein mit einiger Richtigkeit und Zierlichkeit schrieb; daß besonders die Gedichte aus diesen Zeiten voll Fehler wider die Sprache und vornehmlich wider die Prosodie sind. Gleichwohl würde man ihren Gelehrten Unrecht thun, wenn man sie beschuldigen wollte, keinen Fleiß auf die Erlernung derselben gewendet zu haben. Das Gegentheil bezeugen vielmehr verschiedne Briefe des Servatus Lupus, welche sich mit der Beantwortung grammatischer und prosodischer Fragen beschäftigen. Aber niemals schien der Geist der Menschen unfähiger zur Dichtkunst zu seyn, als in diesem und dem folgenden Jahrhunderte; und dennoch wollten alle Gelehrte Poeten seyn, wie es denn fast keinen Scribenten dieser Zeit giebt, der nicht einige Verse gemacht hätte. Selbst die, welche Bücher abschrieben, schmückten den Anfang, oder den Schluß derselben mit Versen, und man liebte sie so sehr, daß so gar zuweilen Urkunden sich damit schlossen. Die Gedichte dieser Zeiten, unter denen Theodulfs von

Orleans, Rabans, Flori, Candidi, Walafrie-
di, Radberts, Wandalberts, noch die besten
sind, die Grabschriften, Ueberschriften und Epigram-
mata sind unzählbar, und deren, so nicht auf uns
gekommen sind, ist eine fast noch größre Menge; sie
sind aber alle eine blos abgemeßne, matte und krie-
chende Prose, die weder der Erfindung noch dem Ge-
schmacke und Gefühle ihrer Verfasser Ehre macht.
Denn den Allermeisten kostete es nichts, Sylben weg-
zuwerfen, wenn ihnen ein Wort zu lang war, kurze und
lange mit einander zu verwechseln, oder auch die Worte
zu zerreissen, um nur dem Verse die Gestalt zu geben,
die er haben sollte. Die Armuth des Geistes, und
der Mangel des Geschmacks verräth sich selbst in der
Wahl der Versarten. Hexameter und Pentameter
sind die einzigen, die sie kannten, wenn man einige
geistliche Gesänge von Lupus, und von Wandal-
berten ausnimmt, die in jambischen und sapphischen
Versen geschrieben sind. Die wahre Ursache ist wohl
die, daß in dem Hexameter und Pentameter der
Wohlklang mehr ins Gehör fällt, als in andern
Versarten, und diese Harmonie der langen und kur-
zen Füße rührte die Dichter dieser Zeit eben so sehr,
als der Reim, den sie von den mitternächtlichen Völ-
kern hatten. Auch in diesem fanden sie so viel An-
muth, daß sie diesen Wohlklang überall in ihren la-
teinischen Versen am Anfange, in der Mitte und
am Ende anzubringen suchten. Die Deutschen hat-
ten in ihrer eigenen Sprache Dichter, die mehr Geist
besaßen. Siegfried, ein Priester, übersetzte das
neue Testament in Verse; Ottfried, ein gelehrter
Mönch von Weißenburg, that eben dieses mit den
Psalmen Davids, und den vier Evangelisten; eine
Arbeit, die das älteste, noch übrige Denkmal der

deutschen Dichtkunst ist. Diese poetischen Versuch
waren alle sehr unvollkommen, und mußten es seyn
Die meisten Poeten dieses Jahrhundertes kannten di
schöne Natur weder aus eigner Empfindung, die nie
mand in den Finsternissen der Klöster und ihres trau
rigen und sclavischen Aberglaubens haben konnte
noch aus den Griechen oder Römern, die als Heiden
nicht gelesen noch studirt wurden. Nur ein Mönch
von Elnone, **Milo**, hätte eine Ausnahme von dies
Anmerkung werden können. Sein Streit des Früh
lings und des Winters, ein kleines ländliches Ge
dicht, würde mit einigen Verbesserungen eines vie
poetischern Zeitalters nicht unwürdig seyn, so schön
ist die Erfindung und so viel Anmuthiges hat die Aus
führung und auch die Schreibart. Selbst in Theo
dulfs und **Walafrieds** Gedichten wird man kein
finden, das mit diesem um den Preis streiten könn
te; so schwer fällt es der Natur in Zeiten, wo di
Barbarey mehr die Frucht eines finstern und sclav
schen Aberglaubens, als der bloßen Unwissenheit is
einen glücklichen Dichter zu bilden *). Unterde
würde der Mangel guter Dichter, die auch in de
aufgeklärtesten Zeiten selten sind, leicht zu ertragen ge
wesen seyn, wenn die Scribenten, die ihre Zeitge
nossen unterrichten wollten, nur in Prose erträglich
geschrieben hätten. Zwar kann man ihnen, nach de
Umständen, worinnen sich die Litteratur befand, nich
alle Gelehrsamkeit absprechen. Denn ihre Schrift
sind fast alle nichts, als Auszüge und Sammlung
aus den Vätern der lateinischen Kirche. **Lupu**
der Abt von Ferrieres, bewies auch, daß nieman

m

*) S. Oudin, T. II. p. 326.

mit den guten Schriften des Alterthums in eine vertrauliche Bekanntschaft gerathen kann, ohne ihren Geschmack zu gewinnen, ohne mit der Kunst, sich besser und angenehmer als andre auszudrücken, bekannt zu werden. Gleichwohl wurde ein solcher vertraulicher Umgang mit den Alten, wo nicht allezeit für sündlich, doch fast überall für unnütz und gefährlich angesehen, und darum fehlte es den Gelehrten dieser Zeit bey aller ihrer Belesenheit, die sie nicht zu brauchen wußten, in ihren Schriften an der Anmuth und Zierlichkeit, wodurch gute Schriftsteller um so viel mehr nützen, je mehr sie gefallen. Es gab nur wenige, welche, wie der Abt von Ferrieres, Lupus, dachten, der in seinen meißten Briefen eine in diesen Zeiten seltne Kenntniß der Alten verräth. Seine Liebe und Achtung gegen sie gieng auch so weit, daß er ihre Seligkeit zu hoffen geneigt war. Zum Beweise dient, was er in einem Schreiben an seinen Freund Alcuin sagt, bey dem er sich erkundigte, was ein gewisser Probus, den man weiter nicht kennt, vornehme; ob er nach seiner ernstlichen Versicherung die freyen Künste ordentlich studire, oder ob derselbe, wie er zu glauben geneigter sey, noch an seiner Sammlung arbeite, und den Cicero, den Virgil und andre bewährte Männer des Alterthums unter die Zahl der Auserwählten aufgenommen wissen wolle, damit der Herr sein Blut nicht vergebens vergossen, noch seine Zeit vergebens in der Hölle zugebracht haben möchte *). Man lernt aus eben diesem Lupus, daß auch die schönen Künste zu seinen Zeiten nicht ganz vernachläßiget wurden. Besonders mußte es

*) Serv. Lup. epist. 20. ad Alcuin.

Künstler geben, welche die Kunst in Edelgesteine zu schneiden verstanden, indem er selbst einige Gemmen an Carln den Kahlen schickte, die er der Form und des Glanzes wegen zu rühmen scheint *).

Aus diesem Gemälde des Zustandes der Wissenschaften im neunten Jahrhunderte, dessen vornehmsten Züge wir zum Theil dem Fleiße der gelehrten Benedictiner von St. Maur zu danken haben, sieht man freylich deutlich genug, daß sie unter Carls des Großen Nachkommen nicht vernachläßigt wurden, da besonders Carl der Kahle sich ihre Erhaltung und Beförderung mitten unter seinen Bemühungen, die Gränzen seiner Macht zu erweitern, und unter den mannichfaltigen Unruhen, welche Deutschland, Frankreich und Italien erschütterten und verheerten, auch selbst unter den Einfällen der Normannen äußerst angelegen seyn ließ. Der Geist der Menschen strebte, mit einer neuen Thätigkeit begeistert, sich von den Fesseln der Unwissenheit und Barbarey loszureißen; allein ihr Widerstand war mächtiger, als alle seine Bestrebungen. Die Unterwürfigkeit unter dem furchtbaren Ansehen der herrschenden und über ihre Herrschaft nur allzueifersüchtigen Clerisey, welche zum Gehorsame gegen die Religion selbst gerechnet wurde, hinderte nicht allein ihren Wachsthum, sondern verursachte und beschleunigte auch einen neuen Verfall derselben.

Dennoch blieb, des Unglücks der Zeiten ungeachtet, weil die meisten Schulen sowohl bey den Ca-

thedral-

*) Id. epist. 93. ad Carolum Regem.

hedralkirchen als in den Klöstern fortdauerten, un-
er der Dunkelheit, welche sich aufs neue über Ita-
ien und Frankreich auszubreiten anfieng, noch im-
ner so viel Licht in diesem Reiche, daß auch das be-
achbarte Engelland und Schottland davon beschim-
nert werden konnte. Die Finsterniß ist unbeschreib-
ich, worein diese Insel nicht lange nach Bedas Zei-
en versunken war. Eben die Britten und Schott-
änder, welche im siebenten und achten Jahrhunderte
ast die einzigen Eigenthümer der Gelehrsamkeit wa-
en, und Frankreich Lehrer gegeben hatten, waren
um alles ihres Lichtes beraubt, und die Unwissenheit
erselben war, wie Alfred der Große in seinem
Briefe an den Bischof Wulffig in seiner Ueber-
etzung des Pastorals vom heiligen Gregorius be-
eugt, so groß und allgemein geworden, daß er beym
Eintritt seiner Regierung diesseits des Humberflusses,
on der Themse an bis zum Meere, keinen Geistli-
hen finden konnte, der im Stande gewesen wäre,
los die Kirchengebete in seine Muttersprache zu über-
etzen. Die Einfälle der Dänen hatten alle Gelehr-
amkeit vertilgt; denn diese grausamen und nur des
laubens gewohnte Völker hatten sich nicht allein
ller ihrer Wohnsitze bemächtiget, sondern auch die-
nigen, welche sich mit ihr beschäftigten, erwürgt,
nd ihre Häuser und Bibliotheken verbrannt. Je-
och Alfred, dieser eben so weise Gesetzgeber, als
apfre und glückliche Befreyer seines Volkes von dem
oche dieser Barbaren, der Vater seiner Untertha-
en, ihr Beyspiel in allen Tugenden des Herzens
nd des Lebens, und der Stifter ihrer Schiffahrt
nd Handlung liebte die Wissenschaften so sehr, daß
ne seiner ersten und eifrigsten Sorgen auf ihre Wie-
herstellung gerichtet war. Um durch ihren Dienst

Asserii vit. Alfred. p. t.

der Religion und den Sitten wieder empor zu helfen, z
er aus allen Ländern mit großen Geschenken und B
lohnungen viele Gelehrte nach Engelland, unter
nen vor andern **Grunbald**, ein Mönch aus d
Kloster von St. Bertin, und **Johann**, aus Sa
sen, berühmt wurden. Alfred machte sie zu sein
Hofgeistlichen, um sich ihrer zur Wiederherstellu
und Ausbreitung der Wissenschaften in seinen St
ten zu bedienen. Auch **Johann Erigena**,
nach seinem Vaterlande zurückkehrte, als er fürch
mußte, daß sein Beschützer, Carl der Kahle, ge
thigt werden möchte, ihn der Eifersucht des römisc
Stuhles über seine Gelehrsamkeit aufzuopfern, h
zur Beförderung dieses großen Unternehmens du
den Unterricht, den er in den Sprachen, in der P
losophie, und andern Theilen der Litteratur ge
konnte. Einige Bischöfe, **Wulffig**, **Werenfri**
Plegmond und **Dunwolf** waren nicht weniger
frig und geschickt, den Wissenschaften Freunde u
Verehrer zu verschaffen. Niemand aber gab
mehr Mühe, seine Staaten zu erleuchten, als
selbst. Er befahl, daß alle seine Unterthanen,
sie sich zu einer gewissen Lebensart bestimmten, z
wenigsten ihre Muttersprache lesen lernen, und we
sie nach öffentlichen Aemtern strebten, die lateinis
Sprache wissen sollten. Er wendete den vier
Theil seiner Einkünfte auf die Unterhaltung und B
soldung öffentlicher Lehrer, stiftete auch vier Schul
oder Collegien in Oxford, aus denen die in der Fo
so berühmte Universität dieses Namens entstan
ist. In einer lehrten die Aebte **Neot**, welcher eine
Ermahnung zur Stiftung der Schule von Oxford
an den König Alfred geschrieben hatte, und **Gri**
mald, die Theologie. **Asser**, der sein Leben zu be-
schreiben

Chaufepied. dans l'Articl. Alfred.

Balaeus Pits.

hreiben angefangen hat, lehrte in der zweyten die
Grammatik und Rhetorik; Johann von St. Da-
id in Wallis in der dritten die Logik, die Arithme-
k und Musik; Johannes Erigena aber in der
ierten die Astronomie. Alfred hatte überdieß be-
hlossen, in seinem ganzen Reiche Schulen anzule-
en, und diesen Entschluß führte er wenigstens in den
Klöstern aus, die er erbaute. Von den Stunden,
ie ihm die Geschäfte einer weisen und wohlthätigen
Regierung übrig ließen, widmete er einige dem Stu-
eren; einige der Unterredung mit Gelehrten; eben
sehr in der Absicht sie zu unterrichten, als seine
gne Erkenntniß zu vermehren, die meisten aber zu
Büchern, die er selbst zum Unterrichte seiner Nation
seiner eignen Sprache schrieb. Weil man zu sei-
er Zeit keine Uhren in Engelland hatte, ließ er,
m eine richtige Eintheilung seiner Zeit machen zu
önnen, vier Wachskerzen von einem gewissen Ge-
ichte verfertigen, von denen jede eine Stunde
rannte, und erfand auch, weil seine Kapellanen ihn,
enn eine ausgebrannt hatte, davon benachrich-
igten, und eine neue anzünden mußten, Hornla-
ernen, um sie vor dem Winde zu schützen. Diese
leinen Züge beweisen, daß er in jeder Betrachtung
en Namen des Großen verdiente. Er wurde vor
en besten sächsischen Dichter unter seinem Volke ge-
alten, und war zugleich ein guter Grammatikus,
Redner, Philosoph, Baumeister und Geschichtschrei-
er. Der Inhalt seiner Werke und die Wahl der
Schriften, die er in das Angelsächsische übersetzte,
rwecken von der Größe seiner Einsichten eben so vor-
heilhafte und rühmliche Begriffe, als die Menge
erselben. Er verfaßte Auszüge aus den Gesetzen
er Trojaner, der Griechen, der Britten, der Sach-

 sen,

sen, der Dänen und Westgothen; Samm
weiser Denksprüche; Beyspiele von dem ver
chen Glücke der Könige; Parabeln und sü
Einfälle; andrer ähnlichen Arbeiten nicht zu
ken. Er übersetzte für seine Unterthanen, n
die ganze Bibel, doch die Psalmen und das n
stament, das Pastoral Gregors des Großen
Theil von Orosii Kirchengeschichte, die G
Engellands von Beda, und zu seinem eign
gnügen die Schrift, die Boethius von der
gründen der Philosophie geschrieben hatte.
die Macht der Poesie über das menschliche
aus eigner Empfindung kannte, wurde er a
Dichter seines Volks, aber ein Dichter, d
nen Gesängen die Herzen desselben mit der
tung, Liebe und Gefühl der Tugend zu begeist
zugleich die sächsische Sprache nicht allein m
Begriffen der Religion, der Künste und Wis
ten, sondern auch neuen und bequemen Aus
derselben zu bereichern wußte. Die Zeit h
von den Denkmaalen seines Geistes und Fle
halten, die besonders Deutschen, ihrer Spr
gen, schätzbar und wichtig seyn sollten. S
Verdienste hatte Alfred um die Wiederherstel
Litteratur in Engelland. Die lange Dau
Einflüsse ist ein unwidersprechlicher Beweis v
Größe. Engelland, das vor ihm in einem Z
von mehr als hundert Jahren kaum acht Sc
ler hatte, die, wenn sie nicht die einzigen
nicht einmal genannt zu werden verdienten, s
ihm nie in die tiefe Barbarey zurück, aus
durch ihn befreyt worden ist.

So sehr aber Alfred die Wissenschaften in En-
and in Aufnahme zu bringen suchte, so allgemein
rde nun wieder ihr Verfall in Italien, Frank-
ch und Deutschland. Spanien, welches sich
Mohren fast ganz unterworfen hatten, befand sich
h in Absicht auf die Gelehrsamkeit, im größten
rfalle. Man kennt aus dem neunten Jahrhun-
te nur einige Schriftsteller, einen Erzbischof von
edo Eugenius, von dem eine Vertheidigung der
irtyrer übrig ist, welche zu seiner Zeit, und zwar
ßtentheils ihres übertriebnen und unvorsichtigen
igionseifers wegen von den Saracenen hingerich-
worden waren, wie auch eine Ermahnung zum
irtyrerthume mit einigen Briefen. Weder diese
hriften noch sein Leben von dem Aurelius Fla-
us Alvarus, einem Patricius aus Corduba, sind
beschaffen, daß man sich eine vortheilhafte Vor-
lung von dem Zustande der Wissenschaften in die-
i Reiche daraus machen kann *); es war viel-
hr beym Anfange des neunten Jahrhundertes, in
sehung seiner noch christlichen Einwohner eben so
finstert, als das übrige Europa. Die Klagen
Geschichtschreiber über die Unwissenheit und Bar-
rey, welche vom zehnten Jahrhunderte an, bis in
Mitte des eilften herrschten, sind so mannichfal-
, und zugleich so gegründet, daß, wenn man sich
der einen Semler so freymüthig erklären darf **),
ühnheit und mehr als Kühnheit dazu gehört, diese
agen mit Leibnitzen für ausschweifend und über-
eben, und das zehnte Jahrhundert für gelehrten

*) S. Bibl. P. M. Lugd. ad Saec. 9.

**) Semler. H. Eccl. Sel. cap. II. p. 526.

und weiser zu erklären, als das zwölfte und
te, man mag nun den Vorzug der Gelehr
der Menge und dem Umfange, oder in der
und der Güte der Erkenntniß suchen, welc
diesen eisernen Zeiten, wie sie schon Bar
nannt hatte, übrig blieben. Italien, wo
Zeitraum die verderbtesten und lasterhaftest
regierten, hatte gewiß keinen Anspruch
Vorzug. Der Verfall der Wissenschaften
nicht in Frankreich so groß, als in Italien
groß in Deutschland als in Frankreich;
zehnte Jahrhundert war nebst der Hälfte d
dem neunten und dem zwölften so gar ungle
mag nun Schriftsteller mit Schriftstellern
oder dem Werthe ihrer Einsichten nach ve
daß man keinen Grund haben kann, die
chen Vorstellungen von der darinn herrsche
wissenheit und Barbarey so sehr zu vermin
Leibnitz und diejenigen verlangen, die seine
le, allen Geständnissen eines Mabillon und
zuwider, beyzufallen wagen. Diese Gele
die Benedictiner von St. Maur, die nich
hen, was für ihre Nation in diesen Zeiten
Schein eines Anspruches auf Erkenntniß
hat, hätten gewiß Leibnitzens Urtheile mit
beygepflichtet, wenn sie nicht die Wahrhei
schichte zum Gegentheil genöthigt hätte.
land kann sich in diesen Zeiten einiges Vor
Frankreich rühmen. Die Regierungen
schen Kaiser waren den Wissenschaften günst
die allzuschwachen Regierungen der französi
nige; doch bleibt dieser Vorzug immer se
trächtlich. Worauf sollte also das Urtheil
werden, daß diese Epoche des menschlichen

dem neunten nicht nachzusetzen, dem zwölften
drenzehnten Jahrhunderte aber noch vorzuziehen.
Darauf, daß es keine Ketzereyen in der Re-
on darinne gegeben habe, womit die Scribenten
römischen Kirche sich über die allgemeine Barba-
zu trösten pflegen? Oder auf das Bekenntniß
Kirchenversammlung von Troslei, in dessen Vor-
die Bischöfe über das ausschweifende und gesetz-
Leben aller Menschen in allen Ständen, über die
erdrückungen der Geringern von den Mächtigern,
die Gewaltthigkeiten der Reichen gegen die Ar-
, über die Plünderungen der Kirchengüter, und
häufigen Einäscherungen der Klöster, und zugleich
r sich selbst seufzen und gestehen, daß sie, die an-
erleuchten und bessern sollten, zwar Bischöfe hies-
die Pflichten derselben aber nicht erfüllten? Oder
die Klagen des Bischofes von Verceil, Atto, in
em Buche von den Bedrängnissen der Kirche,
man Kinder zu Bischöfen machte, die man,
nur ihrer Wahl das Ansehen einer kanonischen
rm zu geben, über einige Artikel befragte, die sie
swendig gelernt hatten, ohne sie zu verstehen, oder
sie mit Zittern von einem Papier abläsen? Oder
die gewaltsamen Mittel, die man anwendete,
se Uebel auszurotten, auf die Vervielfältigung der
communicationen, auf die Erfindung neuer Bann-
meln, worinn man die Excommunicirten mit der
otte Cora, Dathan und Abiram verglich, und die
erfluchungen des hundert und neunten Psalmes
er sie aussprach, die Lichter dabey auslöschte, und
e Glocken dazu läuten ließ? Ich sehe nicht, war-
n wir von diesen Zeiten günstiger urtheilen sollen,
s die, so darinnen lebten, selbst davon geurtheilt
ben; von Zeiten, worinnen nach dem Ratherius
von

von Verona, der große Hause so unwissend
er sich Gott als einen König vorstellte, der
güldnen Throne säße; worinnen man,
Verderbens aller Stände die Geburt des
erwartete, der aus dem Stamme Dan al
und der Sohn eines Bischofes und einer
sollte; worinnen ein Gunsbert die Genea
Heiligen, Fronto von ihm genannt, bis
schlechte Juda zurückführen, ihn zu eine
siebzig Jüngern machen, und Glauben
hoffen, worinnen auch von einem Bischofe
ges Ursin, oder Ursicin erzählt werden ko
daß man sich solcher Lügen schämte, daß er
einer von diesen Jüngern gewesen wä
während des Abendmahles das Amt ein
sers gehabt hätte.

Jedoch wir eilen die Barbarey näher z
ten, wodurch das schwache Licht der Wisse
welches dem Occidente aufgegangen war, so
der ausgelöscht wurde, daß von demselben
und da, noch eine schwache Dämmerung üb
Die Unwissenheit, welche in diesem langen
Europa verfinsterte, war nach den Anstalten
die Vorsehung zur Erleuchtung der Völker
ten Jahrhunderte gemacht hatte, fast bis z
greiflichkeit groß und allgemein, und die
scheinen überall nicht nur alle Lust, sondern
Fähigkeit zu aller nützlichen Erkenntniß ve
haben. Unter den Layen konnte fast niem
und schreiben. Die meisten Verträge wu
wegen nur durch mündliche Abrede in Gegen
Bischöfen gemacht, welche sie bestätigen
Die Geistlichen und Mönche waren eben

; konnten sie auch noch lesen, so verstanden sie
) nicht, was sie lasen. Auch Könige und Für-
ı so gar konnten ihre eigne Namen weder schrei-
, noch einmal lesen. Der Adel machte sich aus
Verachtung der Wissenschaften eine Ehre, und
en ja einige von den Grossen ihre Kinder in den
:n Buchstaben der menschlichen Erkenntniß un-
>eisen, so geschah es doch nicht aus Achtung ge-
die Wissenschaften, sondern bloß in der Absicht,
eichter und gewisser zu den ersten Würden in der
che zu befördern. *Wippo*, ein Geschichtschrei-
des eilften Jahrhundertes, rieth deswegen dem
.ser Heinrich dem dritten, allen seinen bemittel-
Unterthanen zu befehlen, daß sie ihre Kinder
ı wenigsten lesen und schreiben lehren, und zu ei-
er Erkenntniß der Gesetze anführen lassen sollten.
waren aber nicht allein die Layen so unwissend;
Uebel hatte auch den geistlichen Stand angegrif-
, Viele waren schon in ihrer Kindheit Bischöfe
>orden; andre hatten kaum einen Begriff von dem,
s ein Bischof wissen sollte; die meisten waren Sol-
en und Jäger, die sich um die Kenntniß und
sübung ihrer Pflichten so wenig bekümmerten,
; sie vielmehr die reichen Einkünfte ihrer Kirchen
zügellosesten Befriedigung der schändlichsten Leiden-
aften misbrauchten. Noch andre verstanden von
: lateinischen Sprache, ob sie gleich noch nicht überall
fgehört hatte, eine gemeine Sprache zu seyn, so we-
, daß sie sich darinne nicht ausdrücken konnten, son-
:n sich der romanischen bedienen mußten, die aus
r Vermischung der lateinischen mit der gallischen
ıd fränkischen entsprungen war. Das Verderben
r höhern Geistlichkeit zog das Verderben der nie-
:n nach sich, unter der nur wenige fähig waren,
dem

Concil. T. IX. p. 747.

dem Volke die ersten Kenntnisse der Religion be-
bringen, die von dem thörichsten Aberglauben so v
unstaltet war, daß sie kaum noch ein Schatten v
dem ersten Christenthume zu seyn schien. Aus
Ratherius von Verona Synodico sieht man,
viele von der niedrigen Clerisey nicht einmal den a
stolischen Glauben wußten, weswegen er für nö
fand, zu verordnen, daß sie die drey allgemei
Glaubensbekenntnisse wissen, jeder, um den gem
nen Mann unterrichten zu können, eine Erklär
des Vaterunsers haben, und die, bey der Me
der Taufe, der Kirchenbuße und der letzten Oel
gebräuchlichen Gebetsformeln zum wenigsten so
lesen können. Ihre Blindheit gieng so weit, d
wer noch einigen Begriff von den Wissenschaften h
te, sich den Vorwurf machen lassen mußte, sei
Einsicht einem Bunde mit dem Teufel zu danken
haben. Die Unwissenheit, und das daraus e
springende Verderben des großen Haufens, überst
alle Vorstellung und Beschreibung. Viele Chris
erreichten die äusserste Stufe des menschlichen Alte
ohne den christlichen Glauben, die zehn Gebo
und das Gebet des Herrn zu wissen; welches so a
gemein war, daß zur Hebung desselben neue sehr sey
liche Concilienschlüsse gemacht werden mußten, d
doch nicht einmal überall zur Ausführung gebra
wurden. Diese greuliche Unwissenheit erzeugte L
ster und Verbrechen, deren Erzählung allen Glau
ben übersteigt, und diese befestigten die Herrsch
der Blindheit und Barbarey über den Verstand de
Menschen, die, aller Kenntniß der Wahrheit be
raubt, kein Gefühl von dem, was gut und edel ist,
haben konnten, und ihre Kinder in eben der Verwil

Concil. T. IX. p. 502. 23. 562.

deru

ung aufwachsen liesen, worinnen sie selbst ihre
nze Lebenszeit zubrachten.

Die Ursachen dieser so großen und allgemeinen
rwilderung des menschlichen Verstandes war eben
schrecklich als die Wirkung selbst, und die Uebel,
lche sie begleiteten. Europa wurde in allen seinen
eichen durch unaufhörliche Kriege, bald von frem-
n, bald von einheimischen Feinden erschüttert; jedes
nd war ein elender Schauplatz der fürchterlichsten
erwüstungen und Zerrüttungen. Die Hunnen,
n den Reichthümern Deutschlands angelockt und
gierig nach den Schätzen, welche die Klöster in
talien verbargen, verheerten bald dieses, bald jenes
eich; doch war Italien durch ihre Einfälle und
e Verwüstung, welche die Saracenen darüber ver-
eiteten, durch die Herrschucht seiner Großen und
r Päpste noch unglücklicher, als Deutschland, wel-
es unter den fränkischen und sächsischen Kaisern
rch ihre Tapferkeit und Klugheit nach und nach
ehr Sicherheit, und mit ihr die Wohlthaten, wel-
e den Frieden zu begleiten pflegen, zu genießen an-
ng. Aber welche Ungeheuer waren nicht die rö-
ischen Bischöfe in diesen Zeiten, die, nur wenige,
ehr ihrer abergläubischen Frömmigkeit, als Ein-
cht und Gelehrsamkeit wegen berühmte, auch nur
urze Zeit regierende, Päpste ausgenommen, einer
en andern vom Throne stießen, verstümmelten, ver-
ifteten, und im Leben und nach dem Tode mit einer
nmenschlichen Wuth verfolgten, Liebhaber, oder
Söhne und Enkel, der ihrer wollüstigen Ausschwei-
ungen halber so berüchtigten Marggräfin von Tosca-
a, und ihrer eben so berüchtigten Töchter Maro-
ia und Theodora, alle zugleich ausser der Befrie-
digung

Rather. p. II. de cont. can. Petr. Damian. c. I. epist. 15.

digung ihrer lasterhaften Leidenschaften auf
dacht als auf die Erweiterung ihrer Macht ü
und über die ganze Kirche. Man kennt w
ste, welche sich um die Aufklärung des m
Verstandes verdient gemacht haben.
für Schutz und Aufmunterung konnten Re
Gelehrsamkeit von solchen Ungeheuern
Wer sollte oder wer konnte bey der überall
den Kirchenzucht sich um die Erhaltung d
schaften und dem Unterrichte des Volks be
da zur Religion keine deutliche Kenntniß
bens und der menschlichen Pflichten, son
eine blinde und sclavische Abwartung eines
bischen Gottesdienstes erfodert wurde?
man sich verwundern, wenn **Ratherius** i
und **Petrus Damiani** im eilften Jahrhu
gen, daß man Geistliche und Layen nur an
dung und am Barte, den allein die weltlic
sen ließen, von einander unterscheiden könn

Frankreich, welches noch immer der
aller nützlichen Wissenschaften gewesen wa
unter den letzten Königen aus dem car
Stamm, diesen zur Regierung so umfähi
zen, bald von den Normannen, bald von
nen Beherrschern, und zugleich von den G
wüstet, die sich von der Krone in dem Be
gehörigen Güter unabhängig machten, un
einander unaufhörlich bekriegten, weil einer
Unterdrückung des andern mächtiger zu we
te. In solchen Zeiten eines allgemeiner
und des Unterganges aller Ordnung und P
ten weder göttliche Gesetze, noch vielwenig
liche Verordnungen, welche auf die Erha

iefördrerung der Religion und Gelehrsamkeit abziel-
n. Die Schlüsse der Kirchenversammlungen wa-
n ohne Kraft; die Kirchenzucht verfiel; die Bi-
höfe wurden nur Bischöfe um ein üppiges und la-
rhaftes Leben zu führen; sie kauften oder erbten
re Bisthümer, und rühmten sich, wie Ivo von
hartres bezeugt, weil sie reich genug wären, keine
irchenversammlungen noch Verordnungen derselben
öthig zu haben. Sie giengen in den Krieg; sie
andelten und wucherten; sie thaten alles, was ihnen
lüstete, nur keine von ihren Pflichten. Die nie-
ige Clerisey, die Mönche, und vornehmlich ihre
ebte folgten entweder dem Beyspiele der Bischöfe,
er wurden von den Normannen und Saracenen,
elche den Staat ausblünderten und verheerten, theils
etödtet, theils vertrieben. Unzählige Kirchen und
löster wurden eingeäschert, und die ohnedieß noch
cht zahlreichen Bücherschätze derselben ein Raub
r Flammen. Sehr viele Schulen, so wohl an den
athedralkirchen, als in den Klöstern giengen ein,
er verfielen, weil niemand um die Erhaltung der-
ben bekümmert war. Das Verderben des Lebens
urde dadurch so allgemein, und alle Arten von La-
ern und Verbrechen vervielfältigten sich in allen
tänden so sehr, daß sich am Ende des zehnten
ahrhundertes die Meynung, der Satan sey nach
r Offenbarung Johannis aus dem Abgrunde los-
lassen, überall verbreitete, alle Gemüther mit der
urcht vor dem Ende der Welt und dem jüngsten
age erfüllte; eine Furcht, welche noch schädlichere
influsse auf die Gelehrsamkeit gehabt haben würde,
ls sie hatte, wenn nicht viele Menschen in allen
tänden dadurch zu einer fanatischen Buße gereizt,
d in den Klöstern, worinnen sie durch eine stren-

ge Lebensart ihre Laster versöhnen zu können hofft
eine gewisse, den Wissenschaften nicht ungünsti
Zucht und Ordnung wieder eingeführt worden wä

Unter allen diesen, den Wissenschaften so v
derblichen Umständen und Begebenheiten muß
sonders der Verlust der Bibliotheken bemerkt werd
den Deutschland, Italien und Frankreich durch
Einäscherungen so vieler Kirchen und Klöster litt
Die Bücher waren überhaupt in den Zeiten, wo
nur durch Menschenhände vervielfältigt werden kon
ten, sehr selten, weil der Occident schon seit dem
ten und neunten Jahrhunderte wegen der unterb
chenen Gemeinschaft mit Aegypten und Arabien,
unter saracenischer Bothmäßigkeit stunden, we
oder kein ägyptisches Papier gehabt hatte, und P
gament gebrauchen mußte, welches allzuviel kost
als daß nicht etwa nur einzelne Gelehrte, sond
auch ganze Klöster sich zahlreiche Büchersammlung
verschaffen konnten. Besonders konnten die A
schriften von den Werken des Alterthums die zu
ner gründlichen Erkenntniß und Gelehrsamkeit
nöthigsten und unentbehrlichsten waren, nicht
vervielfältigt werden, weil die Bischöfe und Mön
so viel Ritualia, Pönitenzbücher, Homiliaria, A
tiphoniaria und andre zur Liturgie und Kirchenzu
gehörige Bücher brauchten, jener aber um so vie
ber entbehrten, je abgeneigter sie von allen Wiss
schaften waren, die nichts zur Bereicherung ih
Kirchen und Klöster beytrugen. Man muß die W
noch glücklich preisen, daß gleichwohl noch so
Werke der Alten erhalten, und nicht alle, die
Pergament geschrieben waren, von den Mön
ganz vertilgt worden sind, wie doch vielen wieder

ist, um auf ihr rein geschabtes Pergament Meß-
her, und andre solche Denkmäler des menschlichen
erglaubens abzuschreiben. Wer kann erstaunen,
im zehnten Jahrhunderte so viele alte Schriften
oren gegangen sind? Wie schwer und langsam
ßte nicht der Verlust derjenigen wieder ersetzt wer-
, welche durch die Flammen an so vielen Orten
nichtet worden waren! Je seltner sie also waren,
so theurer mußten sie auch seyn. Wer noch eini-
Bücher besaß, der glaubte den Kirchen und Klö-
n keine kostbarern Geschenke machen zu können,
wenn er ihnen einige davon gleichsam als ein
fer darbrächte, oder sie ihnen in seinem Testamen-
vermachte. Man achtete eine solche Schenkung
etwas so großes, daß die Gewohnheit aufkam,
auf die Altäre als ein Geschenk, das Gott gehei-
wäre, feyerlich niederzulegen. Die Erfindung
Papiers aus baumwollenen Lumpen im eilften
hrhunderte erleichterte freylich die Wiedervervielf-
igung ihrer Abschriften. Da es aber Mönche
en, welche sich damit beschäftigten, so konnte es
t anders seyn, als daß ausser der Bibel mehr li-
gische Schriften, mehr Kirchenväter und mehr
mmlungen von Concilienschlüssen abgeschrieben
rden, als andre Werke, die einen gesundern und
ern Geschmack in der Gelehrsamkeit ausgebreitet
ten, wenn sie öfter abgeschrieben und fleißiger ge-
n worden wären. Und dennoch blieben die Bü-
zum Erstaunen kostbar. Gräcia, eine Gräfin
Anjou bezahlte für eine Abschrift von Haymons
milien zweyhundert Schaafe, einen Wispel Wai-
, einen Wispel Roggen, einen Wispel Hirse, und
r das alles noch eine gewisse Anzahl Marterfelle.
raus läßt sich schließen, was auch die reichen Ca-

thedralkirchen und Klöster ungeachtet der Hülfe, w
che sie von ihren Geistlichen und Mönchen hat
für einen Aufwand machen mußten, um nur mi
mäßige Bibliotheken zu haben. Wer dieß erw
wird sich auch deswegen weder verwundern, daß
ganze Bücherschatz des Klosters Mojenmoutier
sehr groß gehalten wurde, ob er gleich nicht mehr
vier und sechszig Bände hatte; noch weniger d
daß es von dem zehnten Jahrhunderte an bis in
Mitte des eilften nur wenige Schriftsteller gab; de
vielen fehlte es vermuthlich zum Schreiben mehr
Papier und Pergament, als an Fleiß und Lust da
Man muß es sogar als ein besonderes Glück für
Wissenschaften ansehen, daß es noch so viele re
Bisthümer, Abteyen und Klöster gab. Denn
würde nicht für alle Jahrhunderte das Schicksal
Gelehrsamkeit gewesen seyn, wenn auch diese
Mittel beraubt gewesen wären, uns in den We
des heidnischen und christlichen Alterthums die re
sten Quellen gesunder Einsichten und des guten G
schmacks zu erhalten?

So begreiflich hieraus der große und allgem
Verfall aller nützlichen Wissenschaften in diesen J
ten wird. So gewiß ist es auch, daß die Vorseh
sie mitten in der Finsterniß, welche ganz Eu
verdunkelte, vor ihrem völligen Untergange zu
wahren wußte. Sie hatten freylich keinen beständ
gen Aufenthalt mehr, weder an den Höfen der K
nige, noch in den Pallästen der Großen. Gle
wohl lebten in beyden Jahrhunderten einige Kön
und Fürsten, welche sie ihrer Hochachtung, ih
Liebe und ihres Schutzes würdigten. Die Otto
in Deutschland, und selbst die schwäbischen Ka

wa

n ihre Freunde und Beförderer, obgleich diese
: für sie gethan haben würden, wenn sie nicht in
fährliche und unglückliche Streitigkeiten mit den
sten von Rom verwickelt gewesen wären. Aber
diese Streitigkeiten gereichten ihnen zum Vor-
, weil sie ein Versuch waren, sich wider die
nney des kirchlichen Ansehens aufzulehnen. In
kreich ehrten und begünstigten die Wissenschaf-
nitten unter den Unruhen ihrer Regierungen der
ig Hugo Capet, und sein Sohn, Robert der
nme, ein Schüler des berühmten Gerbert, der
so wohl vor seiner Erhebung zur päpstlichen Wür-
s auf ihrem Throne unter dem Namen Silve-
des zweyten so verdient um sie machte. Wil-
n der fünfte, Graf von Poitiers und Herzog von
itanien liebte die Gelehrsamkeit so sehr, daß er
t allein sich einen in seinen Zeiten sehr reichen
aß von Büchern sammelte, sondern auch seiner
en Kenntnisse wegen den Zunamen des Gram-
ikus erhielt. Einige Bischöfe in Deutschland,
nkreich, Engelland und Italien waren nicht al-
so gelehrt, als sie nur in diesen Zeiten werden
nten, sondern auch selbst Lehrer, Beschützer und
örderer der Wissenschaften. Die Bischöfe und
bischöfe Radbod und Adelbold von Uetrecht,
lomon von Constanz, Stephanus Wazo,
acle und Notger von Lüttich, Dadon von
rdun, Atto von Verceil, Bruno von Cölln,
therius von Verona, Wibold und Gerhard
Cammerich, Luitprand von Cremona, Ar-
embold von Straßburg, Dithmar von Merse-
g, Bernard von Maynz, Fulbert von Char-
s, Bruno von Langres, Gauzlin von Bourges,
archard von Worms, Poppo von Trier, Ger-

vais von Rheims, Adelman von Brescia, Be
thold von Tull, Pontius von Marseille, Ma
rille von Rouan, Lanfrank und Anselm von Ca
terbury, die Cardinäle Humbert und Petrus D
miani, wie auch die Päpste Gregorius der fünf
Gerbert oder Silvester der zweyte, Leo der ne
te, Gregor der siebende, und Alexander der zw
te, achteten und begünstigten die Gelehrsamkeit,
gleich nicht alle in gleicher Absicht, und mit eine
Eifer, Geschicklichkeit und Glück. Die meisten
diesen Erzbischöfen und Bischöfen waren selbst Leh
welche damals Scholastici genannt wurden,
Vorsteher in Klosterschulen oder Cathedralschulen
wesen, und der Geschmack, den sie dadurch an
Gelehrsamkeit gewonnen hatten, reizte sie, densel
in ihren Kirchensprengeln zu erhalten und fortzupf
zen. Jedoch verdienen von ihnen wegen ihres
fers für die Erhaltung und Beförderung der Wi
schaften keine mehr erhoben zu werden, als Bru
von Cölln, Notger und Wazo von Lüttich,
bert von Chartres, welchen die Kirche der Sc
Gerberts, des unter den Namen Silvester des z
ten so berühmten und gelehrten römischen Papste
danken hatte, Lanfrank und Anselm von Can
bury, welche durch ihre Gelehrsamkeit und ihren
erst die Schule in der Abtey Bec in einen so gr
Ruf brachten, und nachher zur Ausbreitung de
teratur in Engelland so viel beytrugen. Bru
von Cölln, ein Sohn Heinrichs des Voglers,
eine solche Liebe zu den Wissenschaften, daß er
Zeit nicht allein denen widmete, welche in der
che unentbehrlich waren, sondern auch alle Sc
steller des griechischen und lateinischen Alterth
kennen zu lernen suchte. Wo er war, hatte er

liothek bey sich. Das Ansehen und die Gewalt,
er nicht allein als Erzbischof, sondern auch als
Statthalter seines Bruders in Lothringen hatte,
en ihn in den Stand, dem Verfalle der Gelehr-
keit in Deutschland und besonders in Lothringen
t allein Grenzen zu setzen, sondern sie auch so
ohl durch seinen mächtigen Einfluß, als sein Bey-
iel in vielen Klöstern wieder empor zu bringen.
ben so gelehrte und eifrige Beförderer derselben in
rem Bißthume waren Notger, welcher keine
eise that, ohne seine Bücher und eine Gesellschaft
nger Leute bey sich zu haben, die er selbst unterrich-
te, und einer seiner berühmtesten Schüler und Nach-
lger Wazo, der sich nicht allein selbst lange auf
ne uneigennützige und großmüthige Weise mit dem
nterricht der Jugend in den freyen Künsten und hö-
ern Wissenschaften beschäftigte, und zwar mit ei-
em solchen Beyfalle und Rufe, daß er einen großen
ulauf aus vielen und entfernten Ländern hatte, son-
ern auch als Bischof nichts versäumte, was zum
ufnehmen der Schulen gereichen konnte. Er be-
chte diese oft, er legte den Jüngern Fragen vor,
e sie beantworten konnten, um sie zu loben, und
durch zu einem noch größern Eifer und Fleiße zu
muntern; eben so verfuhr er auch mit denen, die
hon älter waren, und man kann nicht zweifeln, daß
so wohl den Willen, als auch die Einsicht hatte,
lbst in der Theologie eine gesundere und vernünfti-
re Art zu denken, auszubreiten, als zu seinen Zei-
n herrschte. Ein Beweis davon ist sein Schreiben
n den Bischof Roger von Chalons, welcher sein
Gutachten verlangte, wie er sich gegen die neuen Ma-
chäer, die er in seinem Kirchensprengel entdeckt
tte, verhalten sollte. Wazo antwortete, man

 müßte,

müßte dieß Unkraut unter dem Waizen nicht
Erndte ausreissen; dieß stritte wider die Absi
tes und seiner Befehle; man müßte diesen
nicht das Leben durch das Schwerdt der w
Obrigkeit nehmen lassen; ein solches Schw
pfiengen die Bischöfe bey ihrer Weise nicht;
genug, sie mit Gründen zu bestreiten, und i
Gemeinschaft der Kirche zu versagen.
würdige Gesinnungen, und bey einem Bis
diesen Zeiten! Eben so viel Ruhm erwarb
bert von Chartres, der auch noch als Bi
mit der Unterweisung der Jugend beschäftig
ne Schule verdiente in diesen finstern Zeiten
men einer Universität, indem darinnen fast a
Künste und höhern Wissenschaften gelehrt
Berthold von Tull, und Pontius von
begünstigten die Stiftung einiger Klöster
Mönche, welches meistentheils Griechen wa
Erlernung ihrer Sprache nicht wenig er
und beförderte.

Mart. Ampliss. coll. Tom. IV. 898. f. Hist. Episc. Leod. p. 302.

Obgleich nicht wenig Schulen durch di
dieser Zeiten verwüstet, oder durch die Sch
läßiger und lasterhafter Bischöfe und Aeb
gangen waren; denn viele verwendeten die
mer ihrer Kirchen und Klöster lieber auf di
auf eine gute Küche, und die Unterhaltu
Beyschläferinnen, als auf die Beförder
Schulwesens: So erhielten sich doch auch
entstanden überdieß neue, besonders im eilft
hunderte. Wie die Staaten ruhiger wurd
zu einer festern Einrichtung kamen, so fieng
immer mehr zu fühlen, wie unentbehrlic
und Wissenschaften waren, und da man di

n nur unter den Geistlichen und Mönchen fand,
ußte man sich nicht allein ihres Unterrichtes bedie-
en, sondern ihnen auch einen großen Einfluß in die
dischen Angelegenheiten der Länder zulassen. Die
Mönche waren es nicht allein, welche der Kirche noch
e besten Lehrer gaben; man hatte so gar keine
ndre Aerzte, Rechtsgelehrte und Advocaten, als
Mönche. Endlich mußten sich auch die Edelleute
ieder entschließen, zum wenigsten lesen zu lernen,
s die Romanen Mode wurden, und einen solchen
eyfall zu erhalten anfiengen, daß jede Familie ih-
n eigenen haben wollte, worinnen ihre ritterliche
haten auf die Nachwelt verpflanzt würden. Ja
schickter nun ein Scholasticus war, desto reicher
urde sein Kloster. Was der Ehrgeitz nicht ver-
ochte, richtete oft der Eigennutz aus. Ein Klo-
er eiferte mit dem andern; eine Cathedralschule
it der andern; eine Nacheiferung, die zu allen Zei-
n den Wissenschaften sehr vortheilhaft gewesen ist.
talien hatte wenig Schulen, denn die Gelehrten
urden hier am meisten vernachläßigt und verachtet;
Engelland waren sie auch noch selten. Deutsch-
nd hingegen hatte viele, unter denen die Schulen
Tul, Metz und Verdun, zu Uetrecht, Lüt-
ch und Cammerich, zu Straßburg, Cölln,
Mayntz, Trier und St. Gallen, zu Reichenau,
ildesheim, Würzburg, Hirschberg und Os-
abrück, zu Fulda, Eichstedt, Corbey, Mag-
eburg, Halberstadt und Bremen sich vor an-
ern unterscheiden; Frankreich aber hatte die mei-
en, unter denen die Schulen von St. Amand,
Arras, Aurilliac, Auxerre, Castres, Char-
es, Cluny, Corvey, Ferrieres, Fleury,
Gemblours, Tours, Langres, Laon, Lobes,

N 5 Luxeu,

Luxeu, Lyon, Miri, Moienmoutier, Stavelo und Paris alle andern übertrafe Geschichtschreiber zählen mehr als vierzig n che in diesem Reiche erst im eilften Jahrhu stiftet wurden, unter denen die zu St. Air gouleme, Beauvais, Besancon, Hau Orleans, Poitiers, St. Riquier, Se jes, und gegen das Ende desselben zu Be übrigen um den Vorrang im Rufe und stritten.

Die Vervielfältigung der Klöster hatt der Gelehrsamkeit viel geschadet; noch na war ihr die Vernachläßigung der Klosterzu den; jedoch die Wiederherstellung dieser Z Verbesserung der alten Orden, und d tung einiger neuen gereichte ihr zum Vortheile, und bewahrte sie vor einen n Verfalle. Odo von Cluny machte sich die Mönchsorden durch die so nöthige Ve derselben in Frankreich verdient. Aiman jol und Odilo, traten in seine Fußtapfen, Könige von Frankreich begünstigten und ten ein Vornehmen, das für ihre Zeite nützlichsten war. Eben das thaten Wilh Benigne de Dijon in Lothringen, und in d ländischen Kirche Gerhard von Brogne. Klöster in Frankreich änderten ihre Verfas dem Muster, das ihnen Otto von Cluny hatte; selbst Engelland und Italien Theil daran, wo die Wissenschaften durch d besserung zu Monte Caßino, Salerno, und so gar in Rom selbst wieder geschützt einem neuen Eifer getrieben zu werden a Die erste Sorge gieng bey der Verbesser

Stiftung eines neuen Klosters auf die Verbannung
er groben Unwissenheit, die zeither darinne geherrscht
atte, und auf die Errichtung neuer Schulen, wo-
nnen alle Kinder und Erwachsene, welche Unter-
icht begehrten, nicht allein unentgeltlich unterwiesen,
ondern auch, wenn sie arm waren, nothdürftig un-
rhalten wurden. Man errichtete aber nicht allein
eue Schulen, sondern legte auch neue Bibliothe-
en an, und suchte die alten mit großem Eifer zu ver-
nehren und zu bereichern. Olbert, ein Abt von
Gemblours wurde von dem Verfasser seines Lebens
nit dem Ptolemäus Philadelphus verglichen, weil
r seinem Kloster eine Bibliothek von hundert Kir-
henscribenten und funfzig Profanschriftstellern hinter-
ieß; denn man konnte nicht begreifen, wie er bey
en mäßigen Einkünften seines Klosters eine so große
Sammlung von Büchern hatte anschaffen können *).
Man fieng an, diese Werkzeuge der Gelehrsamkeit
n einem hohen Werthe zu halten. Man erklärte
ie in den Bann, die einem Kloster ein Buch
ntwendeten **). So sehr dieß aber der Gelehr-
amkeit zum Vortheil gereichte, so verdient mach-
en sich die Stifter der Carthäuser und Cisterci-
nser im eilften Jahrhunderte um ihre Aufnah-
ne und Beförderung besonders dadurch, daß sie
hre Mönche verpflichteten, alle Arten von Bü-
chern durch schöne und sorgfältige Abschriften zu ver-
vielfältigen. Zuerst wurde dieser Dienst nur der
Bibel, ihrer großen Seltenheit wegen, wie auch an-
dern

*) V. Gesta Abbat. Gemblac. Tom. VI. Spicilegii Dacher. p. 529.

**) Mabill. Tom. IV. Annal. p. 382.

dern, zu dem damaligen Gottesdienste erforderlichen Büchern geleistet; nach und nach aber breitete sich ihr Fleiß über die ganze Litteratur mit einem solchen Eifer aus, daß man fast in allen Klöstern auch die Werke der besten lateinischen Prosanscribenten haben mußte; anfangs weil man die Unentbehrlichkeit derselben zur Erlernung des Lateines, das gegen das Ende des eilften Jahrhundertes ausstarb, zu fühlen anfieng; endlich aber auch, weil man die Erkenntnisse wieder schätzen lernte, die aus ihnen geschöpf werden konnten.

Was nun den Umfang der gelehrten Kenntnisse dieser Jahrhunderte betrifft, so war er freylich nicht groß, sondern blieb noch immer in den Grenzen des Trivium und Quadrivium eingeschlossen. Der erste Unterricht in der Gelehrsamkeit betraf die lateinische Grammatik, deren Kenntniß auch immer nöthiger wurde, weil sie aufhörte, eine lebendige Sprache zu seyn, und doch die Sprache der Kirche und des öffentlichen Gottesdienstes blieb. Hiermit wurde die Unterweisung in den ersten Gründen der Religion, der Liturgie, des Kirchengesanges und des Computus verbunden. Was Martian Capella, Donat und Priscian über die Regeln der lateinischen Sprache geschrieben hatten, war die Quelle des Unterrichts darinnen. Remigius von Auxerre, schrieb Auslegungen über diese Lehrbücher. Salomon der dritte, Bischof von Constanz, Hilperich, ein Scholasticus von Grandfeld, Ratherius von Verona, Lambert, ein Mönch von Poutieres, und Regino von Prum thaten dasselbe. Abbo von Fleury verfertigte Antworten auf verschiedene grammatikalische Fragen, welche ihm einige, seinem Unterrichte anver-

vertraute englische Mönche vorgelegt hatten. Es gab Gelehrte, welche zum wenigsten ohne Fehler wider die Grammatik reden und schreiben wollten. Ein merkwürdiges Beyspiel ist die Streitschrift eines Priesters von Verona, Gunzo, wider den Mönch Ekhard, der Scholasticus in der Schule zu St. Gallen war. Gunzo hätte in einer Unterredung mit ihm einen Sprachfehler gemacht, worüber ihm von diesem Scholasticus die unhöflichsten Vorwürfe gemacht worden waren, die ihn zu einem solchen Zorn reitzten, daß er sich in einer satyrischen und bittern Apologie wider ihn vertheidigte, Unhöflichkeit mit Unhöflichkeit rächte, und zugleich zu zeigen suchte, wie bekannt er mit den größten Schriftstellern des Alterthums wäre. Seine Absicht war, mit einer Menge Zeugnisse aus alten lateinischen Rednern, Dichtern und Geschichtschreibern darzuthun, daß sie in Prose und in Versen zuweilen einen Casus für den andern gesetzt hätten. Zugleich bewies er, daß es ihm nicht an Einsichten in die Naturlehre, die Astronomie und die Physik fehlte. Daß er für seine Zeiten sehr gelehrt gewesen sey, erhellt schon daraus, daß er über hundert Manuscripte von alten Schriftstellern nach Deutschland brachte.

Jedoch bey allem Fleiße, welcher auf den Unterricht der Jugend in der lateinischen Sprache und ihrer Regeln gewendet wurde, die ihrem Rücken gemeiniglich theuer genug zu stehen kamen, wie man aus dem Titel einer Grammatik des Ratherius siehet, die er Servadorsum nannte, weil sie dem Rücken seiner Schüler die Schläge sparen sollte, welche die Erlernung derselben zu begleiten pflegte, lernte dennoch niemand diese Sprache rein und zier-

lich

lich schreiben, wiewohl man hier und da das Lesen der besten Schriften aus den güldenen Zeiten der Römer damit verband, wodurch sie auch nach und nach wieder bekannter zu werden anfiengen. Gunzo brachte viele davon nach Deutschland. Ratherius von Verona war kein Fremdling darinnen. Bruno von Cölln wurde gerühmt, sie alle bis auf die Comödien des Terenz gelesen, und ihr Lesen um der Schreibart willen empfohlen zu haben. Gerbert und Abbo von Fleury bereicherten nicht allein ihre Bibliotheken mit Abschriften derselben, wie auch Olbert von Gemblours that, welcher für seine Mönche hundert Kirchenscribenten, und funfzig Profanschriftsteller sammelte, und sie zugleich zum fleißigen Abschreiben derselben anhielt, sondern sie studierten sie auch, wie die Stellen bezeugen, welche sie aus dem Terenz, Horaz, Virgil, Sallustius und andern Alten in ihren Schriften anführen. Im eilften Jahrhunderte schrieb Papias, ein Lombarde, ein lateinisches Wörterbuch, Elementarium genannt, und empfieng dafür den damals ruhmvollen Beynamen des Vocabulisten. Elend und dürftig ist es freylich; es hatte ihm aber doch zehn Jahre Arbeit gekostet, und er erbat sich auch dafür die Fürbitten der Christen für seine Seele. So sehr dieses den schlechten Zustand der lateinischen Sprache beweist, so gewiß findet man doch hier und da Spuren einer bessern Latinität in beyden Jahrhunderten. Die weitläuftige Ermahnungen der Kirchenversammlung von Trosley, Wilhelms, des Grafen von Auvergne Testament, und was Radbod von Uetrecht, Remigius von Auxerre, Ratherius von Verona, Gerbert, Lethald von Mici, Abbo von Fleury, Aimon, und im eilften Jahrhunderte der Cardinal

Im Jahre 909.

Humbert, Rudolphus Ardens, Hildebert
Mans, Marbod von Rennes, Gvibert von
ovigento, Peter Abälard, Lanfrank und
selm schrieb, näherte sich, wo nicht überall, doch
vielen Stellen der bessern Sprache des Alterthums.
ein die meisten, welche gelehrt heißen wollten,
ieben ein so rauhes und barbarisches Latein, daß
unendliche Mühe kostet, sie verstehen zu lernen;
wer sie lesen und verstehen will, fast die Spra-
der alten Römer vergessen, mit den alten Lan-
sprachen der Deutschen, Franken und Norman-
, besonders aber mit dem Romanischen sehr be-
nt seyn muß, um in dieser beschwerlichen Arbeit
einigem Glücke fortzukommen, woran niemand
eifeln kann, wer das Glossarium des Du Fresne
d seinen Ergänzer nur mit flüchtigen Blicken ange-
en hat. Man kann sich also leicht vorstellen, in
lchem elenden Zustande die weltliche und geistliche
redsamkeit sich in diesen Zeiten befunden habe,
geachtet es nicht an Anweisungen dazu gebrach.
an trieb die Rhetorik fast in allen Schulen; man
nte sie aber aus dem Capella oder Victorin, ob-
ich auch Cicero und Quintilian empfohlen wur-
. Wie konnte ein so dürftiger Unterricht beredt
chen, da er wider die Gewohnheit der Alten, die
nicht eher, als wenn der Verstand schon zur Rei-
gekommen, und aus dem Lesen der größten Mu-
r mit vielen Kenntnissen bereichert worden war,
f die Beredsamkeit legten, einer unwissenden und
m guten Geschmack noch ganz unfähigen Jugend
theilt wurde? Der Nutzen dieser Unterweisung
stand bloß darinnen, daß es hier und da einige
cht ganz unerträgliche Homilienschreiber gab, un-
denen Remigius von Auxerre, Radbod von

Ue-

Uetrecht, Abbo von St. Germain des Pres, Od von Cluny, Hucbald von St. Amand, Otto v Vercell, Helperich von Granfeld, Folcuin v Laubes, und Ratherius von Verona die berüh testen sind. An den meisten Orten mußte man frieden seyn, wenn die Geistlichen die alten Homil nur lesen konnten. Der Mangel an Predigern w de auch im eilften Jahrhunderte so groß und allgem daß die Bischöfe, die sich eigentlich mit der öffent chen Unterweisung hätten beschäftigen sollen, n dem Schlusse der Kirchenversammlung von Limog alle Geistlichen, welche nur einige Geschicklich dazu besaßen, bis auf die Lectores dazu anhalte und nach dem Schlusse des Concilii von Poitie um die Beredsamkeit der Kanzel nicht zu einem G werbe zu machen, nur diejenigen davon ausschlie sollten, welche Reliquien umher trügen, und A mosen darauf sammelten. Diese Verordnung ha auch die Wirkung, daß viele ihren Fleiß auf die Lehrern der Kirche so anständige, Geschäffte wend ten. Gvibert von Novigento schrieb einen klein Versuch über die Art zu predigen, worinnen er einig gute und nützliche Vorschriften ertheilte. Man fin det auch Namen genug von solchen, die als vortre che Prediger gerühmt wurden, unter denen sich be sonders Roberts von Arbrissellés auszeichnet; ma hat aber keine von ihren Predigten, und kann sie al nicht mit Homilien der vorigen Jahrhunderte vergl chen, noch bestimmen, welche den andern vorgezogen zu werden verdienen.

Concil. T. IX. p. 905.

Concil. T. X. p. 726.

Gvibert de Noy. oper. Paris. 1651. p. 2. 8.

Nach diesem elenden Zustande der lateinisch Sprache, der Beredsamkeit und der Kunst rein, zierlich und mit Geschmack zu schreiben, kann ma leich

icht urtheilen, was beyde für Dichter und Ge-
chichtschreiber haben konnten. Zwar zweifelte
lbst ein Gunzo in diesen Zeiten, daß jemand Geist
nd Geschicklichkeit genug besäße, ein Gedicht zu ma-
hen, das seines Namens nicht unwürdig wäre; und
ennoch fand man unter den Mönchen eine unerschöpfli-
e Fruchtbarkeit an niedrigen, fehlervollen, platten
Versen, die auch mit so viel Beyfall aufgenommen
urden, daß sie nicht allein prosaische Schriften,
ndern auch öffentliche Urkunden, Siegel, Pitschie-
, Ringe, Fußböden, Mauern, Chartularia, oder
Verzeichnisse der Kirchengüter, Todtenregister und
hronicken damit ausschmückten. Man hatte schon
nge selbst die Glieder der Perioden in Prose zu
imen angefangen; nunmehr fand man auch in die-
n Jahrhunderten viel Geschmack an den, in der
litte, und am Ende gereimten lateinischen Versen,
e man leonische nennt, weil man einen Dichter
onius aus dem zwölften Jahrhunderte obgleich ohne
rund, für den Erfinder derselben gehalten hat. Es
ibt lange Gedichte, und ganze Chroniken in solchen
hr als gothischen Versen, von denen sich oft fünfe
sammen reimten. Man weiß aus beyden Jahr-
nderten mehr als sechzig Dichter zu nennen, un-
denen Abbo von St. Germain de Pres, Dado
n Verdun, Stephanus von Lüttich, Gerbert,
inbald, Odo von Cluny, Radbod von Uetrecht,
Valdram von Straßburg, Frodoard, Hilde-
rt von Mans, Marbod von Rennes, Hugo
n Langres, Oudard von Cambray, Donizo von
nossa, Wippo der den Kaiser Conrad besang,
oswitha eine deutsche Nonne, Adelmann
n Brescia, Anselm von Lucca vor vielen an-
n berühmt geworden sind. Der Stoff ihrer

Gedichte war historisch oder geistlich. Ein
ter in Deutschland, Frankreich und Engel
gen auch an, geistliche Schauspiele zu schrei
sie öffentlich aufzuführen; die Nonne Rosn
besonders fruchtbar an dieser Art von G
Allein in allen sieht man den niedrigen, kle
der Mönche, die kein Gefühl von den wahre
heiten der Dichtkunst hatten, indem die m
den guten Dichtern des Alterthums nicht all
kannt waren, sondern auch die Bekanntscha
nen, ihres heidnischen Innhalts wegen für
und sündlich hielten. Was für ein Dicht
ein Odo von Cluny seyn, der, wenn man
schichtschreiber seines Lebens glauben will,
Lesen des Virgils abgeschreckt wurde, weil er
sicht eines von außen prächtig gearbeiteten
gesehen haben sollte, das inwendig voll S
gewesen wäre? Oder wie konnten andre z
der Profanpoeten mehr Muth haben, und
zum Geschmack ihrer Schönheiten kommen
nach Glabern, von einem Grammatikus V
erzählt wurde, er hätte sich eingebildet, daß
gil, Horaz und Juvenal im Traume erschi
ren, ihm für die fleißige Lesung ihrer Ge
danken; er hätte darauf angefangen sich w
Kirche zu empören, und zu lehren, daß n
glauben müßte, was die Heidnischen Dichte
ein Bischof von Ravenna aber hätte ihn sei
thümer überführt und verdammt; seine A
hingegen wären mit Feuer und Schwerdt au
worden? Wie konnten so abergläubische Ge
ihrer seichten Kenntniß der lateinischen Poe
mit ihrer Gabe zu reimen Dichter werden
mand kann also bey ihnen Erfindung, Anla

Glab. Hist. libr. II. c. 12.

ien, Hoheit, Schwung und Anmuth in den Ge-
nken und im Ausdrucke vermuthen und suchen.
Vielmehr hat man Ursache, sich zu verwundern, daß
ch einem Gerbert, der aber freylich wegen seiner
elehrsamkeit eines Vertrages mit dem Satan be-
huldigt wurde, ein kleines Lobgedicht auf den Boe-
ius gelang, welches seines Ausdrucks wegen fast
n Namen eines guten Gedichts verdient. Viel-
icht waren die glücklichsten Dichter noch diejenigen,
e in den gemeinen Sprachen dichteten. Frankreich
itte die Seinigen und auch Deutschland. Beson-
rs merkwürdig sind unter den letzten Notker, der
üngere von St. Gallen, von dem wir seine Ueber-
zung der Psalmen gedruckt haben, und Willeram,
letzt Abt zu Ebersberg in Bayern, der selbst mit
ner Uebersetzung des hohen Liedes so zufrieden war,
ß er sagte: Wenn ich sie lese, so empfinde ich oft
i so großes Vergnügen, als wenn sie von einem
r guten Verfasser herrührte.

Wenn indeß die Gelehrten dieser Zeiten keine Mei-
r in der Kunst zu schreiben waren, wer kann sich dar-
er verwundern? Wie konnten sie es werden, da der
nterricht in den Regeln richtig und gründlich zu
nken so dürftig und unvollkommen war? Die Dia-
ktik, welche gleich mit der Unterweisung im Latein
rbunden wurde, stand in großem Ansehen, ihre Er-
nung machte einen Theil des Trivium aus. Von
iem Wolfgang wird es als etwas Merkwürdiges
geführt, daß er mit einem Arianer; (in Italien
ib es noch Arianer;) über den Begriff des Acci-
ens gestritten habe, und vom Gunzo, daß er wuß-
, Aristoteles hätte den Universalien die besondre
elbständigkeit abgesprochen, welche Plato densel-

Mabill. A. S. Saec. V. p. 826.

ben zugeschrieben hatte. Gerbert und Al-
ten die Dialektik durch einige Schriften
Philosophie des Porphyrius, und einige
spitzfündigsten Schlußarten zu erleichtern
was war diese so berühmte dialektische
schaft, worinnen die ganze Weltweisheit
bestand; denn die Metaphysik, die Gei-
und die natürliche Moral waren Felder
niemand bauete. Man quälte sich mit
phyrs Einleitung in die aristotelischen Ca-
und mit der dem Augustinus angedichteten
tik, wiewohl man doch an einigen Orten der
des Plato, des Aristoteles Abhandlung von
legung, seine Topik, und Cicerons ähnlic
kannte. Allein mit allen diesen Kenntnisse
ein Johann von Vendieres Augustins Ab-
von den Verhältnissen der göttlichen Person
einander nicht verstehen; denn man muß die
der platonischen Philosophie sehr genau kenn-
man Augustins Vorstellungen von der Drei-
seinem Sinne gemäß verstehen will. I-
Jahrhunderte wurde man mit Aristotelis S
noch bekannter. Die Araber in Spanien
in ihre Sprache übersetzt, und philosophirten
der Ruf ihrer Gelehrsamkeit zog viele Christ-
Schulen, und nun übersetzte man die arabi-
bersetzungen, der zur Logik gehörigen Wer-
Philosophen, die seit der Zeit als die Qu-
menschlichen Weisheit angepriesen wurden.
fieng an über die Universalia zu streiten, ob
stanzen oder bloße Worte wären, und alle
erschollen von den Namen der Nominalisten u-
listen. Berengarius, Lanfrank, und Anse-
ten die Sprache der Dialektik in der Theol-

Mab. Act. S. A. B. Tom. VII. p. 157.

Id. p. 393.

selm schrieb seinen Grammatikus, der eine Art
Vernunftlehre ist, worinnen er die Begriffe des
esens und der Beschaffenheiten zu entwickeln sucht.
Odo, der Bischof von Cambrai wurde, schrieb
terschiedene Abhandlungen über die Trugschlüsse,
er die Regeln richtiger Folgerungen, über den Be-
f der Wirklichkeiten und des Wesens. Allein die
unst über Worte zu streiten, und die Kunst or-
ntlich, deutlich, und richtig zu denken, sind sehr
n einander unterschieden, und man ward zu dieser
i so viel ungeschickter, je geübter man in der an-
rn zu werden anfieng.

Spicil. T. XII. p. 361.

Wie unfruchtbar blieb bey diesem allgemeinen
langel die Kunst zu schreiben, und der noch schwe-
rn Kunst zu denken, das Gebiet der wahren Hi-
orie! Der Legendenschreiber gab es immer noch eine
zählbare Menge. Von den alten Heiligengeschich-
n waren viele in den häufigen Einäscherungen der
irchen und Klöster ganz verloren gegangen; ein un-
trächtlicher Verlust, der der Nachwelt keine Kla-
n abgenöthiget haben würde, wenn ihn auch der
leiß der Mönche nicht zu ersetzen gesucht, noch davon
nlaß genommen hätte, die Welt mit einer Sünd-
uth unnützer, ungereimter und lächerlicher Fabeln
überschwemmen. Allein man fürchtete, daß man
eilige, die niemand kennte, auch nicht ehren, noch
elweniger ihre Reliquien, die oft aus fernen Lan-
n kamen, anbeten würde, wenn man nichts von ih-
r Geschichte wüßte. Die Mönche halfen sich also
it Erdichtungen, und was konnte aus ihrem aber-
läubischen Gehirn anders entspringen, als Missge-
urten, von denen eine immer abentheuerlicher war,
ls die andre? Sie erfüllten die Welt mit den

seltsamsten Erscheinungen und Wundern, und damit glaubten sie der Kirche einen großen Dienst erwiesen zu haben. Je mehr ihre Erzählungen ins Außerordentliche und Unbegreifliche fielen, desto mehr Beyfall versprachen sie sich unter dem großen getrogenem Haufen, das hieß, wie selbst in diesen Zeiten Heriger ein Abt von Lobies darüber klagte, zum besten der Frömmigkeit lügen; pro pietate mentiri. Gleichwahl verstanden nicht einmal alle Legendenschreiber eine Kunst, die so leicht ist, wenn der heilige Lügner sich nicht einmal in der Nothwendigkeit, wahrscheinlich zu lügen, befindet. Aber auch diese Unfähigkeit machte sie nicht verlegen. Was sie nicht selbst erfinden konnten, das stahlen sie. Man machte aus einer Legende eine andre; was die eine von einem St. Germain von Auxerre, oder von einem St. Adolgis erzählte, das erzählte die andre von einem heiligen Merkurial, oder von einem heiligen Furcy. Die Legenden der heiligen Rictrudis mußten den Stof zur Legende der heiligen Eusebia hergeben, und eben den Dienst eine heilige Gertrudis dem Pepin von Lander, ein St. Germain von Auxerre dem heiligen Trophimus, der heilige Evrald dem heiligen Ebremond und dem heiligen Albert erweisen; vieler andern Betrügereyen dieser Art nicht zu gedenken. Weit besser und nützlicher waren unstreitig diejenigen, welche in allgemeinen, bis auf ihre Zeiten fortgesetzten Jahrbüchern das Andenken der alten Geschichte zu erneuern, oder die merkwürdigen Begebenheiten ihrer Zeiten auf die Nachwelt zu bringen suchten, als Regino von Prom, Frodoard von Rheims, Ethelward, Albert von Metz, Hermannus Contractus, Lambert von Aschaffenburg, Marianus, der Schottländer, ob sie gleich, was die alte und allgemeine

Bolland. 25. Maii p. 83.

eine Geschichte betrifft, nur den Beda ausschrieben, nd die sichern Quellen derselben, die Geschichtschreier der Griechen und Römer selbst nicht kannten. Doch die meiste Achtung und Aufmerksamkeit verdien noch diejenigen, welche die Schicksale nur eines Reiches, die Thaten einzelner Fürsten, und die Begebenheiten dieser oder jener Kirchen und ihrer Bischöfe verewigen wollten, als **Wittekind**, **Luitrand**, **Abbo** von Fleury, **Heriger** von Lobies, **Dithmar** von Merseburg, **Adelbold** von Uetrecht, **demar**, **Ekhard** von St. Gallen, **Siegebert** n St. Gemblours, **Odoramnus** von Sens, **Wippo**, **Glaber**, **Hepidan**, **Arnulf**, **Bruno**, **Wilhelm** von Apulien, **Adam** von Bremen und **Benno**, denen wir die Geschichte von Europa, die Geschichte der Sachsen, der Bischöfe von Lüttich, er Franken, des Kaisers Heinrichs, die Chronik on Aquitanien; das Leben Conrads des Saliers, der Bischöfe von Uetrecht und Lüttich, die Geschichte von Mayland, die Geschichten der hamburgischen und norschen Kirchen zu danken haben. Denn aus ihren Geschichtbüchern kann man doch noch diese Zeiten kenen lernen, ob es gleich sehr trübe und dürftige Quellen sind. Die allgemeine Liebe zu den sich immer mehr anhäufenden Romanen hatte auch diejenigen angesteckt, welche die Begebenheiten ihrer Zeiten beschreiben wollten. Sie liebten das Außerordentliche und Wunderbare so sehr, und waren überdieß so leichtgläubig, daß es ihnen keine Mühe kostete, demselben die Wahrheit aufzuopfern. Geschmack, Wahl und Ordnung sind Vorzüge der Historie, welche sie nicht kannten. Die Kenntniß der Zeitrechnung und der Geographie ist das Licht der Geschichte; aber von der Chronologie verstanden sie bloß das, was zum Com-

putus gehörte, und ob die Meisten gleich nur Chroniken schrieben, so vernachläßigten sie doch die Data der Begebenheiten. Im eilften Jahrhunderte bemerkte man zwar mehr als sonst geschehen war, die Todestage merkwürdiger Personen; man vergaß aber gemeiniglich die Jahre, darinnen sie gestorben waren, aufzuzeichnen. Von der Erdbeschreibung hatte man kaum die ersten Begriffe. Weil die Namen der Oerter sich in der gemeinen Sprache nach und nach verändert hatten, die Mönche aber nur die lateinischen verstanden, so waren die meisten Chronikenschreiber Fremdlinge selbst in ihrem Vaterlande, und verwechselten in ihren Erzählungen Provinzen mit Provinzen, Städte mit Städten, wodurch viel Dunkelheit und Ungewißheit über dieselben verbreitet werden mußte. Aus beyden Jahrhunderten kennet man nur einen Bernard von Uetrecht, welcher eine Geographie unter den Namen Cosmographus geschrieben haben soll, von deren Werthe man aber nicht urtheilen kann, weil sie nicht gedruckt ist. Ein Remigius, der doch seiner Kenntnisse wegen so gepriesen wird, verstand von der Erdkunde so wenig, daß er sich einbilden konnte, das Paradies hätte nicht auf der Erde, sondern auf einer an den Mond gränzenden Höhe gelegen, weswegen es auch nicht von der Sündfluth hätte überschwemmt werden können *). Die Critik ist eine Kunst, deren Kenntniß und Ausübung in keiner Wissenschaft entbehrt werden kann. Sie ist die Sicherheit und der Schutz der Wahrheit in der Geschichte, und giebt die edle Furchtsamkeit, die nicht jedem Gerüchte glaubt, sondern den Grund und die Quellen der Historie

*) Remig. in Genes.

ie erforscht, die Zuverläßigkeit der Urkunden und
nkmaale untersucht, und sich von keinem Scheine
Wunderbaren und Ausserordentlichen blenden
t. Aber wie unbekannt waren nicht die Regeln
ser nützlichen Kunst, und wie selten die Spuren
r gesunden und männlichen Beurtheilung in die-
Zeiten! Man kennt nur einen Heriger von Lo-
s, der es fühlte, daß es viele untergeschobene
stliche Verordnungen gäbe; daß Clemens von
m keine Briefe an den Apostel Jacobus geschrie-
haben könnte, ihn von dem Märtyrertode Petri
unterrichten, weil Jacobus eher als Petrus ge-
ben wäre; daß Maternus, der der Kirchenver-
mmlung zu Arles beygewohnt hatte, nicht vom
ostel Petrus nach Frankreich gesendet worden sey;
Anmerkung nicht zu gedenken, welche er über
nstantins des Großen Taufe machte, von der die
iechen mit Grund behaupteten, er habe sie zu
comedien von dem Bischofe Eusebius empfangen;
Lateiner hingegen vorgaben, daß er in Rom von
n Papste Silvester getauft worden sey. Auch
nfrank und Anselm, der als Erzbischof von
nterbury so berühmt geworden ist, fiengen an, die
entbehrlichkeit der Critik zu empfinden. Jener
wies es in dem Streite mit dem Berengarius,
n er beschuldigte und zu überweisen suchte, daß er
tellen der Kirchenväter verfälschte; beyde aber
rch die Verbesserung alter fehlerhaft abgeschriebe-
n Kirchenscribenten. Gondulf, ein Abt von St.
ban, suchte sich durch eine ähnliche kritische Arbeit
n die Bücher des alten und neuen Testamentes ver-
ent zu machen. Gvibert von Novingento wagte
h sogar an die Untersuchung und Beurtheilung der
eliquien, und zeigte, es gäbe falsche Legenden; be-

stätigte dieß mit Beyspielen, eiferte wider die E
dichter falscher Wunder, klagte sie an, daß sie,
weit es bey ihnen stünde, Gott zum Lügner macht
und bewies, wie ungegründet sowohl das Vorgeb
der Mönche von St. Medard zu Soissons, die s
einen Zahn unsers Heilandes zu besitzen rühmt
als die Einbildung andrer wäre, welche Religu
von andern Theilen seines Leibes haben wollten. D
war ein Anfang zum Anbau der Critik; aber es w
zu wenig für die Zuverläßigkeit der Geschichte u
der übrigen Wissenschaften, worinnen ohne ihre H
fe keine vollkommen sichere und gründliche Erkennt
möglich ist.

Zu allen diesen Ursachen, welche die Mönche,
einzigen Gelehrten dieser Jahrhunderte hinderte, g
te Geschichtschreiber zu werden, kam noch die, d
sie keine Sprache kannten, als das elende Latein, d
sie aus ihren barbarischen Kirchenscribenten erle
hatten. Die griechische Sprache wurde noch a
wenigsten vernachläßigt. Notker, ein gebohr
Freyherr von Heiligau, ein Abt von St. Gall
war im Ausgange des neunten und im Anfange d
zehnten Jahrhundertes derselben noch so mächtig g
wesen, daß er sich an die Uebersetzung des aristot
schen Werkes von der Auslegung gewagt hatte*
Man trieb das Griechische also in den deutsch
Schulen, besonders zu St. Gallen, und in den N
derlanden. Bruno, der Erzbischof von Cölln, tr
nicht wenig dazu bey, daß die Kenntniß die
Sprache nicht ganz verlohren gieng. In Lothring
und zu Marseille gab es Gesellschaften griechisch
Mönche, von denen doch einige Kenntniß ihrer Spra
che erhalten werden konnte. Man nennt au

auß

*) Fabric. Bibl. L.M. xcvi.

Erzbischofe von Cölln, einige aus diesem
erte, welche sie verstanden haben sollen,
n oder Silvester den Zweyten, einen Car-
nbert, welcher sie vielleicht verstand, aber
er reden noch schreiben konnte, einen Re-
on Auxerre, von dem man vermuthet, daß
räisch lesen, und einige Wörter dieser
erstehen konnte, einen Leo den neunten,
der Streitigkeiten seiner Kirche mit der
Constantinopel noch in seinem Alter das
ment in griechischer Sprache lesen lernte,
frank, einen Anselm, einen Adam von
nach Athen reiste, um sich auf die, unter
en gewöhnlichen Wissenschaften zu legen,
ibert von Gemblours, einen Theofried
ach, einen Udard von Cammerich, wel-
trapla von den Psalmen copiren ließ, die
lumnen den hebräischen Text und die grie-
ie lateinische und eine französische Ueber-
thielten. Die Verbesserung der Bibel,
Cisterzienser im Anfange des zwölften
ertes unternahmen, beweist, daß die Mön-
Ordens sich mit der Erlernung des Grie-
d des Ebräischen beschäftigt haben. Man
einen Dichter Lescelin zum Beweise an,
seinen Versen griechische Worte brauchte,
lateinischen der Versification wegen nicht
konnte. Der Kaiser Otto der dritte,
Wunder der Welt genannt, weil er diese
erstand. Simeon, ein Mönch vom Ber-
kam unter dem Bischofe Poppo nach
mand aber lernte griechisch von ihm. Die
Uebersetzung der Psalmen, die er hatte, wurde
Reliquie gemacht; der Abt Trithem erhielt
drey

drey Blätter davon, und Mabillon noch in
Zeiten viere; aber diese Ehre erwies ma
griechischen Sprache, noch der Bibel, s
Rufe von Heiligkeit, worinnen dieser Sin
den war. Nichts also war seltener und
tiger, als die Kenntniß des Griechischen
jeder Lehrer des Christenthums hätte verst
Man muß Mitleid mit dieser Unwissen
Denn fehlte es ihnen gleich an Reizunger
nung dieser Sprache, so fehlte es ihnen
an Hülfsmitteln, nicht an Wörterbücher
Glossariis, nicht an Grammatiken, nicht
lehrern. Man hätte das Griechische und
genländische Sprachen bloß um der Kre
Palästina willen, verstehen, oder doch vo
ligen Feldzügen in dem Umgange mit de
unter denen sie noch geredet wurde, lerner
ge Kenntniß derselben in sein Vaterland
gen sollen; man sieht aber nicht, daß di
Kriege den Wissenschaften einen Dienst g
ten, der mehr werth gewesen wäre, als
rungen, die man in Palästina machte.

Jedoch weit unverzeihlicher war die U
der Zeiten in den orientalischen Sprachen
nehmlich im Ebräischen. Sigebert von
glaubte zwar so viel davon zu verstehen,
Uebersetzungen der Bibel nach dem ebräis
nal verbessern konnte; er arbeitete auch zu
den Juden daran, die ihn liebten, weil
den Originaltext den Uebersetzungen vorzo
er war vielleicht der einzige, der dieser Sp
einigermaßen kundig war. Zwar haben
dictiner außer ihm, und dem Ulard, de

bemerkt worden sind, noch einen Sigo aus
ster Mojenmoutier entdeckt, der des Ebräi
n sowohl als des Griechischen so kundig ge
n soll, daß ers nicht allein habe lesen, son
) schreiben können: Literis hebraicis et
eritissimus legendi et scribendi. Allein,
rscheinlich, daß sie dieses Lob nicht verstan
. Vermuthlich hat er von beyden Spra
die Buchstaben gekannt, und Bücher in
prachen copiren oder abschreiben kön
nn für wen hätte er wohl in diesen Zeiten
in ebräischer und griechischer Sprache
n sollen? Es fehlte indeß weder den Deut
) den Franzosen, an Gelegenheit, das He
u studieren. Die jüdische Nation war in
eichen sehr zahlreich, und sie hatte in diesen
bbinen, die ihrer Gelehrsamkeit wegen im
en. Man wollte die Juden bekehren;
n nicht, um in diesem löblichen Unterneh
lich zu seyn, ihre Sprache erlernen sollen?
te häufige Wallfahrten nach dem gelobten
auch diese waren eine Gelegenheit mit den
hen Sprachen bekannt zu werden, und man
unwissend. Aber das ist das Schicksal
so wichtigen Kenntnisse; niemand beküm
um dieselben, wenn niemand ihren Nutzen
achtet.

Hist. liter. d. la Fr. T. VII. p. 115.

Wissenschaften des Quadruvii, die Arith
Geometrie, die Astronomie hatten keine
n Schicksale, als das Trivium. Nur
k war, wegen ihres Gebrauchs bey dem
nste, der dem unwissenden und rohen Hau
ch angenehm und ehrwürdig wurde, mehr
begün-

begünstigt, wie theils die Entdeckung ne
den sie zu lehren von Hucbalden und v
von Arezzo, und der Gebrauch der Not
Buchstaben, theils auch die Erfindung ne
mente, als der Wasserorgeln von Gerbert
Menge von Schriften über diese Kunst be
ich, um nicht allzuweitläuftig zu werden,
schweigen übergehe, da die Anzeige und B
derselben in keiner nahen Verbindung m
gion selbst und den Schicksalen ihrer Lehre
gleich der Erfinder der Noten ihren 2
kannte, und deswegen auf die Fürbitte de
für seine Seele rechnete, weil er den M
Erlernung der Kirchenmusik so sehr erleic
Die Naturkunde, deren richtige Kenntn
wendung die Menschen zu den würdigsten
bensten Vorstellungen von der Gottheit fü
war kaum den Namen nach bekannt. M
te nicht einmal seine Sinne, Beobachtu
Erfahrungen anzustellen, um die nächste
natürlicher Erscheinungen zu entdecken.
dentliche Begebenheiten im Reiche der N
ten nichts, als eine unfruchtbare und m
wunderung; denn der herrschende Abergla
drückte den Geist der Untersuchung, der in
tern Zeiten der gewöhnliche Gefährde de
gierde und Aufmerksamkeit zu seyn pflegt.
dem Könige Robert in Frankreich fiel an
von Aquitanien ein sogenannter Blutregen.
lin von Bourges, und Fulbert von Chart
che damals in dem Rufe großer Philosophen
wurden über diese seltne Erscheinung befrag
man aber nicht zu wissen begehrte, woher
Farbe dieses Regens kommen könnte, so ant

en Philosophen auch, wie sie gefragt wur-
ht als Naturkundige; denn das waren sie
wollten es nicht seyn, sondern als Gelehr-
e sich theils erinnern konnten, gelesen zu
aß auch in ältern Zeiten dergleichen Regen
ären, theils als sinnreiche Geister, die mit
itze ausfündig machen wollten, was solche
bedeuten könnten. Die Chronikenschreiber
orgfältig, alle ungewöhnlichen Erscheinun-
Misgeburten, alle seltsamen Gefechte von
nit einander, und alle Erzählungen der
nd des Pöbels davon als große Merkwür-
aufzuzeichnen. Allein diese Aufmerksam-
allen Zeiten mehr eine Frucht des Aber-
als eine Naturforschern anständige Beob-
ewesen. Hildebert von Mans schrieb über
ne Thiere, Vögel, Insekten und Fische,
Charaktere, was er aus ältern Schriftstel-
n gelernt hatte, ohne eigne Entdeckungen zu
Eine ähnliche eben so genaue Beschreibung
Marbod, ein Bischof von Rennes, von un-
hzig Edelgesteinen. Die Arzeneykunde,
nter dem Namen der Physik begriff, wes-
Aerzte noch im Englischen Physicians
wurde in diesem Jahrhunderte eifriger, als
n getrieben. Selbst Bischöfe und Aebte,
en ein Fulbert, der Bischof von Chartres,
Manimot, ein Bischof von Lisieux,
), ein Abt von Jumiege, und Joannelin,
on Fecam vor andern berühmt sind, legten
einem besondern Fleiße auf die Erlernung
ibung derselben. Sie gehörte aber nicht
Disciplinen, die in den Klöstern gelehrt
Nur zu Salerno, im Königreiche Neapo-
lis,

rks, war eine Schule, worinnen man Aerzte bil
wollte. Ein Mönch von Monte Cassino, Consta
tin, welcher die Schriften vieler griechischen u
arabischen Aerzte in die lateinische Sprache übersetz
trug viel zu dem großen Ansehen bey, welches sie
den folgenden Zeiten erhielt. Die Eroberungen
Normannen in Calabrien veranlaßten die Verpfl
zung dieser neuen Erkenntnisse, worinnen man a
auf Treu und Glauben annahm, nach Frankr
wo man so wenig, als zu Salerno, darauf bed
war, anatomische Untersuchungen des menschli
Körpers, und seiner Einrichtung anzustellen,
sichre Regeln der Kunst, die Unordnungen
Krankheiten desselben zu heilen, auf die dadurch
langten Kenntnisse zu gründen. Dem ungeac
war es ein Glück für diese den Menschen so wich
Wissenschaft, daß man einen Galen und Hippo
kennen lernte, und auch selbst die Mönche, weil
ihnen so einträglich war, sich mit einem außerord
lichen Fleiße darauf legten.

Das Trivium blieb also, die Musik fast al
ausgenommen, die gewöhnlichste Grenze des öff
lichen Unterrichtes in den Schulen, obgleich Gerbe
der unter dem Namen Silvester des zweyten ei
von den berühmtesten Päpsten wurde, als er no
Scholasticus war, und Abbo von Fleury, mit ein
gen andern, sich alle Mühe gaben, die Liebe zu d
vornehmsten Disciplinen des Quadruvii, der Arit
metik, der Geometrie, und der Astronomie zu erw
gen und auszubreiten. An denen, welche sich m
der Ausrechnung der kirchlichen Feste beschäftigten
fehlte es nicht. Besonders war Franco, ein Sch
lasticus von Lüttich, einer von den berühmteste
Con

sten dieser Zeit, der sich auch mit seinem
, Falchalin, Mühe gab, die Quadratur
els zu erfinden. Auch schrieb Heriger,
von Lobies, ausführliche Erklärungen über
Rechentafel, und über die Osterrechnung.
eschränkt aber ihre arithmetischen und geo-
Einsichten in diesen Theilen des Quadruvii
hellet daraus, daß sie alle ihre mathemati-
ntnisse aus den Schriften des Beda, des
, und einiger andern solchen Scribenten
Die Sternkunde hatte kein günstigeres
als die Arithmetik und Meßkunst. Es
t an allem Fleiße, mit dem Himmel und
der Sterne bekannter zu werden. Die
ie gehörte sogar unter die Wissenschaften,
n den Schulen vorgetragen wurden. En-
ein Mönch in dem Kloster des heiligen
zu Lüttich, war wegen seiner Kenntniß der
ehr berühmt. Gilbert Manimot, ein Bi-
isieux, der seinen bischöflichen Sitz zu einer
kademie machte, versagte sich das Vergnü-
Schlafes, um ihren Lauf zu beobachten;
Scholasticus von Tournai, that dasselbe.
nus Contractus schrieb über das Astrola-
dessen Nutzen. Allein, alle astronomischen
ungen dieser Sternkundigen nützten weder
on durch die Entdeckung der großen Aus-
elche die Sternkunde den Menschen in das
che Reich der Gottheit öffnet, noch den
durch die Anwendung ihrer Wahrheiten
eförderung der Schiffarth; zu geschwei-
den großen Haufen alles Außerordentliche
el mit Furcht und Schrecken erfüllte. Eine
nsterniß konnte eine ganze Armee zerstreuen,

wie solches im zehnten Jahrhunderte Otto
erfuhr, dessen Kriegsvölker bey einer une
Verdunkelung der Sonne, in der Meyn
Ende der Welt sey gekommen, sich plötzlic
ten, und durch alle Vorstellungen eines
der nachher Bischof von Lüttich wurde, nic
ner Furcht befreyt werden konnten, noch
wieder sammelten, bis die Sonne ihren ers
wieder erhielt *). Man studirte diese ed
schaft, um die Schicksale der Menschen
Laufe der Gestirne vorher zu sagen, und di
für die Astrologie war so groß, daß
von Mans, der in einem aus funfzehn
bestehenden Gedichte diese eitle Kunst
zu machen suchte, dennoch nichts dageg
richten vermochte; zum Theil vielleicht
wegen nicht, weil sein Gedicht so lang war
zes und glückliches Epigramma hätte vie
größere Wirkung gethan.

Wie es den freyen Künsten gieng, s
auch mit den mechanischen und schönen, w
nicht mit allen, doch mit einigen von ihne
verwandt sind. Weil man im zehnten
derte sich eingebildet hatte, daß das Ende
nahe wäre, so hatte man die Kirchen,
und andre öffentliche Gebäude ganz verfal
Kaum fieng diese panische Furcht an zu ver
als man auch auf die Wiederherstellung
besserung besonders der kirchlichen Gebäu
ken anfieng. Man legte sich mit großem
die Baukunst; denn jeder Bischof wollte

*) Marten. collect. ampl. Tom. IV. p. 860.

er und prächtiger gebaut haben, als der an-
Man lernte feste Brücken schlagen, und in
en Gegenden einen guten Grund legen; man
h starke und hohe Thürme. Mit der Liebe
cht fanden sich bald geschickte Arbeiter in
Silber; auch kam die Malerey und Bild-
wieder in Ansehen. Guinamand, ein
von Chaisedieu, war einer von den berühm-
ünstlern des eilften Jahrhundertes, beson-
er Sculptur. Man muß aber von diesen
n weder Geschmack, noch in ihren Werken
chönerte Natur vermuthen, obgleich die Ita-
schönen Künste von den Griechen erlernten.
Desiderius, ein Abt von Montecassino, als
rche seines Klosters wieder aufbauen, und
ersinnliche Pracht dabey angebracht haben
Künstler von Constantinopel kommen, die
musivische Arbeit und auf die Zubereitung
mors verstanden. Sie mußten die Leibeig-
s Klosters in diesen Arbeiten unterrichten;
r Aberglaube der Zeiten hatte auch den Ge-
der griechischen Künstler so verderbt, daß
s diesen Jahrhunderten keine vorzüglichen
er Kunst aufzuweisen hat.

war der Zustand der philosophischen Wissen-
der freyen, der schönen und der mechani-
nste in diesen Zeiten beschaffen. Die Bar-
te vom zehnten Jahrhunderte eine solche Ge-
, daß die Menschen fast nicht mehr denken
n schienen. Gegen das Ende desselben, und
en fiengen sie wieder an, eine Begierde nach
niß und Licht zu empfinden, ohne sich doch
Ohnmacht erholen zu können, worein sie ge-

fallen waren. Nicht anders verhielt es sich mit de[illegible]
mannichfaltigen Erkenntnissen, die zur Religion un[illegible]
selbst zu dem äusserlichen Gottesdienste der Zeit[illegible]
gehörten. Die größten Männer der römischen Ki[illegible]
che trösten sich über die Verfinsterung, welche d[illegible]
wahre Erkenntniß Gottes in dieser unglücklichen Ep[illegible]
che litt, damit, daß es im zehnten Jahrhunder[illegible]
keine Ketzereyen gab. Aber Ketzereyen gab es n[illegible]
darum nicht, weil der menschliche Verstand zu frey[illegible]
Untersuchungen der Religion so unfähig geword[illegible]
war, daß er seiner allgemeinen und völligen Unw[illegible]
senheit wegen nicht einmal zu Irrthümern aufgel[illegible]
war, die nur dann entstehen, wenn der Mensch sel[illegible]
denken will, mit seinem Verstande aber kühn[illegible]
zuversichtlicher und neugieriger wird, als er seyn so[illegible]
te, oder seyn würde, wenn er das Maaß sei[illegible]
Kräfte nicht verkennte. Obgleich der Gottesdie[illegible]
dieser Zeiten größtentheils bloß in äusserlichen G[illegible]
bräuchen bestand, die sich durch die Sinne, und d[illegible]
tägliche Uebung leicht ins Gedächtniß eindrücken[illegible]
So fehlte es doch im zehnten Jahrhunderte so gar a[illegible]
solchen Gelehrten, die mit einiger Einsicht über [illegible]
turgische Materien schreiben konnten. Die Bene[illegible]
ctiner suchen mit großer Aengstlichkeit umher, um e[illegible]
nige zu finden, die sie unter die liturgischen Schri[illegible]
steller zu setzen wagen dürfen. Sie müssen aber i[illegible]
das neunte Jahrhundert zurück gehen, und den Re[illegible]
migius von Auxerre, von den man eine Erklärun[illegible]
des Meßkanons hat, zum zehnten rechnen, weil e[illegible]
erst im Anfange desselben gestorben ist. Ein unge[illegible]
nannter Abt von Montfaucon schrieb eine mystische
Antwort auf die Frage, warum man keine Kirches
mit Anrufung der Heiligen des alten Testamentes
einweiht, und der ist eine wichtige Entdeckung für

sie.

luch sind es in ihren Augen keine geringen
ste dieser Zeiten um die Liturgie, daß Rat-
ein Abt von Corvey, von dem Sacramenta-
gors des Großen eine schöne Abschrift ge-
daß Notker, der Stammler, ein Märty-
chniß geschrieben; daß eben dieser Notker
bert, der König von Frankreich, und ein
on Anjou, und Stephanus von Ton-
Hucbald, der Abt von St. Amand, Rad-
in Bischof von Uetrecht, Letald von Mici
n, Sequenzen und Responsoria verfertigt
die beym öffentlichen Gottesdienste, beson-
den Festen neuer Heiligen, gesungen wur-
drer solcher Denkmaale von den liturgischen
ssen dieser traurigen Epoche zu geschweigen.
eilften Jahrhunderte fieng man wieder an,
bungen und erträglichere mystische Erklärun-
zum Gottesdienste gehörigen Ceremonien
räuche zu machen, obgleich dazu nichts ge-
ls Gedächtniß, als Augen und Hände, äl-
riften davon zu lesen und auszuschreiben.
d gleichwohl die Talente und Einsichten,
yer willen Heriger, ein Abt von Lobies,
ein Abt von Reichenau, Petrus, ein
der Kirche zu Chartres, Odo, ein Bi-
Cammerich, Bruno, ein Bischof von
Johann, ein Erzbischof von Rouen, mit
dern der Unsterblichkeit würdig geachtet wer-
Ein einziger Osmond, der erst Wilhelms
erers Kanzler war, und aus diesem Amte
de eines Bischofes von Salisbury erhoben
erdiente deswegen bemerkt zu werden, weil
ottesdienste die Gestalt und Einrichtung ge-
, welche fast alle englischen Kirchen bis auf

die Absonderung Heinrichs des achten von der Ge- meinschaft mit der römischen Kirche beobach- haben.

Auslegungen der Schrift von einem vorzüg- lichen und unterscheidenden Werthe kann man in die- sen beyden so finstern Jahrhunderten nicht erwarten. Die Bibel war eins von den seltensten und kostbar- sten Büchern. Sie war nicht in den Händen des Volks, vielleicht nicht einmal in allen Klöstern, und blieb größtentheils selbst denen, welche Lehrer des Volkes seyn sollten, wegen ihrer Unwissenheit in den Sprachen, wegen der Irrthümer der Zeiten, und weil Religion, Heiligkeit und Tugend mehr in der Beobachtung äusserlicher gottesdienstlicher Gebräu- che, als in richtiger Erkenntniß und ihrem Gebrau- che zu einem mit den Wahrheiten und Vorschriften des Wortes Gottes übereinstimmigen Leben bestand, ein versiegeltes Buch. Mit aller Mühe, womit man beweisen will, daß die Kenntniß dieses göttli- chen Buches in diesen Zeiten nicht ganz vernachläs- siget worden sey, kann man doch wenig Mönche und Bischöfe ausfündig machen, die wegen ihrer Be- kanntschaft mit der Schrift gerühmt zu werden ver- dienten. Von den Meisten meldet die Geschichte nicht einmal, wie sehr sie dieses Ruhmes würdig sind. Im zehnten Jahrhunderte schrieb Adaso, ein Mönch von Corvey, eine Auslegung des Pro- pheten Daniel, Odo von Clugny Erklärungen über die Bücher der Könige und den Jeremias, Rüdi- ger, ein Scholasticus von Epternach, über die Briefe Pauli in vierzehn Büchern, und über die an- dern apostolischen Briefe in sieben Büchern. Im eilften Jahrhunderte sollen Petrus, ein Kanzler der

Kirch

von Chartres, Glossen über den Hiob, Da-
ein Mönch von Lerins, eine Auslegung der
n, ein ungenannter **Mönch von Troarn**
ücher über den Prediger Salomo, und Aus-
n des Jesaias, des Jeremias, des Ezechiel
aniel, des hundert und vier und zwanzigsten
s und über ein Stück des Evangelisten Lucas,
gar von Tours aber eine Erklärung des ho-
des geschrieben haben. Alle diese Auslegungen
tweder verloren, oder der Bekanntmachung
erth geachtet worden. Sie können es auch
rdient haben, weil überhaupt alle Ausleger
Zeiten sich auf den eigentlichen und wahren
er Schrift, weder einließen, noch einlassen
; zufrieden mit allegorischen und moralischen
dungen ihrer Worte, die sie weit über ihren
chen in den Worten und der Absicht der Bi-
ründeten Sinn erhoben. Doch war es den
och nicht verboten, die Bibel zu haben und
; denn dieß wurde erst im Anfange des zwölf-
rhunderts auf einer Kirchenversammlung zu
e untersagt. Gleichwohl verboten schon zu-
Aebte ihren Mönchen die Untersuchung der
Gvibert von Novingento, ein Mönch von
erzählt in seinem Leben, er habe in der
Bec sich auf die Erlernung des vierfachen
ndes gelegt, und sich dadurch die Gabe zu
n erworben; aber nach seiner Zurückkunft in
oster habe ihm der Abt desselben nicht erlaubt,
nem Geistlichen so anständige Beschäftigung
tzen; dadurch sey er genöthigt worden, sich
rgen, um seine Auslegung über die sechs
er Schöpfung auszuarbeiten, und habe sie
cht eher als nach dem Tode seines Abtes vol-

Harduin. Tom. VI. Concil. p. 1149.

Gvibert. L. I. de vit. sua c. 66.

lenden können. Die meisten Aebte hatten die Legen-
denschreiber lieber, als die Ausleger der Schrift.
Diese hätten dem abergläubischen Haufen die Augen
öffnen können; jene halfen durch ihre heiligen Lügen
die Klöster bereichern. Man darf sich also nicht
verwundern, wenn es einigen Bischöfen des zehnten
Jahrhundertes, unter denen sich Ratherius von
Verona vor andern auszeichnet, zum Verdienste an-
gerechnet wird, daß sie die Schrift fleißig anführen,
wiewohl ihre Anführungen meistentheils so beschaffen
sind, daß man daraus weder eine gründliche Kennt-
niß ihres Wortverstandes, noch eine deutliche und
richtige Einsicht in ihre Lehren und den Grund der-
selben schließen kann.

Wenn man von der Wahrheit dieser allgemeinen
Urtheile überzeugt zu werden wünscht, so braucht
man nur die noch übrigen Ausleger des zehnten und
eilften Jahrhundertes mit einiger Aufmerksamkeit
zu betrachten. Ihre Anzahl ist klein. Aus der
Finsterniß des zehnten Jahrhundertes sind nur zwey
Denkmaale von den exegetischen Kenntnissen des-
selben ans Licht gezogen worden. Diese sind die Aus-
legung eines Placidus von Verona*) über das zwey-
te Buch Mosis, welche Johannes Aloysius Minga-
rellus, ein römischer Canonicus, nebst einigen Ge-
dichten Paulins von Nola, und des Alanus theolo-
gischen

*) Anecdotorum Fasciculus, sive Paulini Nolani, Ano-
nymi scriptoris et Alani Magni ac Theophylacti
Opuscula aliquot, D. Johannes Aloysius Mingarel-
lus Canonicus regularis Ordinis S. August. &c. nunc
primum edidit &c. Romae 1756. Ex typographia
Joannis Zempel.

chen Regeln, die er in seinem Lateine Maximas
int, wie auch einigen Fragmenten vom Theophylakt
ausgegeben hat, und Attons, des Bischofes von
ercelli Erklärungen der paulinischen Briefe, wel-
man dem Canonicus Büronzo von Vercelli
ldig ist. Beyde sind einiger Aufmerksamkeit
t unwerth, weil sie der Welt erst vor wenig Jah-
mitgetheilt sind. Die Auslegung des zweyten
ches Mosis hat zwar Maffei einem Placidus von
rona, welcher noch im achten Jahrhunderte gelebt
en, und im neunten gestorben seyn soll, zueignen
len; Mingarelli aber, ihr Herausgeber, giebt
einem Placidus aus der ersten Hälfte des zehnten
hrhundertes, und das überaus barbarische Latein,
innen sie verfaßt ist, gehört nicht unter die schwäch-
Gründe seiner Meynung. Das einzige Wort
norificabilitudinas ist allein Beweis genug,
sehr der Verfasser in diesem Jahrhunderte gelebt
haben verdiene. Er ist so reich an barbarischen
sdrücken, daß die Glossaria derselben mit vielen
sätzen aus diesem, seiner finstern Zeiten so würdi-
, Ausleger vermehrt werden könnte *). Min-
elli vermuthet, er sey ein Deutscher gewesen,
il das Wort Thronstuda in seiner Auslegung
kömmt; aber diese Muthmaßung, bey deren
rtrage Mingarelli nur wenig Kenntniß der deut-
en Sprache verräth, hat keinen sichern Grund,
il Italien, das so oft von den Deutschen erobert
d beherrscht worden ist, leicht das deutsche Wort

*) Z. E. A Thermut adultus est; sonoritas; iterat ad stultitiam; semotim; transitus fuit; major ab omnibus; historialiter; prodiebunt; exiebant.

Dornstaude, von ihnen hat annehmen
die ältere deutsche Sprache auch, neuen
tungen zu folge, sich in einigen Gegenden
des erhalten hat. Dieser **Placidus** kann
lich nicht als ein Muster einer guten l
Schreibart angepriesen werden; gleichn
man seiner unter den Gelehrten seiner Zeit
Er kannte die ältern Ausleger der abend
Kirche; Hieronymus, Augustin, Gregor
und Isidor von Sevilien waren ihm bekan
auch Cassiodor, dessen Abbildung von d
hütte er zum Theil beschrieben hat, welch
merken ist, weil sie Garetius nicht ge
von dem wir eine von den vorzüglichste
ben seiner Werke haben. Placidus hat
den Beda gebraucht, der eben nicht
Originalausleger der Schrift gehört: doc
ein sclavischer Ausschreiber, indem er oft r
ausführlicher ist, wie seine Anmerkungen
sechs und zwanzigste und sieben und zwanz
pitel beweisen. Oft hat er Erklärungen
ganz eigen zu seyn scheinen. Man findet
Stelle aus dem Varro bey ihm, d
Ausgaben dieses Alten fehlt. Hat er sie a
Exemplare desselben, so muß er sie a
andern Schriftsteller genommen haben, de
unsre Zeiten gekommen ist *). Seine G
keit erhellt auch daraus, daß er nicht allei

*) Renes, ait Varro dictos, quod intus c
mores nascuntur; nam renes et medull
liquorem desudant; qui liquor iterum a
lore venereo solutus decurrit; hinc a par
nes. Ad Cap. XVII. Exod. v. 4.

›hus gelesen hat, und ihn fleißig anführet, sondern
ch die alte Auslegung über den Hiob, die einige
m Beda, andre dem Hieronymus zueignen, dem
resbyter Philippus, einem Schüler des Hierony-
us namentlich zueignet. Sonst läßt sich die ge-
eine lateinische Uebersetzung der heiligen Schrift
it verschiednen Lesarten aus seinem Commentar ver-
ehren, und er scheint ein ganz andres Exemplar
rselben gehabt, oder doch mit dem gewöhnlichen
rglichen zu haben, weil man drey Stellen bey ihm
ıdet, welche itzt sogar in der Vulgate fehlen *).
ie Sprachkunde ist seine Stärke nicht. Er be-
ügt sich besonders bey der Erklärung hebräischer
amen mit dem, was Beda davon gesammlet hat;
deß erkennt man seinen Fleiß daraus, und sieht,
ß es ihm nicht an Liebe zur gelehrtern Erkenntniß
r Schrift in diesen Zeiten gefehlt habe. Eben
:ß muß man von einem andern unbekannten
chriftforscher dieses Jahrhundertes sagen, der Fra-
n und Antworten über die heilige Schrift geschrie-
n hat, aus denen Mingarelli die eilfte Frage:
Zenn die Welt erschaffen worden sey; mit der Ant-
ort darauf anführt, die den zwey und zwanzigsten
Nerz angiebt; eine Frage und Antwort, die zum
enigsten mehr Neubegierde und Nachdenken be-
eisen, als man von solchen finstern Zeiten erwar-
:n sollte.

Da man die Quellen kennt, woraus Placidus
ine Auslegung des zweiten Buches Mosis genom-
ıen hat: So kann man nicht viel von ihm fodern.
Gleich-

*) C. 13, 3. 14, 20. 16, 26. 18, 2. 21, 33. 22, 2.
Num, Cap. 7, 1. 14, 2.

Gleichwohl giebt es einige Stellen, welche z
weise dienen, daß er selbst zu denken versu
Er bemerkt zum Exempel, daß Moses n
Seelen, die mit Jacob nach Egypten g
wären, Lucas aber, oder vielmehr Stepha
der Apostelgeschichte fünf und siebzig zähle.
anscheinenden Widerspruch hebt er mit der
kung, daß bey den Ebräern die größre Zah
nere überschießende unter sich begreife.
Stellen, worinnen gesagt wird, Gott n
Herz Pharaonis verstocken, oder er habe es
merkt er an, daß Verstocken von Gott gebr
viel heisse, als nicht erweichen, oder zulas
ein Mensch sich verhärte und ihm widersetze.
sagt er, und diesen Satz will er als eine
Auslegung angenommen haben, thut alles
er thut, entweder durch eine Anwend
ner Kraft, oder durch sein Gericht;
das Gute, das die Menschen thun, durch
wendung seiner Kraft; was sie aber Böses t
läßt er nur geschehen. Dabey äussert er die M
daß alles Böse bey den Menschen seinen erste
in ihnen selbst habe; daß der Satan sie n
Böses zu thun reize, bis er Stoff zum B
ihnen wahrnehme; daß er also auch den erst
schen nicht eher verführt habe, als bis
Spur des Hochmuthes bey ihm inne gewor
ein für diese Zeiten kühner und sonderbarer G
Auf die Frage: woher die ägyptischen Zaub
Wasser, das sie in Blut verwandelten, ge
hätten, antwortet er: Aus Gosen.
bemerkt er auch, daß feurige Kohlen
Haupt seines Feindes sammeln, so vi
als ihn durch Wohlthun zur Reue ber

Die meisten Erklärungen sind allegorischer Art. ...cob bedeutet Christum; die siebzig Seelen, die ...s Canaan nach Aegypten gekommen sind, sind sei... siebzig Jünger; die harten den Israeliten aufer...ten Arbeiten im Thone die Werke des Fleisches. ...ses im Wasser ist Christus, der durchs Wasser ... Taufe in den Herzen der Gläubigen wohnt; ...arao hingegen bedeutet den Teufel. Moses, der ... Aegypter tödtet, ist wieder Christus, der den ...fel überwindet; und der Busch, der im Feuer ...nt, die Kirche, welche durch keine Verfolgung ...gerottet werden kann. Das in Blut verwandel... Wasser macht er zur Philosophie der Heiden, und ... Fische, die darinnen sterben, sind diejenigen, die ...urch verloren gehen. Die Frösche sollen Sym... der Poeten seyn, deren Verse sich durch die An...th ihres Wohlklanges empfehlen, ohne heilsame ...en für die Menschen zu enthalten. Die Wolke ...er Wüsten ist das Gesetz; die Feuersäule aber ... Evangelium.

So seltsam alle diese allegorischen Auslegungen ..., die man leicht verzeihen kann, da des Placi...s viel gelehrtern Vorgänger keine bessern haben: ...vernünftig ist für seine Zeiten, und für die Einsicht, ... er haben konnte, die Rechtfertigung derselben. ... dem alten Gesetze, sagt er, hat man dreyerley ... bemerken. Einige Stücke davon gehören zum ...auben und zur Erkenntniß Gottes und seiner Ma...ät; einige Gebote gehen auf die Sitten und ver...ten das Laster; andre betreffen Ceremonien. ...e Stücke, die zum Glauben, zur Erkenntniß Got..., und zur Liebe desselben und des Nächsten gehö..., muß man bey ihrer Auslegung im eigentlichen Sinne

Ad Cap. XXII. Exod. v. 2.

Sinne und Wortverstande nehmen. We
Ceremonialgesetze nicht mehr beobachtet w
sen: So sind sie in neue Geheimnisse v
worden, weil Paulus sagt, daß alles, was
llten angehe, uns zum Vorbilde geschehe

Für die Dogmatik hat Placidus n
eine einzige Stelle, die zur Geschichte der
Abendmahle gehört, die aber weder dem
tholischen noch dem lutherischen Lehrbegrif
ist. Handlungen, sagt er, die nach dem h
Verstande schändliche und unanständige H
seyn würden, müssen in einem geistlichen S
standen werden; also uneigentlichem Verst
bedeuten die Worte: Wenn ihr das Fl
Menschensohnes nicht essen werdet,
Fleisch, das er von der Maria angenommen
dern die Mysteria, oder die Zeichen des
Blutes Jesu Christi; denn es würde eine
That gewesen seyn, wenn er sich selbst hä
und ihnen seinen Leib zu essen und sein Bl
ken geben wollen. Diese Stelle ist einer
Rabanus Maurus in seinem Schreiben a
Ekgil so ähnlich, daß sie unter die Grün
daß er nicht später, als im zehnten Ja
gelebt haben könne.

Die Auslegung des Bischofes Atto vo
li hat nach dem, was Ernesti *) dav
hat; denn selbst habe ich sie nicht gesehen,
zügliches vor dem Werke, welches ich b

*) Siehe Ernesti theologische Bibliothek X.
112. u. f. S.

e. Ob Atto gleich das Griechische wenig, oder
mir viel wahrscheinlicher ist, gar nicht verstand;
n die Stellen, welche seine Kenntniß davon be-
sen sollen, beweisen es nicht: So mußte er doch
er den verschiednen Auslegungen der Alten gut zu
len. Sehr oft scheint er auch aus dem Zusam-
hange richtig und gut gerathen zu haben. Seine
llen waren Hieronymus, Augustinus, und Gre-
us der Große, ob er gleich auch andre gebraucht
haben scheint. Er erklärte viele Stellen richtig,
besser, als sie selbst in neuern Zeiten erklärt
den sind. Die Fürbitte des heiligen Geistes in
Herzen der Gläubigen versteht er von seinem kräf-
n Antriebe zum Gebete; die Fülle der Heiden
t von der Bekehrung aller Heiden, sondern von
r gewissen von Gott vorhergesehenen Anzahl der-
n; die Analogie des Glaubens nicht im philo-
ischen, sondern in mathematischem Verstande,
dem Verhältnisse oder dem Maaße des Glau-
s; den Glauben, aus dem alles kommen muß,
nicht Sünde seyn soll, nicht von dem seligma-
den Glauben, sondern von der Erkenntniß der
eränderlichen Wahrheit Gottes. Bey der schwe-
Stelle von den Sprachen glaubt er nicht, daß
e Wundergabe den ersten Gläubigen zum Lehren
eben worden sey. Das Ziel der Regel, über wel-
s sich Paulus nicht rühmt, erklärt er richtig von
Grenzen, die Gott seinem Predigtamte gesetzt
te. Eben so glücklich erklärt er an mehr als an
m Orte die Worte Fleisch, Geist und Christus
tonymisch, das Kennen und Erkannt werden
ch Lieben und Geliebt werden, und das Erb-
il der Heiligen im Lichte von der Erkenntniß der
Jüden zuerst geoffenbarten Wahrheiten. Er
war

Röm. 8. 15.
Röm. 11.
Röm. 12.
Röm. 15.
1 Cor. 14.
2 Cor. 10. 13.
Gal. 4. 5. 5. 5.
Phil. 1,21.
Col. 1, 27.
Gal. 3, 5.
Col. 1, 12.

war auch nahe bey der richtigen Erklärung
le: Lasset euch niemand das Ziel v
der nach eigner Wahl einhergeht in
und Geistlichkeit der Engel, wenn e
viel ich weiß, auch die neuern Ausleger
hen haben, unter der Demuth und Ge
der Engel, *) die niedrigen Begriffe d
Apostel von der Religion und die falsche
der nothwendigen Beybehaltung des leviti
zes verstanden hätte, welches nach ihre
Meynung, von den Elohim oder Engeln geg
den war. Alle diese Stellen sind Beweis
daß Atto von Vercelli in hellern Zeiten,
zugleich der griechischen Sprache des neu
mentes mächtig gewesen wäre, ein glückl
vorzüglicher Ausleger der heiligen Schrift
seyn würde. Seine übrigen Schriften verd
niger Achtung, obgleich sowohl sein Werk
Bedrängnissen der Kirche, als sein Polipti
Polyptychus, welcher eine Art von V
der Tugenden und Laster ist, in der Geschich
von dem Zustande der Kirche, theils von
schaffenheit der christlichen Sittenlehre in se
ten, nebst seinen Briefen, mit Nutzen ge
gebraucht werden kann.

Im eilften Jahrhunderte fanden sich m
lehrte, welche sich mit der Auslegung der S
schäfftigten; man kann ihnen aber nicht nach

*) Ταπεινοφροσυνη και θρησκεια αγγελων. Vergl
dem 10. und 14. Vers, woraus klar ist,
ταπεινοφροσυνη nichts anders ist, als was
στοιχεια τȣ κοσμȣ, oder πτωχα στοιχεια nennt,

; sie ihre Vorgänger übertroffen hätten. Einer
vornehmsten war der Bischof von Würzburg,
runo, Kaiser Conrads des zweyten Oheim, der
uslegungen über die Psalmen, über alle Lieder des
en und des neuen Testamentes, über das Vater un-
, über das athanasianische und apostolische Glau-
nsbekenntniß, und über die fünf Bücher Mosis
rieb. Man findet die Meisten in der großen Bi-
othek der Kirchenväter bey einander. Er unter-
eidet sich von andern, nicht durch beßre Erklärun-
, sondern durch einige Kenntniß der ebräischen
prache, und der siebzig Dollmetscher. Zuweilen
gleicht er das ebräische Original mit diesen, und
ierket zugleich die Stellen, worinnen die siebzig
llmetscher von der gemeinen lateinischen Ueber-
ung abweichen. In den Auslegungen der Psal-
n übergeht er den natürlichen und buchstäblichen
rstand nicht ganz; er hängt doch aber mehr an
n Typischen und Allegorischen, und findet über-
Christum und die unterscheidenden Lehren des
angelii.

Von gleicher Art sind die Auslegungen eines
dern Bruno, des Bischofes von Segni, über die
if Bücher Mosis, den Hiob, die Psalmen, das
he Lied, und die Offenbarung. Er ist reich an
legorien, die sehr seltsam sind. In den Worten:
ott schuf den Menschen ihm zum Bilde; er
uf sie ein Männlein und Fräulein, findet er
iau die moralische Aehnlichkeit der ersten Menschen
it Gott; allein auch in dem Männlein, die Geist-
hen, welche einen männlichen und tapfern Geist be-
en, und in dem Weiblein diejenigen, welche
) einer weiblichen Weichlichkeit überließen. Unter

den Fischen, worüber die Prälaten, als de
pus der ersten Menschen, herrschen sollten,
er die Christen, unter den Vögeln die Phi
unter den Thieren die Unwissenden und W
stigen, welche sich keiner Zucht unterwerfe
Die Frösche, diese Plage Aegyptens müsse
ßer seyn, und zwar wegen ihrer Geschw
Placidus hatte die Poeten dazu gemacht.
sind die sinnlichen Begierden, und die He
der Teufel. Zuweilen, wiewohl sehr selten
auch, besonders in den Noten über die Psa
nige gute, oder in diesen Zeiten nicht gem
Erklärungen. Er versteht zum Exempel d
des zweyten Psalmes: heute habe ich dic
get, von der Menschwerdung Jesu, und di
mit einem eisernen Scepter, von der un
lichen Gewalt Christi, der niemand wiederst
ne. Eben so vernünftig ist die Auslegung
te: Dienet dem Herrn mit Furcht, da
einem sorgfältigen Dienste erklärt, der sich ke
läßigkeit verzeihe. Diese bessern Erkläru
jedoch dünne ausgestreut, und darum ist es
ob er sie nicht aus ältern Auslegern genom
Die Arbeiten des Bruno, welcher den O
Carthäuser gestiftet hat, theils über die P
theils über die Briefe Pauli sind von keine
Gehalte, und haben zugleich den Fehler, d
harten augustinianischen Lehrsätze von der Pr
tion überall in der Schrift zu finden weiß,
den Menschen sagt, daß sie alle in Adam Ei
se des Verderbens wären. Bruno vo
urtheilte besser, wenn er behauptete, daß
mung von dem Ursprunge der Seele durch ei
kalische Fortpflanzung aus den Seelen der ers

eine Ketzerey wäre. In der marchesischen Aus-
der Auslegungen dieses Bruno von Segni fin-
man auch die Auslegung eines Odo von Aste,
ihrer kurzen und leichten Schreibart wegen ge-
nt werden kann, sonst aber keine merklichen Vor-
vor den übrigen besitzt.

Ich begnüge mich, einige andre Ausleger der
rift aus diesen Zeiten bloß zu nennen, einen schon
ial genannten Kanzler von Chartres, **Petrus**,
seine kurzen Glossen über den Hiob, die Klaglie-
Jeremiä, und das Evangelium Matthäi von kei-
Wichtigkeit sind; einen **Robert** von Tomber-
, weil seine Erklärung des Hohenliedes bloß mo-
ch ist; einen Mönch von St. Milhan, **Grimo-**
, weil seine Uebersetzung aller biblischen Bücher
ie gemeine Sprache unsre Zeiten nicht erreicht
Mangolds, eines Mönchs von Marbach,
eiten über die Psalmen, seine Randglossen über
Jesaias, und das Evangelium Matthäi, und
Auslegung der Briefe Pauli wurden zu seiner
er, als Gold und Silber geschätzt. Er war
r Gelehrsamkeit wegen berühmt; er hatte sogar
Töchter so unterrichtet, daß sie öffentliche Vor-
igen halten konnten; ob aber seine Schriften die-
Ruhm verdienten, mit dem seine Zeiten so frey-
g gegen ihn waren; läßt sich nicht entscheiden,
nichts davon gedruckt ist.

Anonym. Mellicens. de script. Eccles. p. 105. et Henric Gandav. c. 28. Marten. T. V. p. 1169.

Gegen das Ende des eilften Jahrhundertes be-
hten sich besonders **Lanfrank** und **Anselm** von
nterbury, die Einsicht in den Verstand der heili-
Schrift zu befördern. Dieser versuchte eine An-
ng zum lesen derselben zu geben; was er aber

sagt, läuft auf eine Erklärung des verschie-
nes hinaus, welchen die Bibel haben so
frank wird wegen des Fleißes, den er au
tigkeit des Textes wendete, gerühmt und
lich die verschiednen Abschriften desselben
der vergleichen; allein die kritische Zeit,
allein solche Bemühungen gelingen können
nicht erschienen. Man hat von ihm kur
über die Briefe Pauli. Ich habe sie dur
und wenig darinnen bemerkt, das seiner
die Schrift Ehre machte. Seine sehr
merkungen sind größtentheils aus dem Amb
Augustinus. Unterdeß hat er doch einige
merksamkeit verdienen. Er versteht, zum

Röm. 5, 11.

unter dem Gesetze des Glaubens die Lehre C
unter der Gerechtigkeit des einigen Mensche
wodurch viele gerecht werden, das, wa
den Schulen der neuern Gottesgelehrten de
Gehorsam Christi nennt, und sagt, daß d
das er Gott durch sein Leiden dargebracht ha
seinen Gehorsam angenehm geworden
nige verdienen bloß bemerkt zu werden,
mehr eine Satire auf seine Zeiten, und
auf den Berengarius, als eine Erklärun
bel sind. Wenn Paulus die Weisheit de

1 Cor. 1.

lii von der Weisheit der Welt unterscheide
er unter dieser die Dialektik, das Quadru
die platonischen Schriften verstanden, und
der falschen Weisheit mit dem Namen des G
bezeichnet haben, gleichwie er unter den ver
Reden, welcher er sich nicht bedienen wolle,
thorik mit ihren Regeln gemeynt haben so
glaube, daß dieses genug sey, den Ge
Commentators kenntlich zu machen.

Aus dem Zustande der Sprachenkunde, der
osophischen Wissenschaften und besonders
Schriftauslegung in dieser Epoche, der, um
vortheilhafteste davon zu sprechen, so mittelmä-
war, und nicht einmal so viel Licht hatte, als
neunte Jahrhundert, läßt sich leicht schließen,
der Zustand der Dogmatik, der Polemik,
der Moral beschaffen gewesen sey. Die Ge-
en fiengen wieder an die Kirchenväter zu lesen;
, die Aussprüche der Kirche und die heilige Schrift
en die Quellen und der Grund der Theologie;
i die meisten Mönche und Bischöfe begnügten
nicht allein für den gemeinen Haufen, sondern
für sich mit der Kenntniß des apostolischen Glau-
bekenntnisses, welches bald Fides, bald Cre-
tas genannt wurde, des Vaterunsers, und der
Gebote; bey der höhern und niedern Clerisey kam
die Wissenschaft der vornehmsten Kirchengebräu-
der gottesdienstlichen Verordnungen, der Buß-
e und der Ordensregeln hinzu. Mehr zu wis-
und die Religion auf eine gelehrte und scharf-
ge Art vorzutragen, hatte man zum wenigsten
Pflicht. Unterdeß gaben doch die Streitig-
1, die Berengarius über die Lehre vom Abend-
e veranlaßte, die fortdauernde Trennung der la-
schen und griechischen Kirche, und die sogenann-
neuen Manichäer, die sich an einigen Orten in
ien, Frankreich und Deutschland hervorthaten,
genheit, die dialektische Methode, Wahrheiten
Religion zu untersuchen und vorzutragen, in die
ter und Schulen einzuführen. Berengarius,
seine Widersacher, vornehmlich Lanfrank, An-
l von Canterbury gegen das Ende des eilften
rhundertes, Hildebert von Mans im Anfange

des zwölften, der zuerst eine Art von the
Lehrbegriffe schrieb, Abälard und andre
dem Vortrage der geoffenbarten Lehren eine
stalt zu geben und den Grund zur scholastisc
logie zu legen, wobey ich mich itzt nicht au
ich davon bald ausführlicher handeln wer
dann werde ich auch umständlich von den
des Othlo, eines Mönchs von St. Emme
welcher als ein Widersacher des dialektis
trags in der Religion bekannter zu werden
als er noch vielen Kennern der Kirchenge
seyn pflegt.

Ueber die Moral giebt es in diesen Ja
ten wenig Schriften von einiger Erheblich
die Schriften eben dieses Othlo ausgenom
einer umständlichern Anzeige nicht unwü
Ratherius, der Bischof von Verona i
und Petrus Damiani im eilften Jahrhun
sen wegen ihres Eifers wider die Laster ih
besonders wegen ihrer nachdrücklichen Be
derer, die unter der Clerisey herrschten, be
den. Man findet im Ratherius eine beß
sundere Sittenlehre, als man in seinen fi
ten vermuthen sollte. Petrus Damian
abergläubischer, und besonders geneigt, di
zu glauben, welche die Verwandlung de
und Weines im Abendmahle in den Leib
Christi bekräftigen sollten. Wippo schrieb
rich den Sohn des Kaisers Conrad, eine
lung kurzer moralischer Lehrsprüche in le
Versen, von denen jeder eine Moral für
gen Prinzen enthielt. Sie waren freylich
vorzügliches Werk; sie konnten aber seinen

Petr. Damian. oposc. 34.

cht beßre Begriffe von den wichtigsten Pflichten
ybringen, als das moralische Spiel, das ein Abt
Vibold erfand, seine Mönche in der Tugend zu
ven. Wer in diesem Spiele eine Tugend warf, der
ußte sich an dem Tage des Wurfs darinnen üben,
id wurde ermahnt, Gott um die Mittheilung der-
ben zu bitten. Traf einer eine von den vornehm-
n; die Liebe aber war die allervornehmste, so wur-
e er an dem Tage der König des Spiels und der
Vornehmste unter den Mönchen. Wie tugendhaft
id heilig mußten nicht Mönche seyn, die sogar ein
znes moralisches Spiel hatten!

Auf die geistliche und bürgerliche Rechts-
elehrsamkeit wurde mehr Fleiß, als auf die Sit-
nlehre des Christenthums gewendet. Man schrieb
e alten Kirchenverordnungen fleißig ab; man trug
ich neue Sammlungen und Auszüge zusammen.
odo ein Abt von Bonneval, Burchard, oder Bro-
ard, von Worms, von dem diese Auszüge Bro-
ardica genant wurden, und Yvo von Chartres,
efertigten dergleichen Sammlungen, die sehr be-
hmt wurden. Nachdem die Institutiones und
igesta von den Pisanern zu Melfi entdeckt worden
aren, wurde die Wissenschaft der bürgerlichen
echte und Gesetze zu Pisa und Pavia gelehrt. Schon
Petri Damiani Zeiten gab es Rechtsgelehrte und
Sachwalter. Auch die Mönche beschäfftigten sich
it der Erlernung derselben. Lanfrank sammelte
ie Aussprüche der berühmtesten Rechtsgelehrten, und
nan findet auch, daß die Rechte zu Tull und zu An-
ers gelehrt wurden. Daß der neue Anbau dieses
Theils der menschlichen Erkenntniß der Religion,
var nicht gleich, aber doch in der Folge der Zeit vor-

 theil-

theilhaft gewesen sey, daran kann nicht
werden, weil dadurch das Recht der Na
ches mit der Religion und ihrer Sittenlehr
verwandt ist, ein Gegenstand der menschli
tersuchung wurde, und die Erkenntniß de
Einsicht in die Widersprüche des kirchlich
tes mit dem natürlichen beförderte und er
die geistlichen Gerichte auch dadurch viel
Ansehen und ihrer Gewalt verloren; Begeb
die alle eine besondre Aufmerksamkeit und
tung verdienen. Schon dieß war kein geri
theil, daß nicht die ganze menschliche Gele
in den Händen und dem Besitze der Cleri
deren Eigennutz und Herschsucht alle die
zu unterdrücken suchte, die ihrer Gewalt,
heit, und ihren Vortheilen auch nur von
gen Nachtheil drohten.

Diese getreue Abbildung von dem Zus
ganzen menschlichen Gelehrsamkeit in die
Jahrhunderten enthält nicht allein, nach
wohnheit derer, die von allen Gegenstän
die schwarze Seite sehen, alles Böse und
lige, was jene aufrichtige Geschichte sag
um unpartheyisch zu seyn, sondern auch al
und Vorzügliche, wodurch sie merkwürdig si
solches Gemälde setzt jeden in den Stand,
Einfluß ihrer verschiednen bald günstigern b
theiligern Schicksale in die Abwechslungen
ligion und Moralität der Zeiten ein richti
billiges Urtheil zu fällen. Sobald nur im ac
im Anfange des neunten Jahrhundertes in
senschaften ein neues Licht aufgieng, so wurde
gleich in der Religion heller. Die Unwissen

unter den Geistlichen und unter dem grossen Hau-
abzunehmen; auch wurde die tyrannische Herr-
aft des Aberglaubens erschüttert. Welch ein Glanz
rde sich über die Religion und den Gottesdienst
Christen verbreitet haben, wenn alle Theile der
lehrsamkeit nur das ganze neunte Jahrhundert
durch mit dem Eifer und Fleisse bearbeitet wor-
n wären, womit sie im Anfange desselben bearbei-
wurden, oder wenn auch selbst die Kirche nur
hr solche Päpste gehabt hätte, als Silvester der
eyte war! Allein sobald das Licht in den menschli-
n Wissenschaften wieder verdunkelt wurde, sobald
breitete sich auch eine neue Finsterniß über alle
eile der theologischen Gelehrsamkeit, und es bleibt
h immer zu verwundern, daß bey der erstaunli-
n Unwissenheit des zehnten und zum Theil auch
 eilften Jahrhundertes in allen gelehrten Spra-
n und in allen Theilen der schönen Künste und
 Philosophie noch so viel Erkenntniß übrig blieb;
d da die höhere Clerisey so sehr verderbt war,
muß man die Klöster theils der alten, theils der
uen Mönchsorden noch stets für ein besondres Glück
ser Zeiten halten: denn alles, was noch des Na-
ens von Einsicht und Gelehrsamkeit würdig ist,
m doch noch aus den Klöstern und aus ihren Schu-
, oder aus denen, deren Errichtung sie veranlaß-
 und begünstigten. Wie weit gieng unterdeß
cht der Verfall der wahren Religion und Tugend,
d was blieb von dem wahren Dienste Gottes übrig,
s größtentheils ein Hause symbolischer Ceremonien,
y denen weder der gemeine Hause noch selbst die
eistlichen etwas dachten und denken konnten, das
n Namen des Christenthums verdient hätte! Die
en Arten des Aberglaubens, als die Feuerprobe,

und die Probe mit siedendem Wasser, erhielten si
und wurden mit neuen Arten desselben vermehrt. A
les, was die Kirchenversammlungen zum Besten d
Moralität thaten, waren Bußverordnungen wid
die Räuber, die Mörder, die Ehebrecher, die Mo
brenner, wider gewaltsame Entführungen, wider
Heyrathen in verbotnen Graden, wider Meineide
falsche Zeugnisse. Sehr viele waren blos politis
Versammlungen und öffentliche Gerichtshöfe. D
Meisten von ihren Verordnungen bezogen sich auf
Besetzungen der Kirche und den Gebrauch ihrer G
ter. Sie setzten zum Exempel fest, daß die Ae
und Bischöfe sich die Tonsur nicht bezahlen lass
daß die Aebte beym Gottesdienste keine Handsch
keine kostbaren Schue, und keine Ringe tragen; d
sie die Präbenden weder kaufen noch verkaufen, u
deswegen Gastmahle geben sollten. Wer ei
Kirchenraub begieng, der wurde von ihnen in d
Bann erklärt, und wurde nicht eher davon frey g
sprochen, bis er den Raub dreyfach und vierfach wied
erstattet hatte. Auch durfte sich niemand mit d
Feinden der Kirche in ein Bündniß einlassen. E
Bischof von Neapolis wurde in den Bann erklä
weil er ein solches Bündniß mit verschiedenen Sa
cenen geschlossen hatte, und er konnte die Lossp
chung davon nicht eher erlangen, als bis er die V
nehmsten davon nach Rom schickte, die übrigen ab
ermorden liesse. Wie konnte in solchen Zeiten d
Religion günstige Schicksale haben, da der mensch
liche Verstand sich in einer solchen Unterdrückung be
fand, daß die Gewalt allein entschied, und so viel
den Rath gaben, diejenigen, die sich von den herr
schenden Meynungen entfernten, nicht zu widerlegen,
sondern

tern zu verbrennen! Wer durfte in solchen Zei- den Legenden von den Heiligen, ihren Reliquien ihren Wundern widersprechen, oder wers dem ßen Haufen verdenken, daß er blindlings alles ubte, was Seltsames und Wunderbares von ih- erzählt wurde, wenn es auch noch so thöricht und gereimt wär? Das zehnte Jahrhundert war t das güldne Alter der Reliquien. Welche Men- derselben wurde besonders auf Befehl des Kaisers to für die neuen Kirchen und Altäre, die er er- ten ließ, von allen Orten herbeygeschafft! Was Fabeln wußte man nicht von dem Schwamme, mit Christo Essig dargereicht würde; von den emen, womit er gebunden wurde; von dem Stein, rauf er stand, als er zu Petro sagte: du bist trus; von dem Staube, worauf er einhergieng, er ins Schiff trat; von dem Baume, auf dem chäus saß; von dem Barte des Audoenus, und weiß nicht wovon mehr zu erzählen; der oft lä- rlichen Wunder nicht zu gedenken, welche an Be- senen geschahen, sobald das Reliquienbehältniß rbeygebracht wurde!

Mabill. act. S.S. O.B. Saec. V. p. 200. seq.

Mit dem zwölften Jahrhunderte beginnt eine ue Scene aller menschlichen Wissenschaften. Die richtung neuer Schulen und besonders der Univer- äten gereichte ihnen gewissermaßen zum Vortheile, er nicht in dem Grade, als geschehen seyn würde, nn nicht die scholastische Philosophie und Theologie mächtig geworden wäre. Da man beyder Be- affenheit nicht richtig kennen und beurtheilen kann, ne genauere Vorstellungen von der Beschaffenheit selben in den vorhergehenden Zeiten zu haben: so

eilen

eilen wir in diese zurück, um zuerst die S
und Abwechslungen der Philosophie im
vom fünften Jahrhunderte an genauer k
lernen.



Von den
Schicksalen der Philosophie unt
abendländischen Christen und ihrer V
dung mit der Religion.

Die Schicksale der menschlichen Meynung
che sich den stolzen Namen der Philos
maßen, haben fast vom Anfange des Christ
an einen so großen und ausgebreiteten Einfl
Abwechslungen und Veränderungen seiner
Lehren gehabt, daß man von diesen keinen
und vollständigen Begriff haben kann, we
in der Kenntniß von jenen ein Fremdling ist.
digt Gott die Menschen einer schriftlichen
rung, so darf sich freylich die Vernunft
Richterinn über ihre Wahrheiten aufwerf
muß sich aber doch mit ihrer Erkenntniß na
sen Regeln beschäftigen, wenn der Dienst, d
fodert, ein vernünftiger Gottesdienst wer
Durch die Leidenschaften des Lasters verfinst
sie ihrer ursprünglichen Bestimmung, die M
auf dem Wege der Wahrheit zu Gott und zu
Seligkeit zu führen, ganz vergessen, sie in m
Wildnisse von Irrthümern verleitet, und auf
Abwegen, in der Hoffnung, auf dem einen o

ern zu einem sichern Lichte zu kommen, von dem
e ihres Nachdenkens immer weiter entfernt. Nur
göttliche Offenbarung konnte die Verführten aus
Labyrinthen eines irrenden Verstandes und eines
ognen Herzens erretten. Das ist der Glaube
Christen und ist es allezeit gewesen. Aber der
st der Menschen läßt sich nicht aufklären, wie
erliche Dinge erleuchtet werden. Er muß die
rache der Lehrer verstehen, denen Gott dies wich-
Geschäfte befohlen hat, muß den Sinn ihrer Un-
weisungen untersuchen, und da von dem Lichte der
ur, wie weit sich auch die Vernunft davon ver-
haben mag, doch immer einige Stralen auf sie
n, wodurch sie einige Vorstellungen von Gott
göttlichen Dingen erhalten, so wird die Verglei-
ng derselben mit den Begriffen, die die Offenba-
g zu erwecken bestimmt ist, nothwendig. Die
gebäude der alten philosophischen Secten waren
mehr ungereimten und falschen, als richtigen und
ündeten Gedanken aufgeführt; indeß enthielten
noch einige Wahrheiten, auf welche sie die Be-
chtung der Geschöpfe, ihre Verhältnisse gegen ein-
er, und der Absichten ihrer Einrichtung leitete.
Offenbarung verlangte nicht, daß wir wahren
sichten entsagen sollten; sie billigte sie vielmehr,
ätigte sie und baute darauf. Daher kam es
, daß bereits im zweyten Jahrhunderte der Kir-
der anfangs übertriebne Haß der Christen gegen
heidnische Philosophie; (denn die Menschen kön-
sich selten in der Mitte erhalten) sich in eine eben
ausschweifende Hochachtung theils der morgenlän-
dern, theils der platonischen Weisheit verwandel-
als viele Lehrer und Bewundrer derselben zum
Chri-

Christenthume traten. Von der Aehnlic
ihrer theils theoretischen theils moralische
mit den Lehren der Offenbarung eingenom
verleitet, hofften sie die schnellere Ausbrei
Wahrheiten zu erleichtern, wenn sie diese
keit in dem vortheilhaftesten Lichte zeigten,
einen Grund brauchten, die gelehrtern und
nigern Heiden zur Annahme des christlichen
zu bewegen, um ihn von dem Vorwurfe z
daß er nur eine Religion für den unverstän
im Nachdenken ungeübten Haufen wäre.
war ein in seiner Absicht unschädliches Unt
das dem Christenthume sehr nützlich hätt
können, wenn diese philosophirenden Lehre
auf die Wahrheiten eingeschränkt hätten,
Offenbarung mit der Vernunft gemein hat
auch ohne einen unmittelbaren Unterricht G
durch richtige Schlüsse aus der Natur ent
sen. Allein die Religion Jesu hat Lehren,
dem Gebiete der Vernunft liegen; Geheim
che die Lücken ihrer Erkenntnisse ergänzen,
ohne Mühe in eine freundschaftliche Verbin
ihr bringen lassen. Hier hätten sie nur blo
fenbarung zu verstehen, und, wo sich ein a
der Widerspruch hervorthat, solchen Anstoß
Wege zu räumen suchen sollen. Allein so
und behutsam waren sie nicht. Sie betr
nicht nur darinnen, daß sie viele moralisch
heidnischer Weltweisen, blos der Aehnlic
Ausdrucks wegen, mit den Lehren des Chris
verwechselten, und in beyden einerley moral
griffe zu entdecken meynten, sondern sie üb
sich auch von den Geheimnissen der Offenba

t, von seinem eingebohrnen Sohne, von seinem
ste, von der Schöpfung der Menschen, von dem
runge des Bösen, von den Engeln, von den
ten, die Sterblichen von ihrem Elende zu be-
n, einige Spuren in den Schriften der Philo-
en zu erblicken; in der Meynung, daß solche
eder durch ihre Scharfsinnigkeit, oder aus
blichen Nachrichten von dem Innhalte der bar-
chen Philosophie, wie die mosaische und prophe-
Religion zuweilen genannt wurde, eine Däm-
ng davon gesehen hätten. Die Liebe, welche
Menschen gegen Meynungen haben, die sie ih-
eignen Nachdenken schuldig zu seyn glauben, und
dem Gelehrten so gefährliche Ehrgeiz, sich durch
und tiefere Einsichten von andern unterscheiden
ollen, erzeugten die mancherley gnostischen Lehr-
ffe des zweyten und des dritten christlichen
hundertes, und verleiteten auch diejenigen, die
cht wagten, sich von der Offenbarung so weit zu
nen, doch ihre Lehren vom Vater, vom Soh-
und von dem heiligen Geiste in der Dreyeinigkeit
Plato zu finden, und zugleich alles das, was die-
ines Tiefsinns, seiner Gelehrsamkeit, und seiner be-
n Schreibart wegen so bewunderte Philosoph von
Natur der wahren Glückseligkeit, von Gott, als dem
ten Gute des Menschen, von dem Wege zu
n Genusse, von der Heiligkeit und von der Tu-
gelehrt hatte, mit der christlichen Moral für ei-
g zu halten, und dieser beynahe keinen andern
zug als den Vorzug einer größern und allgemei-
Deutlichkeit und Faßlichkeit zuzuschreiben. Ju-
der Märtyrer, Athenagoras, Clemens von
andrien, Origenes, Theophilus von Alexandrien,
Euse-

Eusebius von Cäsarea, Lactanz und die
Schutzredner des Christenthums brac
Weltweisen im Oriente und Occidente in e
Ansehen, daß er beynahe für einen Evan
Heidenthums gehalten wurde. Sie verl
alle den Namen und das Ansehen zu hab
nur das Gute und Wahre in allen Sek
men. Unter der Philosophie, sagte C
Alexandrien, verstehe ich nicht die stoisch
platonische, nicht die epikurische, noch d
sche, sondern alles, was diese verschiedn
Schönes gesagt haben; diese Auswah
Philosophie. Eben so drückte sich Laktan
Lateinern aus. Man kann leicht zeige
daß alle Wahrheiten der Religion unter
phischen Partheyen vertheilt gewesen sind;
ren also die Philosophie nicht; wir beha
mehr, keine Sekte sey auf solche Abweg
daß sie nicht etwas von der Wahrheit ge
Allein dieser und andrer Versicherungen
war doch Plato das philosophische Orake
chischen Väter bis ins fünfte Jahrhunde
verwebten seine Begriffe und Meynungen
die Religion des Evangelii, daß es unn
ihre Vorstellungen von seinen Wahrheite
Vorwurfe des Platonismus zu retten.
losoph war ihnen so lieb, als er, und so
verhaßter als Aristoteles, weil dieser ihrer
nach gelehrt hatte, die Seele sey sterblich
Welt ewig; die Vorsehung aber erstreck
über den Mond hinaus, wozu die besond
kam, daß die Irrgläubigen den katholisc
griff besonders von der Gottheit Jesu mit

Clem. Al. Strom. l. I. p. 288.

Lact. Instit. Libr. VII. c. 7.

:iner Vernunftlehre zu bestreiten pflegten. Cle-
s von Alexandrien erklärte sich wider ihn, und
das thaten Athanasius, und Gregorius von
ianz. Basilius sagte, weil Eunomius die Lehre
icänischen Kirchenversammlung mit aristoteli-
Sätzen bestritt, daß man zur Erkenntniß der-
keiner peripatetischen Schlüsse nöthig hätte.
r den Lateinern verurtheilten ihn Lactantius,
rosius von Mayland und Faustinus mit gleicher
nge. Die arianische Ketzerey, sagte Hierony-
leitet alle ihre Einwürfe wider den Glauben
den Quellen des Aristoteles her; so überzeugt
sie alle, daß zwischen Platons Philosophie
vom Logos, theils der Weltseele, und zwi-
dem höchsten Geheimnisse des Christenthums
in sehr geringer Unterschied wäre. Gleichwohl
en die gelehrtern Christen unter den Griechen,
ichtet ihnen auch die aristotelische Moral mit
ristlichen viel weniger Aehnlichkeit zu haben
, als die platonische, dennoch durch die ariani-
apollinaristischen, nestorianischen und eutychia-
n Streitigkeiten genöthigt, sich mit der Logik
em Nebenbuhler ihres Plato bekannter zu ma-
als sie sonst gethan hätten, weil sie geschickter
n schien, Sophistereyen nicht allein zu erfinden,
rn auch abzuwehren, und Spitzfündigkeiten
Spitzfündigkeiten zu entwaffnen. Je geschickter
in mit diesen Waffen streiten lernten, desto
r wurde nach und nach ihre Hochachtung gegen
Plato verlor auch viel von seinem Ansehen,
rigenes und dessen Schriften erst für gefährlich
ten und dann entweder vergessen oder verachtet
en; verlor auch immer mehr, je mehr Gelehr-
it und Geschmack sich unter den Griechen ver-

 loren,

loren, die mit ihrem dürren blutlosen Vo
Religion sogar in öffentlichen Bekenntniss
zwar schönen, aber doch dunkeln, Kürze
teles zu nähern glaubten.

Unter den Lehrern der abendländisch
würde man den römischen Bischöfen Ur
wenn man sie beschuldigte, daß sie viel
wandt hätten, der Religion eine oder die
sophische Form zu geben, die Meynunge
ner Sekte mit ihren Wahrheiten zu verei
diese nach jenen umzubilden. Wer in
herrschen wollte, bedurfte, nachdem einn
götterey ihre Macht verloren hatte, der
Philosophen nicht; man gewann mehr d
man dem noch nicht völlig ausgerotteten
des großen Haufens nachgab, und d
Kunst. Sie mischten sich wohl in alle
ten, welche die Kirche beunruhigten, a
der Absicht, ihre Einsicht in die Philos
mern zu lassen; sie hatten wichtigere E
Geschäfte. Blos um die Erhebung ih
chen Stuhles und seines Ansehens bekün
ließen sie das Philosophiren Lehrern, d
solche Aussichten denken konnten. Hier
Ambrosius von Mayland waren Freunde
schen Meynungen, ob sie gleich keine F
den Lehren der übrigen Sekten waren.
zwar wider den Origenes, dessen Lehren
ten der christliche Orient so platonisch ge
beschäftigte sich aber doch mehr mit der
und Erklärung der Bibel, als mit eine
gen Entwickelung ihrer Lehren aus an
kannten Wahrheiten oder Meynungen.

achtete fast alle Philosophen, und widersprach be- *Ambros.*
nders ihren Begriffen von dem Ursprunge der *op. Tom. I.*
elt. Er schrieb auch nach Augustins Zeugnisse *p. 1.*
Werk, welches Christum und seine Apostel wi-
r den Verdacht vertheidigen sollte, daß sie ihre
ren wohl aus den Schriften der platonischen Welt-
isen genommen haben möchten. Diese Schrift
verloren, die vielleicht der Unsterblichkeit würdiger
r, als es seine meisten allegorischen Schrifterklä-
ngen sind, die aber nicht erhalten wurde, weil sie
muthlich den Mönchen eine ganz unnütze und über-
ßige Arbeit zu seyn schien. Beyde räumten aber
h dem Plato den ersten Rang unter den Philosophen
. Ambrosius nannte ihn das Haupt und den
ter derselben, und er sowohl als Hieronymus hiel-
seine Begriffe von dem Daseyn Gottes mit dem
esen der Geschöpfe verglichen, und von dem Lo-
s, oder von der Weisheit Gottes, von der
ato als ein prosaischer Dichter immer als von einer
klichen Person redete, für eben diejenigen, welche
Offenbarung uns davon macht. Hier hätten sie
meisten mistrauisch seyn sollen, weil die Lehre von
hr als einer göttlichen Person ein Geheimniß ist,
dessen Entdeckung die Vernunft keine Anleitung
den Werken der Gottheit hat. Sie fühlten das
ch; allein sie halfen sich leicht aus diesem Zweifel
rch die Meynung, daß Plato in Aegypten oder
önicien gewesen wäre, und diese erhabenen Vor-
llungen von Gott aus den Schriften der Prophe-
gelernt hätte.

Jedoch wie günstig auch beyde von Platons Lehr-
zen urtheilten; wie sehr sie dieselben den Meynun-

gen andrer Secten vorzogen, die mit den Lehren d
Christenthums viel weniger übereinzustimmen sch
nen: so hatten sie gleichwohl zu wenig mit der Th
rie der Religion zu thun, als daß sie ausführ
Vergleichungen zwischen ihr und seinen Vorstellun
hätten anstellen, und dadurch zu einer Art der V
götterung derselben Anlaß geben sollen. Allein, w
sie nicht thaten, that, zum großen Nachtheile
richtigen Einsicht in die Wahrheiten der Relig
Augustin, dem seine zwar rohe, aber auch eben
weitläuftige Gelehrsamkeit und Belesenheit und
Menge seiner dogmatischen und polemischen Sch
ten ein Ansehen unter den Christen verschaffte, v
dessen Joche sich bis auf unsre Zeiten noch keine ch
liche Kirche völlig losgerissen hat. Selbst
Unsrige hat sich von der Form, welche Er der ch
lichen Lehre gab, nicht so weit entfernt, als es
Reinigkeit fodert. Die Ursache ist wohl die H
achtung für Luthern, der zu viel von ihm hielt,
daß er die wahre Beschaffenheit seiner philosophisch
in die Theologie verwebten Meynungen aufmerks
und tief genug hätte durchschauen können. All
es ist unstreitig, und wird auch immer mehr ein
hen werden, daß in der abendländischen Kirche
mand dem wahren theoretischen und praktischen C
stenthume mehr geschadet habe, als Augustin. N
der gemeinsten Meynung ist die scholastische Theo
gie vornehmlich durch die aristotelische Philosop
verderbt worden; allein, wer mit den Werken die
lateinischen Kirchenvaters bekannt und vertraut
nug ist, dem kann es nicht verborgen bleiben, d
diese Philosophie mehr die Lehrart und äußerlich
Gestalt als den Innhalt des seit Augustins Zei

festg

jesetzten und herrschenden Lehrbegriff verderbt
e *).

Nichts beweist mehr, wie wenig seit seinen Zei
diejenigen, die andre unterrichten sollten, selbst
acht haben, als die ausschweifenden Lobsprüche,
Augustin erhalten hat. Claudianus Mamertus,
spèr, Fulgentius glaubten, daß man aus seinen
rken die reinste und heilsamste Einsicht in die Leh-
des Evangelii erhalten könnte, und es fehlte
t viel, daß sie ihm eine unmittelbare Erleuchtung
heiligen Geistes zuschrieben, wie er bey aller sei-
Demuth selbst zuweilen zu thun scheint. Mehr
ein römischer Bischof erklärte, daß ihre Kirche
llen Stücken der augustinianischen Lehre beypflich-
Gelasius erklärte diejenigen, welche von seinen
ynungen abgiengen, für sterbende Fliegen, wel-
das Oel der Anmuth zu verderben suchten.
identius von Troyes im neunten Jahrhunderte
angte von den Bischöfen Hincmar und Pardulus,
sie die Bestreitung seiner Lehre auf keine Weise
atten sollten, weil sie in allen Stücken mit der
ihrheit der Schrift übereinstimmte; weil niemand
r allen Lehrern die verborgensten Lehren derselben
auer durchforscht, niemand sie mit größerm Fleiße

Prosp. ep. ad Ruf. Fulg. libr. 2. de verit. praed. c. 2.

 erklärt,

*) Zur Kenntniß der philosophischen Sätze dieses Kir-
chenvaters müssen vornehmlich seine Confessiones,
Retractationes, sein Buch de civitate Dei, seine Ab-
handlungen wider die Manichäer, Pelagianer und
Arianer, seine Abhandlungen wider die Akademiker,
von der Musik, de apto, und von der Unsterblichkeit
der Seele, wie auch seine Quaestiones in Genesin
nebst verschiedenen seiner Briefe gelesen werden.

erklärt, niemand sie wahrer erfunden, und wal
haftiger vorgetragen *), niemand sie deutlicher a
einander gesetzt hätte, als er.

Aller dieser Bewunderungen ungeachtet mag
einem Ceillier überlassen seyn, über die Reinig
und Schönheit seiner Schreibart, über die Richtig
und Gründlichkeit seiner Gedanken, über die K
heit seiner Auflösungen starkverwickelter Schwie
keiten, und über das Licht zu erstaunen, welches
über die finstersten Materien verbreitet haben
Er finde ihn überall groß; er gerathe bald über
Hoheit seines Geistes, bald über seine unermeß
Gelehrsamkeit, bald über seine natürliche Beredsa
keit, die doch so unnatürlich ist, über seine Ku
sich in seinem Vortrage zu allen Arten von Gei
herabzulassen, in eine Verwunderung, die bis
Entzückung ausschweife: Ausrufungen über sei
durchdringenden Verstand, über die Stärke u
Mannichfaltigkeit seiner bündigen Urtheile u
Schlüsse, über seine Frömmigkeit und seine Besch
denheit können einem Benedictiner nicht verd
werden. Ohne an Augustins Herzen zweifeln
wollen, hat man Grund und Recht genug, zu w
schen, daß er niemals in den abendländischen Kirch
so groß gewesen seyn möchte; denn er ward es
nehmlich durch die Hülfe des von ihm so sehr begü
stigten Geistes der Verfolgung, und blieb es auch
lange, mehr durch Gewaltthätigkeiten, als Gründe.

Pel

*) Verius invenerit, veracius protulerit &c. Pru
epist. ad Hincm. et Pard.

Pelagius und Cölestius irrten; aber mit ei-
viel geringern Nachtheil der Kirche, als Augu-
; denn die Irrthümer, die er unter den Christen
h sein Ansehen ausgebreitet hat, sind grösser, als die
jen, die mit einer Grausamkeit verdammt und
rdrückt wurden, welche nicht geringer war, als
anatische Eifer, womit Afrika und Europa ihren
folger kanonisirt haben.

Augustin besaß grosse Gaben, einen feurigen und
aften Geist, eine Einbildung, die viel afri-
sche Wildheit hatte, und keine ruhige und be-
tige Untersuchung verstattete, viel Scharfsinn
einen unerschöpflichen besonders schnellen Witz,
liche und weit entfernte Aehnlichkeiten zwi-
i verschiednen Ideen und Sätzen wahrzuneh-
, und eine eben so grosse Fruchtbarkeit in allen
ndungen des Ausdrucks, wodurch sie zugleich
gestellt und bezeichnet werden können. Da-
h hat alles, was er sagt, eine Mine von Spitz-
digkeit, die es aber sehr oft mehr in Worten, als
Gedanken ist. Niemals wird er etwas von ei-
Sache bejahen, ohne es zugleich in gewisser Ab-
t auch zu verneinen. Darum ist es auch unmög-
, seine Werke zu lesen, ohne über das ewige Ge-
gel seiner Gegensätze ungeduldig zu werden, das
n immer hören muß, er mag einen Satz beweisen
r bestreiten und widerlegen. Bey dieser unglei-
i Mischung der verschiedenen Kräfte seines Gei-
, unter denen das Urtheil von allen übrigen stark
rwogen wurde, war er fähiger ein Sophist, als ein
ilosoph zu seyn. Er lief immer Gefahr, über die
hrheit in der Mitte zwischen zween streitigen Sä-
hinweg zu sehen, und sich von seinen Gegnern

so weit zu entfernen, daß er sich eben so weit von
Wahrheit entfernte. Daher kömmt es, daß
in seinem Widerspruche gegen die manichäischen
thümer einen Pelagianer, in seiner Bestreitung
pelagianischen Lehrbegriffes einen Manichäer,
in seinem Kampf wider die Arianer einen Sabe
ner zu hören glaubt. Er meynte einen sehr gesch
den Begriff zu haben, und diese Einbildung,
andrer Meynungen mit Einem Blicke nicht
übersehen, sondern auch ganz durchdringen kön
war Ursache, daß er in seiner ersten Bekanntsch
mit den philosophischen Sekten seiner Z
von einem jeden neuen Lehrgebäude leicht einge
men, aber auch dessen, ohne es sorgfältig genug
prüft zu haben, eben so leicht wieder überdrüßig
de, und von einem zum andern umherirrte.
Zeichnung von dem Charakter seines Geistes und
ner Art zu denken ist aus seinen Schriften ge
men, und auch der sehr ähnlich, welche er in sein
Retraktationen und Confessionen selbst von sich ma
obgleich mit einer Demuth, die viel von der E
keit seiner Jugend an sich hat.

Man kann aus diesem Charakter seines Ge
begreifen, warum seine Abneigung gegen die E
nung des Griechischen und anderer Sprachen so g
war, deren Kenntniß einem Theologen so unentb
lich ist. Da er selbst zwischen der ebräischen
punischen Sprache, die eine Tochter der phönici
ist, eine so große Aehnlichkeit bemerkte: We
Dienste hätte er nicht der christlichen Welt lei
können, wenn er mit dieser Art von Erkennt
ausgerüstet gewesen wäre! Allein Sprachen kön
nicht ohne Geduld erlernt werden, und diese hatt
nic

in einer Jugend, die so feurig war, daß er
zu den größten Ausschweifungen hingerissen
de. Mit allen Drohungen und Strafen konnte
nach seinem eignen Geständnisse nicht bewogen
den, nur so viel Griechisch zu lernen, daß er die
:chen verstehen konnte, welche über die Dreyei-
eit geschrieben hatten. Was für Lehren mußte
ein solcher Geist in fehlerhaften Uebersetzungen
heiligen Schrift finden oder daraus beweisen und
fertigen können! Er studirte die Rhetorik. Als
der Absicht, sich mit den Mustern einer voll-
mnen Schreibart bekannt zu machen, Cicerons
tensius, ein nun verlornes Werk las, welches
Ermahnung zur Philosophie enthielt, so wurde
davon eingenommen, daß er auf einmal seinen
schweifungen entsagte. Er beschloß hierauf die
ge Schrift zu studiren; aber er verstand sie nicht,
ihre Schreibart misfiel ihm. In seinem zwan-
en Jahre las er, (vermuthlich in einer Uebersez-
); denn das Griechische war ihm fremd;) den
toteles von den Categorien, wie er sich rühmt,
e fremde Anleitung und Hülfe, und verstand sie,
de aber nach seinem eignen Bekenntnisse, zum
veise, daß er sie weniger verstand, als er sie zu
tehen glaubte, durch sie verleitet, sich von Gott
erliche Begriffe zu machen. Diesen Schriften
t er Schuld, daß er den manichäischen Träumen
ange angehangen habe, weil er sich durch die Hül-
er aristotelischen Prädicamente Gott nicht als eine
liche Substanz habe vorstellen, und also auch
Blendwerke dieser Ketzer nicht zerstreuen können.
wendete sich zu dieser in ihrem Ursprunge orien-
schen, in Afrika aber weit ausgebreiteten
kte, als sein Verstand sich wegen des Ur-

 sprungs

sprungs des Bösen in einer Verlegenheit befand, aus der er am besten herauszukommen meynte, wenn er solches aus einer wirklichen und ewigen Ursache desselben herleitete. Das Vorgeben ihrer Anführer, daß alle ihre Bemühungen bloß auf die Erkenntniß der Wahrheit gerichtet wären, ihre nicht ganz ungegründeten Klagen wider die Rechtgläubigen, daß sie einen blinden Glauben forderten und ihre Einwürfe wider sie, die sie aus dem scheinbaren Widersprüche der verschiednen Geschlechtsregister Jesu bey dem Evangelisten Matthäus und dem Evangelisten Lucas entlehnten, hatten ihn so für die Manichäer eingenommen, daß er nach seiner Gewohnheit, alles, was er that, mit Heftigkeit und einer Art von Schwärmerey zu thun, ihre Lehren mit einem großen Eifer auszubreiten und Proselyten zu machen suchte.

Indeß dauerte seine Liebe zu den Irrthümern der Manichäer nicht länger, als bis er einsehen lernte, daß sie geschickter wären, die Meynungen andrer Sekten von dem Ursprunge des Bösen niederzureissen, als selbst ein festes Lehrgebäude aufzuführen, daß Schönheit und Gründlichkeit genug für einen nachdenkenden Geist hätte. Diese Einsicht führte ihn zur Schrift zurück. Zu gleicher Zeit fielen ihm einige Werke des Plato in die Hände, welche Viktorin in die lateinische Sprache übersetzt hatte. Hier glaubte er nun jede Wahrheit zu finden, welche die Offenbarung von dem ewigen Worte Gottes lehrte, durch welches er alle Dinge erschaffen hatte, und dieser Weltweise schien ihm alles bis auf die Lehre von der Erniedrigung und dem Leiden des Sohnes Gottes eingesehen zu haben.

hr gefiel ihm die Meynung dieses Philoso-
en Ideen und von einer intellectualischen
lche nicht von den Sinnen, sondern allein
Verstand gesehen und begriffen werden
nd das ewige Urbild von der in die Sinne
aber tausendfältigen Veränderungen un-
n Welt seyn sollte, weil er glaubte, keine
geschickter, das Gemüth von der Man-
eit sinnlicher Dinge und zugleich von der
abzuziehen, als dieser Traum. Je
aber Plato gefiel, desto mehr misfiel ihm
, von dem er doch nur eine sehr mangel-
ntniß hatte, weil dieser Philosoph durch
ktik die Wahrheiten so sehr zergliederte
, daß sie gleichsam in Staub verwandelt
b er gleich gestand, daß seine streitsüchtige
e wider die feinen Grübeleyen der Ketzer
eil gebraucht werden könnte. Hingegen
Hochachtung gegen den Plato so groß, daß
, er und seine ersten Schüler würden,
un lebten, entweder mit wenig veränder-
ungen und Worten Christen werden, oder
eignen Einsichten widersprechen müssen.
glaubte er, Plato hätte in Egypten seine
s den Schriften der jüdischen Offenbarung
nd zwar, wie er muthmaßte, durch Hülfe
netschern, welche ihm dem Innhalt dersel-
hätten. Denn das sah er doch ein, daß
Umgang mit den Propheten Jeremias ge-
n, und sie auch nicht aus der viel spätern
ng der heiligen Schrift von den sogenann-
Dollmetschern erlernt haben könnte, wie
h ungelehrtere Väter glaubten.

Die

Die vermeynte Uebereinstimmung der pla[tonis]schen Meynungen mit den Lehren des Christenth[ums] beschleunigte seinen Uebergang zu der katholi[schen] Kirche. Er entsagte den Irrthümern der M[ani]chäer von einer zwiefachen Grundursache aller D[inge] einer guten und einer bösen, und bestritt sie nun [eben] so eifrig, als er ihnen vorher angehangen [hatte]. Indeß blieben, wie weit er sich auch von ihnen entfernen suchte, immer noch manichäische Vorstel[lun]gen bey ihm zurücke, die er selbst nicht dafür [hielt], die es aber doch waren. Nicht die itzige Lehre [der] Kirche von der Erbsünde, sondern seine Theorie [da]von, seine Meynung von dem Daseyn aller Seele[n in] dem Stammvater des menschlichen Geschlechts, [die] durch seinen Fall Eine Masse des Verderben[s ge]worden wären, von der angebornen bösen Lust, di[e in] der Lust des uns anerschaffnen Triebes zur Fortpfla[n]zung unsers Geschlechts bestehen, und nicht bloß [ver]erbt, sondern selbst böse und ein nur zur Verm[ei]dung größerer Uebel zugelassenes und geduldetes [Ue]bel seyn sollte, und selbst seine so gefährlichen V[or]stellungen von einer zwiefachen unbestimmten V[or]herbestimmung einiger Menschen zur Seligkeit [und an]drer zur Verdammniß, sind in ihrem Ursprunge [im] Grunde manichäisch, und es ist mehr als wahrschei[n]lich, daß er sie niemals vorgetragen haben wü[rde], wenn er kein Manichäer gewesen wäre.

In den übrigen Lehren der Religion, we[lche] mit der Philosophie und Vernunft einige Gem[ein]schaft haben können, war Augustin beynahe [noch] platonischer, als es die christlichen Platoniker un[ter] den Griechen waren. Seine Gedanken von der [Be]stimmung und dem Geschäfte der menschlic[hen] Weisheit, welche mit der Kenntniß der vom V[er]stand[e]

ein begreiflichen Dingen zu thun haben
e Verwirrung der verschiedenen Theile der
e mit einander, seine Eintheilung dersel-
beschauliche und ausübende, von denen
it den allgemeinen und unveränderlichen
s den ersten Gründen aller einzelnen We-
aber mit den Handlungen der Menschen
n sollte, seine logischen, ontologischen,
hen, kosmologischen und moralischen Be-
ne Hochachtung für die Geometrie, seine
über die Zahlen und Verhältnisse, seine
der Reinigung der Seelen, wodurch sie
ulichkeit der Ideen Gottes fähig werden
ne Meynungen von Gott und von dem
aller Geschöpfe durch ihn; alles hat das
des Platonismus. Die Vernunftlehre
gentlich mit den verschiedenen Eigenschaf-
Begriffe, mit ihrer Eintheilung, und mit
, sie richtig von einander zu unterscheiden
mmner zu machen, mit unsern Urtheilen,
orten und Sätzen, welche sie ausdrücken,
hre von der Erklärung und Eintheilung,
chlüssen, mit den verschiedenen Arten des
unsrer Gedanken, und mit der Unter-
er Kunst der Auslegung beschäfftigen;
, welcher die Grenzen der Logik und On-
t von einander abzusondern wußte, über-
ch das Geschäfte, sowohl das Wesen der
der ihre unveränderliche Form, als auch
ge und Veränderliche an ihnen zu unter-
nd eben das that auch Augustin. Seine
en platonischen Lehrsätzen, die dem Chri-
icht gerade zu widerstritten, machte ihn,
e Namen des Realismus und Nomi-

nas

nalismus in den philosophischen Schulen ersch
zum Realisten. Man erkennt den Realisten
seiner Beschreibung der Dinge, nach welcher al
was verstanden oder empfunden wird, oder wie
verborgen ist, ein Ding, ein Wesen von einer
eignen besondern Selbstständigkeit ist; man erk
denselben auch in seiner Erklärung, was Wörter
ren. Nach seinem Begriffe waren sie Zeichen
von den Begriffen, die wir uns von wirklichen D
gen absondern, sondern Zeichen der wirklichen D
selbst. Wer wollte wohl, sagte er, seinen
in die Schule schicken, die Begriffe zu lernen,
sich der Lehrer von den Dingen macht? Dieß
ganz platonisch; denn die Ideen des Plato sind
bloß Abstraktionen der Seele, sondern Dinge,
nen der Begriff der Wirklichkeit weit mehr, als
Dingen selbst zukommen soll, von denen sie
stellungen sind.

Was Augustin von der Seele, von ihren K
ten und Verrichtungen, bald hier, bald da, in s
Schriften gesagt hat; denn er hat von der Ph
phie so wenig, als von der Theologie ein vollst
ges System entworfen; ist alles aus diesen Qu
Er hält die Sinne für eben so betrüglich, als
to. Die Kraft der Empfindung ist, wie er m
nicht in den Sinnen, sondern in der Seele.
wirken auch so wenig, als andre äusserliche Din
die Seele, welche, wenn sie leidet, durch ihre e
Kraft leidet. Weil er sie aber nicht allein für
körperlich, sondern auch für unräumlich hält,
meynt, daß sie weder einen Ort erfülle, noch
Figur, Größe und Ausdehnung habe: So nim
er einen feinern Körper an, durch welche sie
E

nne und den Körper in Bewegung setze. Er
gnet, daß sie durch Hülfe des Körpers denke;
in sie wende sich gleichsam vom Körper hin-
g, wenn sie denken, und bloß denkbare Gegen-
nde verstehen und begreifen wolle. Die Ver-
nft ist das Auge der Seele; durch dieses und nicht
ch den Körper betrachtet sie sich selbst. Sie ist
fach; sie hat ihr eignes Wesen; sie ist keine Be-
affenheit oder besondre Einrichtung des Körpers,
sen höchstes Gut sie ist. Anfangs glaubte er,
: Gedanken wären bloße Wiedererinnerungen von
rstellungen und Gedanken, die sie in einem vori-
Zustande gehabt hätte; in der Folge veränderte
die Meynung, daß sie sich bereits einmal im
ande deutlicher Gedanken befunden hätte, gieng
er doch nicht so weit davon ab, daß er einen wech-
eitigen Einfluß des Körpers und in der Seele in
ander günstig geworden wäre. Er stellte sich viel-
hr den Ursprung aller Gedanken fast eben so vor,
Leibniz sich denselben in den neuern Zeiten vorge-
llt hat, als eine Entwickelung von Ideen, die ihr
genthümlich und wesentlich wären. Die Seele
nkt, wenn sie sich der in ihr wohnenden Ideen be-
ßt wird. Je mehr sie in sich einkehrt, und sich
n sinnlichen Empfindungen losreißt, desto voll-
mmner und glücklicher wird sie. In diesen Ideen,
d in den Ideen der Gottheit, welche die Originale
d Formen zu allen Bildungen und Gestalten kör-
rlicher und sinnlicher Dinge sind, besteht die bloß
tellectualische und geistliche Welt. In dieser allein
ohnt die Wahrheit; in der sinnlichen und empfind-
ren nur die Wahrscheinlichkeit. Diese der Seele
n Gott anerschaffnen Ideen, welche ihre Form
d ihr Wesen ausmachen, sind die Regeln, nach
welchen

welchen man nicht allein die Figuren der Kör
sondern auch die Bilder der Phantasie beurthei
muß; eine Meynung, durch welche sich die un
reimtesten Einfälle zum Range intellectualisch
Wahrheiten erheben lassen. Die Zeit mit ihr
Eintheilungen in die vergangne, gegenwärtige u
zukünftige Zeit ist nicht ausser der Seele weder e
wesentlicher Umstand an den äusserlichen Ding
noch ein Begriff, der aus der Vorstellung der ei
ner gewissen Ordnung auf einander folgenden V
änderungen der Dinge entspringt. Die vergang
Zeit ist nichts anders, als das Andenken der Se
an die Dinge, die nicht mehr sind; die gegenwär
ihr Anblick dessen, was ist; die zukünftige eine V
stellung von dem, was seyn wird. Wer nun d
Wahrheit finden will, der muß nicht aus sich sel
herausgehen; er muß vielmehr in sich selbst zurü
kehren; denn die Wahrheit wohnt in dem inne
Menschen, und diese ist Gott selbst; darum ist au
die Seele die Wohnung Gottes. Darum kenn
man auch die Dinge selbst eher, als ihre Zeich
die Worte, und man lernt ein Wesen nicht aus se
nen Zeichen, sondern das Zeichen aus dem Din
kennen. Alle diese Vorstellungen von der Seel
die man kennen muß, weil sie sowohl über seine L
von der Gnade, als auch über seine mysti
Moral ein Licht verbreiten, wodurch man ihre gro
Unähnlichkeit mit der Sittenlehre des Evangelii en
decken kann, sind lauter platonische Träume. S
seine seltsame Meynung von einer geistlichen Mater
der Seelen, aus der sie von Gott erschaffen word
wären, weil nach dem vollendeten Werke der Sch
pfung aus dem Nichts nicht etwas neues habe er
schaffen werden können, auch platonisch, oder no
ein

Ueberbleibsel der manichäischen Lichtmasse sey, welcher jede Seele ein Funke seyn sollte, ist er zu entscheiden; ich gedenke derselben bloß, an einem Exempel mehr zu zeigen, mit was für sophischen Grübeleyen Augustin seine Erklärun der heiligen Schrift durchflochten habe.

Eine ähnliche Meynung ist sein Gedanke von der haffung der Engel aus einem formlosen Licht, n Natur ihre Form erhielt, als sie gegen das eränderliche Licht des Wortes hingekehrt de.

Augustins Cosmogenie ist von der platonischen wenig unterschieden. Er nimmt bloß keine e Materie an; schreibt auch deren Daseyn Gott hren Schöpfer zu. Unterdeß suchte er doch mit Nichts, woraus er Gott alles erschaffen läßt, n mehr bejahenden als verneinenden Begriff zu inden. Schlechter, sagt er, als jeder Körper as Nichts, weil das Nichts die Materia ist, die Gestalt hat; an einem andern erklärt er die terie, welche keine Form hat, durch die Verän chkeit aller veränderlichen Dinge, die alle Ge en und Bildungen annehmen könne. Diese terie nennt er unkörperlich, denn ehe ihr Gott Form, die sie nun hat, gegeben habe, sey die zwar kein völliges Nichts, aber doch auch ohne e, ohne Figur, ohne Körper und ohne Geist sen. Solche platonischen Vernünfteleyen ver en besonders bemerkt zu werden. Theils sieht daraus, daß er das, was er für unkörperlich irt, nicht eben in dem Sinne der neuern Philo en für einfach und immateriell gehalten habe. ls erkennt man auch, wo man den ersten Ur

sprung der scholastischen Eintheilung der Schöpf
in die Schöpfung aus dem negativen Nichts, u
in die Schöpfung aus dem privativen suchen m
se. Denn jene ist die augustinianische Schöp
einer noch ganz ungeformten Materie; diese a
die in verschiedenen Zeiträumen vollendete Entwi
lung und Ausbildung der Welt; eine Eintheilu
die billig aus der christlichen Theologie verwiesen w
den sollte, weil sie platonischen Ursprunges ist, u
keinen Grund in der mosaischen Erzählung von d
Erschaffung der Welt hat, ob sie gleich darauf
wiesen zu werden pflegt. Moses sagt zwar, die E
sey im Anfang, (wie es in der gewöhnlichen Ue
setzung heißt,) wüst und leer, oder rundum mit W
ser bedeckt und umflossen gewesen; er läßt sie a
darum nicht aus einer Materie entstehen, die in
rem ersten Daseyn gar keine Form und Ge
gehabt hätte; denn das war schon Form, daß
anfänglich wüst und leer, und mit Wasser um
sen war.

Gott erschuf also zuerst nach Augustins Vor
lung eine Materie ohne alle Form. Er dachte
diese Materie nicht etwa als eine Masse vieler
einfacher, untheilbarer, aber doch mit einande
sammenhängender Substanzen, von denen ei
von gleicher Art, andre aber in ihrer Beschaffen
von den übrigen verschieden sind, sondern als ei
ungeheuern durchaus ganz gleichartigen Klum
der ins Unendliche theilbar und bequem ist, alle
denkbaren Formen, Figuren und Bildungen a
nehmen; dem Thone gleich, woraus sich Gefäße
mannichfaltigen und unzählbaren Gestalten bil
lassen. Diesen Klumpen sollte Gott nach der in

genden intellectualischen Welt, als der ewigen
m aller sinnlichen und empfindbaren Dinge,
Ideen oder Muster in dieser Urform enthalten
, gebildet, und dadurch die in der Körperwelt
schende Schönheit und Uebereinstimmung her-
gebracht haben, weil er als die höchste Güte kei-
Neides fähig sey, sondern sich gern alles ähnlich
machen wünsche; eine Meynung welche noch zu den
erresten seines vormaligen Manichäismus gehörte.
Materie sollte einen blinden Trieb zu unordent-
n Bewegungen haben, allein, eben, weil sie ver-
erlich ist, auch formbar seyn, unzähliger Ein-
ungen und Verhältnisse fähig, die sich unter
nder vereinigen ließen. Diese Vereinigung eig-
er Gott zu, weil er im höchsten Verstande Eins,
darum der Grund aller Form wäre, geformt
den, aber eben so viel seyn sollte, als zur
ereinstimmung in Einem gebracht oder zu Einem
monischen Ganzen gebildet werden. Wie leicht
Menschen doch, selbst wenn sie philosophiren wol-
mit den Worten spielen! Durch die Mitthei-
der Form sollte diese sichtbare veränderliche
lt mit allen ihren Theilen gleichsam ein Abdruck
in dem Verstande der Gottheit befindlichen intel-
ualischen Welt, als ihrem ewigen Urbilde seyn,
alle einzelnen Gestalten der sinnlichen Dinge
hsam Nachahmungen der ewigen Ideen Gottes
en, woraus dieß Urbild bestünde, welches in Ver-
hung mit ihrer Veränderlichkeit allein den Na-
der Wahrheit verdiente.

Diese platonischen, fast mehr töpfermäßigen als
sophischen Vorstellungen von dem Ursprunge der
t fand Augustin auch in der Schrift, zum großen

und lange fortdaurenden Nachtheile ihrer viel bes[...] Lehre. Denn sie verfälschten nicht allein die Leh[re] von Gott und besonders von den göttlichen Person[en,] sondern auch, welches wunderbar und doch gew[iß] ist, die Sittenlehre des Christenthums.

Plato hatte, welches ich wiederholen muß, u[m] Gott die Einrichtung und Bildung der ewigen M[a]terie zuschreiben zu können, in ihm eine ewige u[n]veränderliche intellectualische Welt zum Urbilde di[e]ser Welt angenommen. Er nannte solches in sein[er] Sprache Logos, mit einem Namen, der sehr [zwey]deutig ist; er nannte es auch die Weisheit Gott[es,] weil bey den Menschen der Verstand die Kraft [ist,] wodurch sie Vorstellungen von den ausser uns [be]findlichen Dingen in ihrem Gemüthe entwerf[en.] Dieses Urbild war nach seiner schon angemerkt[en] Meynung allein des Namens der Wahrheit wü[r]dig, weil die Ideen Gottes, als Muster aller au[ßer] ihm befindlichen Dinge ewig und keiner Verän[de]rung unterworfen wären. Sehr oft nannte er d[as]selbe mit einem poetischen Namen den Sohn Gott[es,] und die Ursache die allen Dingen in der Welt i[hre] Form und Bildung gegeben hätte. Augustin, [von] der Aehnlichkeit dieser Ausdrücke mit den Ausdr[ü]cken der Schrift von dem ewigen Sohne Gottes [ver]führt, glaubte, diese wären von den Träumen [des] Plato nur durch eine grössre Deutlichkeit und Au[s]führlichkeit unterschieden. Die Bücher der Philo[so]phen, sagt er, reden von dem eingebohrnen Soh[ne] Gottes. Er ist die Wahrheit des Vaters und [die] Form aller Dinge, gleichwie der heilige Geist a[uf] platonisch die Güte oder Liebe der Geschöpfe, od[er] ihre nützliche und wohlthätige Verbindung mit ei[n]ander ist. Ich will damit nicht behaupten, daß e[r]

nich[t]

ht zuweilen auch beßre und richtigere Vorstellun-
i von dem Sohne Gottes vorgetragen habe; allein
viß ist es, daß auch die bessern mit jenem platoni-
en Zusatze verderbt wurden. Dieses Verderben
inzte sich bis auf die Scholastiker fort, von denen
Meisten in ihren Begriffen von der Dreyeinig-
weit platonischer sind, als man sich vorzustellen
gt. Augustin fand in der menschlichen Seele eine
von Dreyeinigkeit, womit er die Lehre von
Dreyeinigkeit in Gott erläutern zu können
ibte und auch diese Erläuterung ist von keiner ch-
Herkunft; ein Beweis, wie wohl erleuchtete Zei-
en, sich in dem Vortrage der Religion aller sol-
in ihrem Ursprunge theils philosophischen, theils
mischen Worte zu enthalten!

Die Mühe, die sich Augustin vor andern Leh-
der abendländischen Kirche gab, die Unsterblich-
der Seele durch philosophische Gründe zu be-
en, verdient gerühmt zu werden. Sein Ver-
darüber macht seiner Scharfsinnigkeit Ehre.
r Schade ist es, daß alle seine Beweise auf pla-
sche Ideen gebaut sind. Die Seele ist unsterb-
, weil sie wahr durch ihre eigne Wahrheit ist;
alle geometrischen ihrer Natur nach unveränder-
n und unvergänglichen Figuren ursprünglich in
sind. Er vermengte die Wahrheit in der Er-
ntniß mit der Wahrheit, oder deutlicher zu reden,
der Wirklichkeit ihrer Gegenstände, und diese
wirrung nimmt seinem Beweise die Schärfe, die
i haben scheint. Wie sollte ein Wesen vergehen
ien, das der natürliche Wohnsitz einer unverän-
chen und ewigen Erkenntniß ist? Der Körper
t nicht; die Seele denkt auch nicht durch die
e des Körpers; sie reißt sich vielmehr vom Kör-

per los, wenn sie denken will: Wie sollte sie
so nicht auch ohne ihren Körper leben können? Di
Seele hat eben das Wesen, als die unveränderliche
Vernunft, die, nach seiner Meynung, in den Ideen
als den unwandelbaren Grundformen aller Dinge be
steht, oder sie ist doch unzertrennlich damit verbun
den. Wie könnte sie sterben? Fast alle Bewei
se, die er für ihre ewige Fortdauer anführt, la
fen auf solche Vernünfteleyen hinaus. Die ew
gen Ideen des Plato sind die Angel, worin
sich seine Scharfsinnigkeit beständig, wie in ein
Zauberkreise, herumdreht. Daher kömmt es, da
weil die platonischen Urbilder aller Dinge von py
goräischer Abkunft sind, er besonders in seiner
handlung von der Musik sich mit den Zahlen so
zu thun macht, und so viele philosophische Geheim
nisse darinnen zu entdecken meynt, die man, ohn
mit der Philosophie des Pythagoras bekannt zu seyn
nicht verstehen kann.

Seine ausschweifende Liebe zu den platonisch
Urbildern erstreckte ihren schädlichen Einfluß bis
seine moralischen Begriffe. Es ist für die Wa
heiten der Sittenlehre nicht gleichgültig, worein
Moralist die Glückseligkeit der menschlichen Na
theils in dieser, theils in der künftigen Welt se
Denn weil sich die Vorschriften der Moral gegen
Glückseligkeit des Menschen, wie die Mittel zu
rem Endzwecke verhalten: So werden ihre Re
durch die verschiednen Begriffe von dem höch
Gute auch eine verschiedne Art und Natur an
men. Das höchste Gut muß etwas Beständ
und Unveränderliches seyn, damit es eines un
hörlichen Genusses fähig sey: darinnen waren

Moralisten der Alten einig. Aber wie getheilt
uneinig waren sie in ihren Antworten auf die
e: Worinnen dieses beständige, unwandelbare
eines immerwährenden Genusses fähige Gut be-
? Plato suchte es in den der Gottheit wesent-
n Urbildern aller Dinge, in ihrer genauen Be-
htung und Wissenschaft, in ihnen die Gründe al-
unaufhörlich wandelbaren Dinge einzusehen,
r Gott, die Wahrheit, die ewige Güte selbst,
Quelle und die Form alles Guten selbst zu be-
n und zu geniessen. Beydes hieß ihm einer-
; das mußte das Ziel aller menschlichen Be-
hungen seyn. Eben diese Begriffe machte sich
gustin von der Natur der Glückseligkeit, nach
wir zu trachten hätten.

Weil nun nicht der Körper mit seinen Sinnen,
dern die Seele die Wohnung Gottes und der
ahrheit ist, so können angenehme Empfindungen
ht zur Glückseligkeit gehören. Die Seele muß
h von allen sinnlichen Dingen so sehr loszureissen
hen, als möglich ist, um in sich selbst die Wahr-
it zu beschauen, und sich dadurch zur Betrachtung
rjenigen, die in Gott ist, vorzubereiten, oder viel-
ehr Gott in sich selbst vernehmen zu können. Je
verwandter ihr Blick darauf gerichtet ist, desto ge-
isser ist er auch, daß er das Licht, das er durch die
kehr zu ihm gewonnen hat, nicht durch die Abkehr
n ihm wieder verliere. Deswegen muß man alles
innliche verachten; denn das ist veränderlich und
eichsam immer in Ebbe und Fluth. Es giebt kein
dres Heil für die Seele, als daß sie alles Körper-
he verschmähe, und der ganzen Welt entsage;
nn die Seligkeit besteht in einer vollkommnen Er-

kenntniß der Wahrheit. Die Strafe der Verd
ten besteht darinnen, daß sie Irrthümer für W
heiten halten. Diese ganze Sittenlehre gefi
Bischof von Hippo um so viel leichter, je nä
mit seinen vormaligen manichäischen Meynu
verwandt ist. Man erkennt daraus, warum
seinen Streitigkeiten mit den Pelagianern al
sinnlichen Empfindungen entspringende Lust,
ders aber diejenige, welche mit dem Triebe zur
pflanzung des menschlichen Geschlechtes und
Erfüllung durch die Einrichtung der Natur selb
bunden ist, mit einem so übertriebenen Eifer ve
niet, und dieselbe sogar für die Erbsünde
durch deren Gift das ganze menschliche Ge
angesteckt und verderbt werde. Denn es
freylich keine Empfindung von Lust mehr, al
diese wider dasjenige, was Augustin für die hö
Seligkeit der Menschen erklärte. Nach seiner M
nung würde das menschliche Geschlecht im Sta
der Unschuld entweder auf eine ganz andre Weise, d
durch die eheliche Vereinigung beyder Geschlech
fortgepflanzt worden seyn, oder der Mann hä
wie er sich ausdrückt, ohne einiges Vergnügen
dieser Handlung zu empfinden, gesäet; das W
aber ohne alle Lust empfangen, um nicht in der B
trachtung der Urbilder aller Dinge durch eine so a
malische Empfindung gestört zu werden. Seine M
ral war den übrigen sinnlichen Vergnügungen ni
günstiger. Er wollte dieselben nicht als Vergn
gungen genossen, sondern, ohne Lust und Verla
gen, bloß als Mittel gebraucht haben, ohne wel
sich unsre Natur nicht erhalten kann. Und w
war der Grund? Nur das, was unveränderlich
(und dieß war allein die Wahrheit seiner platonisch

n) kann den Menschen glücklich machen;
muß sich also nicht an demjenigen ergötzen,
man ungern und wider seinen Willen verlie-
kann, und gute Menschen lieben nichts, was sie
, ohne die Gefahr es zu verlieren, haben und
en können. Der Ehebruch, der Mord, der Kir-
raub sind Laster; der gemeine Menschenverstand
rt sie dafür, weil der große Grundsatz aller ge-
)aftlichen Pflichten: **Was ihr nicht wollt,
euch die Leute thun sollen, das thut ihr
n auch nicht**, dadurch beleidigt und umge-
wird. Allein Augustin läugnet, daß solche
ılungen, um dieses Grundes willen, Abscheu
Strafe verdienten; er hält sie vornehmlich des-
ı für unmoralisch, weil sie aus dem Verlangen
Gütern entspringen, die man verlieren kann,
ıngern verlieren will. Eben deswegen war er
geneigt als zweifelhaft, die Selbstvertheidi-
seines Lebens, wenn es nicht ohne die Entlei-
eines gewaltthätigen Feindes zu erhalten stün-
ür unrechtmäßig und sündlich zu halten; denn
olche Selbstvertheidigung entspringt, nach seinem
em, aus der Furcht sein Leben zu verlieren, die
)t zu verlieren aber aus der Liebe zum Leben,
inem Gute, das man ungern verliert. Wie
können nicht Irrthümer in der Theorie füh-

Allein wie konnte aus einem Traum, wie die
ildung war, daß die Seligkeit des Menschen
nem fanatischen Anschauen der ewigen Ideen
s Plato bestünde, eine gesunde Moral herge-
werden? Augustin ist immer für einen gro-
und selbstdenkenden Geist gehalten worden; aber

 wie

wie unrecht ist ihm nicht mit einem Urtheile ge-
hen, das bloß der Finsterniß barbarischer Ja-
hunderte seinen Ursprung zu danken hat! Er w
de freylich schon in seinen Zeiten dafür gehal
allein diese fiengen auch schon an sehr finster zu w
den; überdieß war er, außer einem Hieronym
der einzige, der unendlich viel schrieb, der als
heftiger Eiferer für die Rechtgläubigkeit viel A
hen und Geräusch zu machen wußte, und den
mit welchen er stritt, wo nicht mit sichern und
digen Gründen, doch immer mit einem zwar
schen, aber doch geschwinden Witze überlegen
allezeit fertig mit Antworten, und ein Meis
der Kunst, in jedem Streite das erste und
letzte Wort zu haben. Viel afrikanischen Witz h
er, so blitzend und so spitzig, als er unter sei
Himmelsstriche seyn konnte; aber kein sichres G
fühl des Wahren und des Falschen. Er war u
hig, sich seinen eignen Weg zu bahnen und zu
hen. Als ein Bischof wich er nicht aus den G
des Glaubens, worunter die Concilienschlüsse
standen wurden, und als Philosoph war er ein
so sclavischer Nachbeter dessen, was er aus Fi
cins Uebersetzungen von Platons Schriften begri
hatte. Plato hatte in seiner Moral vier Hau
genden, die Klugheit, die Tapferkeit, die Mä
keit die Gerechtigkeit. Die Klugheit war gleich
die Beherrscherinn über den vernünftigen Theil
Menschen; die Tapferkeit sollte über den Zorn,
Mäßigkeit über die begehrenden Kräfte regier
die Gerechtigkeit in der Uebereinstimmung und H
monie aller dieser Fähigkeiten der Seele beste
Augustin nahm auch nicht mehr als vier mora
sche Tugenden an, und gerade eben die, welche P
Da

ür hielte, ohne so gut und beredt darüber zu phi-
ophiren, als er. Als ein Christ sollte er freylich
ehr wissen, und hätte auch mehr wissen können;
nahm deswegen an, daß es noch drey theologi-
e oder göttliche Tugenden gäbe, den Glauben,
Hoffnung, die Liebe; aber seine Beschreibun-
n auch von diesen Tugenden sind mehr platonisch,
christlich; denn er macht sie alle zu Stufen, auf
nen man sich zum Anschaun der Wahrheit erhe-
n sollte. Wie verkehrt war nicht sein Begriff von
Gerechtigkeit! Diese bestand bey ihm in dem gu-
Gebrauche der Dinge; ungerecht war jedermann,
von dem, was er besaß, einen übeln Gebrauch
chte. Dieser unrichtige Begriff verleitete ihn, zu
haupten, daß nach dem göttlichen Rechte auf der
de alles den Gläubigen gehörte; daß die Ungläu-
gen nichts mit Recht besäßen; daß also den Do-
isten; (denn auf diese wendete er seine Moral an;)
e Kirchen und ihre Güter mit allem Rechte genom-
n werden könnten; nach dem göttlichen, weil
ch diesem alles denen gehört, die es gut zu brau-
n wissen, und nach dem menschlichen Rechte
ch, weil die Befehle der Kaiser die Ketzer alles
gentthums für verlustig erklärt hätten; eine Mo-
l, welche der Herrschsucht und dem Geitze der
äpste sehr günstig, und deswegen auch würdig war,
das kanonische Recht aufgenommen zu werden.

Vielleicht mag es einigen scheinen, daß ich mich
n dem Platonismus dieses abendländischen Leh-
s zu lange aufgehalten habe, wiewohl es mir nicht
Stoff gefehlt hat, noch viel weitläuftiger zu seyn.
lein seine mit dem wahren Innhalte der Schrift
r allzustreitigen Meynungen haben zu tyrannisch

und

und zu lange in der Kirche geherrscht. Sei
rne und die Einbildung, daß er bey allen seine
lern doch große Verdienste um die christliche
gehabt habe, ist selbst bey vielen in unsern aufg
tern Zeiten noch zu tief eingewurzelt, als d
nicht nützlich seyn sollte, mit einer gewissen
führlichkeit zu zeigen, wie schädlich Lehrer der
ligion werden, die, wegen ihrer Unfähigkeit sie
der Quelle selbst zu schöpfen, ihre eigne rohe
unverdaute Belesenheit und Philosophie in die S
ihrer reinen und wohlthätigen Lehren setzen. W
er nicht das Orakel der abendländischen Kirche
worden; hätte man nicht seine Schriften mehr
die Schrift selbst gelesen; hätte er die allegori
Auslegung derselben, die er so sehr liebte, wei
aus Mangel der nöthigen Sprachkunde fast se
den wahren Wortverstand finden oder errathen kon
te, nicht im Occidente in ein so großes Ansehen
bracht; hätte er nicht zugleich den Geist der Ver
gung wider diejenigen, welche sich von dem herrsch
den mit vielen Irrthümern durchwebten Lehrbegri
der Kirche entfernten, so nachdrücklich begünsti
und mit verschiednen für seine Zeiten scheinba
Gründen so angelegentlich gerechtfertigt und e
pfohlen. So hätte die Kirche, so finster als sie w
de, nicht werden, oder sich schneller aus der Barb
rey zum Lichte wieder durcharbeiten können. W
es darum zu thun ist, menschliche die wichtigs
Angelegenheiten des Menschen betreffende Irrt
mer zu sammeln, und zugleich ihrem Ursprunge u
der Art ihrer Entstehung nachzuforschen, der find
in seinen Werken eine reiche Erndte vor sich. I
glaube zwar nicht, daß an seiner Dialektik und
seiner Erklärung der aristotelischen Categorien vi
ver

ten ist; denn die Dialektik, welche in den mitt. Zeiten seinen Namen führete, aber mehr nach ihm, als platonischen und peripatetischen Begriff. eingerichtet war, kann nicht seine Arbeit seyn, die seinige, nach seiner eignen Nachricht davon, Form eines Gespräches hatte, ob gleich die Pseu-gustianische in spätern Jahrhunderten beynahe inzige und vornehmste, wiewohl sehr dürftige le aller logischen Erkenntnisse so lange blieb, Aristoteles das allgemeine Orakel in der Philo-e zu werden anfieng. Diese hätte auch der e den Schaden nicht gethan, den ihr seine übri-theils dogmatischen, theils exegetischen Werke n, die besonders in den Klöstern vor allen an-Werken abgeschrieben, gelesen und ausgeschrie-wurden.

Nach Augustins Zeiten waren Marcianus Ca-, Faustus von Ries, Claudius Mamer-Cassiodorus, und Boethius diejenigen, e durch ihre Schriften noch einige philosophi-Erkenntnisse erhielten und fortpflanzten. Der byter Salvianus war zwar, wie aus dem An-seines Werkes von der Regierung Gottes er-mit den philosophischen Secten des Alterthums unbekannt; denn seine Abhandlung wider den ist ganz in dem Geiste der Mönche geschrieben, e die Bereicherung der Kirchen und Klöster den en als das beste Mittel für ihre Sünden zu bü-schon zu seiner Zeit anpriesen. Er schrieb über eine Materie, die eines Gebrauchs philo-cher Grundsätze fähig war. Allein er brauchte ht, obgleich sonst sein Werk nicht unwürdig gelesen zu werden. Marcianus Capella ein

ein Africaner, gehört zwar nicht unter die ch
chen Schriftsteller; allein, er gab in einem B
Satyricon genannt, seinen Zeiten eine Art von
cyclopädie, die von den Christen fleißig gelesen
de. Sie besteht aus neun Büchern. Die be
ersten enthalten eine Art poetischer Erzählung
der Vermählung der Philologie und des Merk
der es nicht an Anmuth fehlt; die übrigen
das Lob und die vornehmsten Lehrsätze der da
gen Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geom
Arithmetik, Astronomie und Musik. Es ma
diesem Gelehrten nicht an Witz; aber die Sch
war rauh und schwülstig. Gleichwohl ließen s
Gelehrten des sechsten und siebenten Jahrhund
dadurch nicht abschrecken, ihn zu lesen. Er
vielmehr in ein solches Ansehen, daß, wer ihn
stand, mit den Geheimnissen aller Künste bekan
seyn glaubte. Denn man fand bey ihm, nach
Zeugnisse des Gregorius von Tours, alles,
Menschen lernen konnten, die Elemente der Gr
matik, die Lehren der Dialektik, die Regeln der
redtsamkeit, die Geometrie, den Lauf der G
und die Gründe der Harmonie und des Ges
Seine Zeitgenossen und Nachkommen konnten
lich von ihm nicht selbst denken lernen; es wa
aber ein Vortheil, daß er eine völlige Vergess
der Namen und der unentbehrlichsten Begriffe
Künsten und Wissenschaften, die dem mensch
Geschlechte so wichtig sind, verhinderte, und
ungefähr alles, was man zu seinem Ruhme
kann.

Faustus, ein Britannier von Geburt, erst
von Lerins, und darauf Bischof von Ries, be
pter, nach meiner Einsicht, obgleich Brucker

ht gedacht hat, unter denen, welche, mit der
hilosophie bekannt, sich philosophischer Lehren und
ründe in dem Vortrage der Religion zu bedienen
ußten, nicht eine von den niedrigsten Stellen; er
rdient vielmehr in mancher Absicht, einem Augu-
n vorgezogen zu werden, wie überlegen ihm auch
ser im Witze und in der Schreibart seyn mag.
an würde ihn, ungeachtet seiner barbarischen
chreibart, höher schätzen, wenn er in der Be-
eitung der pelagianischen Meynungen nur einen
hritt weiter gegangen wäre, und sich in seinem
rbegriffe von der Gnade und dem freyen Wil-
des Menschen, dem Lehrbegriffe unsrer Kirche
hr genähert, und zugleich von Augustins
ennung, daß die Erbsünde in der Wollust des Bey-
lafes bestehe, sich mehr entfernt hätte. Dann würde
Augustins gefährliche und schreckliche Irrthümer
i der Prädestination und Gnade noch glücklicher be-
tten, und eine von den dunkelsten und schwersten Leh-
noch in ein helleres Licht gesetzt haben. Allein,
nn er auch auf Abwege gerathen ist, so sind doch seine
hltritte der Religion bey weitem nicht so nach-
ilig, als es nicht selten das war, was der Bi-
of von Hippo in seinem fanatischen Eifer wider
i Pelagius und Coelestius behauptet und ver-
eidiget hat. Mir scheint er auch weit mehr phi-
iophisches Urtheil zu besitzen, und in der Erklä-
ng schwerer Schriftstellen viel glücklicher zu seyn,
s Augustin, dessen Meynungen er mit Gründen
streitet, die von einem scharfsinnigen und im Phi-
sophiren geübten Geiste zeugen. Die Lehrsätze der
Stoiker, Cyniker und Peripatetiker waren ihm sehr
kannt, unter denen er diesen am günstigsten gewe-
i zu seyn scheint, und Sidonius Apollinaris
hat

hat in seinem Lobe so Unrecht nicht, daß die Ph
losophie seine beständige Begleiterinn gewesen sey,
solches seine Widerlegungen nicht allein der a
Kinianischen, sondern auch der arianischen Irrthü
beweisen. Allein, was ihn besonders in der Geschi
der Philosophie merkwürdig macht, ist vornehm
ein Schreiben, worinnen er die Materialität
Seele behauptete, und mit solchen Beweisen,
sich freylich auf unrichtige oder doch unvollständi
und nicht genug bestimmte Begriffe vom Kör
gründen, die aber doch einen zum Nachdenken
Untersuchen nicht ungeschickten Geist entdecken.
scheint mir solches auch wider Augustins Mey
gen gerichtet zu seyn; denn dieser behauptete die U
Körperlichkeit der Seele, die doch, nach seiner B
schreibung von der Immaterialität derselben noch
unterschieden ist, welche er eben sowohl als die K
perlichkeit der Seele läugnen konnte, weil, sein
Begriffe nach, die Materie ein Wesen ist, welch
zwar aus unzählbaren Theilen bestehe, und desw
gen ins Unendliche theilbar ist, aber doch keine F
gur, keine Form und keine Qualität hat. Faust
beruft sich zur Vertheidigung auf das Ansehen ä
terer Lehrer, welche alle behauptet hätten, daß d
Seele körperlich sey, weil sie zu den Dingen
hörten, die durch Zeit und Raum eingeschränk
ren. Alsdann sagt er, einige läugneten, daß
Seele körperlich sey, weil sie weder local
noch eine Qualität oder Quantität habe,
ches alles man doch nur von der majestätischen
tur Gottes zu glauben verbunden sey.

Diesen widerspricht Faustus, und behau
die Seele sey local, oder erfülle einen gewissen

mmten Ort, indem sie nur innerhalb ihres Kör-
wirke. Er räumt zwar ein, daß es auch geist-
e Naturen gebe; er rechnet dazu die Erzengel,
Engel, unsre Seele und die feinere Luft; allein
iugnet, daß sie darum eines unkörperlichen We-
seyn. Daß unsre Seele eine Räumlichkeit habe,
eist er daraus, daß sie mit ihrer Kraft nur inner-
des Körpers wirket; daß, wenn sie sich Dinge
er sich vorstellt, und sich besonders mit abwesen-
und entfernten Gegenständen beschäftigt, sie darum
t außerhalb ihrem Körper wirke; daß sie sich den
enständen selbst, welche sie sich durch ihre Einbil-
g und Neigung als gegenwärtig denkt, darum
nähere; daß alles, was sie thut, in ihr selbst
nicht da vorgehe, wo die Dinge sich befinden,
denen sie in ihren Gedanken zu thun hat; daß
also nicht ihren Leib verlasse, und den Dingen,
welche man sich erinnert, mit der Zuneigung sei-
Herzens, aber nicht mit der Substanz seiner
le nahe und gegenwärtig sey; daß überdieß die
le nicht in ihren bald guten bald bösen Bewegun-
und Gedanken bestehen, weil sie schnell entstehen
schnell verschwinden, sondern für etwas von ihnen
schiedenes gehalten werden müsse. Nachdem er
dieses mit verschiedenen Exempeln erläutert, und
seiner Meynung unwidersprechlich bewiesen, ein
iches auch von den guten und bösen Engeln dar-
jan hat: so zieht er daraus den Schluß, daß die
ele, weil sie einen bestimmten Ort einnehme, und
t überall gegenwärtig seyn könne, wo sie wolle,
m Wesen nach körperlich seyn und eine Quanti-
oder eine bestimmte Größe haben müsse; denn
sey unwidersprechlich, daß, was in gewissen Räu-
n enthalten sey, auch eine bestimmte Größe oder

Quan-

Quantität habe. Er verbindet mit diesem, sei-
Meynung nach, aus philosophischen Lehrsätzen gef-
ten Beweise auch noch verschiedne biblische Bewe-
obgleich aus Stellen, die seinen Vorstellungen bl-
deswegen günstig zu seyn scheinen, weil er, was
eigentlich gesagt ist, nicht für uneigentlich versi-
sondern an dem verblümten und tropischen Ausdr-
hängt, und ihn im eigentlichen und buchstäbli-
Sinne nimmt. Es ist aus dem Auszuge seiner
danken klar, daß er den Begriff des Ortes und R-
mes mit dem Begriffe der Einschränkung des
seyns, und den Begriff der körperlichen Größe,
blos relativisch ist, mit den verschiednen Gr-
endlicher Kräfte und Wirksamkeiten verwechselt
Allein, wie leicht war nicht diese Verwirrung in
ten, wo die Regeln, wie man es anzufangen h-
um zu deutlichen und bestimmten Begriffen und
theilen zu gelangen, und sie mit deutlichen und
stimmten Worten und Sätzen auszudrücken, so u-
kannt waren.

Die Meynung des Bischofes von Ries k-
durch ihre Folgen den größten und wichtigsten W-
heiten der Religion sehr gefährlich werden; sie
aber in den damaligen Zeiten der Orthodoxie d-
Lehrers nicht nachtheilig, weil die Frage, ob
Seele körperlich oder unkörperlich sey, noch
keinem öffentlichen Bekenntnisse entschieden
Sein Schreiben veranlaßte indeß eine nähere Un-
suchung derselben, die viel dazu beygetragen hat,
Lehre von der Immaterialität der Seele aus der P-
losophie, wo ihr eigentlicher Sitz ist, in die Relig-
und unter ihre Lehren aufzunehmen. Mamert
Claudianus, ein jüngerer Bruder des Erzbisch-

Vienne, Mamertus, und ein Priester dieser
t, den Sidonius Apollinaris für den größten
seines Jahrhundertes und seines Landes er-
; der die besten griechischen und römischen Schrift-
sorgfältig und mit Einsicht gelesen hatte, und
der Gewohnheit seiner Zeiten alles war, was
rte werden können, ein Redner, ein Dialekti-
ein Dichter, ein dogmatischer Schriftsteller, ein
netra, ein Musikus, widerlegte die Meynung
Bischofes von Ries. Diese Widerlegung ge-
unstreitig unter die besten Werke dieser Zeit,
ch kenne unter den lateinischen Schriftstellern
, dem er nicht dadurch den Vorzug streitig
n könnte, keinen, der die platonische Philoso-
die er den Lehrbegriffen andrer Secten vorzog,
t zu gebrauchen gewußt hätte. Man sieht
en einen Gelehrten, der seiner Materie mäch-
, und die Kunst versteht, auch über schwere
unkle Gegenstände viel Licht zu verbreiten, der
chtet der Rauhigkeit des syllogistischen Vortra-
utlich zu seyn weiß, der sich von dem gewöhn-
Schwulste seines Jahrhundertes in der Be[illegible]
it entfernt, und dennoch die Geschicklichkeit hat,
Ausdrucke eine gewisse Anmuth und Schön-
itzutheilen, wodurch er anziehend wird. Sei-
beit war eines Auszuges in dem bruckerischen
e würdig, da wir unter den Alten keinen Scri-
 haben, welcher die Lehre von dem Wesen und
igenschaften der Seele so ausführlich untersucht
bgehandelt hat, als er. Da die Lehrer der
e in den spätern Zeiten, besonders unter den
lastikern, alles, was sie von der Seele wußten,
hmlich aus dieser Quelle zu haben scheinen: So
ich es für nöthig, ein solches Werk durch eine

getreue Abbildung seines Innhaltes bekannt machen, als es vielen zu seyn scheint, die einen Anspruch auf eine vertrautere Bekanntschaft mit den ältern Kirchenvätern und ihren Schriften machen können glauben.

Mamertus machte in seiner Widerlegung darüber, daß sich Faustus von Ries in seinem Schreiben über die Körperlichkeit der Seele nicht genannt hatte, einige demselben nicht günstige Anmerkungen, und erinnerte, daß sich nur diejenigen zu verbergen pflegten, die sich fürchteten, gekannt zu werden. Er erklärte hierauf den Irrthum, den er bestreiten wollte, und seinen ersten Beweis nahm er davon her, daß die Seele nicht körperlich seyn könne, weil sie das Ebenbild Gottes sey, wie die heilige Schrift deutlich lehre. Er widerlegte den Einwurf, daß, wenn es ein erschaffnes Wesen gäbe, welches unkörperlich wäre, ein solches Wesen seinem Schöpfer gleich seyn würde, damit, daß zwar die Seele Gott darin gleiche, daß sie unter die intellectualischen Dinge gehöre, ... aber darum nicht gleich, sondern von einer niedrigern Classe sey, weil er sie erschaffen habe; ... etwas anders sey die **Wahrheit selbst**, und etwas anders das **Bild der Wahrheit**. Er räumt seinem Gegner ein, daß nicht alles, was unsichtbar ist, sich auch deswegen den Vorzug der Immaterialität anmaßen könne, und beweist solches mit verschiedenen Beyspielen. Man sieht die Stimme nicht, und doch gehört sie zu den körperlichen Dingen. Die körperlichen Sinne sind von den Elementen des Körpers abhängig; die Seele hingegen nicht. Sie ist nicht aus der Materie gebildet; sie hat keine ... da hingegen die Sinne ganz von den Elementen ...

Cap. 4.

ban...

ı. Der Sinn des Geschmacks kann nicht oh-
.Hülfe der Feuchtigkeit wirken; eine trockne
: kann nichts schmecken. Es ist falsch, daß,
was unkörperlich ist, solches darum auch uner-
n sey. Die Engel und Erzengel haben sei-
Körper, als die Menschen; aber darum sind
em Wesen nach so wenig ganz körperlich, als
eelen. Der Apostel Paulus unterscheidet des-
den Geist, die Seele, und den Leib in dem
hen. Aus der Meynung des Faustus folgt,
önne mit leiblichen Augen gesehen werden; eine
ing, von der kaum zu begreifen ist, wie sie von
Christen geglaubt werden könne. Kann Gott
blichen Augen gesehen werden, so muß er in
Orte seyn; ein Satz, der mit der Unendlichkeit
Natur nicht bestehen kann. Wenn die Seele
örper, als in einem Orte ist, und selbst eine
lichkeit hat: so fragt sichs: Ist sie im ganzen
:, oder ist sie in einem jeden Theile des Kör-
Ist sie im ganzen Körper, wie kann sie nur
em einzigen Orte wirken, nämlich allein im
ı, wie der behauptet, der sie für körperlich
Ist sie in einem jeden Theile des Körpers:
m verliert sie nichts von ihrer Stärke, wenn
nige Theile ihres Körpers von ihnen trennet?
die Bewegungen, (in unsern Zeiten würde man
ungen sagen;) und deren verschiedne Arten
, so müssen dreyerley Bewegungen angenom-
erden; die beständige und unveränderliche, die
oder räumliche, und die unräumliche. Die
dige und unveränderliche Art der Bewegung
: allein Gott zu; die locale den körperlichen
n, und die dritte allein den geistlichen Natu-
Gott will immer dasselbe, das ist die bestän-

dige Bewegung; ein Körper verändert seinen
und seine Lage; das ist die locale Beweg
die Seele will bald dieß bald das; sie hasset ih
sie vorher liebte; sie erinnert sich in diesem A
blicke dessen, was sie in dem vorigen vergessen h
das ist ihre illocale Bewegung. Man
die Wirkungen davon in einem Orte; aber die
wegung geschieht nicht an einem Orte, oder durc
ne Veränderung des Ortes. Ein Mensch denk
eine mathematische Figur, oder will den Namen
lus oder den Namen Petrus schreiben; seine S
betrachtet die unbeweglichen Ideen dieser D
sein Arm und seine Hand schreiben sie aufs P
dieß ist eine locale Bewegung. Es ist nich
Seele, welche ihren Ort verändert; es ist sein A
der sich unterdeß nicht so regelmäßig bewegen w
wenn ihn die Seele nicht regierte. Sagen, da
Theil der Seele, der sich im Arme aufhält,
Arm bewege, heißt die Seele theilbar machen;
alles, was theilbar ist, kann sich in seinen Th
berühren, und nach den Theilen, woraus es be
bewegen. Die Seele aber wirkt in allen ihren
wegungen ganz; es ist nicht ein Theil der Seele,
dern die ganze Seele, welche durch die Augen
und durch die übrigen Sinne empfindet. Sie
keine Länge, keine Breite, keine Höhe; sie be
sich weder aufwärts, noch niederwärts, noch
mäßig. Sie hat weder äußerliche noch inne
Theile; man kann wohl die Beschaffenheit ders
aber nicht ihre Größe oder Quantität bestim
Man möchte vielleicht sagen, daß sich ihre G
nach der Größe des Körpers richte. Wenn aber
wäre, so würde man eine um so viel größre Seele
ben, je einen größern Körper man hätte, und

ı dem gemeinen Verstande der Menschen mehr
ider seyn, als eine solche Ungereimtheit?

Mamertus läßt sich hierauf in eine Untersu-
ıg über den Unterschied der Seelen der Menschen,
Thiere, und der Pflanzen ein. Dieser Unter-
d kömmt vornehmlich darauf an, daß es diesen
ller Erkenntniß mangelt. Die Menschenseelen
die Thierseelen scheinen das Gedächtniß mit ein-
r gemein zu haben. Die Störche und Schwal-
kehren jährlich zu ihrem Neste zurück, das sie
en. Die Pferde kennen ihre Ställe und die
de ihre Herren. Dieses beweist, daß sich kör-
che Gegenstände in dem Gehirne der Thiere ab-
n; daraus läßt sich aber nicht schließen, daß sie
eigentliche Erkenntniß davon haben; alles ist
ihnen Erinnerung an körperliche Dinge, die sie
)en oder empfunden haben. Sie kennen sich
t nicht, da hingegen die Seele körperliche Din-
urch den Körper, geistliche und intellectuali-
ohne Körper erkennt. Oft geschieht es so,
daß die Seele nicht auf die Dinge achtet, die
n Eindruck in den Körper machen. Ich lese et-
; ein andrer versteht mich deutlich, und weil er
nerksam auf das ist, was ich lese, so versteht er mich
). Ich hingegen weiß nicht, was ich las, weil meine
le, ohne ihren Ort zu verändern, anderwärts be-
ftiget war. Allein, man erinnert mich, und ich
me zu mir selbst, ich bin es, der zu mir selbst
me; es ist auch kein andrer, zu dem ich gleichsam
ickkehre, als ich selbst. Nicht der Raum, son-
ı die Zeit schied mich von mir selbst. Die Seele
da, um mich wahrnehmen zu lassen, was ich
; aber sie war nicht da, um mir das begreiflich

zu machen, was ich las. Man möchte sagen: E
was anders ist die Substanz der Seele; etwas a
ders der Gedanke, der aus der Seele entspring
Man irrt sich, wenn man die Gedanken der Se
mit der Seele selbst verwirrt. Die Seele ist
weilen ohne Gedanken, und wenn sie denkt, so de
sie im Körper und durch den Körper. Es sind
körperlichen Bilder der auf ihre Sinne wirkenden G
genstände, wodurch sie in Gedanken gesetzt w
und drückten sich nicht diese körperlichen Bilder
Gehirn ein, so würde sich die Seele an nichts e
nern können, was sie gesehen oder empfunden
Auf diesen Einwurf antwortete Claudian, daß
Seele nicht von ihrem Denken verschieden sey,
gleich die Dinge, die sie denke, von ihr verschie
wären. Es ist falsch, daß die Seele jemals k
Gedanken habe. Sie kann ihre Gedanken ver
dern; aber ohne Gedanken kann sie nicht seyn;
ist ganz, wo sie denkt, weil sie ganz Gedanke
Man irrt sich, wenn man die verschiedenen Kräfte
Seele von ihr selbst unterscheidet; denn obgleich
etwas Zufälliges ist, daß sie an diesen oder an je
Gegenstand gedenkt, so ist sie doch ihrem Wesen n
eine denkende Substanz. Eben so verhält es
auch mit dem Willen; es ist etwas Zufälliges,
sie eben itzt dieß, und nicht etwas anders will;
in dem Wollen selbst besteht ihre Substanz, und
die ganze Seele Gedanke ist, so ist sie auch g
Wille, und was sie vollkommen will, das will
ganz, und ohne einige Trennung in Theile. D
Körper bewegt sich nur Theilweise, aber nicht d
eine einige Bewegung aller seiner Theile; die Se
ist hingegen, alles, was sie ist, ganz, und thut a
alles, was sie thut, ganz und ungetheilt.

Mama

Namertus versucht hierauf zu zeigen, was für
ge die Seele durch den Körper, was für Dinge
hne den Körper erkenne und sehe. Er läßt sich
ne sehr ausführliche Erklärung der geometrischen
uren, des Punktes, der Linien, der Flächen, der
el und andre dieser Art ein; er stellt darüber Be-
tungen an, die ganz platonisch sind, und sich auf
Irbilder aller Dinge gründen, welche die intellectua-
: Welt und das Wesen der Wahrheit ausmachen
1; alles in der Absicht, seinem Widersacher be-
lich zu machen, daß die Seele Gedanken habe,
e nicht durch körperliche dem Gehirne tief einge-
te Bilder erzeugt würden. Meine Seele, sagt
st sich ihrer Gedanken, ihres Willens bewußt;
ieht dieß durch ein körperliches Bild? Ein
icher Beweis, daß der Gedanke der Seele ganz
s anders ist, als das Wort oder die Stimme,
rch er außer ihr vorgestellt wird; denn der Ge-
e kann ohne Ausdruck und der Ausdruck ohne
anken seyn: Die Seele kennt Gott und sucht
Kann man sagen, daß sie von ihm ein andres
) habe, als sich selbst?

Wie genau Mamertus mit den philosophischen
ten des Heidenthums bekannt gewesen sey, das
t sich vornehmlich in seinem zweyten Buche über
: so wichtige Materie. Ohne einen sclavischen
schreiber abzugeben, der nicht selbst denken und
eilen kann, führt er an, auf was für Art und
ise Pythagoras, Philolaus, Plato, Porphyr,
rro, Cicero und andre Weltweisen der vorigen
en, unter denen er dem Plato den ersten Rang
t, zur Erkenntniß, nicht allein des Daseyns ei-
einzigen Urhebers aller Dinge, sondern auch sei-

ner unkörperlichen Natur gekommen wären. M
kann das, was er darüber sagt, nicht ohne Verg
gen lesen, und es macht ein nicht unerhebliches E
in der Geschichte der Philosophie aus. Er hand
hierauf von der Natur der Körper, um auch dar
zu beweisen, daß die Seele kein körperliches W
seyn könne. Das Wesen der Körper besteht, sei
Meynung nach, in der Breite, Länge und Ti
jeder Körper kann darum der Entfernung seiner T
le wegen von einander gemessen werden; es gi
keinen, der nicht schwer und in Absicht auf s
Theile zählbar sey. Ein Tropfen Wasser kann
messen werden; denn er kann getheilt werden; er
sein gewisses Gewicht. Zwar gesteht er, daß m
auch in der Seele Maaß, Zahl, und Gewicht
merken könne. Aber unter dem Gewichte der Se
denkt er sich den Willen, der in einer Liebe seiner s
besteht; unter Maaß und Zahl die Erkenntniß, w
che sie von beyden hat. Sie weiß, daß drey
vier sieben sind; eine Kenntniß, die sie mit Au
schließung des Körpers allein besitzt. Er bew
aus vielen alten Philosophen, daß sie geglaubt hät
die Seele besitze keine von den Eigenschaften, we
zum Wesen des Körpers gehören, und zugleich
ruft er sich auf die Uebereinstimmung unterschie
Kirchenväter mit dieser Meynung. Mit allen d
sen Gründen verbindet er einige Schlüsse, die er a
verschiednen Schriftstellen für die Unkörperlich
der Seele herleitet. Paulus hatte in seinem er
Briefe an die Corinther gesagt, er sey zwar nicht
dem Leibe, aber doch mit seinem Geiste bey ihnen g
genwärtig. Daraus folgert er, daß der Geist k
Körper seyn könne, weil sonst der Apostel nicht v
einem Leibe, sondern von zwey Leibern geredet hab
würd

1 Cor. 5, 3.

irde. Eben das schließt er aus dem, was er von
ner Entzückung in den dritten Himmel erzählt.
ndlich führt er auch das für sich an, daß Christus
gt, die Menschen könnten zwar wohl den Leib, aber
: Seele nicht tödten, welcher Ausspruch nicht rich-
sein könnte, wenn auch die Seele ein Körper
ire. Denn wollte man auch von der Seele sagen,
ß sie ein sehr feiner Körper, und dadurch von ih-
m Leibe unterschieden sey, so sey doch auch der fein-
Körper ein Körper, und deswegen einer gleichen
eränderung fähig, als ein gröberer Körper. Chri-
is rede allgemein und ohne Einschränkung, wenn
sage, die Menschen könnten wohl den Körper,
er nicht die Seele tödten.

Im dritten Buche werden die Einwürfe wider
e Unkörperlichkeit der Seele beantwortet. Sie ist,
gte Faustus, im Körper enthalten, und nimmt
swegen einen Raum ein. Hierauf antwortet Ma-
ertus, sie ist im Körper, aber nicht als in einem
aume oder Orte. Allein, wie kann sie an einem
rte seyn, ohne auf eine räumliche Weise darinnen
seyn? Diese Frage, sagt er, laßt mit einer an-
ern Frage beantworten. Ist die Welt in einem
rte, oder ist sie in keinem? Ist sie in einem Orte,
o muß dieser Ort, worinnen die Welt ist, außer der
Welt seyn, oder zur Welt selbst gehören. Ist er
ußer der Welt, so fragt sich, ob auch dieser Ort in
inem Orte sey, oder nicht. Wird dieses eingestan-
en, so wird daraus folgen, daß die Welt unendlich
ey. Antwortet man hingegen, die Welt sey in kei-
nem Orte: Warum soll man denn nicht sagen kön-
nen, daß die geistliche Seele an einem Orte sey, ohne
uf eine räumliche Weise darinnen zu seyn? Der

Ein-

Einwurf bedeutet nichts, man könne nicht sagen, die Seele Christi habe nach seinem Tode aufgehört, in seinem Körper zu seyn, wenn sie nicht während seines Lebens auf eine räumliche Weise in seinem Körper gewesen sey. Denn sollte dieser Schluß gelten, so müßte man auch sagen dürfen, die Gottheit sey auf eine räumliche Weise in seinem Körper gewesen, weil sie bey seinem Tode aufgehört habe, mit seinem Körper vereinigt zu seyn; ein Satz, worüber vor anderthalb Jahrhundert ein Mamertus zu den Ketzern gezählt worden seyn würde. Nun sey es ungereimt zu sagen, Gott sey in einem Orte. Wie nun also daraus, daß gelehrt wird, er habe den Körper verlassen, mit dem er vereinigt gewesen sey, nicht gefolgert werden kann, daß er sich vorher auf eine räumliche Weise darinne aufgehalten habe: So folge das auch nicht, daß die Seele in ihrem Körper eingeschlossen gewesen seyn müsse, weil sie ihn verläßt. Mamertus sagt in der Folge, die Jungfrau Maria habe den Engel Gabriel nicht in seiner englischen Natur, sondern in einem von ihm angenommenen Körper gesehen. Doch giebt er den Engeln Körper, durch welche sie sichtbar werden, und den Teufeln Leiber, durch welche sie leiden können. Deswegen aber, setzt er hinzu, haben sie doch außer ihren Körpern auch eine ganz geistliche Natur. Nachdem er ähnliche Einwürfe wider die Unkörperlichkeit aus verschiednen misverstandenen Schriftstellen widerlegt hat, erklärt er den Unterschied, der zwischen dem leiblichen Sehen und dem Sehen der Seele ist. Die Augen der Seele, sagt er auf gut Platonisch, sind ihr Verstand, wodurch sie die unkörperlichen Dinge sieht, ohne daß sie ihr auf eine räumliche Weise gegenwärtig sind; körperliche Dinge aber kann

sie

nicht anders, als durch ihre Sinne gewahr wer-
n. Vernähme sie das Körperliche durch sich selbst,
würde sie ohne Zweifel die Theile des Körpers ver-
hmen, die ihr die nächsten sind, das Herz, die
ngeweide, und das Gehirn; aber sie sieht sie nicht.
ie ist, sagen einige, vor Gott und in Absicht auf
n körperlich, in ihren eigenen Augen aber geistlich.
ein Gott kennet die Seele, wie er sie gemacht hat;
sie geistiger Natur, so kennt er sie nicht anders;
kann die Dinge nicht anders erkennen, als sie sind;
kann sie nicht für körperlich halten, wenn sie sich
st für unkörperlich halten muß. Man muß so-
von den Menschen sagen, daß er das, wovon
eine wahre Erkenntniß hat, so erkenne, wie es
rklich ist.

Der Schluß, den Mamertus aus allem dem
ht, was er in seinen drey Büchern vorgetragen
te, ist der, daß der Mensch ein zusammengesetz-
Wesen sey, und aus einer geistlichen und unsterb-
ien Substanz, und zugleich aus einer körperlichen
d sterblichen Natur bestehe; daß es widersprechend
, sie in den Körper an einem gewissen Orte ein-
chließen, und sie doch durch alle Gliedmaßen hin
d her irren zu lassen. Hierauf wiederholt er in
n Sätzen alle seine Gedanken über die Natur
perlicher und unkörperlicher Wesen. Hier sind
ie Schlüsse.

Gott ist ein unkörperliches Wesen; die mensch-
he Seele ist sein Ebenbild; ein Körper ist unfähig,
n Ebenbild zu seyn; die Seele ist also unkörperlich.

Alles, was keinen Raum einnimmt, ist unkör-
lich. Die Seele ist das Leben des Körpers in ih-
rem

rem gegenwärtigen Daseyn; sie ist es sowohl ganzen Körper, als in einem jeden Theile desselb sie kann keinen Raum einnehmen, weil sie eben ganz in jedem Theile des Körpers, als im Gan ist; sie muß also unkörperlich seyn.

Die Seele denkt und schließt; Denken Schlüsse machen gehört zu ihrem Wesen; nun von der Vernunft gewiß, daß sie keinen Raum nimmt, noch etwas Körperliches ist; die Seele also unkörperlich.

Der Wille gehört zur Substanz der Seele; ganze Seele will, und sie ist der Wille; der Wille kein Körper; also ist auch die Seele kein Körper.

Das Gedächtniß ist nichts Räumliches; es eine Fähigkeit, die nicht durch die Menge der Gegenstände, deren sie sich erinnert, erweitert und ausgedehnt wird; die sich auch durch eine kleinere Anzahl derselben verengert; sie erinnert sich körperlicher Dinge auf eine unkörperliche Weise; wenn sie sich einiger Sachen erinnert, so erinnert sich das ganze Gedächtniß derselben; sie ist also kein Körper, und die Seele auch nicht, die ganz Gedächtniß ist.

Der Körper empfindet eine Berührung nur an dem Orte, wo er berührt wird; hingegen empfindet es die ganze Seele, wenn der Körper in einem seiner Theile berührt wird; diese Empfindung ist also nichts Räumliches; was nun keinen Ort einnimmt, ist etwas Unräumliches; die Seele ist also unkörperlich.

Der Körper nähert sich Gott nicht; er entfernt sich auch von Gott nicht; die Seele nähert sich i

entfernt sich von ihm; sie ist also kein körperli- Wesen.

Der Körper wird durch einen Ort bewegt; die e hingegen wird nicht durch denselben bewegt; st auch die Seele kein Körper.

ange, Breite und Tiefe sind Eigenschaften des ers; was diese Beschaffenheiten nicht hat, ist kein Körper; nun fehlen sie der Seele; sie kann nichts Körperliches seyn.

Bey allen Körpern findet sich eine rechte und eine Seite, ein oberer und ein unterer, ein vor- und ein hinterer Theil; alles dieses findet keine t bey der Seele; also ist sie auch kein körper- Wesen.

Nach dem Mamertus, dessen Abhandlung von Natur der Seele die Quelle alles dessen wurde, vor der Kirchenverbesserung im Occidente Rich- und Gesundes von dieser Materie gedacht und rieben worden ist, hatte **Boethius** im sechsten hunderte die meisten Verdienste um die Philoso- Er hatte die verschiednen Secten der heidnischen weisen zu Athen kennen gelernt. Man erhebt ihn ohne Ursache als den gelehrtesten Mann seiner und als den Erhalter der Wissenschaften. Er über- die wichtigsten griechischen Werke in allen Arten Wissenschaften, und gab sie Italien zu lesen. nders erwarb er sich durch die Uebersetzung und ärung der Schriften des Aristoteles, ein solches hen, daß man sich in den folgenden Jahrhun- n nicht unterstand, von ihm abzuweichen, da al die Unwissenheit im Griechischen so groß wur- daß niemand zu den Quellen selbst gehen konnte.

Cassiod. libr. I. ep. 45.

So

So weitläuftig indeß seine Kenntniß der alten
losophen war, so blieb er doch dem herrschenden
tonismus getreu, ob er gleich die dialektischen
findigkeiten des Aristoteles und seine Lehrsätze
den Prädicamenten in seinen Schriften wider
Arianer, Nestorianer und Eutychianer gebrau
Sein Werk von dem Troste der Philosophie,
ches in der Form eines Gespräches halb in V
und halb in Prosa, eine Vertheidigung der V
hung besonders wegen der Widerwärtigkeiten der
gendhaften enthält, ist in allen seinen Grunds
besonders von dem Wesen der menschlichen Gl
lichkeit und von den Mitteln, zum Genusse glü
zu werden, ganz platonisch; demjenigen äh
was schon Augustin darüber gesagt hatte, aber
angenehmer und sinnreicher vorgetragen und a
führt. Alles, was die mittlern Zeiten bis
zwölfte Jahrhundert von der Dialektik des Ari
les, von der Geometrie und der Musik wu
lernten sie aus seinen Schriften davon, und be
ders war es seiner Abhandlungen von der Musik,
von Gregors des Großen Zeiten an eine so wi
Kunst und Wissenschaft in der abendländischen
che wurde, vornehmlich zuzuschreiben, daß alle
Werke, die sich auch durch ihre leichtere Schr
empfehlen, in allen Klöstern so fleißig abgesch
und gelesen wurden. Uebrigens ist ihm die Ph
phie weder neue und eigne Entdeckungen, noch
zügliche Erweiterungen schuldig. Eben dieses
man von den Cassiodorus urtheilen, der später,
Boethius, aber doch noch in eben diesem Jahrh
derte eine kleine Encyclopädie der sieben fr
Künste schrieb, die zusammen das Trivium
Quadruvium der spätern Zeiten ausmachten.

sonders von der Seele geschrieben hat, ist auch
nisch, reichet aber nicht an dasjenige, was
iertus ausführlicher darüber vorgetragen hatte.
Encyclopädien, welche nur immer die ersten
iente der Wissenschaften enthielten, sind ihnen
als nützlich geworden. Je kürzer die Auszüge
en, desto weniger lernen die Menschen, die
Trägheit und Furcht vor der Mühe, zu den rei-
Quellen selbst zu gehn, mit dergleichen Ab-
ungen nur allzuleicht zufrieden sind. Sie ha-
fast nie einen andern Nutzen gehabt, als die
tniß ihrer Namen, und die ersten Begriffe,
an sich nicht einmal richtig zu fassen bemühte,
auch aus solchen kurzen Lehrbüchern richtig fas-
onnte, unter denen erhalten, die sich noch
lten, unter die Unwissenden und Ungelehrten
net zu werden.

Das siebende Jahrhundert war für alle Wissen-
en, besonders aber für die philosophischen eine
inglückliche und finstre Zeit. Der römische Bi-
Gregor der Große, haßte alle weltliche Ge-
amkeit, und alles, was darinnen seinen Ur-
g aus dem Heidenthume zu haben schien. Er
sachte ihnen durch die Verbrennung der palati-
en Bibliothek einen unersetzlichen Schaden, und
alles, was ein Mann von seiner Gewalt und
n ausgebreiteten Einflusse zum völligen Unter-
e der Philosophie thun konnte. Mit der Astro-
vertrieb er auch alle mathematische Wissenschaf-
us Rom und Italien, beförderte alle Arten des
glaubens, und verhinderte, so viel an ihm lag,
esen und den Gebrauch aller, auch der besten
unschuldigsten, heidnischen Geschichtschreiber,

unempfindlich gegen die Barbarey, die selbst in d
lateinischen Sprache darburch einreissen mußte, w
er sich selbst aus seinen grammatischen Fehlern e
Ehre machte, und eben so zufrieden mit seiner, ein
Bischofe so unanständigen, Unwissenheit im Grie
schen, dessen Kenntniß zu einer gründlichen Erke
niß der Religion so unentbehrlich ist. Sein Pa
ral und seine elenden Moralien über den Hiob, ü
den man unter den Alten keinen schlechtern Ausle
hat als ihn, waren so wenig für den Schaden, d
er allen Wissenschaften that, eine Schadloshaltu
daß er vielmehr durch seine seichten, verwirr
abergläubischen und schwärmerischen Begriffe
sittlichen Gegenständen die Moral noch mehr
verbte, als sie schon verdorben war; ein Verder
daß sich um so viel weiter ausbreitete, und um
viel länger erhielt, je größer sein Ansehen in
abendländischen Kirche war.

Es wagten sich zwar auch nach seinen Zeiten n
einige, die sich von den Mönchen durch eine gel
tere und scharfsinnigere Erkenntniß unterschei
wollten, an das lesen andrer philosophischen Sch
ten; allein sie verstanden kein Griechisch, und
gnügten sich also mit dem Marcianus Capella, d
Boethius, und Cassiodorus. Zuweilen wu
auch Makrobius gelesen; aber der Nutzen, den
davon hatten, war sehr geringe, weil man alle
che Schriften ohne eine gute Bekanntschaft m
dem ältern gelehrten Heidenthume nicht völlig u
richtig genug verstehen konnte. Da Augusti
Schriften sich in ihrem Ansehn behaupteten, so
hielten sich auch alle platonischen Begriffe, die e
die Theologie aufgenommen hatte, ob sie gleich

Gelehrten dieser finstern Zeiten mehr nachgebe- als verstanden wurden. Noch eine Dialektik gab die man ihm zuschrieb, die aber mehr nach stoi- als aristotelischen und platonischen Begriffen richtet war. Das Ansehn, das sie durch sei- Namen erhielt, machte sie zu einer von den vor- msten Quellen der logischen Einsichten, die diese ten hatten, wozu noch ein andres kleines Werk n, worinnen die Categorien des Aristoteles er- rt wurden.

Wer mit einem Blicke übersehen will, was man n siebenden Jahrhunderte an bald mehr, bald iger von der Philosophie wußte, der braucht nur jenige zu lesen, was Isidor von Sevilien in sei- Sammlungen davon hat, die unter den Namen Etymologien so bekannt sind. Sie bestehen aus ter kurzen Auszügen älterer Schriftsteller, die Philosophie fast eben den Dienst thaten, den ihr er den Griechen Diogenes Laertius, Suidas und obäus gethan haben. Die mittlern Zeiten wür- noch ärmer, noch blinder und unwissender in al- Wissenschaften gewesen seyn, als sie waren, in sie keinen Isidor auszuschreiben gehabt hätten. s erste Buch seiner Etymologien enthält Samm- gen, die zur Sprachkunde gehören; das zweyte s, was er von der Rhetorik und von der Dialek- gelesen hatte; das dritte, kurze Inbegriffe von mathematischen Wissenschaften, der Arithmetik, Geometrie, der Musik, und der Astronomie; vierte und fünfte handelt von der Arzeneykunst, den Gesetzen, von den Zeiten, und von dem, zur Zeitrechnung gehört; das neunte, von den rachen und Gesellschaften; das eilfte, von dem

 Menschen

Menschen und Wunderzeichen; das zwölfte, [illegible] den Thieren; das dreyzehnte, von der Welt [illegible] ihren Theilen; das vierzehnte, von der Erdbeschr[illegible] bung; das funfzehnte, sechszehnte und siebzeh[illegible] von den Gebäuden, Aeckern, Steinen, Metall[illegible] und von dem, was man von dem Landwesen aus[illegible] tern Verfassern wissen konnte; das achtzehnte, [illegible] dem Kriege und den Spielen; das neunzehnte, [illegible] den Schiffen, der Baukunst, und den Kleidertra[illegible] ten; das zwanzigste aber von dem Hausgeräthe, [illegible] Gefäßen und andern Werkzeugen auf dem La[illegible] in den Gärten, und bey den Pferden. Die übrig[illegible] Bücher dieser Sammlungen betreffen die Religi[illegible] den Gottesdienst, die Kirche und die vornehm[illegible] ungläubigen Sekten. Dieß waren die Quellen [illegible] aller Gelehrsamkeit nach seinen Zeiten. Was [illegible] seichte und trübe Quellen! Man darf nur, um [illegible] davon zu überzeugen, ansehen, was er von der P[illegible] losophie und von der Vernunftlehre hat. Erst gi[illegible] er eine kurze Beschreibung, was Philosophie [illegible] Er nennt sie nach dem Plato, eine Erkenntniß gö[illegible] licher und menschlicher Dinge mit dem Bestre[illegible] gut zu leben verbunden. Sie besteht theils in [illegible] Wissenschaft, die ei[illegible]sichre und gegründete E[illegible] kenntniß ist, theils in Meynungen und Muthm[illegible] sungen, denen es an Zuverläßigkeit und Gewißh[illegible] fehlt. Er nimmt drey Arten der Philosophie a[illegible] die natürliche, oder die Physik, die Moral, od[illegible] Ethik, und die Vernunftlehre, oder die Logik, un[illegible] vergißt nicht die Etymologie von den Namen ein[illegible] jeden anzuführen.

Isidor. libr. II. c. 24. seq.

Hierauf theilt er die Philosophie in die spec[illegible] tivische, von der er drey Unterabtheilungen ma[illegible]

ie lehrende, die natürliche, die göttliche, und in
ie praktische, welche sich mit den Handlungen der
Menschen beschäftiget. Die Natürliche hat mit
en Körper zu thun, die Lehrende mit der Arithme-
k, Geometrie, Musik und Astronomie; die Divi-
alis, oder die Göttliche, mit der unaussprechli-
en Natur Gottes und mit den Geistern. Zur prak-
schen Philosophie rechnet er die Sittenlehre, die
unst hauszuhalten, und die Wissenschaft bürgerli-
e Gesellschaften einzurichten und zu regieren. Sei-
Moral beschreibt gleich der platonischen vier
aupttugenden, die Klugheit, die Tapferkeit, die
thaltsamkeit und die Gerechtigkeit. Nach den
rzen Beschreibungen, die er davon giebt, erklärt
Porphyrs Isagogen, sagt, was man unter den
örten Geschlecht, Art, Unterschied, Eigenschaft
d zufällige Beschaffenheit verstehe, erläutert auch
ne Erklärungen davon mit einigen Exempeln. Auf
se folgt die Erklärung der zehn aristotelischen Prä-
camente. Nachdem er vorher die sogenannten
nstrumente derselben beschrieben und gesagt hatte,
as eindeutige, vieldeutige und benennende
örter heissen. Er zeigt, was Substanz, Grösse,
eschaffenheit, Verhältniß, Lage, Ort, Zeit, Fer-
keit, Thun und Leiden für Begriffe sind, und
cht einen jeden dieser Begriffe durch Beyspiele deut-
h zu machen. Mit gleicher Kürze lehrt er, was
ristoteles unter der Auslegung versteht, erzählt die
erschiednen Schlußarten desselben, kürzt dasjenige
, was Victorin über die Kunst, Erklärungen zu
achen, geschrieben hatte, giebt eine gleich dürre
Beschreibung von den Mitteln, Beweise zu erfin-
n, und beschließt mit der Erzählung der verschied-
en Arten einander entgegengesetzter und widerspre-

 chender

chender Sätze, welche Aristoteles ἀντικείμενα
nannt hatte, und die Lateiner Opposita und Con
traria zu nennen pflegten.

Diese Probe von Isidors philosophischen Auszü
gen ist zum Beweise hinreichend, daß er weder sel
dachte, noch ein eignes Lehrgebäude aufführen kon
te. Es war ein fleißiger, aber zugleich mittelmä
ßiger Ausschreiber und Sammler und das grö
Verdienst, wodurch er sich auszeichnet, ist sein le
ter und klarer Ausdruck. Im achten Jahrhund
wußte fast niemand, was Philosophie war. E
Geistlicher, der die Psalmen, Kirchengesänge,
die gottesdienstlichen Gebräuche inne hatte,
schon ein Wunder von Gelehrsamkeit; selbst
Kirchenversammlungen foderten nicht mehr.
diesen so finstern und unwissenden Zeiten war es
Glück für die Philosophie, daß das Klosterleben
diesem Namen beehrt wurde; denn sie fand verm
lich deswegen in den Klöstern des Benedictine
dens eine Zuflucht. Nur in Irrland glimmte n
hier und da ein Funke eines philosophischen Gei
denn man war in den spitzfündigen Sophistereyen
peripatetischen Logik nicht ganz ungeübt. Es wu
aber aus diesen Funken kein Feuer, obgleich die I
länder und Theodor aus Cilicien, der Erzbischof
Canterbury, auch in Engelland wieder einige Li
zu den Wissenschaften anfachten, dieser auch se
seine Geistlichen in der Astronomie, der Rechenk
und der Musik unterrichtete. Man las freylich
der; man fieng auch an Bücher zu schreiben.
helm, Acca, und Beda werden von Bruckern un
die Wiederhersteller und Beförderer philosophi
Erkenntnisse gesetzt; allein es hätte nicht einmal

man

nd versuchen sollen, diesen leeren Raum in ihrer
schichte auszufüllen; denn er bleibt mit allen ih-
n Namen und mit allen noch weitschweifigen Nach-
hten, die Brucker giebt, leer; man findet nichts,
Nichts ist.

Carl der Große that gegen das Ende des achten
d im Anfange des neunten Jahrhundertes lles,
s Macht und Belohnung zur Wiederherstellung
r Wissenschaften thun können. Aber alles, was
n wieder von Philosophie zu lernen anfing, war
wenig Dialektik; man müßte denn einige sehr
mmerliche Kenntnisse von der Geometrie, Arith-
tik, und Musik dazu rechnen wollen, um das
gister von Philosophen aus diesen Zeiten verlän-
n zu können. Wie wenig man indeß selbst von der
ialektik wußte, zeigt Alcuins Gespräch darüber in
Sammlungen des Canisius, ein Gespräch, wel-
s so sehr unter dem Schülerhaften ist, daß es
ht einmal der Mühe werth seyn kann, eine Probe
von mitzutheilen. Gleichwohl lernte man mehr
gik, je fleißiger man die Alten zu lesen anfieng.
st man die mittelmäßigen Schriften des neunten,
zehnten, des eilften Jahrhundertes, die sich mit
m Vortrage oder mit der Vertheidigung einzelner
hren der Religion beschäftigen, und nebst ihnen
ch die Schrifterklärungen dieser Zeit, so wird man
r diese verdrießliche und undankbare Mühe mit
chts belohnt, als mit dem einzigen Vergnügen zu
hen, wie geschäftig der menschliche Geist ist, seine
m neuen Erkenntnisse, die nicht ohne Scharfsinn
d Nachdenken erlangt werden können, überall,
er kann, anzubringen und seine Einsichten in der
eligion darnach zu formen. In den Schulen der

Schottländer, oder Irrländer, pflegte man
dem Zeugnisse Benedicts von Aniane die stud
Jugend durch allerley sophistische Schlüsse wid
Einheit und Dreyeinigkeit Gottes zu üben, w
bereits Mosheim bemerkt hat, ohne zugleich
merken, daß diese ganze Weisheit, Einwürfe
diese geheimnißvollen Lehren zu machen und au
sen, aus keiner andern Quelle, als aus Augu
Schriften geschöpft war, welche in allen Ki
noch fleißig gelesen und abgeschrieben wurden.
eben dieser Quelle ist alles Philosophische in Al
Vortrage von der Dreyeinigkeit, und ein Sc
erweist ihm zu viel Ehre, wenn er ihn deswegen
Vater der scholastischen Theologie macht.

Moshem. in instit. H. Eccl. p. 170. nat. II.

Einen deutlichern Beweis, daß man m
selbst zu denken und seinen kleinen Vorrath ph
phischer Begriffe und Sätze in der Religion zu m
versuchte, finde ich in den Büchern wider den
derdienst der Griechen, die Carln dem Großen
schrieben zu werden pflegen, weil sie auf seinen
fehl geschrieben und von ihm gebilliget wu
Ihr Verfasser bemüht sich bey allen Gelegenh
nicht nur seine rhetorischen Schätze, und beso
alles, was er von Tropen und Figuren wußte,
dern auch seine Einsichten in die Dialektik, wie
tig und unvollkommen sie auch waren, auf
Blättern schimmern zu lassen, und seiner Arbeit
durch ein gelehrtes Ansehen zu geben. So wir
den Griechen vor, sie zögen das, was die Sc
von den Götzenbildern sagt, auf die Bilder ü
haupt, und verriethen dadurch, wie sie nicht w
ten, daß der Name der Bilder das Geschle
der Name der Götzenbilder aber eine besondere

Carol. M. de imagin. C. p. 7. ex ed. Heum.

elben bedeutete; das Arten wohl unter den Ge-
lechtern, diese aber nicht unter jenen stünden;
; folglich das, was von diesen gelte, auch von
en gelte; daß sich aber nicht umgekehrt das von
n Geschlechte behaupten lasse, was von der Art
jr sey. Weiter bemerkt er, daß die Begriffe p. 8.
lder haben und Bilder anbeten zu verschiedenen
ädicamenten gehörten; jener zu dem Prädica-
nte der Beschaffenheit; dieser zu der Categorie
Thuns; daß zwischen beyden Begriffen nicht
mal eine Gemeinschaft des Geschlechtes und
: Art statt finde, indem man etwas anbeten kön-
was man nicht habe, und etwas haben, was
n nicht anbete; daß kein Mensch sich einen Mit-
enten Gottes nennen dürfe, weil Gott und der
ensch weder Geschlecht noch Art mit einander ge-
in hätten; weil es überdieß etwas ganz anders
re, etwas von sich selbst zu haben, und etwas zu
ben, das ein andrer habe. Von gleicher Be-
iffenheit ist seine Philosophie über die Begriffe von
sachen und Gründen. Er behauptet, eben die- S. 22.
e Wirkung könne von verschiedenen Ursachen ent-
ingen; zwey Dinge könnten mit einander zugleich
n, ohne daß eins der Grund des andern wäre;
is und zwey wäre natürlicher Weise zugleich; die
hl Zwey verursachte nicht die Zahl Eins, und
se nicht die Zahl Zwey. Mit einer gleich logi- S. 61.
hen Mine bedient er sich zur Bestreitung des Bil-
rdienstes des Prädicamentes der Relation; gesteht
var, daß die Begriffe von einem Bilde, von der
Aehnlichkeit und von der Gleichheit, unter eine Cate-
orie gehörten, daß sie aber doch wesentlich von ein-
nder unterschieden wären, und eben dieser Unterschied
ie vermeinten Beweise der Griechen für die Bilder-

anbetung entkräftete. Was für eine Freygeb
mit seinem dialektischen Reichthume! Er lö
aber bey dem Gebrauche so vieler Kunstwörter
bewenden; man soll den Philosophen an seinem
zen Vortrage kennen. Darum trägt er, unge
seiner Begierde, sich bald durch diese bald dur
ne Rhetoricationen als einen sinnreichen und be
Mann zu zeigen, seine meisten Gründe fast i
völligen Form von Schlüssen vor. Hier ist ei
S. 29. Exempel: Wenn wir mit Gott herrschen, so
reits erschienen, was wir seyn werden. Is
bereits erschienen, was wir seyn sollen; s
wir ihm schon gleich; sind wir ihm schon g
so sehen wir ihn bereits, wie er ist; wir seh
aber noch nicht wie er ist, also herrschen wir
noch nicht mit ihm.

Jedoch nichts beweist so deutlich, was für
hohe Meynung der Verfasser dieser carolinischen
cher von seinen rhetorischen und dialektischen K
nissen gehabt habe, als die Art, wie er die h
Schrift preist und ihre Vorzüge vor andern Bü
S. 238. u. f. zu erheben suchet! Hat einer, sagt er, seine
der weltlichen Weisheit und an der Gelehrsamke
Schule, er gehe hin zu den Magazinen des g
chen Gesetzes, welches die Weisen der Welt, w
Alter, also auch an erhabnen Verdiensten weit
trifft; er wird sich freuen, die Tiefen der fr
Künste, die er weiß, erforscht zu haben, und d
nigen, die er nicht kennt, darinnen anzutre
Da wird er den Schmuck einer richtigen Schreib
da die Etymologien der Wörter, da die Mann
faltigkeit und Abwechselung von Figuren und Tr
finden, von denen Augustin sagt, daß man,

nntniß zu haben, die Schrift nicht verstehen
Da wird er vielerley Sylbenmaaße entde-
ja alles, was die Beredtsamkeit Glänzendes
höhnes hat, verschiedne Arten von Mate-
eren jede von den Rednern anders abgehan-
vorgetragen zu werden pflegt, als die an-
Eingänge, welche die Absicht haben, die Zu-
neigt, lehrbegierig und aufmerksam zu ma-
deutliche und kurze Erzählungen; zuweilen
nklere und längere, welche man nicht ohne
afschluß des heiligen Geistes verstehen kann;
se, welche die eigentliche Beschaffenheit der
darthun; Gründe, wodurch die Gemüther der
er gereitzt und angefeuert werden, das zu thun,
ie thun sollen. In der Schrift giebt es viel
iche Sprüche; Das Große wird auf eine erhab-
das Kleine auf eine niedrige, das Mittelmäßi-
einer mittlern Schreibart ausgedrückt. Hier
man die Figur der Personenwandlung und an-
edefiguren, und prächtiger, als man sie ander-
finden kann; so erhaben, daß keine Schule
Sprachenlehrern oder Lehrern der Beredtsamkeit
eichen kann. Hier findet man auch die Isago-
welche den Lesern zur Untersuchung der Dinge
hrer Beschaffenheit eine so nützliche Anleitung
; Categorien, welche durch den Nutzen der
camente zur scharfsinnigen Betrachtung der
e so beförderlich sind; Erklärungen; mancher-
chlußarten, und die sogenannten Topica, als
e Quellen der Gedanken und des Ausdruckes,
is die Sprachenlehrer, die Poeten, die Redner
ie Philosophen schöpfen. Hier findet er auch
eriermenias; (ein Wort, das der Verfasser
verstanden zu haben scheint;) und kann auf ih-
ren

ten steinigten Wegen und ihren Krümmungen zu
Tiefen der Gedanken, die er erfinden, und der Zw
fel, die er auflösen soll, durchdringen, woraus e
Menge von Syllogismen und andrer Beweisgrü
entspringt, die alle zur dialektischen Kunst zu re
nen sind. In den Zahlen wird er durch die Ar
metik manchen verborgenen Verstand entdecken.
wird auch da nicht allein die Harmonien und die J
strumente der Musik, sondern auch ihren ersten
finder kennen lernen. Er wird da die Lage der
und die Ausmessungen beschrieben finden, welch
gentlich zur Geometrie gehören; eben so den
verschiedener Sterne; die Abwechslungen der Z
den Lauf der Monate; Jahre und Stunden,
ches alles die Astronomie lehrt. Jemand m
vielleicht sagen, man finde weder die Namen
Disciplinen, noch die Theile einer jeden Disci
noch auch die Glieder dieser Theile besonders in
heiligen Schrift angezeigt. Diesem antworten
daß man auf den Fluren der heiligen Schrift
zerstreut antreffe, was die Gelehrten in ihren kle
Gärten auf einen Haufen zusammen gebracht ha
Gelehrte finden und sehen die freyen Künste in
Schrift, wie man den Wein in den Trauben,
Erndten in dem Saamen, die Zweige in den W
zeln, die Früchte in den Aesten, und die grö
Bäume in den Keimen der Kerne sieht.

Man sieht an dieser Probe von dem Gebrau
der Dialektik in der Religion, wie wenig eigentli
Philosophie man in diesen Zeiten erwarten ka
Carl der Große konnte mit allen seinen Bemühunge
den Wissenschaften ein neues Leben mitzutheile
keine Philosophen bilden. Wie können Felder v

Dorn

ıen und Disteln heilsame Früchte hervorbringen, ı sie auch von einer noch so wohlthätigen Sonne rmt werden? Ihre Stralen befördern nur Wuchs unnützer oder schädlicher Pflanzen, und essern ersticken unter ihnen, oder wachsen nur nerlich. An Schulen fehlte es nicht, worinnen Philosophen erzogen werden sollten. Die Phiɔie blieb, wenn man nicht die seichten Kennt- der Geometrie, Arithmetik, Astronomie und k dazu rechnet, weiter nichts, als ein dürres lutloses Gerippe einiger dialektischen und onto- ɔen Kunstwörter. Nach dem Tode Carls, des en, erstarb nach und nach die Neigung zu den nschaften wieder, ob es gleich Ludwig der Fromund besonders Carl der Kahle, nicht an ihren ihungen, auch nicht an Gesetzen und Verordn fehlen ließen, der wieder einreissenden Bar- Grenzen zu setzen. Man stiftete in Frankreich, chland und selbst in Italien viele neue Schu- ohne daß die Wissenschaften, und unter diesen ɔers die Philosophie auf eine höhere Stufe der ommenheit erhoben worden wären. Auch die ihungen eines großen Alfreds in Engelland, des ɛrs der Schule zu Oxford, der selbst des Boe- Bücher von den Trostgründen der Philosophie angelsächsische Sprache übersetzte, richteten enig aus. Die Begriffe, welche wir durch ernunft von den menschlichen Verstande, von ethodischen Gebrauche derselben zur Erkennt- r Wahrheit, und dessen sichern Regeln, von lgemeinen Eigenschaften aller Dinge, von der und ihrer Einrichtung, von der Seele und ihäften, von Gott, seinem Wesen und seinen chaften und Werken, von der Sittenlehre,

von

von den ersten Gründen des Naturrechtes, [...]
allgemeinen und besondern Pflichten der Me[...]
und ihrer häuslichen und politischen Gesellschaf[...]
fangen können, diese in Ordnung und Rich[...]
zu bringen, ein gründliches und zusammenh[...]
des Lehrgebäude daraus aufzuführen, und [...]
in andern Wissenschaften nützlich anzuwenden, [...]
war ein Werk, welches die Kräfte des mensch[...]
Geistes in diesen Zeiten überstieg, wo der Aber[...]
be und die Laster in allen Ständen, besonders
im Geistlichen mit einer so ununschränkten [...]
walt herrschten.

Die Geschichtschreiber, welche mit einem [...]
nen Fleiße alles aus dem Staube der Finsterniß [...]
gesucht haben, was diesen Zeiten zu einigem [...]
gereichen kann, wissen aus dem neunten und [...]
Jahrhunderte viele Philosophen zu nennen. [...]
banus Maurus, Walafried Strabo, [...]
hard, Ansegis, Adelhard, Fredugis, [...]
mar von Rheims, Lupus Servatus, [...]
ric, Angilbert, Agobard, Regino, [...]
bald, Ruthard, und unzählbare andre [...]
dieses Namens nicht unwürdig seyn. Allein [...]
muß, um ihnen diese Ehre erweisen zu kö[...]
mit diesem Namen so freygebig seyn, als [...]
Zeiten selbst waren. Man hieß schon alle di[...]
gen, die nur lesen und singen konnten, Gel[...]
und Philosophen, und große Philosophen, we[...]
nur mit der pseudoaugustinianischen Dialektik [...]
ganz unbekannt waren. Ueberhaupt waren Ge[...]
samkeit und Philosophie in diesen Zeiten gleich[...]
tende Namen; selbst die Kenntniß und Aus[...]
des Klosterlebens hieß Philosophie, wie sehr [...]

eine Pest für alle gelehrtere und scharfsinnige
nntniß war.

lnter denen, welche im neunten Jahrhunderte
einige philosophische Kenntnisse hatten, zeichnen
or andern Rabanus Maurus, Fridegisus,
mar von Rheims und Johannes Erigena
Der erste von ihnen schrieb von den Tugen-
nd Lastern, von der Seele und ihren Eigen-
en; man hat auch unter dem Namen de uni-
eine Art von Encyclopädie von ihm, die aber
anz aus dem Isidor von Sevilien und dem Be-
nommen ist. Fridegisus, oder Fredugi- ein Abt in dem Kloster des heiligen Martinus urs, schrieb einen Brief von dem Nichts und er Finsterniß. Man hatte oft in der Hof- gestritten, was man sich vom Nichts und er Finsterniß für Begriffe machen sollte: Ob lichts etwas wäre, oder nicht; ob man die Fin- ß bloß für die Abwesenheit des Lichts, oder für Körperliches halten müßte? Das waren nach amaligen Meynung die schweren und für un- llich geachteten Fragen, mit deren Auflösung beschäfftigte. Er behauptete, daß das Nichts allein Etwas, sondern auch etwas sehr Gro- wäre. Die Finsterniß hielt er für etwas Kör- hes, und suchte seine Meynung aus der Bibel tärken. Man kann sich auch daraus eine Vor- ng von dem damaligen Zustande der Philosophie en. Hincmar von Rheims bewies in sei- Schriften, ob er gleich keine eigentlich philo- che Materien darinnen abgehandelt hat, daß bst zu denken versuchte, wiewohl man, wenn zureicht, um unter die Philosophen gerechnet wer-

Steph. Baluz. T. I. Miscell. p. 403. sq.

werden zu können, eben das auch von andern Ge-
lehrten dieser Zeiten, besonders von einem Agobard,
Claudius von Turin, Lupus Servatus, Ra-
tram, und fast von allen denen rühmen muß, de-
ren Namen in den Streitigkeiten über Godeschalks
Meynungen von der Vorherbestimmung der Men-
schen zur Seligkeit oder Verdammniß, von dem
Vorherwissen Gottes und von dem freyen Willen
der Menschen bekannt und merkwürdig geworden
sind.

Keine Schulen erhielten sich in dem Rufe, scharf-
sinnige Gelehrte zu bilden, länger, als die irrländi-
schen, die, weil Irrland zu Schottland gerechnet
zu werden pflegte, auch die Schottischen hießen. Un-
ter Carln dem Kahlen giengen viele, welche darinn
zu den damals üblichen freyen Künsten und Wissen-
schaften angeführt worden waren, nach Frankreich.
Der Berühmteste von diesen Gelehrten, die alle als
Philosophen gepriesen wurden, war unstreitig Jo-
hannes Erigena. Er übertraf wirklich seine Zeit-
genossen fast in jeder Art der Gelehrsamkeit sehr weit,
wußte etwas Griechisch, Ebräisch und Arabisch, und
daher kam der Ruf, daß er eine Reise nach dem O-
riente gethan hätte, sich mit den Schätzen der mor-
genländischen Weisheit zu bereichern. Die Natur
hatte ihn mit einem scharfsinnigen und zum eignen
Nachdenken sehr fähigen Geiste begabt. Er besaß
auch die Geschicklichkeit, seinen noch so spitzfündigen
Gedanken in ihrem Vortrage viel Anmuth und Reiz
zu geben. Keiner seiner Zeitgenossen hatte mehr
Zutrauen zu sich selbst, sich von den Fesseln des An-
sehens loszuwinden, und seine eignen Wege zu gehen,
als er. Der Beyfall, womit er in der Hofschule

V. Heum. act. Philos. t. III. p. 853 sq.

s und auch in der bischöflichen Lehrte, und die
gliche Liebe Carls des Kahlen gegen ihn, der so-
ein Bette mit ihm theilte, machte ihn viel
e, als er in den Streitigkeiten über die Gna-
ahl Meynungen äußerte, welche so wenig mit
Lehrbegriffe der Kirche, als mit Gottschalks har-
Sätzen übereinstimmten. Er erfuhr auch, daß
ner von ungewöhnlicher Scharfsinnigkeit und
rsamkeit nichts so sehr zu fürchten haben, als
Neid der Halbgelehrten. Der griechische Kai-
Michael Balbus, hatte Ludwigen dem Frommen
Geschenk mit den pseudodionysianischen Büchern
der himmlischen Hierarchie gemacht. Als Lud-
Sohn, Carl der Kahle, ein Buch lesen zu kön-
wünschte, das bey den Griechen in so großem
hen war: So übersetzte sie Johannes; er ward
sowohl dieser Uebersetzung, als seiner Meynun-
vom Abendmahle wegen bey dem Papste, Niko-
so verdächtig gemacht, daß er seiner Sicher-
halber, ungeachtet er an dem Kaiser einen so ei-
n Freund und Beschützer hatte, Frankreich ver-
n, und nach Engelland zurückgehen mußte, wo
Alfred der Große bey der neuerrichteten Schule
Oxford brauchte. Hier lehrte er die Dialektik,
Geometrie und die Astronomie; hier schrieb er
sein Werk von der Natur der Dinge und
n verschiednen Arten; ein Buch das unge-
t der darinnen herrschenden falschen und ver-
en Philosophie unwidersprechlich genug beweist,
er ein selbstdenkender Geist war, der, ob er
) keinen guten und sichern Lehrer darinnen wähl-
sich doch zu keinem sclavischen Nachbeten er-
igte, sondern das, was er vom Aristoteles wuß-
mit den platonischen Ideen der vormaligen ale-

xandrinischen Schule zu verbinden suchte, selbst
wohin sie führen konnten, und kühn genug
neue Meynungen in Zeiten, wo alle Neuheit
dächtig machte, nicht allein zu haben, sondern
öffentlich vorzutragen. Waren es gleich Irrth
so waren es doch solche, auf welche niemand als
scharfsinniger und selbstdenkender Geist ge
konnte.

Einige trug er bereits in seinen Schriften
die Streitigkeiten, die Lehre von der Gnade
betreffend, vor. Schon in diesen behauptete er,
wahre Religion wäre auch die wahre Philos
welche nach seinem Ausdrucke ein Quadru
hatte, und in die eintheilende, erklärende, b
sende und auflösende Philosophie eingetheilt w
könnte. Hierinnen äußerte er auch schon vo
Seligkeit und Verdammniß der Menschen G
ken, welche sich von dem herrschenden Lehrb
der Kirche sehr weit entfernten. Allein wie
Aufmerksamkeit auch diese Schriften verdienen,
sind sie doch bey weitem nicht so merkwürdig,
sein Werk über die Eintheilung der Natur, in
nen man alles beysammen antrifft, was er übe
Philosophie und Religion dachte.

Ein System von Philosophie und Theolog
diesen Zeiten ist gewiß eine außerordentliche Ers
nung, und dazu ein solches, welches eine von
Hauptquellen der mystischen Theologie in der abe
ländischen Kirche geworden ist. Johannes Erig
erbaute dasselbe in diesem Werke, dessen Inh
noch wenigen so bekannt ist, als er zu seyn verdi
ohne deswegen Widerspruch zu finden, weil die P

onysianischen Schriften für ächte Werke des Areo-
ten gehalten wurden. Da ich mich in der Be-
itung der mystischen Theologie und ihrer Schick-
in eine ausführliche Untersuchung und Beschrei-
dieser Arbeit des Johannes Erigena einlassen
e: so begnüge ich mich hier mit einer bloß kur-
Anzeige ihres Innhaltes. Er entdeckte darinnen
Begriffe von der Natur aller Dinge, ihrer Be-
mung, ihrer Veränderungen und Schicksalen,
r aus den neuplatonischen alexandrinischen Lehr-
geschöpft hatte. Gleich im Eingange seines
kes bringt er die Natur aller Dinge unter vier
iedne Classen; es ist eine, welche erschafft, und
erschaffen wird; eine andre, welche erschaffen
und erschafft; eine dritte, welche erschaffen wird
nicht erschafft, und endlich giebt es eine, welche
r erschafft, noch erschaffen wird. In den drey
Büchern betrachtet er die drey ersten Arten von
en, in dem vierten handelt er von der Zurück-
der erschaffenen Dinge in Gott. Im zweyten
t man seine Gedanken über die Lehre von den
ichen Personen und zugleich von der Streitigkeit
Griechen und Lateiner über den Ausgang des
gen Geistes vom Vater und Sohne. Nach sei-
Meynung hat Gott die ursprünglichen Ursachen
Formen aller Dinge in seinem Sohne erschaffen,
er ist vielmehr selbst in allen Dingen das Wesen
deswegen ihr Schöpfer. Er ist bloß, als ihre
che, und in keinem andern Verstande, eher da,
ie sind. Die Welt ist deswegen in ihm, als in
Ursache ewig; alles ist Gott, und Gott ist al-
gleichwie in der Einheit alle Zahlen gleichsam
Ewigkeit her enthalten sind; lauter Sätze, die
aricus lange nach ihm wieder erneuerte. Unter

dem Nichts, woraus Gott alles erschaffen hat, v
steht Erigena das unaussprechliche, unbegreifl
unzugängliche Licht der göttlichen Natur, das an
selbst betrachtet, oder durch sich selbst gedacht,
der war, noch ist, noch seyn wird; ein Wesen,
ches weder erschafft noch erschaffen wird. Diese
tur wird nur dann in allen Dingen gefunden, w
allen und wird in allen seyn, wenn sie durch ein
aussprechliche Herabkunft in die wirklichen D
auf vielerley Art sichtbar wird. Man kann al
gen, daß Gott alle Dinge mache, und auch sel
allen Dingen gemacht werde. Nach der Auferst
kehren alle Wesen in ihn zurück, ruhen ewig in
ursprünglichen Ursachen, und dann, wenn
mehr ist, wird Er Alles in Allen seyn. Ehe
alles aber geschieht, wird die Strafe der bösen
ster mit ihrer Bosheit aufhören; alle Creaturen
ben menschliche Körper erhalten, die menschliche
ber aber werden Seelen werden; dann wird al
Gott zurück fließen und gleichsam in diesem unen
lichen Abgrunde des Wesens Eins mit ihm sey

Wer die philosophischen Träume des men
chen Verstandes aus der Geschichte kennt, der er
leicht in diesen Irrthümern, die Johannes Eri
in ein zusammenhängendes Lehrgebäude gebrach
das neuplatonische System von dem Ausflusse
Dinge aus Gott und ihrer Zurückkehr in ihn.
sieht, daß er solches scharfsinnig durchgedacht,
nicht Stärke des Urtheils genug gehabt hat, den
schen Grund desselben einzusehen. Man darf sich
nicht darüber verwundern. Denn dem Urspr
unsrer Begriffe nachzuspüren, die Art, wie sie d
den Verstand von den Empfindungen erzeugt und

dert werden, einzusehen, die Betrüglichkeit und
rheit derselben zu untersuchen, das war eben die
ige Kunst, welche in der Dialektik dieser Zeiten
e. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die
endung dieser falschen Philosophie auf die eigen-
lichen Lehren der Religion dieselben veränderte,
man darf sich nicht verwundern, daß Erigena
wige Dauer der thierischen Seelen und die Wie-
erstellung aller gefallenen Geister behauptete; daß
h von der Sünde, von der Erlösung der Men-
, von der Verdammniß der Gottlosen, von der
rstehung der Menschen, von dem Ende der Welt,
von der Seligkeit des Himmels Vorstellungen
ite, denen die Begriffe der Schrift davon so
nlich sind. Wie schädlich wurden sie nicht der
ren Religion, da sie die Quelle der falschen My-
sind, welche unter dem Vorwande, da Men-
die geheime und ewige Wiedervereinigung mit
t als die Fülle aller ihrer Seligkeit zu lehren,
reine, selbst der irrdischen Wohlfarth der Men-
so heilsame, Sittenlehre Jesu Christi ver-
igte, alle gesellschaftlichen Pflichten so verächtlich
hte, dem müßigen und unnützen Klosterleben und
Mönchen ein solch Ansehen von Heiligkeit gab,
gegen ihre selbsterwählte Geistlichkeit auch die
sten und gemeinnützigsten Absichten und Hand-
gen keinen Werth zu haben schienen.

So war der Zustand der Philosophie im neun-
Jahrhunderte beschaffen; im zehnten, welches
Namen des Eisernen erhielt und verdient, sank
menschliche Geist so tief, daß beynahe keine Spur
wahrer Gelehrsamkeit und Philosophie übrig
eb. Eben dieß muß man von der ersten Hälfte

des eilften Jahrhundertes sagen. Wie konnte
auch Philosophen, die dieses Namens nur einige
maßen werth gewesen wären, in Zeiten geben, w
der Zirkel der Wissenschaften noch mehr vereng
und bloß auf das elende Trivium eingeschränkt wu
de! Niemand konnte selbst denken; niemand hä
es wagen dürfen, selbst zu denken, so abergläubi
waren die Zeiten, so ausschweifend war die Hoch
tung des Klosterlebens. Wilde Völker verwüste
in diesem und im Anfange des eilften Jahrhunde
alles mit Feuer und Schwerdt, und zerstörten
Klöster und Schulen, welche noch eine Zuflucht
die Wissenschaften gewesen waren. Die Eingr
herrschsüchtiger Päpste in die Rechte der Könige u
Kaiser, die mehr als abergläubische Anhänglich
der Zeiten an Ceremonien, die allen wahren Di
Gottes verdrängt hatten, die Gleichgültigkeit der La
gegen alle Gelehrsamkeit, die gegen den Ausgang d
zehnten Jahrhundertes herschende Furcht von der Nä
des Antichrists und des Endes der Welt, die bald da
auf folgenden Auswanderungen der Europäer in d
schwärmerischen Kreuzzügen nach dem Oriente ersti
ten alle Achtung für die Wissenschaften, und all
Gefühl ihres Werthes und Nutzens, noch mehr ab
die gräulichen Laster*, die in diesen Zeiten der grö
ten Verfinsterung des menschlichen Verstandes b
sonders unter der Clerisey herrschten. Was für ei
Beschreibung ließ nicht Edgar, ein englischer Kö
nig, durch den Bischof Dunstan von den Geistliche
seines Reiches, von ihrer Frechheit, von ihrem Sto
ze, von der Schändlichkeit ihrer Gespräche und de
Unordnungen ihres Lebens entwerfen! Sie erlaub
ten sich alle Ausschweifungen der Schwelgerey, de
Unreinigkeit und der Trunkenheit, und ihre Häuser

Spelm. in Concil. Britann.

schie

...en der Sitz der Schande und der Liederlichkeit
...n. Der Soldat klagte; das Volk seufzte,
...echtschaffenen weinten und die Lasterhaften lach-
...ber die Frevel der Geistlichen, welche die reichen
...tungen der Könige und die Allmosen der Armen
Vögel und Hunde wendeten und in den üppig-
Schmäusen verpraßten. Ein schreckliches und
wahres Gemälde von dem Leben der Clerisey
t allein in Engelland, sondern in ganz Europa!
war ein Glück für das menschliche Geschlecht,
unter den Beherrschern von Engelland, Frank-
und Deutschland sich einige fanden, welche ei-
so ausgebreiteten Verderben aller nützlichen Er-
tniß, aller Religion und Tugend doch einige
...zen zu setzen versuchten. Die Ottonen in
...tschland, Hugo Capet und Robert in Frank-
, Adelstan und Edgar in Engelland fühlten
Werth der Wissenschaften, und bemühten sich
...ast überall erloschene Liebe zu ihnen wieder zu
...cken. Kaum fieng sie an, wieder in einigen
...ulen aufzuleben, so rühmte man sich schon über-
große Philosophen zu besitzen, und diese bewun-
...en Weisen wußten doch nichts weiter, als was
...on der Dialektik und einigen Künsten der So-
...erey aus der augustinianischen Dialektik und aus
Marcianus Capella gelernt hatten. Unter den
...tschen wurden Notker, der Stammler, Rad-
, Bruno von Cölln, Balderich, Isaac,
Schottländer, Radger, Giddo, Tangmar,
Bernewarð als Philosophen erhoben; in Frank-
Remigius von Autun, Constantin und Ab-
von Floriac, Otto von Cluny, Waldebold,
...dulf, Manno oder Nanno, welchem man
...legung über Platons Gespräche von den Gese-

 tzen

ßen und von dem gemeinen Wesen, über de
stoteles Bücher vom Himmel und von der We
über seine Tugendlehre zuschreibt, und Gerbe
Rheims, unter den Engelländern aber Briti
Israel, Dunstan und Alfred von Malme
Sie hatten alle, Gerberten ausgenommen,
von dem Philosophen, Manno, läßt sich
stimmtes Urtheil fällen, weil von allen seine
ken nichts übrig ist, kein andres Verdienst
sem so oft an Unwürdige verschwendeten Nam
ihre geringe Kenntniß der Dialektik, ungeacht
schon über die Universalia zu streiten anfieng,
sie unter die wirklichen Dinge rechnen, oder
dialektische Kunstwörter halten sollte. Von
sonst wenig bekannten Gnugo ist gewiß, daß
Unterschied zwischen der Meynung Platons und
Aristoteles Begriff davon, richtig eingesehen ha

Martén. ampl. coll. T. III. p. 304.

Von allen denen, welche aus diesem Jahr
derte für Philosophen gehalten werden, hatte
gerechtere Ansprüche auf diese Ehre, als Ge
von Rheims. Er legte den Grund zu den Ei
ten, die ihn weit über seine Zeitgenossen erhoben
dem Kloster des heiligen Grimbald zu Aurillac
er aber hier seinen Durst nach vorzüglichen Erk
nissen nicht befriedigen konnte, gieng er nach
nien, wo die philosophischen und mathemati
Wissenschaften unter den Arabern mit einem au
ordentlichen Fleiße und Glücke getrieben wur
Sie schöpften ihre Einsichten aus den Schriften
Aristoteles, die sie nebst den Werken andrer Gri
in ihre Sprachen übersetzt hatten, ob sie gleich
griechischen Sprache nicht kundig genug waren,
ihn richtig und getreu genug übersetzen zu kön

s sie nicht verstanden, und sie verstanden sehr
nicht, weil sie mit der Geschichte der griechischen
losophen und ihrer mannichfaltigen Secten nicht
nnt waren, das suchten sie zu errathen; wie
er ist es aber nicht, glücklich zu rathen, wenn
Verfasser oft mit Fleiß, wie Aristoteles, oft we
der Beschaffenheit seiner Materie denen, die
r Sprache vollkommen mächtig sind, dunkel
unverständlich ist! Man darf sich also nicht
dern, daß oft sehr lächerliche Fehler in den ara-
en Uebersetzungen der griechischen Philosophen an-
offen werden. Hierzu kam, daß die arabische
ache worinnen vor den Zeiten der Caliphen nie
sophirt worden war, ungeachtet ihres Reich-
ns, wegen der allen Arabern natürlichen Nei-
zum sinnlichen und tropischen oft sehr harten
drucke, nicht die Biegsamkeit zu sehr abstrakten
en hatte, als das Griechische. Hatte indeß in
n Zeiten ein Volk Philosophie, so hatten sie die
ber, von denen sie Gerbert, nebst der Geometrie
Astronomie zu Corduba erlernte. Er sammlete
r ihnen einen solchen Schatz tiefsinniger oder
innig scheinender Einsichten, daß er deswegen
nach seiner Zurückkunft nach Frankreich, wo
in der Schule zu Rheims die Philosophie, die
metrie und andre mathematischen Wissenschaften
einem ungewöhnlichen Beyfalle lehrte, in den
f kam, seine großen Kenntnisse der Zauberey und
em geheimen Verständnisse und Bunde mit dem
ufel schuldig zu seyn, indem er sie weder von Gott,
h von Menschen, noch aus seinem eignen Geiste
en könnte. So unglücklich und barbarisch wa-
die Zeiten, daß niemand darinnen andre an
nsicht übertreffen konnte, ohne für einen Ketzer,

oder Zauberer erklärt zu werden! Dieses üb
Rufes ungeachtet ließ Hugo Capet von Frankr
seinen Sohn Robert von ihm unterrichten, er
ihn auch zur Belohnung seiner Verdienste auf
erzbischöflichen Stuhl zu Rheims, nachdem sein V
weser, Arnolf, auf einer Nationalkirchenversamml
dieser Würde, zu folge seines eignen Geständni
von seiner Unwürdigkeit entsetzt worden war.
aber alles dieses geschah, ohne den römischen P
Johann den funfzehnten, zu Rathe zu ziehen,
seine oberrichterliche Entscheidung, oder auch nu
Bestätigung des von den französischen Bischöfen g
ten Urtheiles zu begehren: So mußte Gerbert
Ungewitter, das sich zu Rom über ihn au
weichen, und begab sich an den Hof des Ka
Otto des Zweyten, dessen Prinzen gleiches Na
er in den freyen Künsten und in andern W
schaften unterrichtete. Dieser machte ihn, a
Kaiser wurde, aus Ehrerbietung und Erkenntli
gegen ihn zum Erzbischofe von Ravenna; und
lange darauf folgte er, unter dem Namen, Sil
des zweyten, Gregor dem fünften auf dem pä
chen Stuhle. Seine Erkenntniß und Gelehrsa
war so weit ausgebreitet, als es die Umständ
Zeit erlaubten. Er wußte die lateinische und
chische Sprache, war ein Mathematikus und
Sternseher, ein Redner und ein Dichter. Er
den Lehrbegriff seiner Kirche richtig gefaßt, und ka
auch die schwachen Seiten desselben; zum wenig
ist seine Schrift von dem Leibe und dem Blute Ch
im Abendmahle den Vertheidigern der Transsub
tiation nicht sehr günstig. Man muß seinen M
bewundern, womit er sich über die Vorurtheile
nes Jahrhundertes zu erheben suchte. Bey

sei

Gelehrsamkeit besaß er viel Bescheidenheit, die
iel von ihrem sanften Glanze verlor, als er
wurde. Unterdeß liebte er die Gelehrten, und
das Aufnehmen der Wissenschaften mit einem
ollen Eifer zu befördern, hielt überall viele
eiber, und sammelte eine Bibliothek, die nicht
us Kirchenvätern, Pönitenzbüchern und Ri-
bestand. Seine Briefe, welche sich durch
esunde Urtheile empfehlen, bezeugen seine Be-
chaft mit den bessern Schriftstellern des Alter-
, dem Plinius, dem Julius Cäsar, dem Sue-
, dem Claudianus. Ein solcher Geist verdien-
Freude, den Geschmack an den Wissenschaften
aufleben zu sehen, und es fehlte ihm auch
m Zeitgenossen, welche sich zu unterscheiden
, unter denen vor andern Dithmar, ein Abt
irschau, Odo, ein Abt von Cluny, ein Bi-
Wido, und ein Bischof von Regenspurg
fgang, gerühmt werden, den seine Einsicht in
rivium und Quadruvium in den Stand gesetzt
soll, einen Ketzer in einem gelehrten Streite
ie verschiednen Arten zufälliger Beschaffenhei-
m Stillschweigen gebracht zu haben.

Daß Gerbert vorzügliche Einsichten in die ma-
tischen Wissenschaften besaß, das beweisen, außer
Geometrie, die Pez herausgegeben hat, die
ulischen Maschinen und die Wasserorgeln, die
nden hat; es scheint auch nach einigen gewiß
n, daß er schon den Himmel durch astronomi-
Sehröhre beobachtet habe. Er war der Dia-
seiner Zeiten vollkommen mächtig, wie aus ei-
kleinen Werke von ihm erhellt, worinnen er un-
ht, ob sich die Begriffe des Vernünftigen, und
Vernunft gebrauchen wechselsweise von einander
sagen

Pez. thes. T. III.

fragen ließen, und zeigt, daß dieser von jenem, j
aber nicht von diesem behauptet werden könne,
einer Vernunft, ohne sie zu gebrauchen, haben,
mand aber sie gebrauchen könne, ohne sie zu h
Aus eben dieser Schrift sieht man, daß er unte
Realisten gehörte, und die berühmten Unive
für wirkliche außer dem menschlichen Verstande
stehende Dinge hielte; nach seiner Meynung
waren sie die Urformen von den Formen aller
nen Dinge. Seine bereits angeführte Schrif
Abendmahle beweist, daß nicht Lanfrank,
Anselm, sondern er der Erste war, welcher den
brauch der Dialektik in dogmatischen Abhandlu
geoffenbarter und zwar streitiger Wahrheiten
neuerte. Er beruft sich zwar zuerst zum Be
der Meynung, die er annimmt, auf die Auss
verschiedener griechischen und lateinischen Väter,
ihr Ansehen; er ist aber auch zugleich so dialek
denn er will sie auch mit Vernunftgründen be
gen, daß er seine ganze Schrift mit einem Syl
mus beschließt.

Aus allem diesem erhellet, daß seit dem fi
ten Jahrhunderte die ganze Philosophie dieser
dunklern bald hellern Zeiten vornehmlich in einer
abwechselnden größern oder geringern Kenntniß
Dialektik und ihrer Spitzfündigkeiten bestand, i
man davon aus dem Capella, aus Porphyrs J
ge, aus dem Boethius, und der pseudodionys
schen Abhandlung erlernen konnte. Wie w
auch ein Gelehrter davon wußte, so brachte e
überall an, wie ich davon schon eine Probe
den carolinischen Büchern gegeben habe, selbst in
Auslegungen der Schrift und oft auf eine eben
läc

liche, als gezwungene Weise. So läßt Ange- *Angelom. ap. Pez. T. I. p. 189.*
aus dem neunten Jahrhunderte in seiner Aus-
g des ersten Buches Mosis den Abimelech im
und zwanzigsten Kapitel die Philosophen bedeu-
welche durch die Erlernung der Philosophie ei-
Wahrheiten der Religion erkannt und eingese-
ätten. Sie haben mit dem Isaac, der die Leh-
ier Religion vorgebildet haben soll, zuweilen
e, zuweilen Streit. Denn die Philosophen
ien nicht immer mit dem Worte Gottes über-
sie streiten aber auch nicht stets mit demselben.
erkennen, daß Ein Gott sey, der alles erschaf-
ıt. Viele haben auch dieß hinzugethan, daß
durch sein Wort erschaffen sey. Darinnen sind
t dem Gesetze und dem Evangelio einig. Sie
n aber damit, wenn sie behaupten, die Mate-
) so ewig, als Gott, wenn sie seine Vorsehung
ien; wenn sie dieser Welt eine ewige Dauer zu-
ben. So weit ist alles vernünftig; aber was
, kann nicht ohne ein mitleidiges Lächeln mit
Kindheit des menschlichen Verstandes in diesen
n gelesen werden. Es wird, sagt Angelom,
vergebens gemeldet, daß mit dem Abimelech
ı andre, Ochoza, sein Schwiegersohn, und
l, sein Feldherr, zu Isaac gekommen wären.
oza erklärt man durch einen, der hält, Ficol
durch aller Mund, Abimelech aber: Mein
er der König. Diese enthalten das Bild der
en Philosophie, welche in die Logik, die Physik,
Ethik eingetheilt wird, oder in die Vernünftige,
Natürliche, und die Moralische. Die Vernünf-
ist die, welche Gott für den Vater aller Wesen
ınet, und ist also Abimelech; die Natürliche ist
so bestimmt ist, und gelehrt auf die Kräfte der

Natur

Natur alles zusammen ergreift, wie der Name D
za andeutet. Die Moralische hingegen ist die,
in aller Munde ist, alle angeht, wegen der Aehn
keit ihrer Vorschriften in aller Munde schwebt,
durch Ficol, das ist den Mund aller bezeichnet
angedeutet wird. Unglückliche Zeiten, wori
dergleichen Geschwätz nicht allein ertragen, son
auch für ein Denkmaal einer vorzüglichen Geleh
keit angesehen wurde!

Aus allem dem, was zeither gesagt worden
erhellt nur allzudeutlich, daß man in allen Sch
aus diesem Jahrhunderte wenig andre Sätze
philosophischer Art und Beschaffenheit suchen un
warten kann. Es sind alles undankbare Unt
chungen gewesen, die ich in dieser Absicht ange
habe. Diejenigen, die man noch in dieser oder j
finstern Schrift aus diesen Zeiten zerstreut fin
sind alle platonisch; sie sind nicht einmal aus
Quelle selbst geschöpft; denn die Griechen kon
niemand lesen noch verstehen. Was die Schrift
ler aus diesen barbarischen Jahrhunderten noch da
haben, besonders in ihren Abhandlungen, entw
von der Dreyeinigkeit, oder vom Abendmahle,
von den Tugenden und Lastern, oder von der N
der menschlichen Glückseligkeit, das ist alles aus
gustins Schriften entlehnt, der ihr einziges und
fehlbares Orakel war. Diesem schrieben sie a
nach, was er Wahres und Falsches gesagt ha
Verlangt man dieß mit Beyspielen bestätigt zu seh
so darf man nur einen Blick in die Abhandlungen
Paschasius Radbertus vom Glauben, von der H
nung, und von der Liebe thun, und was er von d
sen theologischen Tugenden sagt, mit dem vergleich
was Augustin davon gesagt hat. Er nimmt zu

Pez. thes. T.I. P.II. p.21.

Exem

pel, in seiner Schrift vom Glauben, drey Ar-
aublicher Dinge an. Einige, sagt er, werden
geglaubt, und ob sie gleich geglaubt werden,
nicht durch den Verstand begriffen; von welcher
lle Nachrichten von geschehenen Dingen sind;
glaubt sie, aber weil sie nicht durch den Ver-
begriffen werden, so braucht man auch dazu
Vernunft; man stellt sich dieselben durch das
chtniß und die Einbildung vor, weil sie sinnli-
inge betreffen, von denen man einige gesehen,
gehört, oder durch das Gefühl, oder durch den
mack erkannt hat. Weil nun der Verstand,
die Vernunft mit den Bildern der Phantasie
zu thun hat, so werden sie geglaubt, ob man
ich mit dem Verstande nicht einsieht; es sind
he Dinge; man glaubt sie durch die Kraft des
htnisses, worinnen vergangene, oder abwesen-
nge, mit denen die Sinne nichts zu thun haben,
: vorgestellt werden. Andre glaubliche Dinge
n geglaubt, und auch gleich mit dem Verstande
sen; sobald man die Vorstellung davon hat, so
n sie nicht nur gleich geglaubt, sondern auch
nden. Ein Exempel sind die Zahlen, und al-
vas zu den freyen Künsten gehört. Wir glau-
daß Eins und Zwey Drey sind; denn wer ist
der nicht gleich verstehe, daß sich die Sache
halte? Mit den Augen des Verstandes etwas
das heißt dasselbe verstehen. Also glauben
erstehen wir es, daß alle Zahlen aus Einheiten
nmen gesetzt sind. So beweist man, daß Eins
Zwey Drey ausmachen, was man in keinen an-
Zahlen auf diese Weise bemerkt. Eins, Zwey
Drey zusammengesetzt machen Sechs, welches
allen Summen die erste vollkommne Zahl ist;
darum

darum hat Gott, die Dreyeinigkeit alle zeitli
Dinge in der sechsten Zahl vollendet, und am S
bathe geruht, welche Ruhe die einige, und letzte
ge Ruhe ist. Man glaubt also und versteht es
gleich, daß alles aus Eins durch Eins und zu
nem zusammen vereiniget wird. So nimmt
Exempel die Zahl Sechs ihren Ursprung aus der
Eins, wird durch Eins vervielfältigt und wird in
Zahl Sechs in Eins vereinigt. Eben so verhält
sich mit den Zahlen Zehn, Hundert und Tau
Wenn man alles durchgeht, so wird man mit
Verstande finden, daß nichts ohne die Einheit
Dreyeinigkeit und ohne die Dreyeinigkeit der Ei
bestehen könne, weil alles nach Zahl, Maaß und
wicht gemacht ist. In allen Dingen ist eine N
merosität der Einheit und im Ganzen die Ei
der Numerosität, wie in Gott eine vollkom
Dreyeinigkeit der Einheit, und eine einfache Ei
der Dreyeinigkeit ist. Alles das glaubt man,
versteht es zugleich. Also sind auch die Dinge,
che uns die göttliche Offenbarung von Gott le
zugleich glaubliche und verständliche Dinge, die
durch die Sinne, sondern blos durch den Ver
gesehen werden können; allein sie können mit
Verstande nicht eher gesehen werden, als bis sie
glaubt worden sind, und diese machen die dritte
von glaublichen Dingen aus. So philosophirte
Paschasius, aus dessem hellen Kopfe die Lehre
der Brodverwandlung entsprungen ist, die au
den glaublichen und zugleich nur verständlichen D
gen gehört, die man aber erst glauben muß,
man sie mit dem Verstande sehen kann; denn
den Sinnen, denen sie so offenbar widerspricht, k
man sie freylich nicht sehen, und sich nicht einmal

Einbildung eine Vorstellung davon machen.
hwohl ist dieß ganze philosophisch scheinende Ge-
iß, worinnen so wenig gesunde Vernunft ist,
seine eigne Erfindung. Es ist im Grunde plato-
und man findet es oft in Augustins Werken;
)asius hat ihm nur sein rauhes Latein geliehen.
Intelligibilia, die nur der Verstand, als das
der Seele sehen kann, sind nichts anders, als
latonischen Ideen, die außer unserm Verstande
igne Wirklichkeit und Selbstständigkeit haben.
gleiche Bewandniß hat es auch mit dem plato-
n Unterschiede von dem Gebrauche und dem Ge-
der Dinge, den Paschasius in seiner Schrift
er Liebe anbringt; alles, was er darüber sagt,
s dem Augustin genommen, ob er gleich seine
e nicht nennt noch anführt.

)iese ganze Betrachtung zeigt, daß die Philoso-
eit Augustins Zeiten bis zum eilften Jahrhun-
keine ihr sehr günstigen Schicksale gehabt hat;
t also auch den Wahrheiten der Religion nicht
)ienste leisten können, die man von einer aufge-
n Vernunft erwarten kann. Die Lehre der Of-
rung hat vielmehr die ihr so nachtheilige plato-
Form behalten, die ihr Augustin mit andern
ı lateinischen Vätern gegeben hat. Sie ist
durch die Veränderungen, welche die Philoso-
in den folgenden Jahrhunderten erfuhr, nicht
ssert, sondern, wie die Fortsetzung unsrer Be-
tungen zeigen wird, durch die Vermischung des
onismus und Aristotelismus mit ihnen in man-
Absicht noch ungestalter, und dem Vorbilde der
men Lehre, wie wir solches in der Offenbarung
finden, noch unähnlicher geworden.

Von dem

Zustande der Philosophie vom E
des eilften bis zum Anfange des drenzeh
ten Jahrhundertes *).

Die Veränderungen, welche die Philosophie g
das Ende des eilften Jahrhundertes erfuh
reichten zwar weder ihr selbst, noch der Religion
besondern Vortheile; denn die ganze Frucht d
war nichts als die Geburt der so finstern scholasti
Philosophie und Theologie; sie setzten aber do
Kräfte des menschlichen Geistes in eine neue B
gung. Es konnten zwar selbst die gelehrten G
sten die harten Fesseln des Ansehens, welche si
dem freyen Gebrauche ihrer Vernunft hinderten,
zerbrechen; sie fiengen indeß ihre Sclaverey a
sehr zu fühlen, daß sie sich bestrebten, die Ungere
heiten der herrschenden Meynungen mit einem S
ne von Vernunft zu schmücken, und sie suchten z
weisen, daß, was die Kirche zu glauben beföhle,
mit Gründen bestätigt, und wider die Einwürfe
jenigen, welche sich gegen sie aufzulehnen wag
vertheidigt werden könnte. Dieß war eine glückl
Wirkung von Berengars Widerspruch wider

*) Ueber diese und die folgende Abhandlung verd
besonders Brucker, was besonders die literari
Nachrichten betrifft, in seinen deutschen Fragen
die Historie der Philosophie und sein lateini
Werk davon nachgelesen und verglichen zu werden.

llosen Irrthum von der Verwandlung des Brod-
und des Weines im Abendmahle in den Leib und
Blut Jesu Christi. Dieser Scholasticus von
urs behauptete, wie bekannt ist, Brod und Wein
en blos Zeichen des Leibes und Blutes; er suchte
t allein zu beweisen, daß die ältern Kirchenväter
ı diese Meynung gehabt hätten, sondern er suchte
) darzuthun, der paschasianische Irrthum belei-
e alle Grundsätze der Dialektik. Seine Freunde
Vertheidiger glaubten eben so starke Dialectici
eyn, und unter ihnen war keiner über den Ruhm
Berengarn eifersüchtiger, als Lanfrank, wel-
die Schule zu Bec zum Nachtheile der Schule
Tours empor zu bringen suchte. Die Dialek-
vurde also daselbst mit einem außerordentlichen
r getrieben, und Lanfrank wußte sich auch in den
zu bringen, daß er seinem Gegner darinnen
legen wäre, und ihn schon in einem dialektischen
npfe überwunden hätte, ob man gleich über die
dieses Sieges nicht urtheilen kann, weil die Ge-
hte von der Beschäffenheit und dem Gegenstande
Streites selbst schweigt.

Will man sowohl die Gestalt, als den Umfang
gelehrten, besonders aber auch der philosophischen
intnisse, welche man gegen das Ende des eilften
im Anfange des zwölften Jahrhundertes hatte, mit
m Blicke gleichsam übersehen: So muß man die
andlungen des Honorius von Autun, wie er ge-
niglich genannt wird, von der Verweisung der
le und von ihrem Vaterlande, von der größern
kleinern Leiter zum Himmel seiner Aufmerksam-
würdigen; denn man sieht daraus, wie ausge-
tet und als unzweifelhafte Wahrheiten beliebt Au-

Pez. Thes. T. II. p. 2. 157. sqq. et 228. sqq.

gustins platonische Träume in diesen Zeiten wa
Diese drey kleinen Werke enthalten verblümte
allegorische Vorstellungen von den damaligen Ke
nissen. In der ersten stellt er die Unwissenheit
Seele als das Land ihrer Verweisung, die Weis
aber als ihr Vaterland vor, zu dem man durch
freyen Künste als so viele Städte gelange. Er
derselben zehn mit den dazu gehörigen Büchern,
so viele Städte und Flecken, die unter ihrem Ge
liegen, findet auch in dieser Zahl besondre Geh
nisse, weil das Gesetz Gottes aus zehn Geboten,
die weltliche Weisheit aus zehn Categorien be
gleichwie die Kirche mit den zehn Jungfrauen
glichen, und den Arbeitern im Weinberge ein De
rius, oder ein zehnter Pfenning versprochen
de. Die erste Stadt ist die Grammatik; die
buchstaben und die stummen Buchstaben führen
den Wohnungen der Sätze; die langen und ku
Sylben sind die Eingänge zu den Häusern;
Stadt selbst hat acht Reviere; das Nennwort
das Zeitwort sind die Consules, das Vorwort
Proconsul, das Adverbium der Präfectus, and
geringerer Würden nicht zu gedenken. Donat
Priscian lehren die Reisenden die neue Sprac
Die Dörfer unter dem Gebiete dieser Stadt sind
Bücher der Poeten, der Tragödienschreiber, der
mischen, der satyrischen und lyrischen Dichter.
Tragici beschreiben Kriege, wie Lucan, die Com
hochzeitliche Gegenstände, wie Terenz, die Satyr
tadeln die Sitten, wie Persius; die Lyrici besing
in ihren Oden das Lob der Götter und der Köni
wie Horaz.

Di

Die zweyte Stadt ist die Rhetorik. Das Thor
u ist die Sorge für den Staat, welche drey Arten
Reden begreift, demonstrativische, deliberativi-
und gerichtliche Reden. In einem Theile dieser
adt verfertigen die Bischöfe ihre Decrete, und die
nige ihre Edicte. Dort werden die Synodal-
üsse bekannt gemacht, hier werden die gerichtli-
n Streitigkeiten erörtert. Tullius lehrt die Pil-
me zierlich reden; vier Tugenden, die Klugheit,
Tapferkeit, die Gerechtigkeit und die Mäßigung
chen die Sitten der Stadt aus. Unter ihrem Ge-
te liegen die Historien, die Fabeln, die Bücher der
dner und der Sittenlehrer, welche die Schritte
Wanderer zu ihrem Vaterlande leiten.

Die dritte Stadt ist die Dialektik, mit vielen
ßenwerken von Fragen bevestigt, wodurch der
eg zu den Vorhöfen des Vaterlandes geht. Die
kömmlinge werden durch fünf Pforten eingelassen;
e Namen sind Genus, Species, Differentia,
oprium und Accidens; sie haben daher auch
Benennung der Isagogen. Das Schloß dieser
tadt heißt Substantia, und die umherliegenden
ürme sind die neun Accidentia. Es giebt hier
een Fechter, welche die Streitigkeiten nach gewis-
Regeln entscheiden; der kategorische und der hy-
thetische Syllogismus, welche die Wandrer mit
trefflichen Waffen ausrüsten. Aristoteles em-
ingt sie in der Topik, versieht sie mit Gründen,
d führt sie in seinen Büchern, von der Auslegung
f das Feld der Syllogismen. Hier lernen die
anderer die Ketzer mit Gründen bestreiten.

Die vierte Stadt ist die Arithmetik. Bo
lehrt hier, wie gleiche und ungleiche Zahlen si
mancherley Weise mit einander verbinden
Die Rythmimachie fodert beyde, die gleiche
ungleichen Zahlen, zum Streit auf; auch ordn
Bretspiel die Schachsteine nach einer gewissen
zur Schlacht. Der Wandrer lernt in der
dieser Stadt, daß Gott alles nach Zahl, Ma
Gewicht gemacht habe.

Die fünfte Stadt, wodurch die Wand
Weisheit ihren Weg nehmen müssen, ist die
Sie führt zu den Gesängen des Vaterlandes.
jubilirt der Chor ernsthafter Männer, und ein
gendlicher mit hellen Stimmen über Gott; die
geln stimmen mit ihren Pfeifen, die Zither mit i
Saiten, die Cympeln mit ihrem Schlage in den
sang ein; sieben verschiedne Laute machen die Ha
nie aus. Hier lernen die Wandrer durch die Si
den Uebergang zum Wohllaute des Himmels.

Die sechste Stadt ist die Geometrie, durch
che man das Vaterland aufsucht. Aratus br
hiet die Weltkarte aus, und zeigt darauf Asia,
ca und Europa, erzählt die Berge, die Städte,
Flüsse der ganzen Welt, und erinnert die Wan
daß sie durch dieselben durchgehen müssen.

Die siebente Stadt ist die Astronomie.
zeigt Hygin durch das Astrolabium die Zunahme
Abnahme des Mondes, die Wege der Sonne,
Gang und die Zurückkehr der Planeten, öffnet
Sphäre und zeigt die Zeichen des Thierkreises
die übrigen Sternbilder. Hier erklärt auch Ju
den Computus, und berechnet die Jahre der

der Folge ihrer Könige. Ueberdieß erweckt hier
Musik der himmlischen Kraise die Wanderer zum
Ihres Schöpfers.

Die Physik ist die achte Stadt. Hier lehrt Hip-
tes die Wandrer die Kräfte der Pflanzen, der
ume, der Steine, der Thiere und leitet sie durch
Cur des Leibes zur Cur der Seele.

Die neunte Stadt ist die Mechanik. Hier ler-
die Wandrer alle künstlichen Arbeiten in Metall,
Holz, in Marmor, die Mahlerey, die Bildhaue-
und alle Handkünste. Diese hat den Thurm
nrods und den Tempel Salomons aufgeführt; sie
auch die Arche Noah, und alle Mauern in der
lt erbaut. Sie lehrt zugleich die verschiednen
en Kleider zu weben.

Die Oekonomik ist die zehnte Stadt. Sie hat
den Königreichen, Würden, Aemtern und Ord-
gen der Welt zu thun, und lehrt die Wandrer
h der Ordnung ihrer Verdienste sich mit den ver-
edenen Ordnungen der Engel vereinigen.

Durch diese Künste kömmt man als durch so viele
ädte zur heiligen Schrift, dem rechten Vaterlan-
worinnen eine mannichfaltige Weisheit herrschet.
se Schrift baut sich ein Haus, welches von den
en Gaben des heiligen Geistes, als durch so viele
ulen unterstützt wird. Der vierfache Verstand,
historische, allegorische, tropologische und anago-
he, macht die vier Wände des Hauses aus. —
diesem Hause bereitet die Weisheit den Ankom-
den ein köstliches Mahl, wo sie mit vielerley an-
ehmen Gerichten gesättigt werden. Endlich wird
dieselben in das himmlische Jerusalem führen, wo

 sie

sie den König in seinem Glanze sehen w
über den Sonne und Mond erstaunen. In
Vaterlande sind die Patriarchen die Vorbilde
sti; die Propheten haben ihn vorher verkünd
Apostel sind seine Herolde durch ihre Lehr
Wunder. Die Märtyrer opfern ihm ihr Bl
die Jungfrauen, die ihm ihre Jungfräulich
ligen, beten ihn an. In diesem Vaterlande
auch die Lernenden auf den Berg der Betrac
wo sie Christum mit Mose und Elias in sein
klärung erblicken. In dem himmlischen Reic
es viele Wohnungen oder viele Arten göttlic
scheinungen. Die Einwohner werden ihn na
verschiedenen Tugenden sehen, die Guten in
Güte, die Gerechten in seiner Gerechtigkeit, di
sen in seiner Weisheit, die Friedfertigen in
Frieden. Nach seiner höchsten Vortrefflichkeit,
mit er alle andere Wesen übertrifft, wird ihn nien
sehen, wie ihn niemand gesehen hat, als der S
allein. Die sich im Lande der Verwesung auf
und sich an vergänglichen Dingen ergötzen, we
in die äußern Finsternisse kommen und gleich wa
Augen das ewige Licht ewig fliehen. Mannich
ge und unzählbare Phantasien werden sie, als
Thiere verfolgen; sie werden vor ihnen fliehen
sen, und ihnen nicht entfliehen können, sondern
ihnen in einen unermeßlichen Abgrund von Elend
Verzweiflung gestürzt werden.

Aus dieser nach der Beschaffenheit der Z
nicht unwitzen noch unangenehmen Allegorie
hellt, daß noch im zwölften Jahrhunderte beson
in den alten Klosterschulen der Umfang, sowohl
freyen Künste, als der hohen Wissenschaften nich
wei

't war; man sieht auch, daß sie noch immer
en dürftigen Quellen schöpften, aus denen die
n Jahrhunderte ihre so mittelmäßigen Kennt-
geschöpft hatten. Mit den philosophischen
hten hatte es eben diese Bewandniß; es wa-
wie aus der größern und kleinern Leiter zum
nel von eben diesem Mönche erhellt, immer
dieselben platonischen Ideen in der Philosophie
l, als in der Theologie. Diese beyden kleinen
ften sind Gespräche zwischen einem Schüler und
ı Lehrer. Zuerst erklärt er, was er unter der
zum Himmel verstehe. Es ist die Liebe, de-
stufen die Wissenschaft und die Weisheit sind.
e bis in den dritten Himmel aufsteigt, so er-
ie sich durch drey Ordnungen von Stufen, wor-
die körperlichen, die geistlichen, und die intel-
lischen Dinge zu verstehen sind. Es giebt drey
des Sehens, das Körperliche, das Geistliche,
Intellectualische. Mit dem ersten betrachten
esen Himmel und diese Erde, und alles Kör-
ie, was durch unsre Sinne empfunden wird:
st der erste Himmel. Das geistliche Sehen
ft die Aehnlichkeiten körperlicher Dinge in un-
Gemüthe, und diese machen den zweyten Him-
us. Die dritte Art des Sehens beschäftigt
weder mit körperlichen Dingen noch mit den
ichkeiten körperlicher Dinge; wir beschauen da-
das Wesen Gottes selbst, die Natur der Engel
Seelen, wie sie sind, und das heißt der dritte
nel.

Nachdem der Lehrer seinem Schüler die verschied-
lrten körperlicher Dinge, welche die Gegenstän-

 de

de des leiblichen Sehens sind, vorerzählt hat: unterhält er sich mit ihm über die zweyte Art von sion. Er giebt der Seele drey verschiedne Krä eine, die, wie er sagt, im engen Verstande die S heißt, und nichts anders als Platons und der tern Scholastiker sensitivische oder empfindende S ist; ferner den Geist, und endlich den Verstand, durch wir äußere und innere Dinge nicht empfin uns auch nicht vorstellen, sondern verstehen. D die geistliche Vision sehen wir also nicht körper Dinge, sondern blos ihre Bilder und Vorste gen, und diese Leiter hat zwölf Stufen. Die Art begreift die Gemälde, die wir uns von den d unsre Sinne empfundenen Körpern in unserm G bilden; die zweyte, die Wiedererinnerungen an a sende bekannte Körper; die dritte, die Vorste gen von Körpern, die wir zwar nicht gesehen ha an deren Daseyn wir aber nicht zweifeln; die v die Bilder, die wir uns nach unserm Gefalle dichten, obgleich das, was sie vorstellen, keine W lichkeit außer unserm Verstande hat; die fü die verschiedne Gestalten, die uns, zum Exemp Gebete, wider unsern Willen einfallen; die sec alle die Entwürfe, die wir in unserm Geiste au nen, ehe wir etwas vornehmen wollen, als von Gebäuden; die siebente, die Bewegunge unserm Gemüthe, die vor dem, was wir reden thun, vorhergehen; die achte, die Träume, w die Seele des Nachts im Schlafe hat, sie mögen etwas oder nichts bedeuten; die neunte, die Pha sien der Kranken, besonders der Unsinnigen; zehnte, die Empfindungen von Freuden oder Sch zen, welche die Seele fühlt, wenn die Schme

Körpers zunehmen, und die Seele ausser sich ist, bey halb Sterbenden zu geschehen pflegt; die , die sinnlichen Vorstellungen, zu deren Anbli- n Geist bey gesundem Leibe von dem andern hin- ſen wird; die zwölfte endlich, die den Geist er- i, die ganz von den Sinnen des Körpers entzo- des Anschauens der bloßen Aehnlichkeiten körper- : Dinge genießt, ob sie gleich keine Wirklich- haben, wie solches einige Propheten erfahren, Moses, Jesaias, Ezechiel, Petrus und Johan- Alles dieß wird nur im Geiste gesehen; denn kein Körper, und doch etwas ist, ! das ist ein t. Dergleichen Vorstellungen hat man also durch den Körper, sondern durch den Geist; eine unkörperliche Natur kann nicht durch den gesehen und empfunden werden. Wenn aber die :rliche Natur ohne Körper gesehen werden kann, ird sie auf eine andre und wunderbare Art, als gesehen. Auf die Frage, ob die Seele das alles h oder ausser sich sehe, antwortet der Lehrer, daß alle körperlichen Dinge innerhalb dem Körper ge- i würden, so würden auch alle geistlichen Dinge Geiste gesehen, und wie diese körperliche Welt Himmel, die Erde und alle körperliche Dinge in fasse: so habe auch die Seele eine gewisse weite t, einen geistlichen Himmel und eine geistliche : in sich, worinnen sie alles Geistliche, was dem erlichen ähnlich ist, betrachte. Auf die Frage: die Strafen, die man im Geiste leidet, wahre falsche Strafen wären, wird zur Antwort gege- daß alles, was die Seele traurig mache, eine te Strafe sey, wie alles, was ihr Freude ver- che, für eine wahre Freude gehalten werden müsse.

Nachdem der Lehrer seinem Schüler noch
schiedene andre Fragen, betreffend die Ursachen d
geistlichen Vorstellungen und die nächtlichen B
ckungen, die auf die Vorstellung unreiner Bi
erfolgen, beantwortet hat, so fragt er, ob die
fel die Einbildungen der Seelen sähen. Die G
nicht, giebt er zur Antwort, aber wohl die Bi
ein Gedanke, den schon Augustin in einem
Briefe vorgetragen hatte. Von der Erklä
wie es zugehe, daß die bösen Geister und
Wahnsinnige zuweilen zukünftige Dinge vorher
welches beydes er der Scharfsichtigkeit der bösen
ster und ihrer Einwirkung auf die Phantasi
schreibt, wobey er auch bemerkt, daß die See
in allen diesen Vorstellungen, obgleich ohne Ei
zuweilen betüge, das Körperliche mit dem G
chen, und dieses mit jenem verwechsele, kömm
endlich auf das intellectualische Sehen.
Art von Vision soll in der Vorstellung dessen
hen, was weder Körperlich noch Körpern ähnlich
und die Gegenstände davon sind die Substanzen
Seelen und auch der Engel, die Tugenden, un
höchste Wahrheit selbst, welche bloß durch den
stand begriffen wird. Dieß alles heißt der
Himmel, zu dem man auf drey Stufen empor
wenn man erst die Tugenden in der Seele betrach
zweytens, die Ordnungen der Engel von einan
unterscheidet, und endlich alles in Gott verstehen
wahrnehmen lernt. Dieß ist die höchste und sel
Art des Sehens. Um deswillen unternehmen,
den und thun wir alles; dieß erfreut die Seele
der vollkommensten Wollust; und wie die geist
Welt die körperliche übertrifft, so übertrifft der in
lectualische Himmel den geistlichen. Dieß sind

ische Träume. Ich übergehe verschiedene Ein-
ngen dieser verschiedenen Arten von Visionen,
iedene Fragen, wohin die Seelen nach dem Tode
ien, sieben verschiedene Arten von Höllen, und
ur hinzu, daß er auf die Frage, warum die
n ihre Leiber wieder bekommen müssen, da sie
dieselben der höchsten Seligkeit genießen können,
rte, daß dieses darum geschehen müsse, weil
eelen eine natürliche Begierde hätten, den Leib
herrschen. Diese Begierde hindre sie mit ihrer
n Kraft nach dem höchsten Himmel zu streben;
i müssen sie, diese Begierde zu befriedigen,
: Leiber erhalten, um durch die Vision des
en Himmels vollkommen selig werden zu kön-
Gleichwohl sollte es in diesem Himmel nicht
i drey Arten des Sehens fehlen, weil der neue
el und die neue Erde, und alles, was darin-
t, durch den Leib vollkommen gesehen werden
, gleichwie die Seligen auch alles Geistliche
intellectualische vollkommen erkennen würden.

lles dieß ist so platonisch, als etwas platonisch
ann, wie niemand zweifeln wird, der es mit
nigen vergleichen will, was bereits von dem
nismus des Augustinus ausführlicher gesagt
n ist, wie es denn aus keiner andern Quelle
, als aus den Schriften dieses Kirchenvaters,
is die Mönche alle ihre Weisheit hatten. Ho-
s hat auch das platonische Wort. Der Sohn
s ist ihm nichts anders, als die ewige Idee des
ien von der Welt und allen darinnen befindli-
Geschöpfen. Das erklärt er für die Weisheit,
welche alle Dinge gemacht sind. Man hat
diesem Verfasser zwölf Fragen, unter denen die
erste

erste zeigen soll, daß Gott alles in seinem Sohn ge-
macht habe, daß also diese in die Sinne fallende
Welt der Schatten von jenem Urbilde der Welt sey.
Wenn, sagt er, alles Erschaffene in Christo Leben
und Wahrheit, das Leben aber und die Wahrheit
Gott ist, so muß die ganze Creatur ein Schatten des
Lebens und der Wahrheit seyn, und wie das Leben
und die Wahrheit eine gewesen ist, so ist auch der
Schatten davon einer gewesen. Die Schrift, die
ich verfertigte, die aber noch nicht geschrieben ist, lebt
gewissermaßen in mir: ich betrachte sie, wenn ich
nun meine Gedanken aufschreibe, als eine Art Mu-
ster und Vorbild, und das Geschriebene ist der
Schatten des Ungeschriebenen, das in mir verbor-
gen liegt. Das Aeussere läßt sich in Nichts ver-
wandeln; das Innre bleibt unvergänglich; das In-
re ist einfach und einförmig, das Aeussere mannig-
faltig und veränderlich, nämlich in den Buchstaben,
Wörtern, Sylben und Fallendungen, in den Zei-
ten, in den Figuren. Also ist die ganze Creatur in
dem Verstande Gottes vorgestellt, einfach, unver-
änderlich, ewig, in sich selbst aber vielfältig, verän-
derlich, vielförmig, vergänglich, nämlich in den
Geschlechten, Arten und einzelnen Dingen. Ewig
aber bleibt derjenige, der alles zugleich geschaffen
hat; das heißt: Gott der Vater, hat seinen Sohn
oder seine Weisheit von Ewigkeit gezeugt, und in
ihm alles auf einmal gemacht. Wer kann solche
platonische Einfälle lesen, und sich mit dem grossen
Haufen der Halbgelehrten überreden, daß man seit
der nicänischen Kirchenversammlung in der Kirche,
die sich der Rechtgläubigkeit rühmt, immer richtig
und dem Lehrbegriffe unsrer Kirche gemäß und über-
einstimmig mit dem Worte Gottes von dem Geheim-

nisse

des Vaters, des Sohnes und des heiligen
:es gedacht habe?

Die Seelen und Gott haben keine Form, sagt
istin; denn sie haben keine Länge, keine Höhe,
Breite. Die Engel haben ätherische Körper,
:eufel Körper aus Luft, die Menscheu irdische
r, sagt Augustin; eben das sagt auch Hono-
: Die Engel sind nach seiner Meynung vordem
hren eignen Körpern erschienen; sie können
nach ihrem Gefallen, die Gestalt derselben
ıdern, wie wir Menschen unsre Farbe, oder
Kleider verändern können; auch dieß sagt er
n Orakel nach.

Nach der Zeitordnung hätte ich später von die-
Honorius, der, wie Le Boeuf beweist, ein Deut-
war, als von einem Lanfrank und Anselm von
erbury reden sollen, da es zumal, wie in der
: erhellen wird, mehr als wahrscheinlich ist, daß
rius gewissen neuen theologischen Meynungen
s Erzbischofes öffentlich und mit großem Ernste
rsprochen und sie bestritten hat. Allein ich habe
Zeitordnung nicht folgen wollen, weil man aus
Schriften dieses Honorius sehen kann, was man
n alten Klosterschulen lehrte, ehe die neue Schule
Bec, worinnen Lanfrank und Anselm lehrten,
n den Ruf einer vorzüglichen Wissenschaft und
hrsamkeit setzte, und sie ganz zu verdunkeln an-
. Man erkennt zugleich daraus, daß diese Leh-
iit andern, welche die Aufmerksamkeit der Welt
ich zu ziehen wußten, sich nicht sowohl durch den
halt ihrer Lehren, als vielmehr bloß durch die
ihres Vortrages von den ältern Lehrern unter-
)en. Zum wenigsten wurde der Platonismus
durch

durch sie nicht aus der Kirche verbannt, wie der Verfolg dieser Betrachtungen zeigen wird; er wurde nur mit verschiednen aristotelischen Sätzen vermischt, und erhielt zugleich eine mehr peripatetische Form und Gestalt.

Lanfrank, der erste Stifter der Klosterschule zu Bec, wird von vielen für den Urheber der scholastischen Philosophie gehalten, weil er der Dialektik in der Religion mehr gebraucht habe, als vor seinen Zeiten geschehen seyn soll. Allein, wie wahr auch dieses seyn, wie sehr auch er den Ruhm eines grossen und scharfsinnigen Dialektikus verdient haben mag, woran gleichwohl mit Grund gezweifelt werden kann, weil er einen der Vernunft so widersprechenden Irrthum, als der paschasianische ist, vertheidigen konnte, wenn er ihn anders aus wirklicher Ueberzeugung und nicht vornehmlich aus Eifersucht wider den Berengarius vertheidigt hat: So weiß man doch von seinen philosophischen Kenntnissen allzuwenig, als daß man ihm die Ehre zugestehen könne, die erste Hand an die Aufführung des so finstern und so gothischen Gebäudes der scholastischen Philosophie gelegt zu haben. Mit besserm Rechte kann man diese Ehre seinem Schüler, Anselmen, der erst zu Bec lehrte, und nachher zum Erzbisthume von Canterbury erhoben wurde, zuschreiben. Von diesem ist es unstreitig, daß er die damalige Dialektik vollkommen in seiner Gewalt hatte, und von der Natur mit einer vorzüglichen Scharfsinnigkeit begabt war. Es fehlte ihm an keiner Fähigkeit, die zu einem Philosophen nöthig ist; man wird weder in den vorigen noch in den folgenden Jahrhunderten einen Einzigen finden, der seine Gedanken so leicht als er in Schlüsse zusammen zu ketten gewußt hätte. Er kann fast nicht an-

der 6

:rs, als in Syllogismen schreiben, trägt auch kei-
:n Satz vor, den er nicht gleich mit andern Sätzen
:rbindet, um Folgerungen über Folgerungen dar-
ıs zu ziehen. Diese Art zu denken verläßt ihn
lbst in seinen Betrachtungen, Reden, Briefen und
Selbstgesprächen nicht, worinnen es ihn doch um kei-
: gelehrte und scharfsinnige Untersuchung der Wahr-
:it zu thun ist. Mit dieser Neigung und Fertigkeit
ımer syllogistisch zu denken und zu schreiben, ver-
ınd er viel Witz, und war überaus sinnreich, Aehn-
hkeiten zu entdecken und zu gebrauchen, Gegensätze
erfinden, und weil er in Zeiten lebte, welche aber
cht als Zeiten des guten Geschmackes gepriesen wer-
n können, mit ihnen zu spielen; man bemerkt auch
cht, daß er sich mit seinem Witze nicht wenig ge-
lt. Ich weiß den Charakter seines Geistes kurz-
ı nicht besser zu zeichnen, als wenn ich sage, daß
für sein Jahrhundert Wolf und Augustin in einer
:rson war. Allein so ein großer Philosoph er auch
t so vielen vortreflichen Gaben des Geistes hätte
rden müssen, wenn er in Zeiten gelebt hätte,
rinnen es erlaubt gewesen wäre, alles, was zeit-
: für wahr und erwiesen gehalten worden war,
eder selbst zu prüfen und mit aller Genauigkeit und
eymüthigkeit zu untersuchen; So hatte doch weder
: Philosophie noch die Religion die Vortheile da-
n, die sie in bessern Zeiten davon eingeerndtet ha-
n würde. Er hatte nicht den Grundsatz, den Car-
ius so sehr empfiehlt, daß man erst zweifeln, oder
:lmehr, daß man erst untersuchen und dann glau-
n müßte: er meynte vielmehr, daß man erst glau-
n, und dann untersuchen und den Glauben, das
, die in der Kirche einmal angenommenen Lehren,
bst allen den platonischen Sätzen, womit sie durch-

 flochten

flochten waren, mit vernünftigen Gründen zu bestä-
tigen, suchen müßte. Fiel seine Untersuchung auf
Lehren, die eine innere und durch die Vernunft be-
greifliche und erweisliche Wahrheit haben, so war er
in den Beweisen derselben nicht unglücklich, fiel er
hingegen auf Irrthümer, die zum Glauben gerech-
net wurden: Wie fruchtbar mußte nicht ein so scharf-
sinniger Geist in der Erfindung von Blendwerken
seyn, wodurch sie mit einem Scheine von Wahrheit
geschmückt werden konnten! Die herrschende Dialek-
tik war ausser der Lehre von den Syllogismen ein Ge-
misch logischer und metaphysischer mit einander ver-
wechselter Sätze. Niemand wußte und niemand dach-
te daran, wie man klare Begriffe in deutliche und
bestimmte Begriffe verwandeln sollte; niemand ver-
stand die Kunst, richtige Erklärungen von den Din-
gen, die man untersuchte, zu geben; niemand er-
kannte die Art und Weise, wie man in der Zerglie-
derung zusammgesetzter Begriffe verfahren müßte.
Daher kömmt es, daß Anselm sehr oft das, was
dunkel ist, durch etwas erklärt, oder erklärt zu haben
meynt, was eben so dunkel ist, und gleichfalls eine
Erklärung bedurft hätte, die er aber nicht giebt,
oder nicht geben konnte. Die Rhetorik war eben so
unangebaut und wüste, als die Dialektik, und wurde
in dem Jahrhunderte, worinnen Anselm lebte, und
in den folgenden noch immer mehr vernachläßigt.
Daher kömmt es, daß er so oft den eigentlichen
und uneigentlichen Ausdruck mit einander verwech-
selt, deswegen oft Sätze, die zwar im Ausdruck
verschieden sind, aber doch völlig einerley sagen und
synonymische Sätze sind, für Sätze von einem ganz
verschiednen Innhalte hält, oder doch für Sätze, von
denen einer mehr sagt, als der andre, weil sie durch

der

Gebrauch der Metapher, oder der Metonymie,
: andrer Tropen von einander unterschieden zu
scheinen. Zum Beweise dieser Anmerkungen,
he man um den eigentlichen Charakter seiner
riften richtig zu beurtheilen, und, weil sie durch
diese Fehler oft schwer werden, auch richtig zu
stehen, immer vor Augen haben muß, darf ich
) nur auf seine Untersuchung von der Wahrheit
isen. Wäre es ihm gelungen, bloß diese Mate-
richtig einzusehen, und die verschiednen Begriffe,
nit dem Worte Wahrheit verbunden zu werden
jen, genau von einander abzusondern und aus
nder zu setzen: Wie weit möchte er nicht dadurch
tet worden seyn! Aber er entdeckt nicht, was die
hrheit im historischen, im logischen, im herme-
ischen, im metaphysischen, im moralischen Ver-
de genommen ist, weil er voraus setzte, daß die
hrheit in allen Dingen, denen sie zugeschrieben
de, nur ein und dasselbe Ding wäre. Der
ge Nutzen, den seine Untersuchung für ihn hatte,
der, daß er einsah, die Sinnen betrögen uns
, aller Betrug vielmehr, dessen wir die Sinne
uldigten, läge in unsern übereilten Urtheilen und
üssen. Jedoch man darf sich darüber nicht
undern; denn was er aus seiner Untersuchung
isbringt, das hatte er schon, als unstreitig vor-
esetzt, und nur Gründe zum Beweise davon auf-
n wollen. Dieses war der Satz, daß in allen
en Dingen die Wahrheit nur Eine sey, und
die höchste und ewige, welche Gott selbst ist.
es zu beweisen, wirft er gleich die Frage auf,
an von allen Dingen, denen man Wahrheit zu-
be, behaupten müsse, Gott sey die Wahrheit
ben, weil man einmal glaube, daß er die

Anselmi op. p. 109. seq.

Wahrheit sey. Zuerst untersucht er, um, wie er sagt, auf eine genaue Erklärung der Wahrheit zu kommen, was man unter der Wahrheit der Sätze verstehe. Er läßt seinen Schüler leugnen, daß sie nicht in der dadurch ausgedruckten bejahten oder verneinten Sache bestehe. Unter dem Worte Sache meynt er, als ein Realist, nicht einen Begriff unsers Verstandes, sondern wirkliche in uns oder ausser uns für sich selbst bestehende Dinge; denn darinnen dachte er eben so platonisch, als sein Orakel, Augustin, dessen Werke er, zum großen Nachtheile seiner Einsichten, nur zu fleißig gelesen hatte, und so hoch achtete. Allein er hatte doch seinen Schüler, was er läugnete, mit Recht läugnen lassen, in welchem Verstande er auch das Wort Ding oder Sache nehmen mochte. Wie seltsam ist indeß der Grund, womit er ihn dieses beweisen läßt! Die Wahrheit eines Satzes ist nicht die dadurch bejahte oder verneinte Sache; und warum nicht, fragt Anselm? Weil nichts wahr ist, als durch die Theilnehmung an der Wahrheit, oder weil die Wahrheit des Wahren in der Wahrheit selbst ist, antwortet der Schüler, und der Lehrer ist mit dieser Antwort vollkommen zufrieden, ohne wahrzunehmen, daß Schüler ganz identische Sätze für verschiedne Sätze ausgiebt. Denn welche Sätze können wohl identischer seyn, als diese. Nichts ist wahr, als durch die Theilnehmung der Wahrheit, und der: Nichts ist wahr, als das Wahre? Diese Art zu erklären und zu beweisen herrscht durch die ganze Untersuchung. Um seinen Schüler auf seine Erklärung der Wahrheit zu führen, fragt er ihn: Wozu Worte und Sätze gemacht sind? Dieser muß antworten: Das zu bedeuten, was ist. Soll die Rede das? Unstreitig, ist die

Ant-

ntwort. Wenn sie denn nun, fährt der Lehrer
rt, bedeutet, was sie bedeuten soll, so bedeutet
doch recht; (nämlich, wie sie soll?) der Schü-
ist der Meynung seines Lehrers, der daraus die
olge zieht, daß die Wahrheit in der rechten Be-
haffenheit dessen, was für wahr gepriesen wird,
stehe. Ich weiß das lateinische Wort Rectitudo
cht genauer und kürzer auszudrücken; weil das deut-
he, Richtigkeit die Idee, welche Anselm mit
nem lateinischen verknüpft hat, nicht immer tref-
nd genug zu sagen scheint, obgleich auch diese kurze
nschreibung nicht passend ist, wenn er gegen das
nde behauptet, daß es nicht viele Rectitudines
be, sondern nur Eine, wie Eine Wahrheit, wel-
Gott selbst sey. Nach dieser vermeynten Erklä-
ng der Wahrheit, die aber keinen deutlichen Be-
iff gewährt, weil die Begriffe von seyn sollen,
d recht seyn, sehr wankende und unbestimmte
egriffe sind, besteht die Wahrheit der Sätze in
r rechten Beschaffenheit ihrer Bedeutung, oder
rinne, daß sie das, was sie anzeigen sollen, an-
gen; die Wahrheit der Meynung in ihrer Rich-
gkeit; die Wahrheit des Willens in seiner rechten
eschaffenheit; die Wahrheit der Sinne in der rech-
n Empfindung dessen, was durch sie empfunden
ird; die Wahrheit des Wesens der Dinge darinne,
ß sie sind, was sie sind; die Gerechtigkeit in der
chten Beschaffenheit freyer Handlungen, weil jeder
ollen soll, was er wollen soll, und zwar darum,
eil er soll, damit sein Wille den Namen eines ge-
chten Willens verdienen möge. Wahrheit, Rich-
gkeit, oder Rectitudo und Gerechtigkeit erklären
h eins durch das andre, wie Anselm sagt; wenn
e aber das thun sollen, in welch einem Kreise von

 Ei-

Einerleyheit werden wir nicht von ihm umher getrieben, ohne in dieser Materie mehr Licht zu sehen? Allein die Wahrheit sollte einmal nur Eine, und deswegen etwas bloß durch den Verstand begreifliches und von sich selbst bestehendes Wesen seyn, durch welches alles, wovon man Wahrheit rühmt, das sey, was es seyn soll, oder seine rechte und richtige Beschaffenheit habe. Er setzt deswegen am Ende hinzu, daß, rede man nach dem gemeinen Sprachgebrauche von vielen Wahrheiten, man dadurch eigentlich keine Mannichfaltigkeit von Wahrheiten anzeige, oder anzeigen könne, indem sie durch die Verschiedenheit der Dinge, denen sie beygelegt wird, nicht von sich selbst verschieden und mannichfaltig werde. Wenn man, wie er sagt, von der Wahrheit dieser oder jener Sache spricht, so drückt man sich uneigentlich aus; denn die Wahrheit erhält ihr Wesen nicht in den Dingen, in denen sie ist, noch von ihnen, noch durch sie; sondern wenn sie sind, wie sie nach derselben seyn sollen, so nennt man dieß ihre Wahrheit, gleichwie man von der Zeit dieses oder jenes Dinges redet, ob es gleich Eine und eben dieselbe Zeit ist, worinne sie alle zugleich sind. Die Zeit wäre darum nicht weniger, wenn auch dieses oder jenes nicht wäre, dem eine Zeit zugeschrieben wird. Wie nun die Zeit an sich selbst betrachtet nicht diesem oder jenem eigen ist, so gehört auch die höchste von sich selbst bestehende Wahrheit keinem Dinge zu, sondern sie heißt alsdann die Wahrheit oder Rectitudo desselben, wenn es nach ihr ist, was es seyn soll.

Man kann leicht urtheilen, wenn diese Probe, wie Anselm Gegenstände der Philosophie abhandelt, ermüdet, wie ermüdend und langweilig die Ausführung

ng selbst seyn muß! Dennoch sieht man zugleich
raus, wie fein und spitzfündig er in dergleichen Be-
ichtungen zu seyn suchte. Bey allen den Fehlern,
r denen er in seinem Nachdenken sich nicht zu hü-
-wußte, bemerkt man wirklich in seinen Werken
t Vergnügen, daß er nicht selten einen Saa-
n ausstreute, aus welchem theils unter seiner
nen Pflege, theils in den folgenden Zeiten viele
chtige philosophische Wahrheiten aufkeimten. So
r es eine in der Logik sehr nützliche Bemerkung von
n, daß man die Form des Ausdrucks von seiner
entlichen Bedeutung sorgfältig zu unterscheiden su-
n müsse; daß manche Ausdrücke Handlungen zu
eichnen schienen, und doch eigentlich nur Leiden
eichneten; daß viele Dinge Etwas genannt wür-
, die doch nichts bedeuteten, dem Scheine nach
jahungen, und in der That Verneinungen wären;
e Bemerkung, welche er in seinen Untersuchungen
r den freyen Willen des Menschen und das mora-
he Böse meisterhaft zu brauchen wußte, wie er in
len Punkten darüber weit richtiger, als Augustin
losophirte. Zu seinen Zeiten wendete niemand
Satz des Widerspruches so oft, und oft so glück-
an, als er. Er kannte und brauchte auch theils
Satz des Nicht zu unterscheidenden, den Leibnitz
r erneuert, als erfunden hat, theils den Grund-
des zureichenden Grundes. Das Wesen, das
ällige, die unbedingte und bedingte Nothwendig-
, das Mögliche und das Unmögliche sind Be-
fe, mit denen er sich so viel zu thun macht, als
e von den neuern Weltweisen. Er unterscheidet
verschiednen Arten von Wirklichkeit von einander,
zeigt, wodurch sie von einander unterschieden
den, bestimmt auch, in wie mancherley Ver-

 stand

stand wir etwas können, oder nicht können. Nicht weniger findet man viele gute psychologische Sätze bey ihm; nichts aber macht ihm mehr Ehre, als daß man ihn mit Grund für den Vater der natürlichen Theologie halten muß, der sie auf die geoffenbarte anzuwenden, und eine zum Vortheile der andern zu gebrauchen wußte. Diese Seite ist es vornehmlich, von der er näher gekannt zu werden verdient; es ist aber am besten, ihn sowohl in seinem Proslogion, welches eine Art von Gespräch mit Gott ist, als in seinem Monologion, einer Art von Selbstbetrachtung, reden zu lassen, damit man den Gang seiner Gedanken deutlicher bemerken und mit dem eigenthümlichen Charakter derselben vertraut werden könne, so weit sich solches, ohne die Leser zu ermüden, thun läßt.

Sein Proslogion ist ein Beweis der Existenz Gottes. Die Vorrede hat viel spielenden Witz, und besteht theils in einer Ermunterung seiner Seele, Gott zu suchen, theils in einem Gespräche mit ihm, das aus Klagen über sein Unvermögen ihn zu finden, und aus Bitten um Licht, ihn zu finden, zusammengesetzt ist. Der eigentliche Beweis des Daseyns Gottes fängt gleich im zweyten Kapitel an. Laß mich also, fängt er an, o Gott, was ich glaube, auch verstehen, und mit Ueberzeugung einsehn, daß du seyst, was wir glauben. Wir glauben, du seyst ein Wesen, worüber sich nichts Größers gedenken läßt. Giebt es nun deswegen kein solches Wesen, weil der Thor in seinem Herzen sagt: Es ist kein Gott? Denket er nicht das, was er mich nennen hört, und ist das nicht in seinem Verstande, was er denkt, ob er sich gleich vorstellt, daß es nicht sey. Etwas anders ist es, wenn man sagt, ein Ding sey

Verstande, und wenn man sagt, man verstehe und
ke, daß die Sache sey. Wenn der Maler vor-
sich aussinnt, was er machen will, so hat er sein
mälde im Verstande, ob er gleich weiß, daß es
h nicht da ist, weil ers noch nicht gemacht hat,
t ers aber gemalt, so ist es in seinen Gedanken,
er weiß auch, es existire nun das, was er ge-
cht hat. Es ist also auch der Thor gewiß, es sey
Verstande etwas, worüber sich nichts Größers
ken läßt, weil er denkt, was er hört, und was er
kt, nothwendig in den Gedanken ist. Das
, worüber sich nichts Größers gedenken läßt,
n nicht bloß in den Gedanken, oder im Ver-
ide da seyn. Denn wenn es auch nur bloß
Gedanken ist, so läßt sich gedenken, daß es
in der That, oder ausser dem Verstande
dieß ist aber weit mehr. Wenn also das,
über sich nichts Größers denken läßt, bloß im
stande ist, so ist das, worüber sich nichts
ßers denken läßt, etwas, worüber etwas Gröſ-
gedacht werden kann; das kann aber nicht
; folglich ist etwas, worüber sich weder im
rstande noch in der That oder Wirklichkeit
ts Größers denken läßt.

Dieß hat nun eine solche wahre Wirklichkeit,
man sich auch nicht einmal vorstellen kann, daß
nicht sey. Denn es läßt sich denken, es sey et-
s, wovon sich nicht einmal denken läßt, es sey
ht, und dieß ist etwas Größers als das, wovon
denken läßt, es sey nicht. Wenn sich nun von
n, worüber man sich nichts Größers vorstellen
in, denken läßt, es sey nicht, so wäre eben dieß
h das, worüber etwas Größers in Gedanken mög-

 lich

lich ist; das ist aber ein Widerspruch. Also ist wirklich etwas das Größte, wovon sich auch nicht einmal gedenken läßt, daß es nicht sey, und das bist du, o Gott, unser Gott. Du bist also so gewiß wirklich, Herr, mein Gott, daß man auch nicht einmal denken kann, du seyst nicht, oder du könnest auch nicht vorhanden seyn. Dieß kann nicht anders, als seyn; denn wenn ein Verstand etwas Beßres sich vorstellen könnte, als du bist, so würde das Geschöpf über den Schöpfer emporsteigen, welches ungereimt ist. Nun läßt sich von allem ausser dir allein gedenken, daß es nicht sey; von dir ist eine solche Vorstellung nicht einmal eine mögliche Vorstellung. Du hast also das Seyn auf die wahrhafteste und vollkommenste Weise, weil alles andre nicht auf eine so wahre Art ist, und deswegen weniger ist, als du. Warum sagt also der Thor in seinem Herzen: Es ist kein Gott, da wer Vernunft hat, leicht begreift, du seyst vorzüglich vor allen wirklich; warum also anders, als weil er es als ein Thor und Narr sagt?

Allein, wie läßt sich gleichwohl sagen: Der Thor spreche in seinem Herzen, oder denke; denn beydes ist einerley, Gott sey nicht? Anselm antwortet: Etwas anders ist es das Wort, welches das Zeichen eines Dinges ist, denken, und das, was ist, selbst denken; im ersten Verstande läßt sich denken: Gott sey nicht; aber nicht im andern. Jeder Vernünftige kann denken, was Wasser und Feuer ist; niemand kann aber denken, das Feuer sey Wasser, nämlich, es sey wirklich das, ob er gleich die Worte denken kann. Dieß scheint Anselmen so einleuchtend zu

seyn,

n, daß er diesen Schluß für eine besondre Er-
ichtung ansieht und Gott dafür danket.

Nunmehr fragt er wieder, was denn das Größte
, wofür er Gott erkläre. Nichts anders, ant-
rtet er sich, als das Höchste, das unter allen
ngen allein durch sich selbst ist, und alles aus
chts gemacht hat. Denn was das ist, das ist
inger als das, was sich als das Größte denken
t; man kann sich aber dieß von Gott nicht vorstel
Denn wie kann dem Höchsten, durch den al-
Gute ist, etwas, das gut ist, fehlen? Du bist
gerecht, wahrhaftig, und selig, und alles das,
en Seyn besser, als sein Nichtseyn ist.

Aber da es besser ist, daß du empfindsam, all-
htig, barmherzig und keines Leidens fähig bist,
alles das nicht zu seyn: Wie bist du denn em-
dsam und doch kein Körper? Wie allmächtig,
n du nicht alles vermagst, wie barmherzig und
zugleich keines Leidens fähig? Du bist empfind-
, weil du alles erkennst; denn empfinden, heißt
s durch die Sinne erkennen. Du bist allmäch-
weil vergehen, oder lügen, oder die Lügen thun
en, eigentlich kein Vermögen, sondern ein Un-
ögen ist, gleichwie die Worte Können und Thun
neigentlich Nichtkönnen und Nichtthun be-
en. Du bist barmherzig und doch zugleich keines
ns fähig; barmherzig, empfindsam bey unserm
de, nicht nach deiner, sondern nach unsrer Em-
ung, hingegen keines Leidens fähig, weil du das
d der Unglüklichen nicht leidest, ob du sie gleich
test und ihnen hilfst.

Al-

Allein, wie geht es zu, daß du der Bösen schonest, da du ganz gerecht und höchst gerecht bist? Wie kanst du, Ganz Gerechter und Höchst Gerechter, etwas thun, das nicht gerecht ist? Wie kanst du den Guten und den Bösen gut seyn, wenn es nicht Recht ist? Denn ob du gleich ganz und höchst gerecht bist, so bist du doch deswegen auch gegen Böse gütig, weil du höchst gut bist; denn der ist besser, der gut nicht allein gegen Gute, sondern auch gegen Böse ist. Besser ist derjenige, der die Strafen und Schonen Güte gegen die Bösen beweist, als der, so es nur durch Strafen thut. Es ist demnach der Fülle deiner Güte zuzuschreiben, daß du auch gegen die Bösen gütig bist; aber in der Fülle deiner Güte liegt der Grund verborgen, auf welche Weise du es bist. Du schonest der Bösen, um die Bösen Gute zu machen, und also bist du barmherzig, weil du gerecht bist. Wenn du die Bösen strafst, so ist es recht, weil sie es verdienen, und wenn du ihrer schonst, so ist es recht, weil es deiner Güte anständig ist.

Alles, was du bist, bist du durch dich selbst. Du bist das Leben, weil du lebst; die Weisheit, weil du weise bist; die Güte selbst, weil du Güte gegen die Guten und Bösen beweisest, und so verhält es sich mit allen deinen Eigenschaften.

Alles, was durch Ort und Zeit auf einige Art eingeschränkt wird, ist nicht das Größte. Weil demnach nichts Größers ist, als du bist, so bist du uneingeschränkt und ewig. Dich allein kann keine Zeit und kein Ort begrenzen. Aber wie können denn andre Geister uneingeschränkt und ewig seyn? Sind sie

vielleicht verglichen mit dir begrenzt, uneinge-
ränkt aber verglichen mit dem Körper? Das ist
igeschränkt, was so ganz an einem Orte ist, daß
nicht zugleich ganz an einem andern Orte seyn kann,
e jeder Körper ist; völlig uneingeschränkt ist das,
is so ist, daß es ganz überall ist, wie du allein.
ingeschränkt aber, und zugleich uneingeschränkt,
is so an einem Orte ganz ist, daß es auch an-
rwärts, ob gleich nicht überall ganz seyn kann,
lches sich nur von den erschaffenen Geistern sagen
it. Denn wenn die Seele nicht ganz in allen
iedern ihres Leibes wäre: Wie könnte sie in al-
ihren Gliedmaßen empfinden? Du bist also auf
e besondre und vorzügliche Art uneingeschränkt
) ewig, als andre Geister, die auch durch keine
it und keinen Ort eingeschränkt werden.

Du bist demnach größer, als wir denken kön-
i; denn dieß Größer seyn, läßt sich gedenken; du
l das Größte, was denkbar ist; du würdest aber
ß nicht seyn, wenn du nicht größer wärest, als
in denken kann; dieß wäre widersprechend.

Dieß ist eben das Licht, worinnen du wohnest,
ß Licht, zu dem niemand kommen kann. Ich
e es nicht, weil es zu viel Licht für mich ist, und
h sehe ich durch dasselbe, was ich sehe, wie ein
waches Auge durch das Licht der Sonne sieht,
s es sieht, ob es gleich dasselbe in der Sonne selbst
ht sehen kann. Mein Verstand vermag dein Licht
ht auszuhalten; es glänzt zu sehr; mein Auge
in es nicht ertragen. Wie weit bist du von mei-
n Anblicke entfernt, der du doch meinem Anblicke
nahe bist! Meine Seele schaut umher, und er-
blickt

blickt deine Schönheit nicht; sie hört und hört deine Harmonie nicht; sie riecht und vernimmt deinen Geruch nicht. Du hast alles dieß, und alles was den Sinnen angenehm ist, auf eine unaussprechliche Weise. Du bist alles, was gut ist, das Leben, die Weisheit, die Wahrheit, die Seligkeit, die Ewigkeit, dieß alles aber hast du, und doch nicht als Theile. Du bist so eins, daß du dir auf alle Weise eben dasselbe und auf keine Weise dir selbst unähnlich bist, so Eins, daß du auch dem Verstande selbst untheilbar bleibst. Du bist gestern, morgen und heute; eigentlich zu reden aber, weder gestern, noch heute, noch morgen; du bist außer aller Zeit. Obgleich nichts ohne dich ist, so bist du doch weder in der Zeit noch im Orte; alles ist in dir; nichts enthält und faßt dich; aber du enthälst und begreifest alles. Du erfüllest und umfassest alles; du bist vor allen und über alles hinaus. Wie über alles hinaus, wenn was einmal ist, kein Ende nehmen soll? Darum, weil nichts ohne dich seyn kann; weil alle Dinge ein Ende haben können; du aber kein Ende haben kannst.

Du allein also, o Herr, bist was du bist; du bist, der du bist. Denn was anders ist im Ganzen und anders in seinen Theilen, das, worinnen etwas veränderlich ist, das ist nicht, was ist. Was angefangen hat zu seyn, wovon man denken kann, daß es nicht sey und aufhört zu seyn, wenn es nicht durch etwas anders besteht; was einmal war, und nun nicht ist, was einmal seyn wird und noch nicht ist, das hat keine eigentliche Existenz, und ist nicht auf eine uneingeschränkte Weise. Du bist aber, was du bist; denn du bist allezeit und überall alles ganz was du bist. Von dir läßt sich auch nicht einmal ge-

nken, daß du nicht seyst. Gedenke, meine Seele, was dieß für ein Gut sey; denn wenn alle einzelne Güter angenehm sind, so bedenke, wie unausprechlich angenehm das seyn müsse, was die Annehmlichkeit alles Guten in sich vereinigt besitzt! Wie selig müssen die nicht seyn, die alles Gute in dem einigen höchsten Gute besitzen und genießen werden!

So beweist Anselm aus dem Begriffe des Größten und des Besten, von dem sich der Begriff des nothwendigen Daseyns nicht trennen läßt, weil es ohne diesen Begriff nicht als das Größte und Beste gedacht werden kann, nicht allein, daß in diesem Begriffe des besten und größten Wesens auch der Begriff des nothwendigen Daseyns gedacht werde; sondern auch, daß es wegen der Unzertrennlichkeit dieses Begriffes von jenem außer unserm Verstande seyn müsse. Sein größtes und bestes Wesen ist nichts andres als das vollkommenste Wesen des Cartesius, und eines noch größern Leibnitz; es ist auch die Art, das nothwendige Daseyn Gottes daraus zu beweisen, und alle Eigenschaften dieses Wesens aus diesem Begriffe herzuleiten, eben dieselbe. Wer daß in Augustins Schriften kein Fremdling ist, der wird leicht gewahr, wo Anselm den Stoff seines Lehrgebäudes gefunden hat, ob man gleich gestehen muß, daß er eben das erfunden haben würde, was er gefunden, und auf seine eigne Weise zusammengesetzt. Mit dem Scharfsinne, den er hatte, mußte er zu diesem Beweise geleitet werden, weil er sich auf den platonischen Grundsatz, den er als ausgemacht und unumstößlich voraussetzt, gründete, daß die Worte nicht allein die Begriffe, die wir haben, sondern auch lauter wirklich außer unserm Geiste vor sich

sich selbst bestehende Dinge anzeigen. Eben deswe-
gen konnte er das Falsche und Irrige darinnen nicht
empfinden; denn wenn einmal angenommen wird,
dasjenige, was wir denken, existire auch, so folgt
freylich natürlicher Weise, daß, weil wir Gott den-
ken können, Gott eben deswegen seyn müsse, weil wir
ihn denken können.

Man muß unterdeß sich nicht sowohl darüber,
daß Anselm, obgleich so fehlerhaft, doch so scharfsin-
nig schliessen konnte, als vielmehr darüber verwun-
dern, daß es in so unphilosophischen Zeiten einen
Geist gab, der das Fehlerhafte dieses Beweises em-
pfinden und zeigen konnte. Ein Mönch von Mar-
moutier, Gaunilo, zeigte dieß mit einer Scharfsin-
nigkeit, die Anselms Scharfsinnigkeit, wo nicht über-
legen, doch gleich war. Es wäre nur zu wünschen,
daß er mehr Lebhaftigkeit und Klarheit in seinem
Ausdrucke hätte. — Doch ich will ihn lieber selbst
reden lassen, und wie ich hoffe, so deutlich, als er
in seinem mittelmäßigen Lateine selbst geredet hat.

Wider diejenigen, sagt Gaunilo, welche zwei-
feln oder läugnen, daß es ein Wesen gebe, über das
sich kein Größers gedenken läßt, glaubt man das
Daseyn desselben zuerst damit zu beweisen, daß der,
so es läugnet, oder an seiner Existenz zweifelt, sol-
ches in seinem Verstande habe, weil er nicht davon
reden hören könne, ohne das zu denken, was er hört;
zweytens aber damit, daß das, was er denkt, nicht
bloß in seiner Vorstellung, sondern auch wirklich vor-
handen seyn müsse. Dieses soll so bewiesen werden:
Was in Gedanken ist, und zugleich auch in der Wirk-
lichkeit, das ist mehr, als was bloß in der Vor-

ung ist. Weil nun das Wirkliche mehr ist, das, was bloß in der Vorstellung ist, so würde en, das, was als das Größte angenommen wird, nicht das Größte, sondern kleiner als etwas an-, und also zugleich das Größte und auch nicht Größte seyn, welches sich widerspricht. Also das Größte, wovon bereits erwiesen ist, daß n der Vorstellung ist, nicht bloß in der Vorstel- seyn, sondern auch in der Wirklichkeit, weil onst nicht das Größte seyn würde.

Vielleicht kann man antworten, wenn man sa- dieß sey schon in meiner Vorstellung, so sage das bloß darum, weil ich das Gesagte wirklich oder verstehe. Ließe sich aber nicht auch von sagen, daß ich auf eben die Weise viele einge- e und in sich selbst gar nicht wirkliche Dinge einem Verstande hätte, weil ich nicht davon re- hören könnte, ohne sie mir vorzustellen? Es e denn ausgemacht seyn, das Größte wäre so , daß ich solches nicht auf die Art wie einge- e oder zweifelhafte Dinge in meinem Verstande könnte, weswegen sich nicht sagen ließe, ich e oder hätte in Gedanken, was ich redte, son- h begriffe oder verstünde es, und hätte es in m Verstande, weil sich nämlich solches nicht lasse, ohne daß man zugleich mit Ueberzeu- einsehe, daß es wirklich vorhanden sey. Al- wenn das ist, so werden das nicht zwey ver- ne Dinge seyn, und zwar so verschieden, daß der Zeit nach eher, das andre später wäre, ein im Verstande haben, und ein Ding verstehen, insehen, wies mit dem Gemälde geschieht, wel- rst im Verstande, dann in der Arbeit ist. Her-

 nach

nach wird es kaum Glauben finden können, daß w
das Nichtseyn des Größten, wenn man es nur
nennen gehört, nicht auf eben die Art denken kö
als das Nichtseyn Gottes. Ist es unmöglich
denken: Wozu der ganze Beweis, daß es ein so
größtes Wesen gebe? Endlich muß mit einem
streitigen Beweise dargethan werden, das Gr
wovon die Rede ist, sey so etwas, daß man sich
ches nicht vorstellen kann, ohne von seiner un
gen Wirklichkeit zugleich überführt zu werden.
läßt sich aber damit nicht beweisen, daß es sch
meinem Verstande sey, wenn ich es höre, und
stehe, was ich höre; denn auf diese Weise kann,
ich meyne, alles Eingebildete und Ungewisse
seyn, und gewissermaßen noch mehr, als
wenn ich, da ich jenes nicht glaube, dieses g
weil ich mich betrogen habe, oder hinterga
worden bin.

Eben darum scheint das Exempel vom M
der das Gemälde, was er machen will, im Ve
de hat, auf diese Sache nicht genug zu p
Denn dieß Gemälde ist, ehe es zu Stande kö
in der Kunst des Malers da; was aber auf di
in der Kunst des Malers da ist, das ist ein
seines Verstandes, oder seiner Vorstellung.
heilige Augustin sagt, wenn ein Künstler einen
sten macht, so hat er ihn erst in der Kunst, e
fertig wird, und dieser, den er macht, ist nich
ben, sondern jener, den er in seiner Kunst
weil die Seele des Künstlers lebt, der ihn m
Warum aber ist dieser Leben in der lebenden S
als weil er seine Wissenschaft, oder ein Begriff
ihm ist? Was nun außer dem, was zum W

Seele gehört, etwas Wahres ist, man mag es
:en oder auch selbst ausgedacht haben, das ist et-
s andres Wahres, als der Verstand, der sich
selbe vorstellt. Wenn es also gleich Etwas Wah-
ist, daß es ein Wesen giebt, worüber sich nichts
ößres denken läßt, so ist doch dieses, was man
f diese Weise denkt und im Verstande hat, nicht
etwas, als ein noch nicht ausgearbeitetes Gemälde
Verstande ist. Hiezu kömmt dieses: Das Größ-
, was sich denken läßt, was, wie man sagt, nichts
ders als Gott seyn kann, das kann ich, wenn
s höre, nicht so denken, wie ich mir ein andres
r bekanntes Ding vorstellen kann, weil solches zu
ler gewissen Art, oder zu einem gewissen Geschlechte
hört. Das kann ich so wenig, als ich mir Gott
bst so vorstellen kann, weswegen ich auch sein Nicht-
n denken kann. Denn ich kenne das Wesen, das
Gott nenne, nicht; ich kann auch, wie es ist, aus
nem andern errathen, weil ihm nichts ähnlich ist;
in es wird vorausgesetzt, er sey ein Wesen, dem
hts gleiche. Gesetzt, man redet von einem mir
bekannten Menschen; ich weiß zwar nicht, daß er
stirt, ich kann mir aber doch eine Vorstellung von
n machen, und zwar durch die Kenntniß, die ich
m Menschen überhaupt habe. Nun kann es ge-
chen, wenn der, so mit mir von ihm spricht, nicht
Wahrheit sagt; daß der Mensch, den ich mir
elle, nicht existirt, ob ich gleich eine Vorstellung
ihm habe, weil ich mir ihn nach einem wirkli-
Dinge, welches dieser Mensch nicht ist, vor-
e. Auf diese Weise nun, wie ich diese falsche
stellung in meinem Verstande habe, kann ich
auch das Größte in meinem Verstande haben,
ich Gott, oder das, worüber sich nichts Grö-

ßers gedenken läßt, nennen höre. Denn ich kan mir dieß Größte, nicht wie jenes, nach einem a dern mir bekannten wirklichen Dinge vorstellen, so dern bloß dem Worte nach, nach welchem allein e wirkliches oder wahres Wesen schwerlich oder g nicht gedacht werden kann. Denn wird es als e was Wahres gedacht, so wird nicht sowohl d Wort, welches eine wirkliche wahre Sache ist, näm lich ein Schall von Buchstaben oder Sylben, sond die Bedeutung des Wortes gedacht, nicht aber s als es von dem gedacht wird, der es in der Wi lichkeit oder in Gedanken als wirklich denkt, sond so, als es von dem gedacht wird, der es nicht ke aber doch nach der in der Seele dadurch verursa Bewegung sich bestrebt, mit dem gehörten W eine Bedeutung zu verbinden; würde es aber n eine Art von Wunder seyn, wenn er sich auf die solches wirklich vorstellte, als es ist? Es ist folg klar, daß ich so und auf keine andre Weise Größte in meinem Verstande habe, wenn ich sagen höre, es sey etwas größer, als alles was denken läßt. So viel davon, daß man sagt, höchste Natur sey bereits in meinem Vers vorhanden.

Will man das Seyn desselben nicht allei meinem Verstande, sondern auch sein wirkliches seyn damit beweisen, daß, wofern das, was ich als das Größte vorstellte, nicht existirte, alles W liche größer seyn würde, als dasselbe, oder da daß es nicht größer seyn würde, als alles andre, doch bereits ausgemacht sey, daß es in meinem V stande da sey: so antworte ich darauf: Wenn auch im Verstande seyn heißen kann, was ich n

e es ist, nicht einmal denken kann: so läugne ich
ht, daß es so in meinem Verstande sey. Weil
er dadurch das Seyn in der Wirklichkeit auf keine
Weise zu erhalten ist, so gebe ich ihm jenes Seyn
ch gar nicht zu, so lange mir solches nicht mit ei-
m unstreitigen Beweise dargethan wird, weil der-
nige, welcher sagt, das sey, welches, wenn es nicht
äre, nicht größer, als alles andre seyn würde,
cht genug darauf Achtung giebt, mit wem er
det; denn ich gestehe ihm solches nicht zu, ich
eifle, ich läugne vielmehr, dieß Größte sey grö-
, als alles Wirkliche. Ich räume bloß ein, es
stire, wenn man sagen muß, es existire, da die
eele wegen des gehörten Wortes sich noch erst be-
ebt, sich dieß Unbekannte zu denken. Wie kann
m nun das Daseyn des Größten damit bewiesen
rden, daß man sagt, es sey ausgemacht, daß es
ößer sey, als alles, da ich läugne es sey ausge-
cht, und vielmehr behaupte, es sey in meinem
rstande nur auf die Art da, wie sehr viele fälsch-
eingebildete und zweifelhafte Dinge darinnen
? Denn erst muß mir bewiesen werden, dieß
ößte sey irgendwo wirklich vorhanden; dann kann
h deswegen, daß es wirklich größer ist, als alles
re, nicht gezweifelt werden, daß es in sich selbst
ehe und da sey. Ich will ein Exempel geben.
mand sagt, im Ocean liege eine Insel, die einige
gen der Schwierigkeit oder vielmehr wegen der Un-
glichkeit, das was nicht ist, zu finden, die Ver-
e nennen; er erzählt mir davon, es gebe daselbst
hr Reichthümer, mehr Annehmlichkeiten, als
n den sogenannten glücklichen Inseln zuschreibt;
enthalte so viele kostbare Dinge, als keine andre
gend in der Welt habe, wiewohl es ihr an Ein-

wohnern und Besitzern fehle. Wenn mir jemand
sagt, so sey es mit dieser Insel beschaffen, so verste-
he ich freylich sehr leicht, was er mir sagt; denn sei-
ne Worte haben nichts Schweres und Unverständli-
ches. Aber wofern er nun hinzusetzte: Diese Insel
existirte, weil ich sie in meinem Verstande hätte;
und sie mir als die allervortrefflichste Insel vorstellte;
denn ich würde mir sie nicht als die allervortrefflich-
ste Insel vorstellen, wenn ich mir sie nicht auch als
existirend dächte. Wenn er sagte, sie muß seyn,
weil sie die allervortrefflichste Insel ist und es sonst
nicht wäre, wenn er mir auf diese Weise die Wirklich-
keit der Insel beweisen wollte: So würde ich glau-
ben, er scherzte mit mir, oder ich würde nicht wissen,
wen ich für einfältiger halten sollte, mich, wenn ich
mich von ihm überreden ließe, oder ihn, wenn er sich
einbildete, mich durch einen solchen Beweis von dem
Daseyn seiner Insel zu überzeugen, ohne mir vorher
das wirkliche Daseyn ihrer Vortrefflichkeit bewiesen
und gezeigt zu haben, daß sie nicht auf eben die Art
in meinem Verstande sey, wie andre auch falsche oder
ungegründete Vorstellungen darinnen sind. Dieß
würde der Thor auf einen solchen Beweis für das
Daseyn Gottes antworten können. Würde dem
gegen ihn behauptet: Jenes Größte, wovon die Re-
de ist, sey ein solches, daß es nicht blos in Gedan-
ken seyn könne, es würde aber nur damit erwiesen,
daß es widrigenfalls nicht das Größte wäre: So
könnte er eben die Antwort geben und sagen: Wenn
habe ich gesagt, daß dieß Größte wirklich vorhanden
sey, daß mir daraus bewiesen werden soll, es existi-
re und zwar so, daß sich sein Nichtdaseyn nicht ein-
mal gedenken lasse? Also muß erst mit einem unwi-
dersprechlichen Grunde erwiesen werden, es sey ein
Wesen

ien da, welches besser und herrlicher ist, als alle
e Dinge, damit ich daraus alles andre erweisen
e, was ihm als dem Größten und Vortrefflich-
Wesen nicht mangeln kann. Wird hingegen
gt, daß die Nichtexistenz dieser höchsten Natur
nicht einmal gedacht werden könne, so wäre es
icht besser zu sagen, daß sich das Nichtseyn, oder
tseyn können, nicht verstehen lasse; denn nach
igentlichen Bedeutung dieses Wortes lassen sich
he Dinge, das ist, Dinge, die keine Existenz
n, auch nicht verstehen, ob sie gleich auf die Art
cht werden können, wie der Thor gedacht hat:
ist kein Gott, und ich gewiß bin, daß ich exi-
ungeachtet ich zugleich weiß, daß ich auch nicht
könne. Ich verstehe aber, ohne zu zweifeln,
Sätze, daß das Größte, Gott nämlich ist, und
unmöglich, daß er nicht ist. Ob ich denken
, ich sey nicht, so lange ich mit voller Ueberzeu-
weiß, daß ich bin, weiß ich nicht; wenn ich es
kann, warum soll ich es nicht auch von andern
gen denken können? Kann ichs hingegen nicht,
immt solches nicht allein Gott zu.

So sind Gaunilons Einwendungen wider An-
s Beweis von dem Daseyn Gottes beschaffen.
sieht, wie er mit seinem Gegner auf einem sehr
en Kampfplatze kämpft; er ist aber für seine
n höflich; und beschließt seine Widerlegungen
iner kurzen, nicht eben übertriebenen, aber doch
en Lobrede auf die Arbeit, von der er das We-
chste und Wichtigste anführt. Anselm empfand,
er mit keinem verächtlichen Gegner zu streiten
, und ist, ob er gleich die Mine der Ueberlegen-
annimmt, auch höflich gegen ihn. Er giebt

sich viel Mühe, Gaunilons Einwürfe zu entkräf-
und zu zeigen, daß man bey Gott von dem int-
ctualischen Daseyn seiner Existenz auf sein Das-
außer unserm Verstande und Begriffe richtig u
sicher schließen könne; allein er wiederholt sich u
verbirgt die schwachen Seiten seiner Gründe meh
als daß er sie vertheidigen und seinem Beweise d
neue Stärke geben sollte. Gaunilo hatte, wie f
lerhaft Anselms Art zu schließen sey, in einem äh
chen Beweise von dem Daseyn einer verlornen I
aus ihrer vor allen andern Weltgegenden vorzügli
Vortrefflichkeit zu zeigen gesucht. Der Verth
ger übergeht diesen ähnlichen Schluß beynahe g
mit Stillschweigen, als wenn er sich zu dieser Kl
nicht nähern möchte, aus Furcht, den Beweis,
ihm so sehr gefällt, daran scheitern zu sehen. W
te ich meinen Lesern auch aus dieser Beantwort
einen Auszug vorlegen, so würden sie noch lange
oft hören müssen, was mit seiner Trockenheit sie v
leicht schon lange ermüdet hat. Das Größte,
über sich nicht Größers denken läßt, Seyn,
Nicht seyn, und Nicht seyn können, das sich den
und nicht denken lassen: diese und ähnliche W
und Begriffe sind der so enge und fürchterliche Z
berkreis, worinnen man sich mit ihm herumdre
den man nicht verlassen müßte, um alle diese Ab
ctionen auf einmal verschwinden zu sehen. Ich
also lieber denen, welche mit der Philosophie die
Zeit, mit dem Geschmacke darinnen, und mit d
Talenten derer, welche in diesem Felde arbeiten
näher bekannt zu seyn wünschen, noch mit dem M
nologio eben dieses Anselmus bekannt machen, d
ohne zu versprechen, daß sie in eine anmuthigere u
blumenreichere Gegend kommen werden.

Dies

Dieses Monologion, welches bey seiner ersten
sgabe einen andern Titel hatte, sollte zur Probe
nen, wie man die Wahrheiten des Glaubens, als
in den öffentlichen Bekenntnissen der Kirche fest-
tzten Lehrbegriffes, ohne sich auf das Ansehen der
hrift zu stützen, blos mit Gründen aus der
rnunft beweisen könnte. Man findet also hier
ht allein solche Wahrheiten, welche die natürliche
eologie mit der geoffenbarten gemein hat, sondern
h selbst die Geheimnisse der Offenbarung aus
ünden der Vernunft hergeleitet. Er unternahm,
er in der Vorrede sagt, diese Arbeit auf das drin-
de Anhalten seiner Ordensbrüder, und seine Quel-
ar, wie er selbst gesteht, vornehmlich Augustin.
ine Abhandlung ist demnach eine Philosophie über
Religion, wie etwa die origenianische Schrift
den Gründen der Dinge war, obgleich der Ein-
tung, dem Gange und der Entwickelung wie auch
Schreibart nach von dieser unendlich unterschie-
. Ich werde deswegen hier nur einen kurzen
zug von demjenigen geben, was eigentlich zur
ürlichen Erkenntniß Gottes gehört, in der Offen-
ung aber wiederholt und bestätigt ist.

Anselm behauptet, die Vernunft könne die mei-
Wahrheiten, welche wir der Offenbarung glau-
, erkennen und beweisen; dasselbe sagten Abälard,
Bischof Gilbert, und alle, die auf eine gelehrtere
enntniß der Religion Anspruch machten. Dieß
, sagt er, kann auf vielerley Weise geschehen; ich
aber nur eine angeben, die mir die leichteste zu
scheint. Wir begehren nichts, als was wir für
halten; es giebt aber nach unsrer Empfindung
ohl, als nach unsrer Vernunft unzählbare Art

des Guten. Nun ist es gewiß, daß alle Dinge
die so etwas sind, daß sie, mit einander verglichen
dasselbe mehr oder weniger sind, solches durch Etwas
was bey allen Eins und dasselbe ist, und nicht jedes
durch Etwas andres seyn müssen. Also müssen alle
Arten des Guten durch Etwas Gut seyn, daß Eins
und dasselbe in den verschiednen Arten desselben ist.
Wer sollte nun zweifeln, daß dasjenige, wodurch alle
Arten des Guten sind, ein großes Gut sey, und Gut
durch sich selbst? Also sind alle Arten des Guten
durch ein andres, und dieses allein ist durch sich
selbst. Nun ist kein Gutes, das durch ein andres
existirt, dem gleich, das durch sich selbst ist. Das
höchste Gute ist also das, was durch sich selbst gut ist.
Denn das höchste ist das, was sich so über alles andre
erhebt, daß es seines Gleichen nicht hat; daß es au[...]
nichts giebt, was vortrefflicher wäre. Was aber
das Beste ist, das ist auch das Größte; es ist also
etwas das Beste und auch unter allen existirenden
Dingen das Größte.

Alles, was ist, existirt entweder durch Etwas
oder durch Nichts; durch Nichts kann es unmöglich
etwas seyn; denn durch Nichts ist Nichts; also ist es
durch Etwas. Das nun, wodurch alle Dinge sind,
ist entweder Eins, oder es sind Mehrere die Ursachen
desselben, und diese Mehrere sind jedes durch sich
selbst. Ist das letzte, so ist Ein Grund, oder eine
Kraft, von der es herrührt, daß sie durch sich selbst
sind. Denn keine Dinge, selbst auch die nicht, so
sich auf einander beziehen, sind durch einander; Herr
und Knecht beziehen sich auf einander, aber weder
sie, noch ihre Beziehungen auf einander sind durch
einander. Was nun aber durch ein Andres ist, das
ist

eringer als das, was durch sich selbst existirt; ist etwas, das auf die vorzüglichste Weise ist, Höchste und das Größte, durch welche alle ande- Dinge sind, welche gut und groß genannt zu wer- verdienen.

Hat jemand auf die Naturen der Dinge acht, so er leicht, daß sie einander nicht an Würde glei- ; eine ist immer besser, als die andre; also giebt ine, die alle andern so übertrifft, daß es über ihr e beßre giebt; denn sonst würde die Menge oder l der Naturen unendlich seyn, welches ungereimt Die höchste Natur ist nun entweder eine Eini- oder es giebt deren mehrere, die einander gleich Giebt es Mehrere, so sind sie einander nicht h, als durch Etwas, was in allen dasselbe ist, also ihr Wesen ausmacht; denn wären sie durch is anders einander gleich, so wären sie geringer, dieses; sie wären die höchsten Naturen nicht, die andre überträfen. Es giebt also nur Eine ur, nur Ein Wesen, welches das Höchste unter i ist. Dieses ist gut und groß durch sich t; es ist durch sich selbst, was es ist; durch elbe ist auch alles andre, was durch Etwas Groß Gut ist.

Allein in welch einem Verstande kann man sa- , daß die höchste Natur durch sich selbst sey? is durch Etwas ist, das existirt dadurch als durch wirkende Ursache, oder Materie, oder Instru- it. Was aber auf eine von diesen Arten ist, exi- t durch etwas Anders, und ist folglich geringer als , wodurch es sein Daseyn hat. Die höchste Na- ist nicht durch etwas anders, ist auch nicht später, als

als sie selbst, oder als etwas andres; also kann di
höchste Natur weder von sich noch durch andre Din
entstehen. Weder sie selbst noch ein andres We
ist die Materie, woraus sie ist; auch läßt sich kei
helfende Ursache gedenken, wodurch sie geworden w
re. Was folgt nun? Was weder von einem, d
es macht, noch aus einer Materie, noch durch ein
andern Hülfe ist, das scheint entweder Nichts, od
wenn es etwas ist, durch Nichts, oder aus Nich
geworden zu seyn. Allein dieser Einwurf ist nic
schwer zu widerlegen. Daß die Natur, ohne wel
keine andre Natur ist, Nichts sey, das ist so ung
reimt, als es ungereimt seyn würde, zu sagen, w
ist, das ist Nichts. Durch Nichts aber ist sie nic
weil sich auf keine Weise verstehen läßt, daß, w
etwas ist, durch Nichts entstanden sey. Wenn
aber gewissermaßen aus Nichts ist, so entsteht
entweder durch sich selbst, oder durch etwas ande
oder durch Nichts aus Nichts. Ausgemacht is
daß auf keine Weise etwas durch Nichts ist. En
steht es also auf einige Weise aus Nichts, so ist
durch sich selbst, oder durch Etwas Anders aus Nich
Durch sich kann Nichts aus Nichts seyn; weil, we
etwas aus nichts durch Etwas ist, nothwendig da
wodurch es ist, eher ist. Weil nun dieses We
nicht eher, als solches selbst ist, so existirt es keine
weges aus Nichts durch sich selbst. Sagt man abe
es sey durch eine andre Natur aus Nichts, so ist
nicht die höchste unter allen, sondern eine gering
und ist also das, was sie ist, nicht durch sich selb
sondern durch etwas andres. Ferner, wenn sie dur
Etwas aus Nichts ist, so ist das, wodurch sie ist, e
was sehr Gutes, weil es die Ursache eines so groß
Guten ist. Nun kann man sich aber vor dem Gu
ten,

l, ohne welches nichts gut ist, kein Gutes geden-
1; also kann auch nicht einmal in Gedanken etwas
r derselben da seyn, wodurch sie aus Nichts wäre.
ie muß also aus sich und durch sich selbst seyn, was
ist. Wie soll man denn also das verstehen, daß
aus sich selbst und durch sich selbst ist? Nichts
ders meyne ich, als wenn man sagt, das Licht
ıchtet, oder ist leuchtend durch sich selbst oder von
h selbst.

Allein, wie entstehen alle Dinge durch das höch-
Wesen? Nicht als aus ihrer Materie. Man
nn sich die vier Elemente, alle ohne die Form und
ildung, die sie in den erschaffnen Dingen haben,
rstellen; zusammen als die ungeformte Materie,
raus alles gemacht ist. Allein nun entsteht eine
ue Frage: Woher ist die Materie aller Dinge?
st sie aus einer Materie, so muß solche entweder
: höchste Natur, sie selbst, oder ein drittes Wesen
ın, welches sich nicht denken läßt. Denn außer der
chsten Natur, und dem Innbegriffe aller erschaf-
ıen Dinge, welche nicht durch sich selbst, sondern
rch jene höchste Natur sind, existirt nichts; was
er auf keine Art etwas ist, das kann auch keines
inges Materie seyn. Aus sich selbst, als aus ih-
r eignen Materie können sie nicht seyn; denn das
: eine widersprechende Vorstellung. Die höchste
latur kann auch ihre Materie nicht seyn; denn so
ürde sie veränderlich seyn; sie würde verschlimmert
erden können, und so ließe sie sich nicht als die höch-
e und beste Natur gedenken. Die Natur der Ele-
ıente muß also ihren Ursprung aus keiner Materie
aben; sie muß durch die höchste Natur aus Nichts
schaffen seyn.

Aber

Aber hier äußert sich ein Zweifel über das Nich
Alles, woraus etwas wird, heißt die Ursache dess
was wird, und alle Ursache muß zum Daseyn dess
was einigermaßen dadurch zur Wirklichkeit könn
etwas beytragen. Allein Nichts kann nicht die U
sache von Etwas seyn: Wie kann man denn sag
daß alles aus Nichts gemacht sey? Nichts bedeu
entweder Etwas, oder bedeutet nicht Etwas. We
aber das Nichts etwas ist: so sind alle Dinge,
aus Nichts gemacht sind, aus Etwas gemacht; d
ist ein Widerspruch. Aus Nichts gemacht se
kann also nichts anders bedeuten, als aus nicht E
was gemacht seyn; die höchste Natur schuf alles a
Nichts, das heißt, sie schuf das, was nicht Etw
war, ehe es etwas wurde. Es ward alles Etw
aus Nichts, wie ein Reicher aus einem Armen wi
das heißt, einer wird reich, der vorher nicht re
war. Gleichwohl läßt sich denken, daß alle Din
die aus Nichts sind, ehe sie wurden, etwas war
Sie waren nämlich etwas in der Vorstellung, wel
die höchste Natur von ihnen hatte, ehe sie dieselb
zur Wirklichkeit brachte; wie die Vorstellung ein
Künstlers von dem Werke, das er machen will, e
ist, als eben dieses Werk.

Nachdem Anselm in der Reihe seiner Vorstellun
gen und Schlüsse bis auf diese in dem Verstande d
höchsten Natur befindliche Idee aller Dinge gekom
men ist, fällt er auf einmal auf die platonischen Träu
me vom Worte, woraus er in der Folge die gan
Lehre des Christenthumes von dem Vater, dem Soh
ne, und dem heiligen Geiste herleitet, von welch
Art ihrer Vorstellung wir an einem andern Orte re
den werden. Ehe er aber dieses ausführt, sucht e

mu

t gleicher Spitzfündigkeit zu zeigen, daß, wenn
r uns Gott als lebendig, mächtig, allmächtig,
hr, gerecht, selig und ewig vorstellen, wir dadurch
ht in sich selbst von einander unterschiedene Be-
affenheiten des göttlichen Wesens, sondern sein
esen selbst vorstellen und ausdrücken. Er erklärt,
welchem Verstande Gott ein einfaches Wesen sey,
rinnen sich keine Zusammensetzung gedenken lasse;
beweist, daß er weder einen Anfang noch ein Ende
be, oder haben könne; daß vor ihm nichts sey,
d nach ihm nichts seyn werde; daß er in gewisser
sicht an jedem Orte und zu jeder Zeit, in gewisser
sicht aber an keinem Orte, und zu keiner Zeit sey;
ß man richtiger und genauer rede, wenn man von
n sage, er sey überall und allezeit, als wenn man
e, er sey an allen Orten, und zu allen Zeiten.
eiter sucht er zu zeigen, daß sich von Gott keine
cidenzen behaupten lassen; daß man sich ihn als
e Substanz denken müsse, ob er gleich nicht in
n Verstande eine Substanz sey, als es andre Din-
sind; daß er vielmehr alles, was er ist, auf eine
n eigne und besondre Weise seyn müsse; daß ihm
s Seyn im höchsten Verstande zukomme, und die
schaffene Dinge mit ihm verglichen nicht sind,
s ist, kein nothwendiges Daseyn haben, wel-
s allein ein wahres Daseyn genannt zu wer-
n verdiene.

Ich glaube ausführlich genug gewesen zu seyn,
n ein richtiges Urtheil sowohl von dem philosophi-
en Geiste dieses so berühmten Erzbischofes von
nterbury, als auch von der eigentlichen Gestalt der
culativischen Philosophie in diesen Zeiten zu veran-
sen; denn weitläuftiger zu seyn, habe ich nicht wagen
wollen,

wollen, um nicht eckelhaft zu werden. Was si
noch davon anführen läßt, werde ich sagen
wenn ich von den Streitigkeiten der Nominalist
und Realisten und den Schicksalen dieser Secte
reden werde. Man befindet sich hier freylich
noch in sehr dürren und unfruchtbaren Gegen
den; man bemerkt indeß doch mit Vergnügen,
wie der menschliche Verstand wieder anfieng, sein
dunklen und verwirrten Begriffe aufzuklären, un
sie in deutlichere und bestimmtere Vorstellungen z
verwandeln; es würde auch Anselm in diesen Be
mühungen glücklicher gewesen seyn, wenn er nich
zu sehr an seinem zu sehr bewunderten und gelie
ten Augustin gehangen hätte.

Um die praktische Philosophie bekümmerte s
niemand, Abälarden ausgenommen, den seine u
glücklichen Schicksale eben so merkwürdig gemac
haben, als seine vorzüglichen Einsichten theils in d
damalige Weltweisheit, worinnen er alle Realist
seiner Zeit zu übertreffen suchte, theils auch in d
kirchliche Theologie; denn was Anselm von Mor
sowohl im Beschlusse seines Monologion als sein
ascetischen Schriften hat, ist alles augustinianisch
er hat sich nur weiter darüber ausgebreitet, und
abstrakter, selbst wenn er sinnreich schreiben will,
das Muster, nach dem er sich bildete. Von Abä
larden hat man eine Art von Ethik, unter der Ueber
schrift: **Erkenne dich selbst.** Eigentlich ist s
mehr eine theologische, als philosophische Moral; s
hat aber doch eine philosophische Seite, von welch
sie gekannt zu werden verdient, da zumal der Vor
trag angenehmer ist, als Anselms Schreibart. Glei
in der Vorrede dazu erklärt er, was Sitten sind
und

Pez. T. III. P. 2. p. 627. seq.

d beschreibt sie als Fehler und Tugenden des Ge-
üths, welche den Menschen zu guten oder bösen
haten geneigt machen. Er bemerkt, daß es Feh-
und Tugenden nicht allein der Seele, sondern auch
s Leibes gebe, als die Schwachheit und Stärke,
Trägheit oder Geschwindigkeit, die Blindheit
d das Gesicht sind. Um nun die Sitten von die-
n zu unterscheiden, nennt er sie Fehler oder Tugen-
n der Seele, die einander auf eine ähnliche Weise
tgegengesetzt sind. Er unterscheidet aber von den
hlerhaften und guten Eigenschaften der Seele noch
dre Beschaffenheiten, die man auch Fehler oder
igenden nennen kann, die aber keine Sitten sind.
d an sich betrachtet einem Menschen weder zum
uhme, noch zum Tadel gereichen. So ist es ein
hler, einen stumpfen Geist zu haben; es ist eine
te Eigenschaft, einen schnellen Witz zu besitzen;
rum beschreibt er die Sitten als Fehler oder Tu-
nden, welche den Menschen zu Handlungen geneigt
chen, welche entweder gethan oder unterlassen
rden sollten.

Von dieser allgemeinen Beschreibung der Sitten
nmt er auf den Unterschied, der zwischen der Sün-
und einem Fehler ist, der zum Bösen geneigt macht.
n solcher Fehler, sagt er, ist nicht eben das, was
Sünde, und die Sünde nicht das, was wir eine
e Handlung nennen. Jähzornig seyn heißt zum
empel zu der Gemüthsbewegung geneigt seyn, die
n den Zorn nennt; dieß ist ein Fehler, wodurch
Seele geneigt und gereizt wird, etwas Unver-
nftiges zu thun, was sie nicht thun sollte. Dieser
hler ist in der Seele, wenn sie auch nicht zum
rne bewegt wird, wie der Grund des Hinkens in
n Menschen da ist, wenn er auch nicht wirklich

hinkt. So macht die Natur oder das Temperam
des Körpers viele zur Wollust geneigt; dadurch
sündigen sie nicht, daß sie so beschaffen sind; di
Beschaffenheit giebt ihn nun Gelegenheit zum K
pfe, zur Enthaltsamkeit und Mäßigung ihrer
gierden. Nur dann sündigen wir, wenn wir d
unsre Einwilligung Sklaven von diesen fehlerh
Neigungen unsrer Seele werden.

Die Sünde besteht also in der Einwilligung
die unrechtmäßigen Handlungen, wozu wir durch
Fehler unsrer Seele gereizt werden. Dadurch w
die Seele der Verdammniß vor Gott schuldig. D
was ist diese Einwilligung anders als eine Vera
tung und Beleidigung Gottes? Sündigen heißt d
nach Gott verachten, oder nicht um seinetwillen
thun wollen, was wir um seinetwillen thun, o
nicht unterlassen, was wir um seinetwillen unter
sen sollten. Wenn wir also die Sünde vernein
durch Nichtthun, oder unterlassen, was wir t
sollten, beschreiben, so ist offenbar, daß wir
Sünde für keine Substanz halten; daß wir uns
mehr eine eben solche Vorstellung machen, als
von der Finsterniß haben, wenn wir sie durch die
wesenheit des Lichts an dem Orte, wo Licht gew
ist, beschreiben.

Vielleicht wird man sagen, der Wille einer
sen That sey Sünde, wodurch man vor Gott
Schuldigen wird, wie der Wille einer guten
gerecht macht, daß also die Sünde im bösen W
nicht allein im Nichtseyn, sondern auch im Se
bestehe. Allein ich sage, daß man davon ganz
ders urtheilen müsse, als man glaubt. Denn

ir oft, ohne einen bösen Willen zu haben, sündigen, nd der böse Wille, der nicht ausgerottet, sondern ur bezähmt werden kann, Gelegenheit zum Kampfe nd Siege giebt, so kann man ihn nicht selbst Sünde, ondern nur eine nothwendige Schwachheit nennen. Ganz recht, wird man sagen, wenn wir gezwungen indigen; aber ganz anders verhält sichs, wenn wir nit Willen sündigen; wenn wir etwas thun wollen, oovon wir gewiß wissen, daß wir es nicht thun sol- en; alsdann scheint der böse Wille und die Sünde inerley zu seyn. Es sieht zum Exempel einer ein Weib; ihr Anblick reizt seine Neigung zur Wollust, nd seine Neigung zur unerlaubten Vertraulichkeit nit ihr: Dieser Wille nun und dieses schändliche Verlangen, was ist das anders als Sünde? Allein h antworte darauf, was ist eben dieser Wille, wenn r durch die Tugend der Enthaltsamkeit bezähmt oird, weil man ihn nicht völlig ersticken kann, wenn nan kämpft, im Kampfe aushält und überwindet? Denn wie kann da Streit seyn, wo keine Materie zum Streite ist? Oder, wie kann man einer großen Be- ohnung fähig werden, wenn man keine Beschwer- ichkeit zu erdulden hat? Was thun wir Großes für Gott, wenn wir nichts wider unsern Willen thun, ondern lieber das thun, was wir wollen? Gott be- ohnt bey uns mehr den Willen als die That, und zum Verdienste trägt die Handlung nichts bey, sie nag vom guten oder vom bösen Willen entspringen. Wenn wir aber den Willen Gottes dem unsrigen vorziehen: So giebt uns dieß ein großes Verdienst bey Gott. Ein Weib also begehren ist nicht Sünde, ondern in die Begierde einwilligen, das ist Sünde, und es ist nicht bloß der Wille des Beyschlafes, son- dern der Wille der Einwilligung verdammlich.

Aus allem diesem erhellt, daß nicht der W[illegible] oder das Verlangen etwas zu thun, Sünde gen[illegible] werde, sondern die Einwilligung, die man d[illegible] giebt. Dann willigen wir aber in das, was nic[illegible] erlaubt ist, wenn wir uns von der Ausübung des[illegible] ben nicht zurück halten, sondern vielmehr bereit sin[illegible] es zu thun, falls wir nur Gelegenheit dazu habe[illegible] Wer den Vorsatz hat, der ist schon so schuldig, a[illegible] wenn er auf der That selbst ergriffen worden w[illegible] indem der, so Böses zu thun sich bestrebt, es, so v[illegible] an ihm liegt, auch schon gethan hat.

Ob nun aber gleich der Wille die Sünde nicht i[illegible] und man oft wider seinen Willen Sünde begeht: [illegible] sagen doch einige, alle Sünde geschehe mit Wi[illegible] und unterscheiden gewissermaßen die Sünde v[illegible] Willen, weil der Wille etwas anders sey, un[illegible] etwas anders das, was mit Willen geschieht; [illegible] was anders, nämlich der Wille, und etwas an[illegible] ders, was durch den Willen vollbracht wird.

Allein wenn, wie wir gesagt haben, die Sün[illegible] eigentlich in der Verachtung Gottes, oder in der Ein[illegible] willigung dessen besteht, was wir um Gottes wille[illegible] unterlassen sollten; Wie können wir sagen, je[illegible] Sünde geschehe mit Willen, oder sey willkührlic[illegible] Denn ob wir gleich das thun wollen, was nach un[illegible] srer Einsicht gestraft werden muß, so wollen wir d[illegible] nicht gestraft werden, worinnen wir offenbar höchs[illegible] ungerecht handeln, daß wir das, was Unrecht ist, thun, und gleichwohl die Strafe, die wir zu verdie[illegible] nen nicht läugnen können, nicht leiden wolle[illegible] Die Strafe, die billig ist, misfällt, die Handlung hingegen, die unrecht ist, gefällt. Wie kann denn

also

) eine Einwilligung, die wir nicht haben wollen,
ichwohl willkührlich genannt werden? In keinem
dern Verstande, wie ich meyne, als im Gegensa-
des Nothwendigen; oder wir müssen willkührlich
nnen, was aus dem Willen entspringt.

Einige befremdet es, wenn sie uns behaupten
ren, die Vollziehung der Sünde vergrößre die
chuld und Verdammniß derselben bey Gott nicht.
ie wenden dawider ein, die Vollziehung der Sün-
sey von einer Lust begleitet, welche die Sünde ver-
ßere; so verhalte es sich mit dem Beyschlafe, so
h mit dem Genüsse verbotner Früchte. Sie wür-
recht haben, wenn sie beweisen könnten, daß
se Lust Sünde sey. Könnten sie das, so würde
mand diese Lust genießen dürfen. Auch Eheleute
rden dieß Vergnügen nicht, ohne sich zu versün-
en, empfinden können. Kein Kranker würde
an angenehmern Speisen ergötzen dürfen. Gott
st, der die Speise geschaffen hat, würde nicht
te Schuld seyn, weil er den Genuß der Speisen
) ähnliche natürliche Handlungen mit angenehmen
npfindungen verknüpft hat. Was also Gott selbst
aubt und zugelassen hat, das kann nicht Sünde
n, wenn nur die Grenzen der Zulassung und Er-
bniß nicht überschritten werden.

Aber darauf sagt man wieder; (weil Augustin
weilen eine solche Thorheit gesagt hatte;) der Bey-
laf und die Speisen zu genießen wären zwar er-
bte Handlungen, aber nicht die Empfindung der
t, welche sie begleitet; von dieser sollte sich der
ensch zu enthalten suchen. Allein sind die Hand-
ngen selbst zugelassen, so sind sie unstreitig so zuge-

lassen, als sie geschehen können; die Zulassung würde nicht vernunftmäßig seyn, wenn sie so zugelassen wären, als es gewiß ist, daß sie nicht geschehen können. Wie könnte vordem das Gesetz einige zur Heyrath genöthigt haben, wenn die Vollziehung derselben unmöglich ohne Sünde geschehen kann? Wie kann die Unterlassung dessen zur Verbindlichkeit werden, was durch eine Art von Nothwendigkeit Sünde ist? Hieraus ist offenbar, daß keine an sich natürliche Lust für sündlich geachtet werden könne. Was man nicht thun kann, ohne nothwendig Lust daraus zu empfinden, das kann auch (an sich selbst betrachtet) nicht Sünde seyn. Nichts kann den Menschen schuldig machen, was durch die Einrichtung der Natur selbst nothwendig ist.

Wenn man einwendet, die fleischliche Lust werde auch im rechtmäßigen Beyschlafe für Sünde erklärt, wenn David sagt: **Ich bin in Sünden empfangen**, so scheint es, man will uns mehr durch das Ansehen der Religion, als durch vernünftige Gründe zum Bekenntniß zwingen, daß auch die sinnliche Lust Sünde sey. Allein mir scheint, daß, weil David sagt, er sey **in Sünden empfangen**, nicht aber sagt, in wessen Sünden, daß er hier nur von der allgemeinen Verdammniß der ursprünglichen Sünde redet, der alle Menschen unterworfen sind. Der Ausspruch geht also nicht sowohl auf die nächsten, als auf die ersten Aeltern. Daß demnach die natürliche Lust des Fleisches Sünde sey, läßt sich nicht erweisen, und die Seele kann nicht durch etwas, was im Körper vorgeht, sondern bloß durch ihre Einwilligung in schändliche und unerlaubte Handlungen befleckt werden.

Das

Daß aber oft Handlungen, die nicht geschehen
len, doch ohne Sünde geschehen, entweder aus Un-
ssenheit, oder weil man dazu gezwungen wird,
ß kann niemanden unbekannt seyn. Es besteht
o die Sünde, wie gesagt, in der Einwilligung in
ındlungen, von denen man weiß, daß sie verboten
d. Anders sind die Worte der Schrift nicht zu
rstehen: **Du sollst dich nicht gelüsten lassen;**
s heißt, du sollst nicht in die Lust einwilligen. Auch
Worte des Heilandes: **Wer ein Weib an-
ht, ihrer zu begehren, der hat schon die
he mit ihr in seinem Herzen gebrochen,** sind
f diese Weise zu erklären. Wo also in einem Ge-
e oder Verbote Werke verboten zu seyn scheinen,
müssen Gebot und Verbot mehr von der Einwilli-
ng der Seele zur Ausübung derselben, als von
Werken selbst verstanden werden; sonst würde
Gesetze nichts befindlich seyn, was zum Verdien-
gerechnet werden könnte. Gott spricht: **Du
lst nicht tödten; du sollst nicht falsch Zeug-
ß reden.** Reden diese Worte, wie sie lauten,
ß von äusserlichen Werken, so wird nicht die
huld oder Sünde selbst, sondern nur die schuldige
sündliche Handlung verboten. Ein Mensch
de also nicht sündigen, wenn er gleich den Wil-
hätte, ein falsch Zeugniß zu reden, wofern er es
r nicht wirklich redete, falls bloß die That verbo-
wird; denn es heißt nicht, daß wir nicht begeh-
sollen, ein falsch Zeugniß zu reden, sondern es
nicht zu reden. Da nun aber dieses falsch ist,
nuß auch nicht sowohl der, so eine verbotne Hand-
g thut, als der, so in die verbotne Handlung
villigt, der Uebertreter des Gesetzes genannt wer-
, und das Gebot muß nicht von den Thaten oder

Werken, sondern von der Einwilligung zu verstehen seyn. Wenn es demnach heißt: Thue dieß; thue das nicht, so ist es eben so viel, als ob gesagt würde, Willige nicht in diese, noch in jene That. Eine That kann Sünde, und eine löbliche Handlung seyn, nachdem der Wille und die Absicht ist, die Gott allein in Betrachtung zieht, wenn er über den Werth und das Verdienst derselben urtheilt. Wer kann läugnen, daß Gott selbst gewisse Handlungen, die nicht gut wären, wenn sie geschähen, gebiete, und andre, die gut sind, wenn sie geschehen, verbiete. Eben deswegen, weil es bey den Sünden nicht so wohl auf die That, als auf die Absicht und Meynung ankömmt, wird Gott als ein Gott vorgestellt, der Hertzen und Nieren prüfe.

Cap. 7. v. 648. seq. Gleiche Bewandniß hat es auch mit der guten Absicht und der guten That oder Handlung eines Menschen. Man kann hier an keine zwiefache Güte gedenken, an die Güte der Absicht, und an die Güte der Handlung. Diejenigen also, welche wider das, was oben behauptet worden ist, einwenden, auch die Ausübung der guten Absicht sey einer Belohnung würdig, mögen erwägen, wie unbedeutend ihr Einwurf sey. Eine gute Absicht, sagen sie, und die Vollziehung der guten Absicht sind zwey gute Dinge, und mehr gute Dinge zusammen müssen mehr gelten, als jedes vor sich selbst gilt.

Hierauf antworte ich, daß, gesetzt auch, zwey gute Dinge wären mehr werth, als ein jedes für sich, daraus doch nicht folge, daß sie einer größern Belohnung werth sind. Es giebt viele leblose und lebendige Dinge, die zusammen mehr nützen, als jedes

einzeln nützen kann; denen zusammengenommen
chwohl keine Vergeltung zukommen kann. Also
n auch die gute That mit der guten Absicht zu-
mmengenommen keiner grössern Belohnung werth
1. Man setze den Fall, daß zween den guten
rsatz haben, Armenhäuser zu bauen. Der eine
rt ihn aus; dem andern wird das dazu bestimmte
ld mit Gewalt entwendet; er wird an der Aus-
rung seines guten Vorsatzes nicht durch seine
huld, sondern bloß durch eine ungerechte Gewalt-
keit verhindert. Sollte er nun um der äusserli-
i Handlung willen, die nicht in seiner Macht war,
it weniger angenehm seyn, da er so viel für seine
e gethan hat, als er konnte? So könnte die Grös-
es Reichthums einen Menschen besser und würdi-
machen, wenn er etwas zur Verdienstlichkeit ei-
Menschen beyzutragen vermöchte. Dieß aber
behaupten würde die größte Thorheit seyn.
erdeß läugnen wir nicht, daß solche äusserlich gute
ıdlungen in diesem Leben belohnt werden; es ge-
ht aber dieses, uns durch die Belohnungen zum
ten mehr anzutreiben, gleichwie wir durch die Be-
fungen derselben mehr von dem Bösen abge-
en werden sollen.

Die gute Absicht nennen wir also diejenige, die
ich selbst richtig ist; ein Werk aber nennen wir
, nicht, weil es an sich selbst gut ist, sondern weil
seinen Ursprung aus einer guten Absicht hat.
her können einerley Werke zu verschiedner Zeit
i einem Menschen verrichtet gut oder böse seyn,
hdem die Absicht gut oder böse ist, wie nach dem
stoteles der Satz: Socrates sitzet, seinem Ver-
ıde nach bald wahr oder falsch seyn, nachdem So-
tes entweder sitzet oder stehet.

Es sind aber einige, welche glauben, die Ab-sicht sey gut oder recht, wenn sich jemand einbildet recht zu handeln, und sich überredet, daß seine Tha[t] Gott gefalle, wie die Verfolger der Märtyrer von sich glaubten. Allein, weil sie sich in ihrem Ein[bilden] irren und betrügen, so ist auch ihre Meynung und Absicht irrig. Die Absicht ist also noch nicht gut, wenn sie nur für gut gehalten wird, sondern wenn sie das wirklich ist, wofür man sie ansieht. Sonst würden auch die Ungläubigen eben so gute Werke haben, als wir haben, weil sie eben sowohl durch ihre Werke Gott zu gefallen und selig zu werden hoffen, als wir.

Wenn nun aber jemand fragt, ob jene Verfol-ger der Märtyrer oder Christi selbst in dem, worin sie glaubten, daß es Gott gefällig wäre, sündigten, oder dasjenige, was sie nicht, ohne sich zu versün-digen, unterlassen zu können glaubten, ohne Sünde unterlassen konnten: so müssen wir allerdings nach der Beschreibung, die wir von der Sünde gegeben haben, gestehen, man könne nicht sagen, daß sie da-durch gesündiget hätten, oder daß eines Menschen [Un-]wissenheit oder auch sein Unglaube Sünde sey. D[enn] wer kann sagen, daß sie Gott verachten, wenn [sie] den christlichen Glauben nicht kennen, oder ihn d[es-]wegen verwerfen, weil sie glauben, daß er Gott [zu]wider sey, und das also um Gottes willen thun, u[nd] in der Meynung sind, recht daran zu thun? We[nn] aber das ist, wie konnte unser Heiland beten: V[a-]ter, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, w[as] sie thun, Stephanus aber: Herr, behalte i[h-]nen diese Sünde nicht? Denn wo keine Versü[n-]dung ist, scheint auch keine Vergebung statt zu ha[ben]

Um auf diese Einwendungen zu antworten, ß man merken, daß das Wort Sünde viele Be- tungen hat. Eigentlich heißt es die Verachtung ttes oder die Einwilligung in das, was böse ist. n dieser Sünde sind die Kinder und Wahnsinni- frey, und diese werden bloß durch die Sacra- nte selig. Die Sünde heißt auch das Opfer die Sünde und die Strafe, oder der Fluch der nde. Wenn wir sagen, daß die Kinder die Erb- de haben, oder daß wir alle in Adam gesündigt en, so ist das eben so viel, als wenn wir sagten, e Strafe oder unsre Verdammniß habe ihren Ur- ng von der ersten Sünde Adams. Wir nennen auch sündliche oder böse Werke Sünde. Wenn phanus von der Sünde redet, welche die Jüden issend wider ihn begiengen; so verstand er entwe- die Strafe der ersten Sünde darunter, der er mit ern Menschen unterworfen war, oder die unrecht- ßige Handlung, welche sie durch seine Steini- g begiengen. Eben so muß auch die Bitte Jesu seine Feinde erklärt werden. Seine Kreuziger, sie gleich ihre Unwissenheit von der Verschuldung spricht, konnten doch wegen ihrer an sich unrecht- ßigen Handlung mit dem zeitlichen Tode bestraft den; deswegen bittet Jesus: **Vergieb ihnen; n sie wissen nicht, was sie thun.** Sündi- heißt demnach im weitern Verstande, etwas , das wir nicht thun sollten, welches ohne Ver- ldung geschehen kann, wenn wir es aus Unwis- heit thun. Eigentlich aber besteht die Sünde in entlicher Verschuldung gegen Gott. Wie es den dern zur Sünde gerechnet werden könne, wenn nicht an Christum glauben, oder wie das von sich behaupten lasse, was zwar unrecht ist, aber

aus

aus einer unüberwindlichen Unwissenheit seinen Ursprung hat, das sehe ich nicht.

Doch es wird auch gefragt, ob uns Gott alle Sünden untersage? Nehmen wir das an, so scheint Gott nicht billig und anständig zu handeln, weil es unmöglich ist, dieses Leben ohne alle, auch verzeihliche Sünden hinzubringen. Hat er uns befohlen, alle Sünden zu meiden, die wir aber nicht alle meiden können: So hat er uns nicht ein leichtes und sanftes, sondern ein schweres Joch aufgelegt, das wir zu ertragen nicht vermögen. Verstehen wir aber das Wort Sünde eigentlich von der Verachtung Gottes, so können wir, obgleich nicht ohne große Schwierigkeit unser Leben ohne Sünde zubringen. Denn es wird uns von Gott nichts als die Einwilligung in das Böse selbst, wenn im Gesetze die Rede von Thaten ist, verboten, wie wir bereits erwiesen haben.

Nachdem nun Abälard auf solche Weise den nach seiner Meynung eigentlichen Begriff der Sünde festgesetzt hat, so zeigt er, was verzeihliche Sünden, und was Todtsünden sind. Zu diesen rechnet er alle die, welche nach den ältern Kirchenverordnungen mit dem öffentlichen Banne belegt wurden, zu jenen alle diejenigen, von denen ein Mensch weiß, daß es unrechtmäßige Handlungen sind, ob er sich gleich zu der Zeit, da er sie thut, nicht erinnert, daß sie unrechtmäßig sind. Auf die Frage, ob es besser und verdienstlicher sey, sich von den leichtern und verzeihlichen Sünden zu enthalten, als von den größern Verbrechen, weil solches weit schwerer sey: antwortet er, daß ein Mensch sich dadurch kein grö-

Verdienst erwerbe, weil nicht alles, was müh-
n ist, auch rühmlich sey. Er redet hierauf von
Aussöhnung der Sünden gegen Gott, und will
gen, daß sie durch Buße, Bekenntniß, und
enugthuung geschehe. Er erklärt, was er un-
der Buße verstehe, untersucht, ob einer Buße
er eine Sünde und nicht zugleich auch über an-
thun könne, redet von der fruchtbaren und un-
chtbaren Buße, sagt seine Meynung von der Sün-
wider den heiligen Geist, die nach seiner Erklä-
ng darinnen bestand, daß die Pharisäer die Wun-
Jesu, ungeachtet ihrer Ueberzeugung, daß sie
ch den heiligen Geist geschehen waren, dem Sa-
zuschrieben, und dadurch Gott gleichsam zum Sa-
machten, entscheidet die Fragen, ob die Bußfer-
n die Empfindung ihrer Traurigkeit über ihre Sün-
mit in jene Welt nehmen würden, beschreibt,
s zur Bekenntniß der Sünde erfordert werde, und
ersucht endlich verschiedne Fragen, ob man zu-
ien das Bekenntniß der Sünde unterlassen könne,
alle Prälaten die Macht haben Sünden zu ver-
en und zu behalten, oder ob die Vergebung ei-
er derselben bloß den Nachfolgern Petri überlas-
sey.

Aus diesem von mir an einigen Stellen verkürz-
abälardischen Versuche über das Wesen der Sün-
und der Tugend, der eine sonderbare Vermischung
Theologie und Philosophie ist, erhellet, wohin
stdenkende Geister geführet werden können, wenn
ihre Gedanken und Schlüsse aus verwirrten und
estimmten Begriffen herleiten. Abälard hatte
e deutlichen und genauen Begriffe von der Will-
r, und Freyheit der Menschen, von der Natur

freyer Handlungen, von der moralischen Güte, von den Begierden, Verabscheuungen, Neigungen und Fertigkeiten der menschlichen Seele, von dem, was Gesetz und Verbindlichkeit, Verschuldung, Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit ist. Weil er das Wesen der Sünde nicht in dem verschuldeten Mangel der nothwendigen Uebereinstimmung freyer Handlungen mit dem Gesetze Gottes, sondern bloß in einer wissentlichen Einwilligung der Seele in das von Gott verbotne Böse, oder in der Verachtung Gottes sucht, welches ein eben so unbestimmter Begriff ist: so sieht er sich gezwungen, nichts für Sünde im eigentlichen Verstande zu erkennen, als was eine wissentliche, vorsetzliche und überlegte Beleidigung Gottes ist. Er muß allen freyen Handlungen die eigentliche Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit absprechen, und diese allein aus der Absicht und Meinung deß, der Gutes oder Böses thut, herleiten. So seltsam nun diese Vermischung von Wahrheit und Irrthum ist, so merkwürdig ist in mehr als einer Absicht dieser abälardische Versuch. Sein zur Wollust geneigtes Temperament leuchtet dem aufmerksamen Beobachter des menschlichen Herzens aus mehr als einer Stelle entgegen; denn er nimmt sehr gern Erläuterungen von der Sünde der Unreinigkeit, und er ist auch in dieser Materie ein tiefsehender Casuist, wie die Anmerkung beweist, daß viele, die sich mit fremden Eheweibern eine unerlaubte Vertraulichkeit wünschen, lieber sähen, daß sie unverehlicht seyn möchten, um bloß das Laster der Hurerey mit ihnen begehen zu können, viele hingegen, die eine gleich strafbare Vertraulichkeit mit den Frauen der Großen wünschen, weil sie solche Frauen sind, und also lieber aus Ehrgeiz die Ehe brechen, als ihre Leidenschaft

D. p. 634.

ist mit Unverehlichten befriedigen möchten. Das
r verdient eine besondre Aufmerksamkeit, daß
n hier alle Keime sowohl der allzugroßen Gelin-
keit so vieler römischen Sittenlehrer in der Moral,
auch besonders der von den Jesuiten so übertrie-
en Meynung von der Hinlänglichkeit der guten
ynung und Absicht zu rechtmäßigen Handlungen
zugleich von der Veränderlichkeit einer und eben
selben Art von Thaten nach dem verschiedenen bes-
oder verwerflichern Endzwecke in gute oder böse
ndlungen antrifft. Abälard verlangt zwar, daß
gute Absicht auch in Ansehung ihres Gegenstan-
richtig seyn soll; allein wie leicht ist nicht der
ergang von einer halben Wahrheit zum völligen
thume? Wird erst der Grund der moralischen
te einer freyen Handlung nicht in ihrer Ueberein-
nmung mit der Vorschrift des göttlichen Gesetzes,
ern in der Güte der Absicht gesucht: Wie leicht
die Verwechselung der wahren guten Absicht mit
vermeynten guten Absicht? Zu geschweigen, daß,
m dieß der Grund von der Güte der Handlungen
soll, auch die gröbsten Verbrechen nicht für unrecht-
ßig angesehen werden müssen, wie Abälard selbst
e Folge einsieht und zugiebt, wenn sie aus einer
meynten guten Absicht entspringen, als sie nach
Gesetze zu urtheilen wirklich anzusehen sind.
ie gering ist auch der Unterschied zwischen den
ndlungen, welche nach seiner Meynung zwar nicht
t sind, aber doch nicht aus Verachtung gegen
tt begangen werden, und zwischen den philoso-
schen Sünden der Jesuiten! Kann es eine gefähr-
ere Meynung geben, als diese, daß uns unmög-
alle Sünden verboten seyn könnten, weil es un-
glich sey, sich vor allen zu hüten; daß also Gott

nur

nur eine wissentliche Einwilligung in das von ihm ver-
borne Böse untersagt habe? Was für Folgerungen
können ein la Chaise oder Tellier nicht aus einem sol-
chen moralischen Grundsatze ziehen? Daß Abälards
moralische Irrthümer ein fruchtbarer Saame gewesen
sind: daß solcher auch in der Kirche sehr gewuchert
hat, daran wird niemand zweifeln, wer sich erinnert,
mit welchem Beyfalle er, ungeachtet er von dem hei-
ligen Eiferer, Bernhard von Clairvaux, so heftig
verfolgt wurde, gelehrt; was für einen unglaubli-
chen Zulauf er bey den Unterweisungen gehabt hat,
die er so vielen Mönchen gab, welche so gewohnt
waren, ohne eigne Untersuchungen und Bedenklich-
keiten nachzubeten und fortzupflanzen, was sie be-
sonders von angesehenen Lehrern erhalten hatten.

Ob nun aber gleich Abälards irrende Philosophie
über die Moral der Kirche der wahren philosophischen
und noch mehr der christlichen Sittenlehre keinen ge-
ringen Nachtheil bringen mußte: So gereicht es ihm
doch zum Ruhme, besonders da er das Mönchsleben
für heiliger und Gott gefälliger hielt, als das ge-
meine Leben, daß er gewissen in der Moral eben so ge-
fährlichen Irrthümern widersprach, die Augustinus
in der Kirche ausgebreitet hatte. Dieses ist theils
der Irrthum, daß die Sünde, mit welcher alle Men-
schen gebohren werden, die mit der Fortpflanzung des
menschlichen Geschlechtes verbundne sinnliche Lust sey;
theils die eben so falsche Meynung, daß der Mensch
sich aller Begierden nach Empfindungen enthalten
müsse, welche die Sinne vergnügen. Abälard ver-
warf zwar diese Irrthümer nicht, als Meynungen,
welche sich mit Augustins Ansehen beschützten; hatte
noch zu viel Achtung für diesen Lehrer, als daß er sich
für

seinen Gegner hätte erklären sollen; beruft sich
h oft, zur Vertheidigung seiner eignen Meynun-
, auf sein Ansehen: er bewies aber doch zugleich,
mit andern Behauptungen, daß er selbst zu den-
wagte. Wie nöthig es aber war, daß solche so
heologische und zugleich so unphilosophische Irr-
mer zuweilen in ihrem Ansehen erschüttert wurden,
kann ein Waselin, mit dem Zunamen Momalius,
Prior in dem Kloster des heiligen Laurentius in
Vorstadt von Lüttich beweisen, der an einen Gauz-
, einen Abt des Klosters vom heiligen Florinus
ben dem Kirchensprengel, ein Schreiben über die
ge abfaßte, ob Eheleute, welche einander vor ei-
ı Festtage ehelich beygewohnt hätten, den Mor-
darauf das Abendmahl empfangen dürften. Er
t viele Gründe an, mit denen er beweisen will,
die Enthaltsamkeit von der ehelichen Beywoh-
g denen, welche Theil an dem Abendmahle neh-
ı wollten, vorgeschrieben wäre. Indeß glaubt er
, man könne die, so aus Schwachheit des Flei-
s sich dieses Fehlers schuldig gemacht hätten,
Abendmahle zulassen, wenn sie den Morgen dar-
Gott um Vergebung bäten, ihre Sünde beich-
ı und büßten. Auch überläßt er es dem Geist-
n, ob er sie zum Abendmahle zulassen wolle,
nicht. Es ist unläugbar, daß Fragen dieser
schwerlich in Bewegung gebracht worden seyn wür-
, wenn Augustin und andre Väter der Kirche ge-
ere und bestimmtere Begriffe von der Ehe und
allen natürlichen an sich unschuldigen angeneh-
ı Empfindungen der Sinne gehabt hätten.

Mabill. Annal. T. I.

Abälard wurde von Bernharden, den Abt von
irvaux, auch über seine Ethik angegriffen, und

seine Meynung von der Güte der Absicht und der da-
rinne gegründeten Güte der menschlichen Handlungen
wurde auf der Kirchenversammlung zu Sens mit an-
dern Sätzen desselben verworfen. Ich kann indeß
diesen moralischen Versuch Abälards nicht verlassen,
ohne noch etlicher darinne enthaltener Merkwürdig-
keiten zu gedenken. Sie betreffen den schändlichen
Eigennutz der Geistlichen seiner Zeit, und das ungeist-
liche Gewerbe, das sie sowohl mit den Messen, als
mit dem Ablasse der Kirche trieben. Der Geiz der
Geistlichen, sagt er an einem Orte, ist nicht gerin- p. 666.
ger als der Geiz des Volkes. Viele Priester lassen
sich durch ihren Eigennutz verleiten, den sterbenden
Sündern alle Sicherheit vor den Strafen der Zukunft
zu versprechen, wenn sie nur einen Theil ihres Ver-
mögens der Kirche opfern und Messen dafür kaufen
wollen, welche sie nicht unentgeltlich erhalten können.
In diesem Handel hat alles seinen bestimmten und
festgesetzten Preis; eine Messe gilt einen Denarius,
eine jährliche Messe vierzig. Abälard räth bußfer-
tigen Sündern von diesem Kaufe ab, und ermahnt
sie zur Wiedererstattung dessen, was sie andern ge-
raubt und entwendet haben, als zu einem nicht al-
lein nothwendigern, sondern auch bessern und gott-
gefälligern Beweise von der Rechtschaffenheit und
Redlichkeit ihrer Reue und Besserung. An einem
andern Orte sagt er: Es giebt einige Priester, wel- p. 679.
che ihre Untergebenen nicht sowohl aus Irrthum,
als vielmehr aus Eigennutz betriegen, wenn sie die
öffentliche Buße und die kirchlichen Strafen für Geld
erlassen, und nicht sowohl bedenken, was Gott will,
als, wie viel das Geld, das sie verlangen, werth
ist. Und dieß ist ein Laster, dessen sich nicht nur die
Priester, sondern auch ihre Vorgesetzten, die Bischöfe
schul-

{schu}ldig machen. Wie verschwenderisch sind sie nicht, {be}y Einweihungen von Altären oder Kirchhöfen, oder {be}y andern Festen, mit ihrem Ablasse! Unter dem {S}cheine von Erbarmen und Liebe erlassen sie bald den {dr}itten, bald den vierten Theil der kanonischen Stra{fe}n; in der That aber treibt sie nichts zu dieser Barm{he}rzigkeit als der Geiz. Sie rühmen sich deswegen, {d}en die Gewalt zu haben, welche Christus Petro {u}nd den Aposteln verlieh, als er zu ihnen sagte: *Welchen ihr die Sünde erlasset, denen sind {si}e erlassen.* Und möchten sie dieß nur nicht für {G}eld thun, damit sie wirklich für gütig und nicht {fü}r geizig geachtet werden möchten! Wenn es aber {fü}r einen Beweis ihrer Liebe gehalten werden soll, {da}ß sie den Sündern den dritten oder vierten Theil {de}r schuldigen Genugthuung für ihre Sünden erlas{se}n: Wie vielmehr würde nicht ihre Güte Lob ver{di}enen, wenn sie ihnen dieselbe ganz oder halb erließen!

Jedoch ich unterbreche diese Ausschweifung, und {ke}hre zu der Geschichte der Philosophie in diesen Zei{te}n, und ihrer Verbindung mit der Religion zurück. {E}in merkwürdiges Stück davon sind die Streitigkei{te}n der Realisten und Nominalisten, die einer beson{de}rn und genauern Betrachtung werth sind, da sie {zu} den besondern Begebenheiten und Umständen ge{hö}ren, durch welche die Verbesserung der Kirche {vo}n ferne her vorbereitet worden ist.

Von den
Realisten und Nominalisten und dem Einflusse ihrer Streitigkeiten in die Religion.

Wie viel Aufsehen auch die Namen und Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten seit dem Ende des eilften Jahrhundertes bis auf die Zeit der Kirchenverbesserung gemacht haben: so ist doch über ihren Ursprung in der Kirche eine Dunkelheit ausgebreitet, die vielleicht nie so völlig aufgeklärt werden kann, daß man eine ganz sichere und vollständige Geschichte derselben hoffeu dürfte. Die ältesten Nachrichten, die Otto von Freysingen, Johann von Salisbury und Aventinus von ihnen geben, sind theils zu kurz, theils auch nicht zuverläßig genug. Du Boulay, Johann Salabert, ein Geistlicher von Agen, und nach diesen Crevier und Le Boeuf haben alles gesammlet, was sie in den finstern Werken und Geschichtschreibern der mittlern Zeiten von den Nominalisten und andern ähnlichen dialektischen Sekten finden konnten. Jacob Thomasius, Mosheim und Brucker sind einen großen Schritt weiter gegangen und haben sich bemüht, nicht allein die verschiedenen Abwechselungen, welchen die Schicksale der Realisten und Nominalisten unterworfen gewesen sind, nach der Ordnung der Zeit, wie sie auf einander folgten, zu beschreiben, sondern auch ihre verschiednen Meynungen in ein solches Licht zu setzen, daß man im Stande seyn möchte, sich einen deutlichen Begriff von ihnen

n zu machen. Allein je genauer und sorgfältiger
:se ganze Geschichte untersucht wird, destomehr
chwierigkeiten zeigen sich darinnen, zu deren völli-
n Auflösung nicht genug historische Nachrichten vor-
nden sind. Ich werde diese Schwierigkeiten ent-
ken. Die Kenntniß derselben hat, wenn man sie
ch nicht auflösen kann, doch Nutzen genug, wofern
nur dient, zu zeigen, wie viele Ursachen man ha-
in seinen Urtheilen nie zu zuversichtlich und ent-
eidend zu seyn.

Du Boulay findet den ersten Ursprung dieser den
'sten Zeiten ihrem barbarischen Namen nach unbe-
nten dialektischen Sekten in den berengarischen
reitigkeiten über die Lehre der Kirche vom Abend-
hle. Allein, obgleich diese Streitigkeiten den
brauch der Dialektik in der Religion und ihrem
rtrage befördert haben, so findet sich doch kein hi-
ischer Grund, der uns berechtigen könnte, ihren
prung davon herzuleiten. Lanfrank und Anselm
en freylich Realisten in dem Verstande, worin-
es Plato war; man findet aber keinen Alten,
her Berengarn für einen Nominalisten erklärt
e. Es ist sichrer, den Ursprung der Realisten
Nominalisten und ihrer Streitigkeiten in dem
:ern Eifer zu suchen, womit die Dialektik gegen
Ende des eilften und im Anfange des zwölften
rhunderts wieder getrieben zu werden anfieng.
Lehre von den Universalien, oder den allge-
nen Dingen, unter welchem Namen man das
chlecht, die Art, den Unterschied, das Ei-
hümliche und das Zufällige verstand, gehörte
: die vornehmsten Lehren der damaligen Logik,
man brauchte die Sätze davon beständig, wenn

Boul. Histor. Univ. Paris. T. I. p. 443. sqq.

Genus. Species. Differentia. Proprium. Accidens.

man die Wahrheiten der Religion auf eine scharfsin-
nige und gründliche Weise vortragen wollte. Die
Frage, ob diese allgemeinen Dinge oder Sachen;
(Begriffe hätte man sagen sollen;) eine eigenthüm-
liche Wirklichkeit außer dem Verstande hätten, oder
bloße Begriffe und Abstraktionen des menschlichen
Geistes wären, war so lange unerörtert geblieben,
als man die Dialektik aus der pseudoaugustinianischen
Anweisung dazu, oder aus dem Marcian Capella er-
lernt hatte. Zwar hatte sie schon Porphyr in seiner
Isagoge zu den Categorien des Aristoteles aufgewor-
fen; aber nicht entschieden, und mit Recht, da sie
mehr eine metaphysische als logische Frage ist. Was
jedoch Porphyr nicht zu entscheiden gewagt hatte, das
wagten diese neuern Philosophen, ungeachtet sie in
der Geschichte der alten griechischen Philosophie die
größten Fremdlinge waren, und auch seyn mußten,
weil sie ihre Sprache nicht verstanden. Plato hatte
eine andre Meynung von den allgemeinen Dingen,
Aristoteles eine andre, und eine andre hatten die
Stoiker. Ohne diese verschiednen Meynungen zu
kennen, ist es unmöglich, sich auch nur eine unvoll-
kommene Vorstellung von den Realisten, von den
Nominalisten und ihren Streitigkeiten mit einander
zu machen.

Alle ersten und unmittelbaren Vorstellungen des
menschlichen Verstandes sind Vorstellungen einzelner
Dinge, welche durch die Sinne in unsrer Seele er-
weckt werden. So vieler solcher Vorstellungen wir
auch nach einander fähig sind, so hat doch unser Geist
nicht Kraft genug, sich viele einzelne Dinge mit glei-
cher Klarheit und Lebhaftigkeit auf einmal und so zu
sagen, neben einander vorzustellen, und, was noch
mehr

hr ist, sich auch das, was sie von einander unter-
eidet, zu einer Zeit deutlich und von einander ab-
ondert zu denken. Eben so wenig steht es in sei-
n Vermögen, sich der Vorstellungen einzelner Din-
nach allen ihren eigenthümlichen Merkmalen ganz
) ohne einige von ihnen auszulassen, wieder zu
nnern. Dieser wesentlichen Einschränkung unsers
rstandes zu Hülfe zu kommen, haben wir die
aft, das Aehnliche, was viele einzelne empfindba-
Gegenstände allezeit mit einander gemein haben,
Auslassung dessen, wodurch sich eins vom andern
erscheidet, uns besonders vorzustellen, und da-
ch die verschiedenen einzelnen Dinge, die wir em-
den, unter gewisse Arten zu bringen. Unser
ist kann die dadurch entstehenden Arten von Din-
wieder mit einander vergleichen; kann bemerken,
innen sie einander gleichen, und so zu dem Be-
ffe von Geschlechtern emporsteigen, die viele Arten
eben die Weise unter sich begreifen, als diese Ar-
einzelne Dinge unter sich begreifen. Wie sich
i der Verstand viele einzelne, ihm durch die Em-
dung zuerst vorgestellten Gegenstände durch das
nliche, das sie alle mit einander gemein haben,
Eine Art, viele verschiedne Arten durch das Aehn-
e, welches sich bey denselben bemerken läßt, als
i Geschlecht vorstellen kann: So kann er sich auch
, was die Arten von den Geschlechtern, dasjeni-
was die Arten von den darunter begriffenen ein-
ien Dingen, und das, was diese von einander
weder allezeit, oder zuweilen auszeichnet und un-
cheidet, besonders vorstellen, und dadurch erhält
die Begriffe des Unterschiedes der Geschlechter
Arten der eigenthümlichen und der zufälli-
i Beschaffenheiten, welche er sich als allgemei-

ne an allen einzelnen Objekten befindliche Din vorstellet.

Von diesen allgemeinen Dingen nun behauptet Plato, daß sie vor der Entstehung der einzelnen Dinge, ihr eignes Wesen und Daseyn hätten und die Urbilder derselben wären. Sie hatten seiner Meynung nach ihre Wirklichkeit außer unserm Verstande in dem Verstande Gottes; waren ihrer Natur nach unveränderlich und eben deswegen einer eigentlichen Wissenschaft fähig; sie konnten nicht empfunden, aber sie konnten verstanden werden. In den mittlern Zeiten hießen sie, nach dem Zeugnisse des Vincentius von Beauvais allgemeine Dinge vor dem Daseyn der wirklichen einzelnen Dinge; universalia ante rem. Plato hatte sie Ideen genannt und als Muster der wirklichen einzelnen Dinge beschrieben. Sie waren sein Logos, und dieser ist nichts anders als der gesammte Inbegriff derselben, der in dem Verstande Gottes befindlich seyn sollte und von ihm durch seine tropische fast poetische Art des Ausdruckes als etwas vorgestellt wurde, das von dem göttlichen Verstande selbst unterschieden wäre, und eine Art von Selbstständigkeit oder Persönlichkeit in ihm hätte. Das, was Mensch, Baum oder Stein heißt, ist nach Platons Begriffen, nicht dieser Mensch, nicht dieser Stein, nicht dieser oder jener Baum, dessen Vorstellung durch den Sinn des Gefühls in meinen Verstand gebracht wird; es ist etwas von diesem Menschen, von diesem Baum, von diesem Sinne verschiedenes, und dieses ist außer meinem Verstande; es hat seine Selbstständigkeit in dem Verstande Gottes; es ist eine seiner Ideen verschieden in ihrem Wesen und Daseyn von dem Daseyn

Vincent. Bellov. Spec. doctrin. p. 216. 217.

ſeyn und Weſen Gottes ſelbſt und ſeines Verſtan-
, worinnen es ſeine Selbſtſtändigkeit hat, und das
uſter iſt, nach welchem dieſer Menſch, dieſer
tein, dieſer Baum gebildet wird. Alle dieſe Ideen
allen einzelnen Dingen in ihrer Verbindung mit
ander ſind, die Weisheit, die Vernunft oder
r Logos, der gegen Gott ſelbſt gewiſſermaßen
einem eben ſolchen Verhältniſſe ſteht, als ein
ohn gegen ſeinen Vater ſteht.

Ariſtoteles, welcher ſeine Ehre darinnen ſuchte,
n ſeinen Vorgängern in der Philoſophie zu wi-
ſprechen, erklärte Platons Meynungen von allge-
inen Dingen für leere und ungegründete Einbil-
ngen. Er erkannte, daß alle einzelne Dinge, die
s durch die Sinne vorgeſtellt werden, körperliche
d zuſammengeſetzte Dinge ſind, weil das Einfache
der Natur, das er aber nicht kannte, durch die
inne nicht in unſerm Verſtande abgebildet werden
n. Er läugnete, weil er ſich Gott, die Urſache
Welt, nicht als ein von ihr ſelbſt, unterſchiede-
s beſondres Weſen vorſtellte, daß die allgemeinen
inge, oder das, was man bey allen einzelnen Ge-
nſtänden unſrer Empfindungen das Geſchlecht,
Art, den Unterſchied, die eigenthümlichen
d zufälligen Beſchaffenheiten nannte, eine eigne
ßer unſerm Geiſte in dem Verſtande Gottes be-
dliche ihnen eigenthümliche und weſentliche Selbſt-
ndigkeit hätten. Weil er unterdeß die Begriffe
von nicht für leere Vorſtellungen und Träume hal-
konnte, und darinnen mit dem Plato einig war,
ß aus ihnen alle eigentliche vernünftige Erkenntniß
d Wiſſenſchaft entſpringe: So gerieth er auf eine
dre Art der Vorſtellung, und behauptete, daß dieſe

allgemeinen Dinge keine Wirklichkeit als in den ein- zelnen Dingen selbst hätten. Was man, wenn der Geist über einzelne Dinge nachdenkt, bey demselben das Geschlecht, die Art, den Unterschied, das Eigenthümliche und das Zufällige nennt, das machte nach seiner Meynung die der Materie einzelner Dinge eingedrückten Formen und Gestalten aus. Also verwarf er nicht alle Art von Wirklichkeit der Universalien, sondern nur ihre Selbstständigkeit außer den einzelnen empfindbaren Dingen selbst. Was wir zum Exempel unter den Namen eines lebendigen Geschöpfes, eines Menschen, der Vernunft, der Weisheit oder Thorheit, oder um noch allgemeiner zu reden, unter dem Geschlechte, der Art des Unterschiedes und so weiter verstehen, dieß sind, seinem Begriffe nach, keine außer den einzelnen Dingen selbst befindliche Naturen, sondern Dinge, die sich in den einzelnen Dingen als ihre Gestalten und Formen befinden, und sie zu einzelnen Dingen machen. Der Mensch ist etwas, nicht außer diesem oder jenem, oder jedem einzelnen Menschen, sondern etwas Wirkliches in diesem, in jenem, in jedem einzelnen Menschen. In den mittlern Zeiten nannte man diese Universalia des Aristoteles, diese seine Formen aller einzelnen Dinge, allgemeine Dinge in den einzelnen wirklichen Dingen; universalia in re.

Die stoische Secte unterschied sich, wie in andern Dingen, also auch in ihrer Meynung über die Universalia von dem, was Plato und Aristoteles davon behauptet hatten. Zeno, ihr Stifter, lehrte zwar, daß die Materie die Keime aller einzelnen körperlichen Dinge in ihrem Schooße enthielte; allein er läugnete

mit

seinen Nachfolgern, daß die nun bereits so be-
nten allgemeinen Dinge eine eigne Art von
rklichkeit und Selbstständigkeit außer unserm
iste entweder vor der Entstehung der besondern ein-
nen Dinge in dem göttlichen Verstande, oder in
en selbst, als ihre ewigen und unveränderlichen
ormen und Gestalten, hätten. **Geschlechter,**
rten, und die übrigen **Universalia** waren nach
rer Meynung nichts als **Begriffe** unsers Verstan-
s, die, wenn die einzelnen Dinge schon da sind,
rch die Betrachtung derselben in uns erzeugt wer-
n; es waren ihnen Worte, welche gewisse Arten
n Vorstellungen unsrer Seele ausdrücken. Die
toiker sind also die ersten Nominalisten, welche
swegen auch **Conceptualen** genannt wurden; sie
wiesen mit guten Gründen, daß die Universalia außer
iserm Verstande kein ihnen eigenthümliches Daseyn
id Wesen haben; daß sie bloße Abstraktionen un-
er Seele sind, obgleich, wenn sie wahr, und nicht
ere Einbildungen seyn sollen, außer unserm Ver-
ande ein Grund dazu vorhanden seyn muß. In
n mittlern Zeiten nannten die Realisten die Uni-
rsalia, wie sich die Stoiker dieselben vorstellten,
**llgemeine Dinge nach dem Daseyn der einzel-
en wirklichen Dinge**, universalia post rem.
Wie wenig man aber die stoische Meynung richtig
efaßt habe, erhellet daraus, daß Vincentius von
Beauvais glaubte, die Stoiker hätten die Geschlech-
r und Arten für **Individua** oder einzelne Dinge
ehalten; ein Irrthum, der daher entstand, daß
ie Stoiker sie für Begriffe erklärten, welche in un-
er Seele durch die Gegenwart und Betrachtung ein-
elner Dinge hervorgebracht und gebildet werden.
Das

Das lateinische Wort *res*, welches eine allgemeine Benennung alles dessen ist, was durch Gedanken vorgestellt werden kann, veranlaßte auch in diesen Untersuchungen viele Schwierigkeiten und Verwirrungen.

Die stoische Meynung von den allgemeinen Dingen scheint bis gegen das Ende des eilften Jahrhundertes niemand von den Dialektikern angenommen zu haben. Sie waren alle Realisten; allein es ist so leicht nicht auszumachen, ob sie es mehr im platonischen oder aristotelischen Sinne waren. Wahrscheinlich ist es, daß sie beyde Meynungen, die platonische und die aristotelische anfangs mit einander vermenget haben. Daß Anselm von Canterbury vor den roscelinischen Streitigkeiten über die Dreyeinigkeit die allgemeinen Dinge für wirkliche in dem göttlichen Verstande bestehende Urbilder aller einzelnen Dinge, wodurch diese sind, was sie sind, gehalten habe, beweist sein Monologion und Prosologion. Allein hat er um die Zeit, da er Roscelins theologische Meynungen zu widerlegen suchte, von den allgemeinen Dingen, der, wie er die Universalia nennt, von den Substanzen, die vielen einzelnen Dingen gemein sind, sich noch eben die Vorstellung gemacht? oder hat er sich mehr zu der aristotelischen Meynung geneigt, nach welcher die Universalia zwar wirkliche, aber nicht ausser den einzelnen wirklichen Dingen, sondern vielmehr in diesen, als in den ersten Substanzen bestehenden Naturen, oder Substanzen seyn sollten? Diese Fragen sind schon schwerer zu entscheiden. Glaublich ist es indessen, weil man sich mehr als sonst mit der porphyrianischen Isagoge zu beschäftigen anfieng, daß Anselm mit andern die platonische Meynung von den allgemeinen

nen Dingen, wenn er über die Lehre vom Vater, Sohn, und von dem heiligen Geiste philoso-te, und die Natur des Unterschiedes zwischen Vater und dem Sohne erklären wollte, zwar t ganz verlassen, aber doch sonst wie ein aristote-er Realist zu reden angefangen habe. Wie hät-r seinem Gegner den Vorwurf machen können, ß, wer nicht einsehe, die Farbe sey ein anderes ing, als der Körper, in dem sie ist, der Mensch vas andres, als dieß oder jenes einzelne Ding, das se Natur oder Substanz mit andern gemein habe,) nicht an die Untersuchung der schwersten und tief-n Geheimnisse der Religion machen müsse? Man eint also angefangen zu haben, die Universalia in stotelischem Sinne für eine Art von wirklichen vie-einzelnen Dingen gemeine und in ihnen bestehen-Naturen oder Substanzen zu halten. Es scheint gleich, man habe aus dem platonischen Systeme ch die nähere Bestimmung hinzugefügt, daß die-allgemeinen Dinge nicht durch die Sinne, oder rch sinnliche Bilder, sondern nur mit dem Ver-nde erkannt und gedacht werden könnten. Dieses daraus klar, daß Anselm den neuen Dialektikern, nach seinem Ausspruche dialektische Ketzer ge-nnt werden sollten, den Vorwurf macht, sie woll-n nichts für etwas wirkliches halten, was sie nicht t Imaginationen, oder unter Bildern sich vorstel-und begreifen könnten. Dieses scheint sich of-bar auf die Frage zu beziehen, die Porphyr nicht schieden hatte, ob die Universalia, wenn sie wirk-he Dinge wären, eine körperliche oder unkörperli-Natur hätten. Ich setze hinzu, daß Anselm ubte, alle Worte bezeichneten Dinge oder wären ilder wirklicher Dinge durch unsre Gedanken ge-bildet;

Anselm. op. p. 44.

p. 17. 20.

bildet; ein Ding aber nannte er alles, was irgend eine Weise ist, oder eine Existenz hat, von der bloß idealischen Existenz in unserm Ver[...] de unterschieden ist.

In der That giebt es keinen Betrug, von sich der menschliche Geist leichter täuschen lasse, die Einbildung, alles, was er denkt, sey auch [...] unserm Verstande da, und zwar eben so besti[...] als es von uns gedacht wird. Wie wir alle Gedanken aus dem Reiche der Wirklichkeit em[...] gen, so versetzen wir sie auch in dieß Reich z[...] und weisen ihnen eine Stelle unter den wirk[...] Dingen an, sie mögen sie behaupten können [...] nicht. Gedacht werden und Daseyn sind [...] stellungen, die wir, ohne einige Besorgniß zu [...] mit einander verwechseln. Muß man sich denn [...] nicht verwundern, daß es in diesen Zeiten noch [...] helle Geister gab, welche nicht alle unsre Vorste[...] gen für Begriffe von Dingen halten wollten, die [...] ihnen eigenthümliche Wirklichkeit ausser unserm [...] stande hätten; die es wagten, sich wider die al[...] meine Meynung aufzulehnen, daß die Worte [...] chen von lauter wirklichen Dingen und nicht Zeich[...] unsrer Begriffe wären, welche durch die Empfindu[...] wirklicher Dinge in uns veranlaßt und erzeugt we[...] den? Nur ist zu bedauren, daß man von dene[...] welche sich zuerst dem gemeinen Irrthum widerse[...] ten, keine sichre Nachrichten hat. Ein gewi[...] Johann, mit dem Zunamen des Franken und [...] phisten, wird für den ersten Nominalisten, und [...] celin, ein Canonicus von Compiegne, für sei[...] Schüler gehalten. Allein es sind nur sehr dürft[...] Nachrichten, die uns die Geschichte von beyden G[...]

lehrt

)rten aufbehalten hat. Von dem ersten weiß man
chts Sichers als seinen Namen. Wären die En-
clopädisten in ihren Meynungen nicht allzuunzu-
rläßig, und allzuseicht, wie bloß daraus erhellt,
iß sie vom Petrus Lombardus sagen, er habe ein
Jerk, unter dem Namen eines Lehrers der
rchlichen Lehraussprüche, *magistrum senten-
trum*, geschrieben: So könnte man in die Versu-
ung gerathen, ihre Muthmaßung für wahrschein-
h zu halten, daß man aus dem Roscelin, der mit
inem Vornamen Johann hieß, zwo Personen ge-
acht habe, so gar wenig weiß man von diesem Jo-
inn, dem Sophisten, zu sagen. Du Boulay
uthmaßt zwar, er sey Heinrich des ersten von
:ankreich Leibarzt, und von Chartres gebürtig ge-
esen, seine große Einsicht in die Dialektik habe ihm
n Namen des Sophisten erworben; denn diesen
Iamen habe man in dieser Zeit allen denen ertheilt
elche sich in den Ruf gesetzt hatten, in dieser Wis-
nschaft vor andern eine vorzügliche Stärke zu besi-
:n. Unterdeß gesteht er selbst, daß er bloß muth-
aße. Man muß also, wie le Boeuf, auf das
Jort eines unbekannten Geschichtschreibers des Kö-
iges Roberts von Frankreich glauben, daß dieser
Johann der erste Stifter der Nominalisten sey, und
Roscelinen von Compiegne, Roberten von Pa-
s, und Arnulfen von Laudun in seinen Meynun-
en unterrichtet habe. Die Benedictiner, deren
Jerdienste um die gelehrte Geschichte Frankreichs so
roß sind, haben nichts entdecket, wodurch über das
eben und die Umstände desselben ein helleres Licht ver-
reitet werden könnte.

Boul. p. 343.

Roscelin, aus Bretagne gebürtig, der Stifter
iner neuen dialektischen Schule zu Compiegne, wo
er

er eine Stelle unter den Canonicis der Kirche des hei-
ligen Martinus erhielt, wurde zwar berühmter, als
sein Lehrer, besonders wegen der Verfolgungen, die
er ausstehn mußte, weil er einer gefährlichen Ke-
Zerey in der Lehre von der Dreyeinigkeit beschuldigt
wurde; man kennt aber mehr seine Leiden als seine
Meynungen. Daß er in der Dialektik die gemeine
Bahn verlassen habe, weiß man aus dem Wider-
spruche seiner Feinde, besonders aber aus Anselms
von Canterbury Schriften. Platonisch waren seine
Grundsätze in der Logik nicht; es ist auch eben so ge-
wiß, daß er über die allgemeinen Dinge, nicht wie
einige glauben, aristotelisch gedacht habe; er scheint
vielmehr dem stoischen Lehrbegriffe davon beygetreten
zu seyn. Allein ob er ihn selbst richtig gefaßt habe
oder ob seine Meynung auch von seinen Widersachen
richtig verstanden worden sey, dieß ist eine andre
Frage. Anselm sowohl als Abälard bürden ihm
Ungereimtheiten auf, welche einem vernünftigen Gei-
ste kaum im Traume eingefallen seyn können. Wol-
len wir jenem glauben, so waren ihm die allgemei-
nen Substanzen nichts als ein Hauch der Stimme;
er konnte sich von der Farbe keinen andern Begriff
als vom Körper machen, und sich unter der Weis-
heit nichts anders denken als die Seele. Sein Ver-
stand war so verfinstert, daß er keinen Unterschied
zwischen einem Pferde und seiner Farbe denken, und
sich bey dem Worte Mensch nichts vorstellen konnte,
als diesen oder jenen einzelnen Menschen, oder eine
menschliche Person. Wer kann sich aber überreden,
daß dieses Roscelins wahre Meynung gewesen sey?
Abälard beschuldigte ihn in seinem Schreiben wider
ihn einer noch lächerlichern Ungereimtheit; es müßte
ihm denn das Schreiben eines Petrus an den Bi-

schei

of von Paris, Gaufried, nicht zugeschrieben wer-
n können, wie Boulay, chronologischer Gründe *Boul. p. 492.*
gen, behauptet. Allein, es mag von Abälarden
n, oder von einem andern Petrus, so ist das ge-
ß, daß man einem Dialektikus keine ungereimtere
eynung Schuld geben kann, als die ist, welche
scelinen darinnen Schuld gegeben wird. Er soll-
nämlich in seiner Dialektik behauptet haben, ein
ing habe keine Theile, nullas rem habere par-
; ein Satz, durch den er genöthigt worden sey,
ter dem Stücke des gebratnen Fisches, das
sus nach seiner Auferstehung gegessen habe,
Stück oder einen Theil dieses Wortes und
ht ein wirkliches Stück Fisch zu verstehen.
an erkennet auch hier den Geist der Ketzermache-
, welche gewohnt ist, Gegner durch ungereimte
lgerungen aus ihren Sätzen lächerlich vorzustellen;
n kann nicht einmal errathen, in welchem Ver-
de Roscelin einen solchen Satz in seiner Dialektik
ommen habe.

Man muß also versuchen, ob man aus der Ke-
ey, um welcher willen er auf der Kirchenver-
mlung zu Soissons verdammt, zum Widerrufe
ch die Lebensgefahr, die ihm drohte, genöthiget,
weil er nachher, als er sich in Sicherheit befand,
ten Widerruf zurück nahm, bis zum Ende seines
ens so grausam verfolgt worden ist, seine wahre
lektische Meynung über die damals so berüchtigten
iversalien entdecken kann. Allein man ist selbst
r den Irrthum, den er in der Lehre von der Dreyei-
keit behauptet haben soll, nicht einig. Einige
huldigen ihn sabellianischer Irrthümer, und glau-
, er habe sich überredet, der Unterschied der Per-

sonen in Gott sey ein bloßer Unterschied der Na-
men, woraus folgte, daß nicht der Sohn allein, son-
dern die göttliche Natur, die man sich bald unter
dem Namen des Vaters, bald unter dem Namen
des Sohnes, bald unter dem Namen des heiligen
Geistes vorstelle, die menschliche Natur angenommen
habe. Andre hingegen, beschuldigen ihn tritheisti-
scher Meynungen, weil er lehrte, wofern er anders
seine Gedanken in diesen Worten vorgetragen hat:
daß der Vater, der Sohn, und der heilige Geist
drey von einander abgesonderte Dinge wären, von
denen jedes ein von dem andern abgesondertes Da-
seyn hätte, wie drey Engel, oder drey Menschen;
eins nur, wegen der Einerleyheit des Willens und
der Macht, nicht aber eins, als ein und dasselbe
Ding oder Wesen. War dieses seine Meynung, so
entfernte er sich freylich sehr weit von dem gewöhnli-
chen und herrschenden Lehrbegriffe, besonders aber
von dem platonischen, den Anselm und Abälard be-
haupteten. Gleichwohl war selbst Anselm ungewiß,
ob Roscelin gesagt hätte, der Vater, der Sohn und
der heilige Geist wären drey so von einander unter-
schiedne Dinge, wie drey Engel, oder drey Men-
schen einer von dem andern unterschieden sind, o[der]
nicht vielmehr Roscelin, ohne seine Gedanken durch
diese Gleichnisse erläutern zu wollen, bloß habe be-
haupten wollen, der Vater, der Sohn, und der
Geist wären drey verschiedne Dinge, welches sich in
einem rechtgläubigen Sinne behaupten lasse. Viel-
leicht war der Satz, Vater, Sohn, und Geist wä-
ren als Personen jeder von dem andern so unterschie-
den, wie von drey Engeln oder drey Menschen jeder
von dem andern unterschieden ist, bloß eine Folgerung,
welche die Realisten durch einen Umweg aus seinem

Sa[tze]

iaße zogen, daß die Namen allgemeiner Begriffe
cht allgemeine Dinge bezeichneten, die eine eigne
Wirklichkeit und Selbstständigkeit hätten. Viel-
cht schlossen sie gegen ihn: Wenn die allgemeinen
inge nicht wirkliche Dinge, sondern bloße Namen
nd, so müssen auch die Worte Vater, Sohn und
eist bloße Namen und nicht wirkliche Dinge seyn;
nd da Roscelin, um dieser Folgerung auszuweichen,
gte, daß sie wirkliche Dinge wären, so beschuldig-
n sie ihn aufs neue, daß er lehrte, Vater, Sohn
nd Geist wären in dem Verstande drey wirkliche
inge, wie es drey Engel oder drey Menschen sind.
enn er konnte nicht zugeben, daß sie in dem dia-
tischen Verstande, in welchem nach den Rea-
ten Vater, Sohn und Geist ein und dasselbe We-
n wären, ein und dasselbe Wesen wären, weil sie
) die Gottheit als eine ihnen allen gemeinschaftli-
e Natur vorstellten.

Allein, obgleich alles dieß nicht so leicht zu ent-
eiden ist, so ist es doch wahrscheinlich, daß er in
e Lehre von der Dreyeinigkeit fast eben wie Gilbert
n Poitiers, dieser berühmte Ausleger des Boe-
us, gedacht und behauptet habe, der Vater, der
ohn und der heilige Geist wären als drey verschied-
Einheiten durch drey verschiedne Eigenschaften,
e von der Gottheit selbst unterschieden werden müß-
n, von einander unterschieden. Nimmt man die-
s an, und vergleicht damit sowohl die Widerlegung
r roscelinischen Meynung, die Anselm von Canter-
ury schrieb, als die dialektischen Ungereimtheiten,
ren er seinen Gegner beschuldigte: So scheint Ros-
lin, als der Stifter des Nominalismus, be-
uptet zu haben, alle menschliche Worte bedeuteten

Dd 2 ent-

entweder bloß einzelne Dinge, oder Eigenschaften einzelner Dinge, oder allgemeine Begriffe von ihnen, die in Vorstellungen des Aehnlichen bestünden, was unser Verstand an ihnen beobachtet, woraus folgte, daß alles das, was man allgemeine Dinge nennte, nicht wirkliche, ausser unserm Geiste, entweder in dem göttlichen Verstande als Urbilder, oder in den einzelnen Dingen als Formen derselben vor sich selbst bestehende Dinge, sondern **bloße Worte**, das ist, **bloß Zeichen** allgemeiner menschlicher Gedanken wären, unter denen wir uns das Aehnliche, was viele einzelne Dinge mit einander gemein haben, als Eine ihnen gemeine selbstständige Natur, oder als Ein allgemeines wirkliches Ding dächten. War dieß seine eigentliche Meynung, so konnte er freylich dadurch verleitet werden, sich unter den Personen des einigen göttlichen Wesens drey solche einzelne Wesen oder Dinge vorzustellen, als drey Engel oder drey Menschen, Petrus, zum Exempel, Paulus, und Johannes sind. Dieß würde unstreitig seyn, wenn er wirklich, wie man ihn beschuldigt, die Folgerung zugegeben hätte, daß man diese drey Personen drey Götter nennen könnte, falls es nicht dem eingeführten Sprachgebrauche zuwider wäre. Der Irrthum war wichtig: Allein wie traurig war nicht auch sein Schicksal! Aus Frankreich mußte er nach Engelland, aus Engelland mußte er nach Frankreich flüchten, überall von den Geistlichen verfolgt; mehr, weil er ihre Unordnungen und Ausschweifungen bestraft, als weil er geirrt hatte. Kaum konnte er einen Ort finden, wo er nach den größten Bedrängnissen in Ruhe sterben konnte.

Nic

Noch nie sind unter den Gelehrten neue Mey-
gen aufgekommen, die nicht Anhänger gefunden
en. Roscelin hinterließ Freunde und Vertheidi-
seiner neuen dialektischen Sätze, und Peter Abä-
) war, wenn man der gemeinen Sage folgt, die
n Ursprung bis in das zwölfte Jahrhundert zu-
führt, einer von seinen berühmtesten und angese-
ten Schülern. Gleichwohl hat diese Meynung
en sichern Grund in der Geschichte. Schon
labert hat ihn in seiner Philosophie der Nomi-
len, die große Männer gesehen zu haben sich
nen, ohne sie entweder gesehen, oder recht gese-
zu haben, mit großem Ernste widersprochen.
iugnet sehr eifrig, daß Abälard Roscelins Schü-
ewesen sey, ob es gleich Otto von Freysingen
lventin bezeugen. Sein Widerspruch gründet
worauf, daß er Roscelins Irrthümer in der Leh-
n der Dreyeinigkeit mit viel Hitze bestritten,
auch, wie eine aus einem ihm zugeeigneten
e bereits oben angeführte Stelle bezeugen soll,
i neuen dialektischen Sätzen widersprochen hat.
ß ist es einem jeden, der Abälards philosophi-
und theologische Meynungen aus seinen Schrif-
nnt, daß man ihn ohne Grund zu den Nomi-
n zähle, obgleich Johann von Salisbury
er habe die Universalien nicht sowohl in den
en selbst als in ihrer Verbindung, oder in gan-
ätzen gesucht. Indeß ist der Grund, worauf
bert seinen Widerspruch gegen die gewöhnliche
ung gründet, nicht sicher und zuverläßig genug.
findet, sagt er, in Abälards Schriften viel
gung gegen seine Feinde; Sollte er denn,
er Roscelins Schüler und ein Nominalist ge-
wäre, ihn mit einer größern Heftigkeit bestrit-

Salab. philos. Nomin. praef. §. 4

Ep. 21. in Abael. op. edit. a Fr. Amboisio.

 ten;

ten; sollte er ihn nicht lieber ingeheim erinnert und bestraft; sollte er die Sache der Kirche und der Wahrheit nicht ohne Bitterkeit vertheidigt haben? Abälard hat es nicht gethan, und also war er nicht Roscelins Schüler. Das sind Schlüsse, die in der Historie kein Gewicht haben, die aber zugleich durch Abälards Verfahren gegen andre Lehrer, deren Unterweisung er genossen hatte, widerlegt werden. Wilhelm von Champeaux hatte ihn in der Philosophie, Anselm von Laon in der Theologie unterrichtet. Aber mit welch einem jugendlichen Uebermuthe und Stolze verachtete er nicht beyde? Man kann nicht unpartheyisch seyn, ohne zu gestehen, daß die Einbildung, andre Gelehrte weit zu übersehen, und die Begierde, sie in der Achtung der Welt herabzusetzen zu den Zügen gehören, die seinen Charakter verdunkeln, wie viel er auch sonst, mit andern seiner Zeitgenossen verglichen, Achtung und Ruhm verdient. Er konnte also, ungeachtet seiner Heftigkeit wider Roscelins Person und Meynungen sehr wohl sein Schüler gewesen seyn: er konnte auch ihn gehört, und doch seinen Lehren nicht beygepflichtet haben. Allein es sind andre Gründe, um welcher willen Abälard nicht unter Roscelins Schüler und Zuhörer gerechnet werden kann; diese sind chronologisch und deswegen entscheidend. Er war sein Schüler nicht; denn man kann keine Zeit angeben, wo er solches seyn können. Roscelin lehrte zu Compiegne zu einer Zeit, wo Abälard noch ein Kind war; im Jahr 1092 wurde er zu Soissons verurtheilt, und mußte bald darauf, weil er seinen Widerruf für abgedrungen erklärte, aus Frankreich entweichen. Damals nun war Abälard erst dreyzehn Jahre alt, und hatte seinen Geburtsort, Palets, noch nicht verlassen. Als

lin nach seiner Zurückkunft nach Frankreich wider
bälarden und seine Lehre von der Dreyeinigkeit
rieb, dieser aber sich wider ihn vertheidigte: So
nnte er ihn bloß einen alten Feind des Glaubens,
schon zu Soissons verurtheilt worden wäre. Hie-
kömmt, daß er in der Nachricht von seinen Leh-
n, die ihn unterrichtet haben, sehr umständlich
; also würde er gewiß einen Roscelin, wenn er
ner Unterweisung genossen hätte, nicht mit Still-
weigen übergangen haben, weil solcher einen gro-
n Namen hatte, wenn es auch nur geschehen wä-
sich mit seinem Widerspruche gegen ihn eben solch
Ansehen zu geben, als er sich mit seinem Wider-
uche gegen Wilhelmen und Anselmen gab, die er
er seine Lehrer zählte.

Epist. 21. 339. op. Abael.

Abälard war also nicht Roscelins Schüler; er
r auch kein Nominalist. Er bestritt zwar Wil-
ms von Champeaux peripatetische Meynung, daß
und dasselbe allgemeine Ding wesentlich ganz in
en dazu gehörigen einzelnen Dingen befindlich wäre,
) also unter diesen kein Unterschied des Wesens,
dern bloß eine Mannichfaltigkeit vieler zufälligen
genschaften statt hätte; denn diese Meynung konnte
bestreiten, ohne ein Nominalist zu seyn. Abälard
lärte die allgemeinen Dinge für Ideen, aber nicht
Sinne der Nominalisten, die den Stoikern bey-
ichteten, sondern als ein Platoniker für selbständige
een des göttlichen Verstandes, welche die Urbil-
aller erschaffenen Dinge seyn sollten.

Abael. hist. calam. s. c. 2.

Ob man ihn also gleich nicht unter diejenigen
en kann, welche Roscelins dialektische Lehrsätze be-
nstigt und ausgebreitet haben, so fanden sie doch

darum nicht weniger Beyfall. Dieser Lehrer hatte viele Anhänger, welche sie im zwölften Jahrhunderte auszubreiten und fortzupflanzen suchten; besonders nennt man einen Raimbert, welcher zu Lille in Flandern lehrte, aber auch der einzige von allen Nominalisten dieser Zeit ist, dessen Namen die Geschichte erhalten hat. Sie haben aber entweder nicht alle seine Meynungen richtig begriffen, oder sich bald in verschiedene Parteyen getrennt, und dadurch ihren Gegnern den Sieg über sich erleichtert, die ihnen sonst nicht allein an Ansehen und Macht in der Kirche, sondern auch an Gelehrsamkeit überlegen gewesen zu seyn scheinen. Wenn besonders Johann von Salisbury Glauben verdient, weil er unter den Realisten seiner Zeit vor andern sich durch seine Unpartheylichkeit und zugleich durch seine Scharfsinnigkeit im Urtheilen auszeichnet: So behaupteten einige Nominalisten, die Worte selbst oder die daraus gebildeten Sätze wären die Geschlechter und Arten, die man Universalia nannte: andre lehrten, daß sie bloß in Begriffen unsers Verstandes beständen, von denen die Worte bloß die Zeichen wären, und diese wurden, wie schon bemerkt worden ist, Conceptualen genannt. Es ist aber eine wahre Unmöglichkeit, eine sichre Nachricht von der eigentlichen Beschaffenheit ihrer Meynungen zu geben, da sich nicht eine einzige nominalistische Schrift aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte erhalten hat. Sie musten den ihnen mächtigern Realisten unterliegen, ob man gleich noch im dreyzehnten Jahrhunderte Spuren von ihnen in Engelland findet.

Die heftigsten, angesehensten und glücklichsten Bestreiter der ältern Nominalisten waren Anselm zu

Canterbury, Abälard, Odo von Cluny, wel-
r Bischof von Cambray wurde, Alberich von
eims, welcher wegen seiner Stärke in der dama-
n realistischen Dialektik vor andern berühmt war,
ernard von Chartres, Wilhelm von Conches,
) Johann von Salisbury. Der bitterste Vor-
rf, den sie ihnen machten, bestand darinnen,
ß sie dieselben eitler und unnützer Wortzänkereyen
chuldigten. Anselm von Canterbury nannte sie Ke-
in der Dialektik; Stephanus von Dornik
Vortkrämer. Sie scheinen freylich diesen Vor-
rf verdient zu haben, wenn man dem Zeugnisse
Johann von Salisbury glauben kann, daß sie
tig über die Fragen stritten, ob ein Schwein, das
dem Markt geführt wird, von dem Führer des-
en, oder von dem Stricke gehalten werde; ob der,
einen Mantel kauft, auch die Kappe desselben kaufe;
ß sie immer mit Convenienzen und Disconvenienzen
thun hatten; daß sie die verneinenden Wörter in
Sätzen so vervielfältigten, daß man in den Strei-
keiten über diese und jene Sätze mit ihnen sich mit
er guten Anzahl von Erbsen und Bohnen habe
sehen müssen, um die Menge dieser verneinenden
örter behalten, und mit Sicherheit ausrechnen zu
nen, ob die Zahl derselben gleich oder ungleich wäre.
mögen nun aber die Nominalisten dergleichen leere
d unfruchtbare Wortkriege geführt, oder ihre Wi-
rsacher mögen dergleichen Ungereimtheiten aus ih-
Lehrsätzen nur gefolgert, und dadurch solche un-
ze Streitigkeiten veranlaßt und unterhalten ha-
n, so ist so viel gewiß, daß die nöthigsten und
zlichsten Wissenschaften nicht allein von allen dia-
tischen Künsten und Kriegen dieser Zeit keinen
ahren Vortheil hatten, sondern vielmehr darunter

leiden mußten, weil besonders die wahre Sprach-
kunde ganz darüber vernachläßiget wurde, ohne wel-
che doch eine gelehrte und genaue Erkenntniß der Re-
ligion nicht erhalten und zu einiger Vollkommenheit
gebracht werden kann. Ich weiß daher auch nicht,
wie sehr ein gewisser Lehrer, den Johann von Sa-
lisbury unter dem Namen des Cornificius angreift,
weil er Logik und Philosophie für Thorheiten, und
bloß die Erlernung der Kunst zu sprechen für nö-
thig und wichtig erklärt habe, die bittern Anmer-
kungen, die er über ihn macht, verdient hat, oder
nicht.

Die Realisten blieben demnach die mächtigste
Partey unter den Dialektikern dieser Zeiten; harmo-
nierten aber in ihren Meynungen nicht mehr unter
einander als die Nominalisten. Die ersten von ih-
nen waren platonische Realisten, die aber bald von
den aristotelischen verdrängt wurden. Eine andre
Meynung von den allgemeinen Dingen hatte nach
dem Zeugnisse des Johannes von Salisbury Wal-
ther von Mortagne; eine andre Bernard von
Chartres, eine andre vielleicht auch Wilhelm von
Soissons, der eigne Figuren erfand, um über das
Einerley und nicht einerley seyn streiten zu können,
und eine andre Gauzlin, oder Gauslin, der Bischof
eben dieser Stadt, und noch eine andre Gilbert
von Poitiers. Allein, da diese verschiedenen Mey-
nungen über die eigentliche Art des Daseyns oder
der Selbstständigkeit, welche man den allgemeinen
Dingen zuschrieb, keinen merkwürdigen Einfluß in
die Religion gehabt hat, die Nachrichten eines Jo-
hannes von Salisbury, davon die einzigen und zu-
gleich sehr kurz sind: So enthalte ich mich der An-

zeige

ge und Erklärung derselben um so viel lieber, je fähiger unsre Sprache zu einer deutlichen Vorstellung davon ist, weil sie verschiedne Zweydeutigkeiten, welche das Lateinische in gewissen Worten hat, icht mit gleich zweydeutigen Worten ausdrücken und zeichnen kann. Gottfried, ein Unterprior in dem Kloster des heiligen Viktors, beschreibt in einigen ... nden lateinischen Reimen die Porretaner, die Albricaner, die Robertiner und Parvipontaner in Paris als besondre Sekten der Realisten; sie haben aber, die letzten allein ausgenommen, weder auf seine Verse, noch auf sein Lob stolz seyn dürfen. Die ersten sollten Schüler des Gilbert von Poitiers, und vertriebne Realisten seyn, die immer die zehn Prädicamente des Aristoteles bey der Hand hatten. Mit den Albricanern ist er eben so misvergnügt, obgleich Bernhard von Clairvaux sowohl als Johann von Salisbury ihrem Urheber Alberichen von Rheims große Lobreden gehalten haben; er ist auch mit dem Namen eitler und unsinniger Menschen gegen sie eben so freygebig als gegen die Nominalisten. Die Robertiner hatten ihren Namen von Roberten von Melun, einem gebohrnen Engländer, der spitzfündige Fragen eben so leicht und spitzfündig zu beantworten wußte, als Alberich in der Erfindung derselben geübt und geschickt war. Auch diese hatten seinen Beyfall nicht; die Parvipontaner waren allein so glücklich ihm zu gefallen; ihr Lehrer war Johann mit dem Zunamen von der kleinen Brücke in Paris, weil er an derselben seinen Lehrstuhl errichtet, seine Schüler aber Häuser daselbst erbaut hatten, worinnen sie seine Lehren weiter ausbreiteten und fortpflanzten. Jedoch wie uneinig auch die Realisten unter einander über die Universalität der Dinge waren,

Le Boeuf dissert. t. 2. p. 251. sqq.

Sarisb. Metalog. l. 2. 13. p. 803.

ren, so kamen sie doch darinnen alle überein, daß die Geschlechter und Arten, oder die allgemeinen Dinge eine wahre Wirklichkeit hätten, wo man sie auch zu suchen haben möchte. Sie fürchteten, wenn sie die Meynungen der Nominalisten gelten ließen, es würden die Wissenschaft der Dinge, und ihre Gewißheit, mit diesen aber die Dinge selbst verloren gehen oder geläugnet werden können, weil Aristoteles, und vor ihm Plato zum Gegenstande der Wissenschaften etwas Nothwendiges, Ewiges und Unveränderliches erfodert hatte. Diese Nothwendigkeit suchten sie nicht in der wesentlichen Verknüpfung zwischen dem Subjekte eines Satzes und seines Prädicates, sondern in einem physischen Daseyn. Da sie immer Bischöfe unter sich gehabt hatten, Bischöfe aber gern überall unfehlbar seyn wollten, so waren sie auch stets in großem Ansehen gewesen. Was aber ihr Ansehen noch mehr befestigte, und zugleich vergrösserte, war das Gewicht und der Einfluß, wodurch sie im dreyzehnten Jahrhunderte alles zu gelten anfiengen, als die gelehrten Häupter der beyden so mächtigen Bettelorden, der Dominicaner und Franciscaner, Thomas Aquinas und Duns Scotus ihre Meynungen annahmen, weiter entwickelten, und in die ganze Theologie einflochten, die aristotelische Philosophie aber zu einer fast unumschränkten Herrschaft in der christlichen Welt erhuben, nachdem sie schon durch die lateinische Uebersetzung der arabischen Uebersetzungen seine philosophischen Werke überall ausgebreitet, und besonders die platonische und stoische Philosophie aus allen Schulen verdrängt hatte. Denn dadurch war Aristoteles in ein solch Ansehen gekommen, daß er Vorzugsweise der Philosoph hieß, wie Virgil der Poet, ohne einige weitere Bezeich-

chnung. Walther, der Prior des Klosters vom
ligen Victor, der überhaupt keinen heidnischen Phi-
ophen in der Kirche dulden wollte, hatte sich dem
trome vergebens widersetzt. Schon Hugo Metel-
s nannte sich in seinem Schreiben an den heiligen
ernhard einen Hausgenossen, und in einem
riefe an Tiecelin den Sekretär desselben, per-
nthlich, weil er seine Schriften abschrieb. Man
tte zwar das Lesen derselben, wegen vieler Irr-
ümer, zu deren Ausbreitung dasselbe Gelegenheit
b zu Paris verboten; allein zugleich hatte der rö-
sche Legat Corceon den Lehrern der freyen Kün-
auf der dasigen Universität befohlen, über die
lektischen Schriften desselben öffentliche Vorlesun-
n zu halten; es war ihnen auch die Erklärung
ner Moral und seiner Logik vorgeschrieben. Selbst
nige und Fürsten hatten eine so hohe Idee von
ner Philosophie, daß sie die Ausbreitung derselben
f alle Weise beförderten. Der König von Nea-
is ließ seine dialektischen und mathematischen
hriften aus dem Griechischen übersetzen, und von
Zeit an, da Albert, der Große, sein Schüler
omas, und nach diesem Duns, mit dem Zu-
nen der Schottländer, große Auslegungen darüber
rieben, herrschte der peripatetische Realismus in
en Schulen, obgleich Duns von dem Thomas in
len einzelnen logischen und andern philosophischen
eynungen abgieng, woran aber die Eifersucht der
ominikaner und Franciscaner mehr Antheil hatte,
s eine reine und unpartheyische Liebe zur Wahrheit
er zur Genauigkeit in ihrem Vortrage. Die Na-
n der Thomisten und Scotisten, welche unter
n Namen der Formalisten noch bekannter sind,
il sie sich immer mit den Formen der Dinge be-
schäf-

schäfftigten, erschollen auf allen Universitäten bis die Zeiten Occams, des Stifters einer neuen E... che in der Geschichte der Nominalisten und R... listen.

Will man den Inhalt des bis auf diesen berüh... ten Franciscaner fast despotisch herrschenden Rea... mus mit einem Blicke übersehen, so braucht m... nur den Begriff kennen zu lernen, den Vincent... von Beauvais in seinem Spiegel der Gelehrsamk... davon gegeben hat. Universalia existiren, ... er; der Beweis ist, daß wir eine Erkenntniß und W... senschaft von ihnen haben; denn was nicht ist, ... kann auch kein Gegenstand der menschlichen Erke... niß seyn. Jedes Ding ist entweder ein allgem... nes, oder ein besonders; das allgemeine aber ... ein wahrhafteres Daseyn als das besondere; denn ... einzelnen Dinge sind zufällig und veränderlich; ... allgemeinen Dinge hingegen nothwendig, ewig ... unveränderlich. Man wirft ein, was ist, das ... darum, weil es ein besondres und der Zahl nach ... zelnes Ding ist; ein solches aber ist das Allgem... nicht. Dieses nun ist entweder nichts, oder es ... stirt nicht vor dem Einzelnen, sondern nach d... Einzelnen; denn der Verstand geht von dem A... meinen zum Besondern und Einzelnen fort. ... Allgemeine hat sein Daseyn nicht durch die Schöpf... denn sonst wäre es dieß Ding oder ein Einzel... nicht durch die Erzeugung; denn sonst wäre es ... gänglich; nicht durch die Kunst der Menschen; d... sonst wäre es etwas Zusammengesetztes; nicht d... den Zufall; denn sonst wäre es nicht nothwe... Jedoch darauf kann man antworten, das Allgem... sey nicht im Verstande, sondern wirklich Eins; d...

Vincent. Bellov Spec. doctr. p. 216. sqq.

Menschen haben eine gewisse einzelne Art von
itur mit einander gemein: das ist die Menschheit;
in kann sich dieselbe mit dem Verstande vorstellen,
ie die einzelnen Menschen, die sie mit einander
nein haben. Das Allgemeine ist also Eins, nur
ht der Numerosität der Materie, sondern der
umerosität des Wesens nach. Es existirt nicht
', sondern nach den einzelnen Dingen; nicht dem
:yn der Natur, sondern dem Seyn des Grundes
h; es entsteht durch die Erzeugung der einzelnen
nge; Eins aber ist es in mehr als einem Verstan-
; Eins wegen seiner Untheilbarkeit, Eins wegen
ier Stetigkeit oder Continuität, und Eins dem
schlechte und der Art nach. Die allgemeinen Din-
sind durch sich selbst unkörperlich; sie werden aber
perlich durch die einzelnen Dinge, wenn sie körper-
sind; denn sie sind in den einzelnen Dingen befind-
. Uebrigens läugnen einige, daß die Universalia
wahre Materie und Form der einzelnen Dinge
). Andre erklären sie für die Form derselben, be-
ipten aber eine zwiefache Form der einzelnen Din-
Eine, welche ein Theil des Zusammengesetzten
, welche sich nicht dem Ganzen zuschreiben läßt;
ie andere aber, welche dem Zusammengesetzten
zt, oder von dem Ganzen angenommen und ihm
n deswegen zugeschrieben werden muß, weil sie
ns mit demselben ist. Hieraus läßt sich denn die
age entscheiden, ob die Universalia bloße Na-
:n oder wirkliche Dinge sind. Man wirft frey-
) ein, das Allgemeine lasse sich bejahen oder prä-
:iren; ein wirkliches Ding aber sey weder ein
ubjekt noch ein Prädicat von einem Satze, weil
ses oder jenes nur der Name eines Dinges sey,
:r ein Wort, das ein Ding bedeutet. Jedoch
der

der Einwurf ist nichtig; denn es ist ein Unter-
schied zwischen dem metaphysischen Universale und
zwischen dem logischen; jenes ist das allgemeine Ding
selbst, dieses ist das Allgemeine durch Namen be-
zeichnet.

Solche leere, unnütze, zweydeutige Sätze, von
denen, wenn man sich die Mühe geben wollte, i
leicht erwiesen werden könnte, daß sie nichts als phi-
losophische Wortspiele wären, konnten gleichwohl be
den Gelehrten so viel Aufsehen machen, einen so gro-
ßen Einfluß in die Theologie haben, wovon ich schwei-
ge, um nicht an mehr Orten einerley zu sagen, und
sich auch so lange bey ihrer Herrschaft in den Schu-
len behaupten. Im vierzehnten Jahrhunderte stö
sie Occam, dieser berühmte Vertheidiger Ludwig
von Bayern wider den römischen Hof, in dem ruhi-
gen Besitz ihrer Gewalt. Er erneuerte die sch
veralteten Meynungen der Nominalisten, läugnete
daß die Universalia wirkliche außer unserm Verstan-
de befindliche Dinge wären, und fand besonders un-
ter den Lehrern der parisischen Universität einen gro-
ßen Beyfall. Johannes Buridanus, Petrus
von Alliaco, Richard Svisser, Wilhelm von
Rimini, Johannes Gerson, Marsilius von
Inghen, Adamus Dorp, Albertus von Sa-
xonia, Johannes Wesselus waren seine Anhän-
ger; alle berühmte Namen, obgleich die neuen No-
minalisten von ihren Gegnern, den Realisten, spott-
weise nur Anfänger (tyrones) Vocalisten, Ter-
ministen genannt wurden. Ihr Neid über den Bey-
fall dieser neuen Lehrer, brach auch bald in öffentli-
che Feindseligkeiten aus. Die Universität zu Paris
deren meisten Mitglieder noch Realisten waren, war

dam

nnte Occams Schriften durch verschiedne Dekre-
In dem ersten, wodurch man dem vormaligen
ktor der Universität, Johannes Buridanus, einen
angesehenen Anhänger und Vertheidiger des No-
nalismus wehe zu thun suchte, untersagte man sie
nders deswegen, weil er Ludwigen von Bayern
er den Papst Johann den 23sten vertheidigt und
er gefährlichen Irrthümer beschuldiget hatte. In
zweyten grif man den Nominalismus desselben
nbarer an, und verwarf vornehmlich den Satz,
man von keinen Dingen, die nicht Zei-
n, das ist, nicht Worte und Sätze wären,
Wissenschaft haben könne, weil man in
Wissenschaften sich der Worte statt der
nge bediene, die man zu den Disputationen
t mitbringen, von denen man aber ver-
telst der Worte und Sätze eine Wissenschaft
en könnte, welches letzte Occam nicht geläug-
hat, noch ohne sich lächerlich zu machen, läugnen
nte. Diese beyden Verordnungen aber konnten
Ausbreitung der dialektischen Meynungen dieses
hmten Franciscaners zu Paris nicht hindern;
mehr waren in der ersten Hälfte des funfzehnten
rhundertes die angesehensten Theologen und Phi-
phen zu Paris Nominalisten. Besonders rich-
die Realisten mit allem ihrem Hasse nichts wi-
sie aus, so lange der Kanzler Gerson lebte, der
e Verhandlungen der Kirchenversammlungen zu
el und zu Costnitz einen so grossen Einfluß hatte,
s gleich den Realisten auf der Universität Prag
g, die Nominalisten von ihren Lehrstühlen zu
eiben, und sie zu nöthigen, Böhmen zu verlas-
und nach Leipzig zu gehen, wo sie eine neue Uni-
tät stifteten, wie Buridan, nach seiner Vertrei-

bung aus Frankreich, die Heidelberger gestiftet hat-
te. Nach Gersons Tode fanden endlich die Realisten
Gelegenheit, besonders durch das Ansehen, worinnen
einer ihrer Lehrer **Johann Boucard** bey Ho
stand, von Ludwig dem eilften ein sehr hartes Edi
wider die Nominalisten auszuwirken. Dieses ver
pflichtete alle Lehrer und Studirende, den Lehren de
Nominalisten eidlich zu entsagen. Namentlich wu
den, nach dem Beyspiele Gregors des Großen, de
wie es im Eingange des Edicts heißt, Cicero
Schriften zu lesen verboten hatte, weil die Juge
seiner Zeit mehr Fleiß auf die Erlernung der Rhe
rik, als der Schrift, wendete, die Schriften d
Wilhelm von Rimini, Johannes Burida
des **Marsilius von Inghen**, welche an der E
tung der Universitäten zu Wien und Tübingen so v
Antheil hatten, **Adams von Dorp, Alberts v**
Sachsen, als gefährliche und irrige Bücher ver
ten. An deren Statt sollten nur die Schriften d
Aristoteles, die Auslegungen des Averroes darüb
und die rechtgläubigen Werke **Alberts des Groß**
des **Alexander von Hales**, des **Thomas**, d
Duns, des **Bonaventura**, des **Aegidius** v
Rom gelesen und erklärt werden. Diejenigen, d
sich dieses Edikts ungeachtet gelüsten lassen würde
die Schriften der Nominalisten zu lesen, oder i
Lehrsätze vorzutragen und zu behaupten, sollten ab
setzt und aus Frankreich verwiesen werden. Dam
sie aber nicht einmal in die Versuchung dazu gerath
könnten, so würden ihre Schriften weggenomm
eingekerkert und an Ketten gelegt. Welche Ans
ten wider dialektische oder metaphysische Meynun
und Grübeleyen!

Johan

Johann Salabert hätte gern das Daseyn die-
sen Nominalisten so schimpflichen und nachtheili-
Edikts in Zweifel gezogen; er hätte es gern für
Erdichtung des Naude oder für untergeschoben
alten; er muthmaßt es, und führt unterschiedne
unde für seine Muthmaßung an, die aber alle
ts beweisen, und endlich sieht er sich doch gezwun-
das Daseyn desselben einräumen. Er giebt
Bewirkung dieses ihm so empfindlichen Befehls
Lehrern der Rechtsgelehrsamkeit und der Arzney-
enschaft Schuld, welche befürchtet haben sollten,
mit dem Realismus ihre Wissenschaften ihr gan-
Ansehen verlieren und zu Grunde gehen würden.
in die Gelehrten, welche sich gerühmt haben,
s seltne Buch von Salaberten zu besitzen, solches
lich gesehen oder gelesen hätten: Wie hätten sie
n können, daß es für die Geschichte des No-
alismus verschiedne historische Merkwürdigkeiten
ielte?

Salab. phil. Nom. p. 57. 58. 59.

So empfindlich den nominalistischen Lehrern die-
harte Verfolgung, und ein Edikt, das ihren
riften so schimpflich war, seyn mußte, so viel
he gaben sie sich den Widerruf desselben auszu-
en, und ein gewisser Meister der freyen Künste,
engar, ließ sich solches mit einem außerordent-
n Eifer angelegen seyn. Sie setzten zu ihrer
theidigung gewisse Artikel auf, welche sie Lud-
dem eilften übergeben ließen. In diesen Ar-
n sagen sie: Nominalisten werden die Lehrer ge-
nt, welche die durch Worte vorzüglich bezeichneten
ge, (res principaliter signatas per terminos) nicht
rvielfältigen, wie die Wörter vervielfältiget wer-
Realisten hingegen heißen diejenigen, welche

 glau-

glauben, daß wir die Worte vervielfältiget wer
also auch die Dinge selbst vervielfältiget wür
Die Nominalisten zum Exempel sagen, daß die G
heit und die Weisheit ein und dasselbe Ding
Gott sind, weil alles, was in Gott ist, Gott
die Realisten hingegen unterscheiden die gött
Weisheit und die Gottheit als besondre D
von einander.

Nominalisten heißen weiter diejenigen, we
einen besondern Fleiß angewendet haben, alle
genschaften der Worte zu entdecken, von denen
Wahrheit und Falschheit der Sätze abhängt,
welche ohne sie nicht richtig beurtheilt werden kön
wie auch die wahren Gründe der dialektischen Sch
se und alle ihre Fehler kennen zu lernen, wodurch
bey jedem Schlusse leicht einzusehen im Stande
ob er wahr oder falsch sey. Die Realisten bek
mern sich um alle diese Kenntnisse nicht und ve
ten sie: Wir, sagen sie, gehen zu den Dingen,
bekümmern uns um die Worte nicht, weswe
Gerson zu sagen pflegte: Indem ihr zu den Din
gehet und die Worte nicht achtet, so fallet ihr in
größte Unwissenheit; er setzte hinzu, daß die N
listen sich in unauflösliche Schwierigkeiten verw
ten, weil sie da Schwierigkeiten suchten, wo nur
gische Schwierigkeiten sind.

Hierauf reden die Nominalisten von den verg
lichen Versuchen, in Occams Schriften Irrthüm
und Ketzereyen zu finden, und von den verschieden
Verfolgungen, welche sie in Paris, in Prag,
bald nach der Ermordung des Herzogs von Orle
hätten erdulden müssen, und besonders von der

Sie geben drey Ursachen davon an; die erste der Ruhm der Nominalisten; die zweyte, die erlegenheit im Disputiren, welche sie vor den Tho- ten voraus haben sollten, und die dritte eine vor- liche Ketzerey, welche auf der Universität zu Lö- behauptet worden seyn sollte. Endlich antwor- sie auf den Vorwurf, welcher ihnen von ihren gnern gemacht worden war, daß ihre Lehre ver- rt und voll Ketzereyen wäre. Sie behaupten, Lehre sey allezeit reiner und dem Glauben ähnli- befunden worden, als die Lehre ihrer Gegner, Realisten, wie aus der Materie von den allge- nen Dingen, von der Ewigkeit der Sätze und der nge wirklicher Dinge ohne Ursache erhelle. Ge- einen Irrthum bey den Nominalisten könne man bis fünf bey den Realisten zeigen, ob sie gleich t läugnen wollten, daß auch Nominalisten irren ten und geirrt hätten.

Diese Vorstellungen waren nicht fruchtlos. Ei- ihrer Vertheidiger und Freunde, Martin, ein ktor der Sorbonne war Ludwigs des eilften All- enpfleger, und dieser brachte es dahin, daß sie, einer neunjährigen Unterdrückung, nicht allein t länger verfolgt wurden, sondern auch die Frey- erhielten, ihre Meynungen ungehindert und frey der vorzutragen. Ihre Bücher wurden aus ih- Gefangenschaft erlöst, und ihrer Ketten erledigt. n waren sie wieder, wie es in den Decreten der ultäten heißt, der Glanz der Universität und Leuchte der Welt, die wieder auf den Leuchter zt war. Sie erhielten sich auch in ihrem Anse- , ob sie gleich überall in Frankreich, in Deutsch- , in Engelland heftige Wortkriege mit den Rea- listen

Bopl. T. V. p. 739.

Wood Antiq. Oxon. ad a. 1343.

listen zu führen hatten. Zu Oxford giengen di[e]
Streitigkeiten so weit, daß nicht allein die Sch[üler]
von beyden Sekten oft zu Thätlichkeiten wider ein[ander]
der schritten, sondern sich auch in Parteyen theil[ten,]
von denen eine die Borealen, die andere die A[u]
stralen genannt wurde, und jede ihren eignen K[anz]
ler auf der Universität hatte. In der Gelehrsam[keit]
waren die Nominalisten, welche sowohl als die R[ea]
listen für ächte und eigentliche Peripatetiker geh[alten]
werden wollten, ihren Gegnern weit überle[gen.]
Diejenigen, welche gegen das Ende des funfzeh[nten]
und im Anfange des sechzehnten Jahrhundertes [die]
große dem menschlichen Geschlechte so wohlth[ätige]
Kirchenverbesserung theils vorbereiteten, theils [be]
wirkten und beförderten, Johann Wessel, G[a]
briel Biel, Luther, Melanchthon und nach [die]
sem Camerarius, waren alle Schüler und Fre[unde]
der Nominalisten, und man kann schon daraus s[ehen,]
wie nahe auch ihre Streitigkeiten mit den Real[isten]
die Religion und ihre Schicksale angehen.

Ich könnte nunmehr in meinen Betrachtun[gen]
weiter gehen, wenn ich nicht glaubte, daß es vi[elen]
meiner Leser nicht unangenehm seyn würde, S[...]
berts Philosophie der Nominalisten näher zu k[en]
nen, als man sie zeither ihrer Seltenheit wegen [ge]
kannt hat. Es giebt viele Werke, worinnen m[an]
ich weiß nicht was für Geheimnisse und Schätze [ver]
muthet, die man nicht darinnen findet, wenn m[an]
sie näher kennen lernt. Ihre Seltenheit kömmt [oft]
eben daher, daß sie keinen vorzüglichen Werth u[nd]
Nutzen haben, gleich den Erzgruben, die niema[nd]
kennt, die man liegen und verfallen ließ, weil m[an]
kein oder nur sehr wenig Erz darinnen fand. [...]

dies

ser Art von Schriften gehört Salaberts Philo-
hie der Nominalisten *). In der Geschichte der
ern Philosophie selbst ist sie, so weit ich sie beur-
llen kann, von keiner sonderlichen Brauchbarkeit;
die ältern Zeiten ist er zu neu, und er macht uns
h mit keinen ältern und unbekannten Quellen be-
nt, woraus wir mit ihm schöpfen könnten; man
t, was man von den Nominalisten und Realisten
sen kann, im Du Boulay besser und sichrer. Sa-
ert verdient also meiner Einsicht nach nicht weiter
geführt, noch gelesen zu werden, als wenn man
ssen will, theils was er sich für Begriffe von den
ren der Nominalisten gemacht, theils wie er sie
der die Einwürfe ihrer Widersacher, der Realisten,
theidiget habe.

Das ganze Buch besteht aus einer Vorrede, aus
ey Theilen, von denen der erste drey, der letzte
ey Abschnitte hat. Am Ende ist eine kleine Ab-
ndlung eines ältern unbekannten Verfassers ange-

*) Mir sind in Deutschland zwey Exemplare davon bekannt. Das eine befindet sich auf der Bibliothek der göttingischen Universität; aus diesem habe ich von einem geliebten dänischen Freunde, meinem Nachfolger in der theologischen Profession zu Kopenhagen, Herrn Balle, eine ausführliche Nachricht zu danken. Das andre ist in der wolfischen Bibliothek zu Hamburg befindlich. Mein vormaliger College der Herr Doktor und Professor Holm in Kopenhagen versicherte mich, auch ein Exemplar zu besitzen, konnte es aber unter seinen Büchern nicht finden, als ich mir den Gebrauch desselben ausbat. Seit der Zeit bin ich selbst durch einen Zufall zum Besitz eines Exemplars gekommen.

hängt, die aus einem ungefähr hundert und fünfzig jährigen Manuscripte genommen ist, und in der Ueberschrift: Ein Tractat wider die Nebenbuhler der Nominalisten genannt wird, auch gewissermaßen als das Beste und Merkwürdigste in dem salabertischen Buche angesehen werden kann.

Die Vorrede erzählt die Veranlassung des ganzen Werkes. Dieß ist, wie er sagt, die Unverschämtheit derjenigen, welche die berühmtesten Theologen unter den Nominalisten als bloße Wortkrämer und sogar als Ketzer aus der Gemeinschaft and[er] Theologen und Philosophen von den höhern Schu[len] zu verbannen gesucht hätten. Diese will er verth[ei]digen, weil er ohne Unterricht, bloß aus dem Le[sen] ihrer Schriften von ihrer Vortrefflichkeit überzeu[gt] worden sey. Er will aber nicht alle ihre Sätze [er]wägen, sondern bloß diejenigen, welche das Obj[ect] des Widerspruchs, die Bestimmungen oder Gr[ade] der Dinge, die Modos, und die Verhältnisse betre[f]fen, weil diese vornehmlich von ihren Gegnern [in] Vergessenheit und Verachtung gebracht worden w[ä]ren. Diese will er nach dem Aristoteles retten u[nd] zugleich ihre Uebereinstimmung mit dem katholisch[en] Glauben darthun. Hierauf erklärt er den Aristote[]les für den Urheber der Nominalisten, dessen Lehr[e] besonders Wilhelm Occam mit seinen Schülern un[d] Nachfolgern mehr ins Licht zu setzen gesucht habe, ge[]steht aber, daß einige Roscelinen zum ersten Nomi[]nalisten machten, der Abälards Lehrer gewesen sein sollte, welches er läugnet. Er läugnet auch, daß Roscelin der erste Nominalist in den spätern Zeiten gewesen sey, und sagt, diese Ehre gebühre einem Jo[]hann, dem Franken, den ein ungenannter Verfasser eines

§. 1.

§. 2. 3. 4.

§. 5. 6. 7.

es Fragments der Geschichte von Frankreich von
n Könige Robert an bis auf Philipp den ersten da-
erklärte, * daß also Occam nur die Ehre der Wie-
herstellung seiner Lehre habe.

Im ersten Abschnitte des ersten Theiles handelt P. I. p. 17.
von dem Objecte der Contradiction, worunter er
s Subject und das Prädicat eines jeden bejahen-
oder verneinenden Satzes versteht, und will be-
isen, daß die Dinge in sich selbst, in so fern sie
n den Begriffen und Zeichen unterschieden werden
ht eigentlich das Subject, oder Prädicat ausma
n, daß vielmehr die Worte und Begriffe bloß die
elle derselben vertreten *). Man kann Salaber-
keiner Sparsamkeit im Beweise dieses Satzes be-
uldigen; denn er verschwendet ungefähr sechzig
nze Seiten mit der Behauptung desselben. Be-
ders behauptet er, daß die Meynung der Reali-
n ihrem eignen Begriffe von der Einheit und All-
neinheit der Dinge widerspreche, und beruft sich
' den Ausspruch des Aristoteles, daß, weil wir die
nge selbst nicht in Sätze bringen könnten, wir uns
er Namen als ihrer Kennzeichen bedienten. Er
nerkt, daß zwischen der Supposition und der
gnification der Worte ein großer Unterscheid
; denn jene haben nur statt, wo Dinge, das ist,
zelne Dinge da seyn, an deren Stelle die Worte
etzt werden könnten, und zwar solche, welche man
ch das Vorwort: Das, oder Jenes anzeigen

 könnte;

*) Res ut a notionibus signisque distinguuntur non sunt partes contradictionis, sed sola nomina et conceptus.

könnte; die Signification hingegen habe auch da [...]
wo man keine Dinge supponirte oder voraus[...]
Das Wort **Weiß** zum Exempel stehe nicht für [...]
Weiße, indem man für **die Weiße** nicht se[...]
könnte: **Dieß weiße Ding.** Ich übergehe [...]
sechszehn Beweise mit den Widerlegungen der [...]
stischen Einwendungen, weil es doch unsrer Spra[...]
an den barbarischen Worten fehlt, ohne welche [...]
von allen diesen logikalischen Grübeleyen nichts [...]
stehen kann.

Von d. 79. S. bis zur 103. S.

Im zweyten Abschnitte handelt er von den [...]stimmungen oder Stufen der Dinge, von denen [...] zu beweisen sucht, daß sie nichts Selbstständiges [...] von den Formen der Dinge unterschieden sind. [...] will die zu seiner Zeit gangbare Erklärung dersel[...] umstoßen, von welcher **Svarez**, **Hurtado** [...] **Mendoza** und **Gabriel Vasquez** selbst bekennt[...] daß sie weder **Aristoteles** noch **Thomas**, noch **S**[...]tus gekannt hatten. Nach den Realisten war [...] **Modus** die wirkliche Bestimmung eines an sich [...]differenten oder noch unbestimmten Dinges. Wi[...] diese Beschreibung wendet **Salabert** ein, daß di[...]ser Begriff von dem Begriffe weder der wesentlich[...] noch der zufälligen Form der Dinge unterschieden [...] Die Nominalisten sagten, **Modus** sey dasjeni[...] was etwas mehr anzeige, als was ein Wort anzeig[...] das an sich keinen Grad der Dinge ausdrücke, wen[...] es im concreto oder von einem einzelnen völlig be[...]stimmten Dinge gebraucht werde. Unter vielen [...] dunkeln Beweisen, womit er die **Modos** aus dem Reiche der Dinge verbannen will, ist einer der de[...]lichsten dieser: **Alles, was wirklich ist,** das ist [...] weder eine Substanz oder eine Beschaffenheit, [...]

moi[...]

di aber, unterschieden von den wirklichen Dingen,
weder Substanzen noch zufällige Beschaffenhei-
accidentia, also sind sie nichts. Ein andrer
weis ist der, daß die modi von dem dadurch mo-
cirten Dinge abgesondert existiren und auch nicht
tiren könnten, welches widersprechend sey. Die-
wird aus der Lehre von den eucharistischen Acci-
tien erläutert, welche ohne ihr Wesen in einem an-
n Wesen durch die göttliche Allmacht existirten.

Im dritten Abschnitte, worinnen unser Philosoph p. 103.
den Verhältnissen oder Relationen handelt, ist 104.
ehr kurz. Die Realisten machten den Nomina-
en den Vorwurf, daß ihre Lehre dem Geheimnisse
Dreyeinigkeit nachtheilig wäre, weil nach dersel-
die göttlichen Personen, die in dem scholastischen
r ursprünglich platonischen Lehrbegriffe davon in
stständigen innerlichen von einander verschiedenen
rhältnissen des einigen göttlichen Wesens bestehen,
hts außer unserm Verstande Wirkliches seyn, son-
n in bloße Begriffe unsers Geistes verwandelt
rden würden. Darauf antwortet Salabert, die
minalisten behaupteten zwar, in menschlichen Din-
existire nichts, was nicht auf alle Weise und
llig bestimmt sey; was also von diesen relativisch
, bestehe bloß in Begriffen und Worten; dieß
er wendeten sie nicht auf das Geheimniß der Drey-
igkeit an. Occam und Biel gestünden selbst zu,
gebe göttliche, wirklich außer dem Verstande be-
ndliche Verhältnisse, oder Relationen des einigen
nendlichen Wesens, welche Personen ausmachten
nd sie von andern Dingen unterschieden; auch sey
ieß ein Geheimniß, welches nicht vor den Richter-
uhl der Vernunft gehörte.

Ein

Ein Jesuit, Martinon, von dem ich nicht mit Zuverläßigkeit sagen kann, ob es Johann Martinon sey, welcher gegen das Ende des sechszehnten Jahrhundertes die Philosophie und Theologie zu Bourdeaux lehrte, und ein Werk von fünf Bänden über diese schrieb, hatte die Nominalisten in zwey verschiedenen Schriften angegriffen; in einer, welche von Gott und seinen Eigenschaften, in einer andern, welche von den Sakramenten handelte. Wider diesen Feind, der eben nicht der fürchterlichste Gegner zu seyn scheint, vertheidigt Salabert die Nominalisten im zweyten Theile seines Buches, den ich übergehe, weil der Gegner neu, die Bestreitung desselben auch von keiner großen Erheblichkeit ist.

Die dem salabertischen Buche angehängte Abhandlung eines Ungenannten, welcher die Nominalisten im Anfange des sechszehnten Jahrhundertes vertheidigt hat, ist beynahe das Merkwürdigste darinnen. Er scheint ordentlich und mit Kenntniß geschrieben zu haben. Zuförderst bestimmt er den Begriff, den man sich von einem Nominalisten und Realisten machen müsse. Jener vervielfältigt nicht die Dinge, die durch Worte bezeichnet werden, nach der Menge der Worte. — Dieß aber thut der Realist. Jener sagt, daß Gottheit und Weisheit in Gott ein und dieselbe Sache sey, weil alles, was Gott ist, Gott selbst ist; dieser hingegen unterscheidet die Weisheit von der Gottheit. Jener bemüht sich, bestimmte Begriffe der Worte Supposition, Appellation, Ampliation festzusetzen; dieses unterläßt der Realist ganz, indem er zu sagen pflegt: Wir geben uns nur mit den Sachen ab, um die

Worte bekümmern wir uns nicht. Dieser
rwurf, den er den Realisten macht, ist nicht ganz
ündet; denn man findet schon beym Scotus
Erklärung dieser Terminologie; jedoch Occam
sein Schüler und mag die Erklärung derselben
ers eingerichtet haben.

Weiter sagt dieser Vertheidiger der Nominali-
, Occam sey unter ihnen zuerst vom Papste Jo-
n dem zwey und zwanzigsten verfolgt worden.
Irrthümer des Papstes waren Schuld daran:
hatte geläugnet, daß die Frommen vor dem
ßten Gerichte Gott sehen würden. Occam wi-
egte diese Meynung, und andre Irrthümer des
ostes. Auch hatte er schon vorher die Hoheit der
üge über die Päpste, theils mit der Schrift, theils
Zeugnissen der Väter und Concilienschlüssen be-
en, und besonders gezeigt, daß der König von
nkreich sein Reich nicht vom römischen Papste,
dern von Gott selbst unmittelbar empfangen hätte,
ihm auch deswegen nicht unterwürfig wäre.
Papst Johannes, um ihm seinen Unwillen
finden zu lassen, hatte der parisischen Universität
ie Vorrechte und Freyheiten angeboten, damit
cam von ihr verdammt werden möchte; aber
gebens. Die philosophische Facultät hatte sich
lich bewegen lassen, den öffentlichen Vortrag sol-
Meynungen zu verbieten; auch wurde ein Eid
eführt, den alle schwören mußten, daß sie nichts
er den Glauben lehren wollten. Occam konnte
ß selbst von dem Cardinale, der ihn auf Befehl
Papstes verhören mußte, keiner Irrthümer über-
t werden.

Die Nominalisten wurden zu der Zeit aus Bö-
men vertrieben, als die Ketzer dieses Land beun-
higten. Weil sie ihnen im Disputiren überlegen wa-
ren, so hatten sie ihren Fürsten ersucht, die Univer-
sität zu Prag nach der zu Paris einzurichten. Da-
durch wurden jene genöthigt, Prag zu verlassen
und nach Leipzig zu ziehen. Dieß erleichterte den
Ketzern, wodurch Huß und Hieronymus von Prag
zu verstehen sind, die Ausbreitung ihrer Irrthümer.
Allein Petrus von Alliaco und Johann Gerson,
welche um diese Zeit die berühmtesten Nominalisten
zu Paris waren, vertheidigten die Kirche wider Hus-
sens und seines Freundes Irrthümer.

Die dritte Verfolgung der Nominalisten brach
aus, als der Herzog von Orleans ermordet worden
war. Durch die Kriege, welche diese Ermordung
veranlaßte, wurden die berühmtesten Nominalisten
in verschiedene Länder zerstreut, und die Albertisten,
wodurch nicht die von einem ihrer Lehrer, dem Al-
bertus aus Sachsen, eben sogenannten Nominali-
sten, sondern die Schüler des Albertus des Großen,
eines von den ältesten Realisten zu verstehen sind,
konnten sie um so viel leichter verdrängen, weil nie-
mand war, der sich ihnen widersetzte. Als die En-
gelländer aber aus dem Reiche vertrieben wurden,
kamen die Nominalisten nach Paris zurück.

Im Jahr 1473 wurden sie aufs neue verfolgt,
vornehmlich aus drey Ursachen; einmal, wegen des
großen Ruhmes, den sie sich erworben hatten;
zweytens, weil sie den Thomisten im Disputiren
überlegen waren; endlich wegen einer zu schwer ver-
theidigten irrigen halb philosophischen, halb theolo-
gischen

hen Meynung, welche die Nominalisten nicht dul-
wollten. Ein gewisser Regent eines Collegii
lbst, den der Verfasser dieser Abhandlung nicht
nt, der aber kein andrer, als **Petrus von Rivo**
hatte in einer Schrift von der Gewißheit des
lichen Vorhersehens von den zufälligen Dingen
auptet, die Sätze der Offenbarung und selbst
isti von den zufälligen zukünftigen Dingen wären
t wahr. Die Universität zu Löwen billigte diese
handlung, und suchte es dahin zu bringen, daß
auch von der Universität zu Paris genehmigt
de. Die Feinde der Nominalisten waren aus
ersucht, Rache und Partheilichkeit gleich bereit,
Werke ihre Genehmhaltung zu ertheilen, weil
an der Verbannung derselben arbeiteten. Diese
gegen widersetzten sich ihnen aus allen Kräften,
brachten es auch so weit, daß die theologische
ultät ihre Genehmigung zurück hielt, konnten
r nicht hindern, daß nicht vier und zwanzig Rea-
n dieses Werk unterschrieben. **Heinrich** von
neraim, einer von den berühmtesten Nominali-
, der beym D'Argentre bald **Zomeren**, bald **Zoe-
ren** heißt, klagte ihn bey dem Papste an; allein
trus von Rivo gieng selbst nach Rom, und zeigte
i vier und zwanzig Realisten seine Schrift unter-
ieben hätten, unter denen ein **Johann Cossart**
r, der, wie Salabert bemerkt, Ludwig des eilf-
Edict wider die Nominalisten beförderte, und
ien Haß auf einen neuern Johann Cossart, sei-
i vermuthlichen Verwandten, fortgepflanzt habe.
eichwohl fuhren die Realisten zu Paris fort, ihren
eund von Löwen zu vertheidigen, ob gleich seine
Meynung für ketzerisch erklärt worden war, waren
ch in ihrer Rache so glücklich, daß die Lehre der
No-

D'Argentre ad ann. 1470. Du Bos. Hist. Eccles. Paris. Boulay.

Nominalisten verboten und ihre Schriften an Ket-
gelegt wurden. Zuletzt erbietet sich der ungenan-
Verfasser dieser Nachricht, gegen einen Nomina-
sten, welcher einiger Irrthümer wegen verdam-
worden sey, allemal vier bis fünf Realisten auf-
bringen, die wegen ihren irrigen und dem Lehr-
griffe der Kirche widersprechenden Meynungen
gleiches Schicksal gehabt hätten.

Ich glaube, dieß werde genug seyn, meine Ur-
theile von dem Werthe des Salabertischen Buch-
wovon Mosheim eine Abschrift gehabt zu haben
sichert, vor den Kennern solcher Schriften zu rech-
tigen, und ich eile nun zur Betrachtung der schola-
schen Philosophie, ihres Ursprunges, ihrer Beschaffen-
heit, ihrer Schicksale und ihrer Verbindung m-
der Religion.



Von der

scholastischen Philosophie, ihrem Ur-sprunge, ihrem Charakter, ihrem Schicksale und ihrer Verbindung mit der Religion.

Wie man aus der Geschichte des menschlichen Verstandes Zeiten kennt, worinnen er in eine dicke Finsterniß verhüllt war, weil er schlief oder nicht sehen konnte: So findet man auch solche, in denen er sich selbst verfinsterte, weil er entweder sei- schwachen Augen zu sehr anstrengte, und theils schär- fer, theils weiter sehen wollte, als er sehen sollte, oder

immer mit Wolken von Staub spielte, die er
t aufwarf und wieder zerstreute, wodurch er ver-
ert wurde, die Gegenstände, die vor ihm lagen,
rer wahren Gestalt zu erblicken. So müssen
meiner Einsicht die dunkeln Jahrhunderte beur-
t werden, worinnen die scholastische Philosophie
Theologie gebohren wurde. Man würde nicht
ht genug urtheilen, wenn man behaupten wollte,
abe ihnen an Gelehrten von natürlichen Fähig-
n zur Entdeckung der Wahrheit, den Gelehrten
an Fleiß und Eifer gefehlt, durch die Finster-
, welche sie bedeckten, durchzudringen, und sich
Licht, als sie hatten, zu verschaffen. Sie
n die Kräfte ihres Geistes eher zu viel als zu
g an; sie hatten auch mit solchen Hindernissen
richtigen Erkenntniß zu kämpfen, welche sie
überwinden konnten. Man kann von der scho-
chen Philosophie, wenn man bloß auf ihre schäd-
Folgen und Einflüsse in die Religion und in
andre menschliche Wissenschaften sieht, fast
zu viel Nachtheiliges sagen; soll man aber des-
n den Bemühungen ihrer Urheber neue und beß-
rten, das, was sie für Wahrheit hielten, vor-
gen und zu beweisen, das Lob, das sie verdie-
verweigern? Sie haben geirrt; ihre Irrthü-
haben lange geherrscht; viele haben gewiß nicht
wollen, obgleich manche ihrer Irrthümer durch
die Fehler erzeugt oder befestigt worden sind,
welche die Gelehrten noch itzt zu tausend unge-
deten Meynungen verleitet, oder darinnen be-
et werden, durch die Begierde, neu zu seyn und
on andern unterscheiden zu wollen, durch die Ein-
ng, daß das, was ihnen zu erfinden viel Mühe
tet hatte, nicht falsch noch ungereimt seyn könn-

te, durch die Unleidlichkeit gegen allen Widersp[ruch,]
durch die Furcht, daß man an ihrer Einsicht [und]
Scharfsinnigkeit zweifeln möchte, wenn sie vern[ünf-]
tigen Einwendungen nachgäben, und durch [den]
Wahn, daß es rühmlich sey, sich zu behaup[ten,]
was es auch koste.

Die scholastische Philosophie hat, wie die [Theo-]
logie dieses Namens, ihre Benennung theils von [de-]
nen, welche in den Schulen der Klöster und C[athe-]
dralkirchen das Trivium und Quadruvium vortr[ugen,]
theils von denen, welche gegen das Ende des e[ilften]
und im Anfange des zwölften Jahrhundertes e[ntwe-]
der um reich zu werden, oder um sich durch [den]
Ruhm einer vorzüglichen Gelehrsamkeit zu den [vor-]
nehmsten kirchlichen Würden empor zu schw[ingen,]
eigne Schulen errichteten, theils von denen, [welche]
in den großen Schulen lehrten, die im dreyz[ehnten]
Jahrhunderte entstanden, und weil man alle W[issen-]
schaften nach gewissen Grundgesetzen in denselben
lernen konnte, den Namen der Universitäten e[rhiel-]
ten. Denn der Name eines Scholasticus bede[utete]
erst einen Lehrer in Klosterschulen, in der Fo[lge]
Chorherrn, ohne dessen Erlaubniß niemand Sch[ule]
halten durfte, und endlich alle Lehrer auf Univer[sitä-]
ten, welche eine gewisse Art von Philosophie [und]
Theologie vortrugen. Einige Gelehrte führen [den]
ersten Ursprung derselben über das eilfte Jahr[hun-]
dert hinauf, bis zum Augustin zurück, und man [kann]
nicht läugnen, daß theils in seinen theils in des [Boe-]
thius Schriften die ersten Keime dieses der Rel[igion]
und der wahren Gelehrsamkeit so nachtheiligen U[nfugs]
zu finden sind. Man erblickt sie auch im Al[cuin,]
im Johann Erigena, und zum Theil in [den]
Werk[en]

ken, welche in den prädestinatianischen Streititen im neunten Jahrhunderte geschrieben worsind. Allein die nähern Ursachen findet man in rsten Hälfte des zwölften Jahrhundertes, und sowohl in dem Ansehen, worinnen die Dialektik), als auch in dem Gebrauche derselben den chenden Lehrsätzen der Kirche eine neue Form zu n, und die aus einer seichten Metaphysik in jene Sophisterenen so geschickte Kunst verwebten aristohen Prädicamente zu Gründen und Beweisen Religion anzuwenden. Diese neue Theologie nicht unerkenntlich. Dankbar für das Ansehen,)es sie dadurch erhielt, bereicherte sie die Philoie mit vielen platonischen Meynungen, die sie Augustins Zeiten her als ihr Eigenthum und Erbansah, als mit so vielen Orakelsprüchen einer trüglichen Weisheit, die, verbunden mit den)atetischen Träumen der Araber, im Anfange dreyzehnten Jahrhunderts dieser Mißgeburt des schlichen Verstandes, ihre völlige häßliche Gegaben. Man kann deswegen mit Grund sagen, die scholastische Theologie eine ältere Schwester scholastischen Philosophie sey, und bald nach ihGeburt nicht wenig zur Ausbildung derselben beyagen habe.

Man muß, wenn ich mich so ausdrücken darf, e Genealogie der scholastischen Philosophie nicht rsehen. Stellt man eine Vergleichung ihres Ines mit den aristotelischen Meynungen an, wie n sie nicht allein in dem Aristoteles selbst, sondern h in den arabischen Auslegungen darüber findet: sieht man leicht viel darinnen, was nicht mit dieübereinstimmt, und bloß dem platonisirenden

Lehrbegriffe der Kirche von den Wahrheiten des Chri-
stenthums zu gefallen angenommen, und darein ve
flochten worden ist. In der Folge wird man
Wahrheit dieser Anmerkungen mit verschiednen Be
spielen bestätigt finden. Diejenigen, welche ü
die scholastische Philosophie geschrieben haben, pf
gen drey Zeitalter derselben anzunehmen, und de
wegen die Scholastiker nach diesen Epochen in d
Classen zu vertheilen. Diese Eintheilung wür
was das erste Zeitalter betrifft, wenig Grund
ben, wenn man das, was ich bemerkt habe,
den Augen lassen wollte.

Danaeus. Binder. Tribbechor, Jac. Thomas. Brucker. al.

Das erste Zeitalter der scholastischen Philosoph
und Theologie rechnet man vom eilften Jahrhund
an, und läßt es bis in die Mitte des dreyzeh
fortlaufen; das zweyte begreift die zweyte Hälfte d
selben dreyßig Jahre aus dem vierzehnten dazu
rechnet; das dritte erstreckt sich bis auf die Zeiten d
Kirchenverbesserung. Diejenigen, welche man
das erste Zeitalter setzt, sind **Wilhelm** von Cha
peaux, welcher zwar in seinen dialektischen Strei
keiten mit Abälarden nicht sehr glücklich war, d
noch aber wegen seiner Gelehrsamkeit zum Bisth
me von Chalons an der Marne erhoben wurde; P
ter Abälard, eben so berühmt wegen seiner un
laubten, ihm aber so nachtheiligen, Vertraulich
mit Heloisen, als wegen seiner für seine Zeiten se
großen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, und d
Verfolgungen, die ihm Bernhards von Clairva
ausschweifender und misgünstiger Eifer zuzog; Pe
ter, mit dem Zunamen der **Lombarde**, weil er v
Novara aus der Lombardey gebürtig war; ein Man
der sich durch seine Gelehrsamkeit an dem franzö

schen

Hofe in ein solches Ansehen setzte, daß er Bi-
zu Paris wurde, wo er die Lehraussprüche der
envåter über die vornehmsten Lehren des herr-
en Glaubens, wie er aus Augustins Werken
Kirche vorgetragen zu werden pflegte, sam-
, und mehr zum Nachtheile als Vortheile der-
in eine Art von systematischer Ordnung brach-
Robert Pulleyr, ein Engelländer, welcher
heologie erst zu Paris, und nach seiner Zurück-
in Engelland zu Oxford lehrte, und von dem
Cålestin dem zweyten die Würde eines Cardi-
zur Belohnung seiner vorzüglichen Gelehrsam-
hielt. Weiter gehören zu dieser Epoche Gil-
von Poitiers, der, nachdem er sowohl zu Pa-
ls zu Chartres die Theologie mit großem Ruh-
rgetragen hatte, das Bisthum seiner Vater-
rhielt, aber auch zugleich wegen seiner philoso-
n Grübeleyen über das Geheimniß der Dreyei-
in Gefahr gerieth, als ein Ketzer angeklagt und
nmt zu werden, und Petrus von Paris oder
s gebürtig, wo er das Amt eines Presbyters
ltete, ehe er Canzler auf der neuen Universität
ris wurde, Comestor oder Manducator ge-
weil er wegen seines fleißigen Gebrauchs der
ft im Rufe stand, sie gleichsam ganz verzehrt zu
, vornehmlich aber wegen seiner scholastischen
ie berühmt, worinnen er die geistliche und welt-
Geschichte vom Anfange der Welt bis auf seine
vortrug und zugleich hier und da das, was er be-
s von der Philosophie der Alten wußte, ein-
e. Johann von Salisbury, der auch zu
gerechnet wird, war unstreitig der schönste Geist
Jahrhundertes, mit dem ganzen Umfange
maligen Gelehrsamkeit bekannt, noch in un-

fern Zeiten einer vorzüglichen Achtung um so viel würdiger, je belesener er vor allen seinen Zeitgenossen in den besten Werken des Alterthums war, je richtiger und vernünftiger er über die Beschaffenheit und den Werth der Dialektik und Philosophie seines Jahrhundertes und die in den übrigen Wissenschaften und Künsten wieder einreissende Barbarey urtheilte, je mehr er Kenntniß der Welt und Geschmack hatte; je mehr er sich auch durch eine beßre lateinische Schreibart vor andern auszeichnete. Seine Werke, worinnen man ausser seiner Einsicht in die Philosophie und Gelehrsamkeit, und in die Schriften der Alten seine große Kenntniß des damaligen Hoflebens, der Sitten und Gebräuche seines Jahrhundertes nicht anders als bewundern kann, können noch sowohl mit Nutzen als Vergnügen gelesen werden. **Alexander**, ein Engelländer, **Hales** genannt, von dem Kloster Hales in Glocester, wo er in seiner Jugend zuerst in den Wissenschaften unterrichtet worden war, schließt dieses Zeitalter. Er lehrte die Theologie mit einem großen Beyfall zu Paris, und wurde endlich ein Franciskaner. Seine Wissenschaft erwarb ihm ausschweifende Lobeserhebungen; er hieß nur der **unwiderlegliche Lehrer**, doctor irrefragabilis und die **Quelle der Wahrheit**; der erste, der eine Auslegung sowohl über des Lombardus kirchliche Lehraussprüche, als über des Aristoteles Bücher von der Metaphysik und der Seele schrieb.

Unter die Scholastiker dieses Zeitalters pflegt **Alanus von Ryssel in Flandern**, **Petrus von Rheims**, **Hugo Etherianus**, **Johann Beleth**, **Stephanus Langthon**, **Raymund von Pegnafort**

in Spanien, Vincentius von Beauvais,
lhelm von Paris, Alexander von Dole, Ale-
der Neckam, Robert Capito oder Grost-
d, Otto von Freysingen, und Conrad von
schau, von deren Leben und Arbeiten man einen
ricius, Oudin, Brucker, und andre Ge-
htschreiber der Gelehrten zu Rathe ziehen kann,
minder berühmte und unbedeutendere gerechnet
verden; ein Verzeichniß, welches sich leicht ver-
iern läßt. Das bruckerische Urtheil über diesel-
scheint aber fast nicht gerecht genug zu seyn.
mus von Ryssel verdiente zum wenigsten seinen
nen eines allgemeinen Lehrers gewiß mit eben
roßem Rechte als Alexander von Hales den Na-
n des irrefragabilis. Vincentius von Beau-
s zeigt zwar in seinen drey Spiegeln der Gelehr-
keit, der Physik und der Naturlehre, die zusam-
n eine Art von Encyclopädie ausmachen, kein sehr
es Urtheil, ist auch mehr ein Sammler, als ein
nker; er besaß doch aber eine für seine Zeiten aus-
reitete Gelehrsamkeit. Wilhelm von Auver-
e gebürtig, der sich durch seine Wissenschaft zur
höflichen Würde von Paris erhob, unterschied
von seinen Zeitgenossen durch eine beßre Schreib-
, und erkühnte sich zuweilen, dem Aristoteles zu
versprechen, hatte auch eine vorzügliche Einsicht
die heilige Schrift, die Sittenlehre und die Ge-
chte der Philosophie. Alexander Neckam
te zu Paris mit einem solchen Beyfall, daß sein
rsaal seine Zuhörer nicht alle fassen konnte. Ro-
rt, wegen seines dicken Kopfes Grosthead oder
pito genannt, war der ebräischen und griechi-
en Sprache mächtig, so erfahren in der Philoso-
ie und Mathematik seiner Zeit, daß man ihn für

einen Zauberer hielt, und zugleich ein muthiger
unerschrockener Eiferer wider den römischen
Raymund von Pegnafort that sich vor an
seiner Zeitgenossen nicht allein durch seine philoso
schen Kenntnisse und durch seine ausgebreitete E
sicht in das kanonische Recht, sondern auch dad
hervor, daß er zu Murcia zwey Collegia, worin
einige Dominikaner in der ebräischen und arabisch
Sprache unterrichtet wurden, stiftete, und durch di
Anstalt anderwärts im folgenden Jahrhunderte äh
liche Stiftungen veranlaßte; des Otto von Frey
gen nicht ausführlich zu gedenken, der um die W
senschaften noch andre Verdienste hat, als die B
kanntmachung und Einführung verschiedener ari
telischen Schriften in Deutschland. Jedoch ich h
die Absicht, meine Leser nicht so wohl mit dem L
oder dem Tadel der Philosophen dieses ersten Zeit
ters der Scholastiker und mit ihrer Rangordnu
als vielmehr mit dem Charakter und Geiste ih
philosophischen Kenntnisse selbst und ihrem Gebr
che in der Religion zu unterhalten.

Die Scholastiker des ersten Zeitalters blieb
noch größtentheils in den Grenzen der Dialekt
mehr beschäftigt ihre Spitzfündigkeiten und beso
ders die zehn Prädicamente auf die Theologie u
deren Vertheidigung anzuwenden, als um der Ph
losophie selbst einen weitern Umfang zu geben
Was sie mehr von ihr wußten, bestand in de
platonischen Lehrsätzen und Meynungen, welch
sie, oft ohne ihre erste Quelle zu kennen, bloß au
Augustins, von allen ohne Ausnahme bewunder
ten und der Offenbarung beynahe gleich geachte
ten Schriften angenommen hatten. Einige ch

Petrus

etrus Lombardus wollten zwar scharfsinnige
eologen, aber doch mehr Theologen, als Philo-
hen, seyn. Die Dialektik war im eilften und
ölften Jahrhunderte nach dem Bekenntnisse Jo-
nns von Salisbury eine unnütze, eitle, hochmü-
ige, aber doch sehr laute und vielvermögende
chwätzerinn. Wer einen Namen haben wollte,
ßte sich dieser Tyranninn über alle Schulen, über
e Wissenschaften, und über die Religion selbst un-
werfen. Von ihr begünstigt konnte man reich,
nte man Abt werden, konnte man sich zu jeder
renstelle, und selbst zu den besten Bisthümern
d Erzbisthümern empor schwingen. Es fehlte
ar auch nicht an Mönchen, Aebten, Bischöfen
d andern Gelehrten, welche sich wider sie auflehn-
, und ihr die Gewalt, welcher sie sich anmaßte,
eitig zu machen suchten. Ein Othlon, um aus
n eilften Jahrhunderte nur einen zu nennen, weil
weniger bekannt ist als andre, erklärte sich sehr
stlich wider diejenigen, welche behaupteten, man
ne ohne die Dialektik der Zeiten inne zu haben,
heilige Schrift nicht verstehen und die Lehren der
rche nicht heilsam genug vorgetragen und erklären.
r Erfahrne und Verständige, sagte er, halte ich
r diejenigen, die mehr in der heiligen Schrift als
der Dialektik studirt haben. Denn ich habe Dia-
tiker gekannt, welche so einfältig waren, daß sie
Aussprüche der Schrift dem Ansehn der Dialektik
terwarfen, und mehr den Boethius als der Of-
barung glauben wollten. Diese mögen mir es
ht übel deuten, wenn sie in meinen Schriften et-
s finden, was sie ihre Dialektik nicht lehrt. Ich
ll, was ich auch lesen oder schreiben mag, lieber
Aussprüchen der Heiligen, als dem Plato, dem

Othlon. dialog. de trib. quaest. apud Pez. T. III. p. 143. 144.

Aristoteles, oder auch dem Boethius folgen, der, welch ein vortreflicher Redner er auch in vielen Stücken gewesen ist, doch auch geirrt hat. So dachten viele Gelehrte in dieser Zeit und fürchteten, die Religion und der herrschende Lehrbegriff möchte durch die Dialektik in Gefahr kommen; viele in der besten Meynung, viele auch aus Neid über den Beyfall und Ruhm, welchen sich die dialektischen Theologen erwarben. Allein, dieser Widerstand erhitzte ihre Liebhaber mehr, als daß er sie hätte gleichgültiger gegen sie machen sollen, ungeachtet sie keinen andern Reiz als den Reiz der Neuheit hatte. Die Liebe zu ihr wuchs bis zur Schwärmerey; selbst die Uneinigkeiten ihrer Verehrer, welche sich in Realisten und Nominalisten theilten, wurden ihr nicht nachtheilig. Abälard sagte, er gebrauchte sie als einen Hamen, oder als eine Angel, diejenigen, so sich von dieser Lockspeise reizen ließen, zur wahren Philosophie, wodurch er seine platonisirende Theologie verstand, anzuführen. Im zwölften Jahrhunderte verfolgte die Dialektik niemand eifriger als Bernhard von Clairvaux, und er war ein fürchterlicher Feind; Abälard und Gilbert von Poitiers erfuhren solches. Dennoch siegte die Dialektik, als zumal die aristotelischen Schriften in Europa durch die Uebersetzungen aus den arabischen Uebersetzungen derselben bekannter zu werden anfiengen; aller Widerstand war vergeblich, und wie sich nach dem Tode Constantins des Großen die christliche Welt verwunderte, daß sie auf einmal arianisch ward, so hätte sich diese im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts verwundern sollen, auf einmal ganz aristotelisch geworden zu seyn.

Damit sich aber meine Leser sowohl von den ...renzen der Philosophie in dem ersten Zeitalter der ...cholastiker, als auch von ihrem Gebrauche in der ...eligion darinnen einen deutlichern und bestimmtern ...egriff machen können, als man aus den bekannten ...achrichten davon erhalten kann: So will ich sie ...inen Blick auf die **Kunst des katholischen** ...**laubens** werfen lassen, welche wir einem der letz...n Scholastiker dieser Zeiten, dem Alanus von Rys...l schuldig sind, einem Gelehrten, welcher vor an...ern das Verdienst hatte, ordentlich und scharfsin...ig zu denken. **Diese Kunst des katholischen** ...**laubens** ist eine kurze Theologie, auf philosophi...he allgemeine Grundsätze, Erklärungen, Einthei...ungen gebaut, und in einer Art von systematischer ...rdnung vorgetragen. In der Zueignung an den ...apst Clemens entdeckte er die Ursachen, welche die ...ehrer der Religion in diesen Zeiten und ihn bewogen ...aben, ihren Wahrheiten eine philosophische Gestalt ...u geben, und sie mit Gründen aus der Vernunft zu ...eweisen. Die Kreuzzüge veranlaßten einen nähern ...mgang mit den Mahometanern, und diese waren ...n diesen Zeiten gelehrt. Die Juden, deren in allen ...hristlichen Ländern eine große Menge sich aufhielt, ...aren es auch; es entstanden zugleich neue Secten, welche sich von dem herrschenden Lehrbegriffe entfernten, sich nicht mehr in die Fessel des bischöflichen und kirchlichen Ansehens zwingen ließen, und darum für Ketzer erklärt und als Ketzer verfolgt wurden. Alanus gestand, daß besonders zur Ueberzeugung der Irrgläubigen das Ansehen der Kirche nicht zureichte, weil sie dieses nicht erkennen wollten. Er wollte also die wahrscheinlichen Gründe, womit der herrschende Glaube bestätigt werden konnte, in Ordnung brin-

Alan. de arte fidei cathol. ap. Pez. T. I. p. 2. p. 476. seq.

gen,

gen, damit diejenigen, welche sich dem Ansehn der Propheten und Evangelisten zu unterwerfen weigerten, durch menschliche Gründe zu dieser Unterwerfung bewogen werden möchten. Er nannte seinen Versuch eine **Kunst des katholischen Glaubens**, weil er denselben nach den Regeln der Kunst in Erklärungen, Eintheilungen und Lehrsätzen, von denen einer aus dem andern hergeleitet wurde, vortrug. Sie hat fünf Bücher, das erste handelt von der einzigen Ursache aller Dinge, dem einigen und dreyeinigen Gott; das andre von der Welt, von der Schöpfung der Menschen und der Engel, und von dem freyen Willen; das dritte von dem zur Erlösung der Menschen menschgewordenen Sohne Gottes; das vierte von den Sacramenten der Kirche, das fünfte von der Auferstehung der Todten. Beschreibungen, sagt er, habe er beygefügt, damit man wisse, in welchem Sinne er die in dieser Kunst gebrauchten und dazu geschickten Worte brauche; auf diese lasse er drey **Heischesätze** (Petitiones) folgen, die er, weil sie gleich **Maximen oder Grundsätzen** nicht durch andre erwiesen werden könnten, als erwiesen voraussetze, um die folgenden Lehren dadurch zu beweisen; mit diesen verbinde er gewisse allgemeine Säze, die darum diesen Namen führten, weil sie so einleuchtend wären, daß, wer sie nur hörte und verstünde, sogleich auch die Wahrheit derselben einsähe und ohne Beweis zugestünde. Seine vorausgeschickten Worterklärungen sollen lehren, was man mit den Worten Ursache, Substanz, **Materie, Form, Eigenschaft** und zufällige Beschaffenheit oder Accidens für Begriffe verknüpfen sollte: was Unterschieden seyn und Unterscheiden, was Bewegung oder **Veränderung** heisse, die er auf sechs

Arten

irten bringt, die Erzeugung, die Verderbniß,
ie Zunahme, die Abnahme, die Verände-
ung des Ortes, die Veränderung des We-
ens und der Beschaffenheit; was ferner die
Worte wirklich seyn, was Verstand, was Nenn-
wörter und Zeitwörter, was Zahlen bedeuten.
Seine drey Heischesätze sind folgende: Es giebt keine
Zusammensetzung ohne eine Ursache der Zusammen-
ßung, keine Ursache eines Dinges geht ins Unend-
che; was den Ursachen der erschaffenen Dinge zuge-
hrieben wird und nicht anders als durch ihre Wir-
ıng darinnen ist, das muß man auch ihren Ursachen
ıschreiben. Zu den allgemeinen als wahr erkann-
n Begriffen und Sätzen zählt er folgende: Jedes
Ding hat sein Daseyn durch dasjenige, was seine
rsache zur Wirklichkeit bringt; jede Ursache ist eher
ıd besser als das Verursachte; nichts ist, in so ferne
ist, eher, besser, oder höher als es selbst ist; der
eringere, der einem Größern eigen ist, muß sich
bst und was er hat, zur Ehre des Größern, und
ıch seinem Willen widmen und gebrauchen; ein Be-
diger ist um so viel strafwürdiger, je größer der
eleidigte ist; die Genugthuung für eine Beleidi-
ıng muß sich nach der Größe und Würde des Be-
digten richten; was man hört, bewegt das Ge-
üth kräftig; kräftiger aber wird es durch das be-
gt, was man sieht. Hier hat man verschiedne
gische, metaphysische, psychologische und moralische
ätze bey einander, die Alanus als unläugbare
rundwahrheiten voraussetzt; wir wollen nunmehr
ıen, wie er diese Beschreibungen, diese Heischesätze,
se Grundwahrheiten anwendet.

Das erste Buch enthält dreyßig Sätze, von de-
ı einer aus dem andern folgen; einer den andern

er-

erweisen und bekräftigen soll. Wir wollen einen Theil derer, die bloß philosophisch sind, oder es doch seyn seyn sollen, in ihrer Folge auf einander betrachten.

1) **Die Ursache der Ursache ist auch die Ursache des Verursachten.** Denn die Ursache ist das, wodurch etwas ist. Alles Existirende hat sein Daseyn durch das, was seine Ursache hervorbringt; jener Satz ist eine Beschreibung; diese ist eine Grundwahrheit. Was also die Ursache der Ursache ist, das ist auch die Ursache des Verursachten. Wenn folglich A. die Ursache von B; B. die Ursache von C. ist, so ist offenbar, daß A. die Ursache von C. sey; denn wenn A. die Ursache von B. B. die Ursache von C. ist, so hat C. nach der von der Ursache gegebenen Erklärung sein Wesen durch B.; B. hat vorausgesetztermaßen sein Daseyn von A.; denn A. ist seine Ursache, und C. hat sein Daseyn von B.; also ist A. die Ursache auch von C. W. Z. Erw.

2) **Jede Ursache eines Subjekts ist auch die Ursache seiner zufälligen Beschaffenheit.** Denn diese oder das Accidens hat sein Daseyn durch sein Subjekt; vermöge der Erklärung der Ursache ist das Subjekt die Ursache der zufälligen Beschaffenheit; nach dem vorhergehenden Theorema aber ist die Ursache der Ursache die Ursache des Verursachten; also ist jede Ursache des Subjekts auch die Ursache seiner zufälligen Beschaffenheit. W. Z. Erw.

3) **Nichts hat sich selbst zusammengesetzt oder zum Daseyn gebracht.** Allerdings hat sich etwas selbst zusammengesetzt, sagt der Gegner. D[illegible]

ıgenommen hat es sein Daseyn durch sich selbst; al-
ist es die Ursache seiner selbst nach der Erklärung
r Ursache; folglich ist es eher und besser, als es ist,
ıch der zweyten Grundwahrheit; dieß ist aber wi-
r die dritte Grundwahrheit; folglich ist es unmög-
ch, daß sich etwas selbst zusammengesetzt oder zum
)aseyn gebracht habe. W. Z. Erw.

4) **Es kann weder eine Materie, als Sub-
kt, ohne Form, noch eine Form ohne eine
Materie oder Subjekt seyn.** Wenn die Mate-
e ein Subjekt ist, so ist sie ein diskretes Ding;
s ein solches muß es verschieden seyn, oder machen,
ıß etwas andres von ihm verschieden sey; dieß thüt
aber nicht; denn sie ist weder eine Eigenschaft noch
ıe Form; sie muß also verschieden seyn; also muß
nach der Erklärung dessen, was diskret oder ver-
ıieden seyn heißt, Eigenschaften haben; sie ist folg-
h ein Subjekt einer Form; ist dieß, so ist sie nicht
ıne Form, das ist nicht bloß Materie, welches sich
iderspricht. Auf gleiche Weise verhält es sich auch
it dem Begriffe der Form.

5) **Die Zusammensetzung der Form mit
er Materie ist die Ursache der Substanz;**
nn eine Substanz ist ein aus einer Materie und ei-
r Form bestehendes Ding; also sind die Materie
ıd die Form die Ursache der Zusammensetzuug nach
m ersten Postulate. Die Form kann nicht ohne
Verbindung mit der Materie; die Materie nicht
ıßer der Verbindung mit der Form wirklich seyn,
ie vorher bewiesen worden ist; also haben Form und
Materie ihr Seyn durch ihre Zusammensetzung; die-
ist folglich die Ursache ihrer Existenz, ihre Existenz
aber

aber die Ursache der Substanz; also ist nach dem ersten Theorem die Zusammensetzung der Form mit der Materie die Ursache der Substanz; denn was die Ursache der Ursache ist, das ist die Ursache des Verursachten.

6) **Jede Substanz hat eine dreyfache Ursache, die Materie, die Form, die Zusammensetzung, und von allen dreyen giebt es nur eine und dieselbe Ursache.** Der erste Theil dieses Theorems erhält seine Stäke von dem vorhergehenden. Der zweyte Theil aber aus dem ersten Heischesatze; denn weil eine jede Zusammensetzung eine zusammensetzende Ursache hat, so hat auch die Zusammensetzung der Form in der Materie eine Ursache.

7) **Dinge, die eine Zahl ausmachen, sind von einander verschieden, oder unterscheidende Dinge;** denn eine Zahl ist die Summe von einander verschiednen Dingen nach der Beschreibung, welche sagt, was eine Zahl ist.

8) **Nichts ist seine eigne Ursache;** das beweist das dritte Theorem; nichts hat sich selbst zusammengesetzt; also ist nichts seine eigne Ursache.

9) **Alle untern Ursachen haben Eine höchste Ursache;** denn es giebt keinen Rückgang von Ursachen ins Unendliche nach dem zweyten Postulate.

10) **Die höchste Ursache wird mit keinem Dinge zusammengesetzt; es giebt auch keine Dinge, die zusammengesetzt sie ausmachen.** Ist ein Ding zusammengesetzt, so giebt es nach dem ersten Heischesatze eine Ursache seiner Zusammensetzung:

; diese zusammensetzende Ursache ist entweder Ding selbst, oder ein anders. Aber das, wo ie Rede ist, kann diese Ursache nicht seyn, denn s ist seine eigne Ursache; also ist es ein andres ihr verschiednes Ding. Nun ist jede Ursache und höher, als das, was sie verursacht nach zweyten allgemein bekannten Grundwahrheit, ist sie die höhere oder die höchste Ursache, wel unmöglich ist.

11) Die höchste Ursache ist weder eine Ei chaft noch eine Form. Sie macht mit an kein Ganzes aus; also ist sie weder eine Eigen t oder Form.

12) Die höchste Ursache muß höchsteinfach , und daraus ist klar, daß es nur eine hste Ursache aller Dinge giebt, die man t nennt. Die Wahrheit dieses Satzes erhellt ich aus dem zehnten. Will ein Gegner mit Ketzer Manes sagen, es sey nicht eine höchste che, so nehme man mehr an; zwo höchste Ursa zum wenigsten. Folglich sind sie zwo, und ma eine Zahl aus, woraus folgt, daß sie von ein r verschieden sind, oder einen Unterschied verur n, wie nach dem siebenten Theorem gewiß ist. geben aber beyde keinen Unterschied: denn keine beyden höchsten Ursachen ist eine Eigenschaft oder n; also sind sie von einander unterschieden; sind nterschieden, so haben sie Eigenschaften und For ; diese sind mit ihnen vereinigt worden; alle Zu mensetzung hat eine Ursache; also haben sie eine mehr Ursachen; folglich sind sie nicht, wie an mmen worden ist, die höchsten Ursachen.

13) In Gott giebt es keine zufällige Beschaffenheit. Denn wäre in Gott eine zufä[illegible] Eigenschafft, so wäre er das Subjekt davon; [illegible] zufällige Eigenschaft aber unterscheidet ein Ding [illegible] dem andern; Gott würde also verschieden; er wü[illegible] eine Form seyn, welches wider den angenomme[illegible] Satz streitet.

14) Gott kann weder verändert werd[illegible] noch zunehmen, noch abnehmen, noch [illegible] bewegen. In Gott giebt es keine zufällige Ei[illegible] schaft; also giebt es auch in ihm keine Art der [illegible] wegung.

15) Gott ist ewig. Hätte er angefang[illegible] seyn, so wäre er erzeugt worden; hörte er au[illegible] vergienge er; folglich müßte eine zufällige Eigen[illegible] in ihm gewesen seyn, oder seyn, oder werden, [illegible] ches unmöglich ist.

16) Gott ist unermeßlich, unbegreifli[illegible] unaussprechlich, unnenbar. Unermeßlich; [illegible] es giebt kein Maaß seiner Größe, weil er keine [illegible] und die Größe eine zufällige Beschaffenheit ist: [illegible] begreiflich der Zeit, dem Orte und dem Verst[illegible] nach; denn es lassen sich keine Grenzen der Zeit [illegible] ihm denken, indem er weder angefangen hat [illegible] aufhört. Unumschränkt dem Orte nach; denn [illegible] ein Raum ihn einschränkte, so würde er durch [illegible] chen eingeschlossen werden; folglich hätte er eine Gr[illegible] ße und eine Form, die er nicht haben kann. [illegible] er nun keine Form hat, so kann er auch mit dem V[illegible] stande nicht begriffen werden, indem der natürli[illegible] Verstand kein Ding ohne die Hülfe der Form [illegible] greifen kann; er ist dem Verstande unbegreiflic[illegible]

st auch unnennbar; denn wenn zu einer jeden
: zween Ausdrücke gehören, das Subjekt, und
Prädicat, als die Form des Subjekts, Gott
weder eine Eigenschaft noch Form ist, noch mit
1 Subjekte zusammengesetzt werden kann: so
, daß er unnennbar sey.

7) **Gott kann nicht durch eine wissen-
ftliche Erkenntniß, sondern nur durch
Glauben erkannt werden.** Man erkennt
s wissenschaftlich, was man nicht mit dem Ver-
e begreift; Gott ist aber dem Verstande unbe-
iflich; also kann er auch nicht wissenschaftlich
nt werden.

8) **Gott ist zu aller Zeit, an allen Orten,
allmächtig.** Die Unermeßlichkeit begreift
erschaffenen und anerschaffenen Dinge. Wenn
ein Verfälscher der Wahrheit sagt: Gott ver-
nicht alles, so nehme er etwas Erschaffenes
Anerschaffenes an, welches Gott nicht könne.
wird ein Subjekt oder eine Eigenschaft oder
us beyden bestehende Substanz seyn. Aber
es auch seyn mag, so wird es nach dem ersten
)esatze eine Ursache seiner Zusammensetzung ha-
Nun giebt es eine höchste Ursache der untern
dem neunten; also ist die höchste Ursache, wel-
)er ist, die Ursache dessen, wovon die Rede ist;
t ihr Daseyn von ihm; folglich kann Gott ma-
was es ist, das ist aber wider den angenomme-
Satz. Auf gleiche Art kann man auch die übri-
Theile dieses zusammengesetzten Satzes erwei-

9) **Alles, was in der Schöpfung und
ichtung aller Dinge preiswürdig ist,**

wird Gott als der wirkenden Ursache zuge-
eignet. Gott ist mächtig und gut, weil er mäch-
tige und gute Dinge geschaffen hat. Da durch die
Einrichtung der Dinge, die Begriffe von Liebe, Ge-
rechtigkeit, Barmherzigkeit, Demuth, Frömmig-
keit, und andren solchen Tugenden erweckt werden:
so nennen wir ihn deswegen liebreich, gerecht, barm-
herzig, herablassend, fromm und weise. Durch be-
kannte Vergleichungen heißt er das Licht, die Quelle,
der Aufgang, das Leben, der Sehende; andrer unei-
gentlichen Namen, wodurch wir seine Größe auszu-
drücken suchen, nicht zu gedenken. Zum Beweis
dieser Wahrheit darf man sich nur auf den dritten
Heischesatz berufen. Es ist unstreitig, daß Gott um
der Wirkung willen, und als die Ursache gut oder die
Güte heißt, weil alles, was gut heißt, von ihm
kommt. So heißt er gerecht, weil er die Ursache
aller Gerechtigkeit ist; die Quelle, weil alle Dinge
aus ihm ihren Ursprung gleich Bächen aus ihrer
Quelle, haben, und so weiter.

20) Gott heißt mächtig durch seine Macht,
weise durch seine Weisheit. Dieses alles sind
nur uneigentliche Namen seines Wesens. Sie kön-
nen Gott weder eine Form, noch Eigenschaft, oder
sonst dergleichen etwas geben, weil, wie im sech-
ten Theorem bewiesen ist, Gott höchsteinfach ist.

21) Alles ist in Gott, Gott ist in allen,
und Gott ist, verursachender Weise alles.
Denn alle Dinge sind in Gott als ihrer Ursache.
Gott ist in allen, wie die Ursache in allen ihren
Wirkungen; eben deswegen heißt auch Gott Al-
les in Allen.

22) Gott

22) Gott ist überall dem Wesen, aber [ni]cht dem Orte nach. Nach dem achten Theo[re]m kann man von Gott sagen, daß er allen Orten [al]les vermöge. Der Name Vermögen aber be[ze]ichnet sein Wesen nach dem zwanzigsten; also ist [G]ott überall; folglich dem Wesen nach überall; [ni]cht aber örtlich; denn er ist nach dem sechszehn[te]n Theoreme unbegreiflich.

23) Die bewundernswürdige Zusammen[fü]gung einer jeden Substanz zeigt, wie groß [de]r Urheber sey. Da keine Creatur eine andre er[sc]haffen kann, und die Ursache des Erschaffenen nach [de]r Vernunft höher und besser seyn muß als das Er[sc]haffene, so muß der Schöpfer aller Dinge höchst [be]wundernswürdig und groß seyn.

24) Die Materie, die Form, und die Zu[sa]mmensetzung sind drey von einander ver[sc]hiedene Dinge, welche eine Substanz her[vo]rzubringen vornehmlich erfordert werden. [D]araus ist klar, daß die Wirkung in der Er[sc]haffung einer jeden Substanz eine Dreyfal[ti]gkeit beweise, und diese Dreyfaltigkeit hei[ß]en drey Personen, der Vater, der Sohn, [u]nd der heilige Geist. Daß Materie und Form [g]anz verschiedene Dinge sind, das beweisen die vor[a]usgeschickten Erklärungen; auch ists klar, daß kei[n]e von beyden ihre Zusammenfügung sey; daß aber [d]iese drey zur Schöpfung einer Substanz erfodert [w]erden, das ist aus der Beschreibung derselben klar; [d]enn eine Substanz besteht aus der Materie und [F]orm; bestehen aber ist so viel als zusammengesetzt [se]yn. Dieß Corollarium wird demnach durch den

vorhergehenden Satz bewiesen; denn die Zusammenfügung einer Substanz ist bewunderungswürdig.

25) Obgleich bey der Schöpfung der Substanz die Materie dem Vater, die Form dem Sohne, und die Zusammenfügung dem heiligen Geiste nach einer schicklichen Ordnung zugeschrieben werden kann, so muß doch bey jedem von diesen dreyen Stücken die ganze Dreyeinigkeit wirken, u. s. w.

Auf diese Weise fährt Alanus fort, in dem ersten Buche noch die verschiednen zur Dreyeinigkeit gehörigen Lehren aus einander zu schließen und durch einander zu beweisen. Eben so verfährt er im zweyten Buche, wo er auch gewisse Worterklärungen vorausschickt, aber weder Postulate noch allgemein angenommene Grundsätze beyfügt. Er beweist, Gott sey das höchste Gut, und das Böse sey weder in ihm noch durch ihn; jedes Ding müsse in seiner Natur gut seyn, es sey nun eine Substanz oder eine zufällige Beschaffenheit; die Liebe und die höchste Güte müsse in Gott seyn; die Liebe Gottes beweise, er habe Wesen erschaffen müssen, welche seiner Weisheit und Herrlichkeit theilhaftig wären. Weiter beweist er die Beschaffenheit, die Pflichten und die Freyheit der Engel, zeigt, was aus ihrer Versündigung habe folgen müssen, zeigt die Schicklichkeit und Nothwendigkeit der Erschaffung der Menschen aus der geringsten Materie, die Verbindlichkeit, ihren Fall, die Anständigkeit und Nothwendigkeit ihrer Erlösung, die Größe ihrer Beleidigung Gottes und die Unentbehrlichkeit eines so großen Versöhners und einer unendlichen Genugthuung. Ueberall sieht man

r glaubt zu sehen und beweisen zu können, was
tt anständig oder nicht anständig sey. Er demon-
rt alles bis auf die Nützlichkeit der Taufe, sowohl
Kinder als der Wahnwitzigen. Nicht anders
fährt er mit den übrigen Sakramenten und mit
Lehre von der Auferstehung. Alle seine Sätze
ießen sich an einander; einer ist mit dem andern
ammengekettet. Wie fest die Kette sey, das will
nicht untersuchen; aber es scheint doch, jeder mit
1 andern zusammen zu hängen, und eine Kette
zumachen. Was für ein Wolf; was für ein
rpov seiner Zeiten! Er verweist, wie der Augen-
in lehrt, eben sowohl als diese von einem Theorem
das andre, von einem nach seiner Meynung nun
iesnen und ausgemachten Satz zurücke. Seine
ischesätze und seine Axiomata sind eben nicht sehr
au bestimmte Sätze. Er nimmt sie nicht immer
inem und demselben Verstande, wie der Satz be-
st, Gott sey unnennbar, weil er weder ein Sub-
sey, noch eine Form habe, in jedem Satze aber
Subjekt, und ein Prädicat, als die Form des
bjekts vorkomme. Auch kostet ihm ein Cirkel in
en Erklärungen nichts; denn so nennt er gut, was
nützliches Wesen hat, nützlich aber das, was von
r guten Ursache herrührt. Allein wie viele solche
rwechselungen logischer und metaphysischer mit ei-
ley Worten ausgedrückten Begriffe, wie viele sich
Cirkel umdrehende Erklärungen, wie viele blos
1 Scheine und dem Klange der Worte nach zu-
menhängende Schlüsse findet man nicht bey den
uern, welche die Religion nach der Methode der
ßkünstler haben vortragen, eine Lehre aus der an-
1 herleiten und eine durch die andre beweisen wol-
da doch die Religion fast eben so viele historische

als allgemeine Wahrheiten und Lehren hat! A
nus verdient den Ruhm, daß er ordentlich und
sammenhängend dachte, und für diese Zeiten ga
eine solche Erscheinung war, wie es Wolf nach L
nitzen war, wofür man in diesen Zeiten einen An
von Canterbury halten kann. Wie Leibnitz bey
ner Scharfsinnigkeit viel Witz hatte, sich vieler u
gentlichen und verblümten Ausdrücke zu ganz phil
phischen Ideen bediente, und seine Leser mehr de
ließ, als er sagte, aber eben dadurch eine ge
Dunkelheit, die Mühe macht, über seine Sch
verbreitete: So dachte und schrieb auch Anselm.
Wolf hingegen Leibnitzens Gedanken leichter, d
cher und zusammenhängender als Leibnitz und S
ein Schluß geheftet vortrug: So war auch Ala
allen seinen Schriften im Ausdrucke klar, und i
Zusammenordnung seiner Sätze mehr als andre
seinen Zeitgenossen systematisch, welches seine
Aloysius Minizarelli zuerst ans Licht gegeben
unter den Deutschen noch wenig bekannten gr
theologischen Maximen bezeugen. Petrus,
Lombarde, verräth in seiner Sammlung der t
chen Lehrsätze mehr Belesenheit, aber gewiß
größre Scharfsinnigkeit; er hat viel gesammelt,
nig philosophirt, und über die Aussprüche der V
sehr weitläuftige und verdrießliche Chrien ge
Hätte die christliche Welt im dreyzehnten Ja
derte mehr so klardenkende Geister gehabt, als
war, oder hätten diejenigen, die ihn üb
konnten, sich auf den neugestifteten Univ
welche alle kleinern Schulen verschlangen u
Rechte zu denken und zu lehren, keinem, der
zunftmäßig war, zugestanden, sich nicht außer
schon so tyrannischen Ansehn der Kirche, nach
ner

ıen despotischen Gewalt unterworfen, Europa würde in seinen Reichen früher erleuchtet worden seyn; n es ist aus dem Angeführten klar, was man ht vergißt, wenn man finstre und barbarische hrhunderte nur von ihrer häßlichsten und schwäen Seite ansieht, daß es unter den Scholastikern le Geister gab, welche sich noch anders zu beschäfen wußten, als mit der ihnen so oft vorgerückten ıge, ob das Schwein, das zum Verkaufe nach der adt geführt wird, von dem Stricke, woran es ührt wird, oder von dem Verkäufer, der es an n Stricke führt, gehalten werde.

Allein obgleich manche von diesen hellern Gein vorher sahen, wie sehr nicht allein die Religion, dern auch die Philosophie unter dem so übertrieb- Ansehen des Aristoteles leiden würde, so befestigsie doch solches selbst, einige durch einen allzuhefen Widerspruch wider allen Gebrauch seiner Schrif-, und durch die Verwerfung aller Philosophie, ɔre durch Empfehlungen dieses Philosophen, die ıe Vergötterungen zu seyn, immer eine zu große ɔtung und Ehrerbietung gegen ihn verriethen. In en Fehler verfiel Walther aus dem Kloster des ligen Victors; in diesen Johann von Salisbu- Jener wollte die ganze Philosophie mit der nntniß aller alten heidnischen Philosophen aus der rche verbannt haben, und erklärt alle diejenigen, lche ihre Lehrsätze zum gelehrtern und scharfsinnin Vortrage der Religion anwenden, für Theaterologen, welche, wenn sie Lehrer in der Kirche seyn llten, sich nicht um die freyen Künste, sondern um theologischen bekümmern, die Apostel und nicht Philosophen nachahmen müßten. Er sammelte

Boulay T. II. p. 562.

 alles,

alles, was schon von den ältern Vätern wider die heidnischen Philosophen, wider den Pythagoras, den Zeno, und andre gesagt worden war, und gesagt werden konnte, um seine Zeitgenossen unter den Scholastikern verhaßt zu machen. Aber was konnte eine so übertriebne und hitzige Bestreitung in Zeiten ausrichten, wo man mit den besten und gründlichsten Einsichten in Gefahr war, unter die verächtliche Schaar von Dummköpfen und Eseln verstoßen zu werden; denn so pflegten sich die recht eifrigen Scholastiker wider ihre Gegner auszudrücken, wofern man nicht die Mine des Dialektikers annehmen wollte, oder anzunehmen wußte? Johann von Salisbury suchte sich zwischen dem tödtlichen Hasse, womit einige die Philosophie ganz aus der Kirche ausgerottet zu sehen wünschten, und zwischen einer eben so abergläubischen Verehrung derselben in der Mitte zu erhalten. Er wollte besonders der aristotelischen nicht so viel Gewalt einräumen, als sie sich anzumaßen anfieng. Sein Metalogikus ist eine Schutzschrift für die Philosophie, enthält aber zugleich viel scharfe und nachdrückliche Erinnerungen wider den Misbrauch der Dialektik. Nichts, sagte er mit dem Seneca, ist verhaßter als die Spitzfündigkeit, wo nichts als Spitzfündigkeit ist. Daher kommt es, daß so viele in kindischen Fragen grau werden, immer zweifeln, immer Fragen aufwerfen, nie zu einer gewissen Erkenntniß gelangen, oder sich mit einem unerträglichen Stolze auf alles einlassen, alles wissen, über alles urtheilen und entscheiden wollen, und wenn sie nur reich an Worten sind, sich Philosophen zu seyn dünken.

Metalog. libr. 2. c. 8.

Was

Was wahr oder falsch, was wahrscheinlich oder
vahrscheinlich ist, das zu untersuchen, ist verge-
s, weil man mit weiter nichts als mit Wahr-
inlichkeiten zu thun haben will. Versucht man
zeigen, daß nicht alles wahr oder falsch sey, was
ir oder falsch zu seyn scheint, so erhebt sich ein Ge-
ey, daß man übertäubt, oder ein Gelächter, da-
man zum Stillschweigen gebracht werden möge.
se dialektischen Klopfechter fragen, ob man pre-
n wolle, und sagen, daß sie keinen Hermogaras,
dern einen Peripatetiker hören wollen, ob sie gleich
Peripatetiker mehr durch ihr Umherlaufen, als
ch eine genaue und sorgfältige Untersuchung der
ahrheit nachahmen. Solche und noch viel andre
ch starke und oft sehr satyrische Züge wider den
sbrauch der peripatetischen Dialektik hat Johann
Salisbury; er ist auch in seiner Verehrung des
stoteles nicht so abergläubisch, daß er ihn für un-
bar gehalten hätte; allein wie erhob er ihn dem-
geachtet nicht! Die Sonne, sagt er, schien vom
nmel gefallen und ausgelöscht zu seyn, als Plato
b; aber dafür gieng Aristoteles, wie ein Mor-
stern, dem menschlichen Geschlechte auf, erleuch-
die Welt mit mannichfaltigen Stralen der Weis-
, und öffnete die verfinsterten Augen der Sterb-
en zum Anschauen der Wahrheit. Er breitete
über alle Theile der Philosophie aus, und erwarb
die Ehre, vorzugsweise der Philosoph genannt
werden. Bey einer so herrschenden Hochachtung
en ihn darf sich niemand verwundern, daß Adam,
englischer Philosoph, sagte, er würde sich auf
mal von allen seinen Zuhörern verlassen sehen,
n er alle dialektischen Grübeleyen und Spitz-

Libr. VII. c. 6. de nugis Curial.

fün-

fündigkeiten aus seiner Unterweisung der Jugend
verbannen wollte.

Jedermann wird sich bey dieser allgemeinen Be-
zauberung von Aristoteles philosophischen Größe leich
vorstellen, mit welcher Begierde theils einige sein
griechischen Schriften, die man in den letzten Jahr
des zwölften Jahrhundertes von Constantinopel na
Frankreich brachte, theils die Uebersetzungen dersel
aus den Uebersetzungen der spanischen Araber mit de
Auslegungen des Averroes und andrer Saracenen i
Frankreich und Italien aufgenommen wurden. Ma
kann sich aber eben so leicht vorstellen, wie eine Ph
losophie beschaffen gewesen seyn müsse, die man a
solchen trüben und unreinen Quellen zu schöpfen a
fieng, da im ganzen Occidente niemand war, d
den Aristoteles in seiner eignen Sprache lesen un
verstehen konnte. Wie man die Worte eines Me
schen besser in der Nähe und aus seinem Munde
ren und verstehen kann, als wenn man sie in ein
großen Entfernung von ihm vernimmt, oder we
sie uns in der Entfernung von ihm von andern zu
rufen werden, die ihn auch nur halb gehört und v
standen haben: So verhielt es sich auch mit der E
sicht, die man in diesen Zeiten durch die Uebersetz
gen der arabischen Uebersetzungen der aristotelisch
Schriften von den darinnen vorgetragenen Meynu
gen erhielt. Die arabischen Uebersetzer hatten d
Philosophen, den sie fast so sehr als ihren Mahom
bewunderten, nicht verstanden, nicht verstehen, u
auch nicht richtig übersetzen können. Diejenigen
welche die Schriften der Griechen ins Syrische u
Arabische übersetzten, und sie den Saracenen in d
Hände lieferten, wußten ihn nicht durch ihn selbst z

erklä

ären, erriethen an tausend Orten nicht, was er
:te, weil sie ihn nur aus den spätern griechischen
slegern dem Porphyr, dem Themistius, Philo-
nus und Damascenus verstehen zu lernen such-
, und verfehlten seinen Sinn viel öfter, als sie
trafen, weil sie zu unerfahren in der Geschichte
Philosophie waren, und die Meynungen derer
ht kannten, auf die sich dieser eben deswegen so
ıkle und räthselvolle Philosoph bezog, oder die er,
ıe sie zu nennen, widerlegt hatte. Hätte man in
sen Zeiten nur den geringsten Begriff gehabt, wie
l zu einer getreuen Uebersetzung oder zu einer ge-
uen Auslegung besonders tiefsinniger Schriften ge-
't: So würde man zum wenigsten einiges Mis-
uen in Uebersetzungen aus Uebersetzungen gesetzt
ɔen, und dadurch würde man veranlaßt worden
n, zu versuchen, ob man nicht zu der Quelle selbst
nmen könnte, ehe man aus den daher geleiteten
ächen schöpfte, die jedem so leicht verdächtig wer-
ı konnten. Aber einen solchen Argwohn ließ sich
:mand auch im Traume einfallen; besonders erho-
ı die Dominicaner und Franciscaner, welche sich im
ıfange des dreyzehnten Jahrhundertes ohngeachtet
es Widerspruches eines Wilhelm von St. Amour
d andrer parisischen Lehrer in die Lehrsäle ihrer Uni-
rsität eingedrungen hatte, diese neuen Uebersetzungen
r aristotelischen Schriften, als unerschöpfliche Quellen
r Weisheit, um sich durch ungeheuere Bände von
ıslegungen darüber noch mehr Ruhm und Ansehen
verschaffen.

Man konnte sichs zwar nicht verbergen, was die
eligion in der Verbindung mit der finstern von den
verroisten noch mehr verderbten und verfinsterten
aristo-

aristotelischen Philosophie werden mußte, da zu
wie Du Boulay aus alten Nachrichten erzählt,
Bewunderer den Griechen dem Apostel Paulus
nicht vorzogen, doch gleich schätzten. Die alten
losophen, die sich mit Porphyrs Isagogen und
Schriften des Boethius begnügten, empörten sich
gegen den arabischen Aristoteles, den selbst weder
alte Griechenland, noch das alte Italien noch
stoteles verstanden haben würden, und nahmen
den dem neuern Spinozismus sehr ähnlichen Irr-
mern, die **Almaricus** und **David** von Dinan
gleich im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts
Paris ausbreiteten, Gelegenheit, den römischen
gaten Corceon oder Courceon zu vermögen, daß
Lesen der aristotelischen Schriften bey der parisi
Universität verboten werden möchten. Sie erhi

Im Jahre 1215.

so weit ihren Endzweck, daß nur der Vortrag
Dialektik dieses Philosophen mit dem vierten
seiner Topik und mit seiner Moral erlaubt, die
klärung seiner Physik und Methaphysik aber
großer Strenge untersagt wurde. Allein seine
de genossen dieses Sieges nicht lange, ob man
dieses Verbot von Zeit zu Zeit erneuern ließ.
Kaiser, **Friedrich der zweyte**, ließ über die
dem Arabischen auf seinen Befehl veranstalteten
bersetzungen, die er an die Universität in Bonon
mit großen und ausschweifenden Lobeserhebun
übersendet hatte, auf dieser hohen Schule öffentl
Vorlesungen halten. In Deutschland wurden
ohne Widerspruch eingeführt, und in Frankreich
den sie an den Dominicanern und Franciscan
so eifrige Beschützer, daß dieses Verbot beyna
so wenig geachtet wurde, als wenn es nie gege
worden wäre.

Mit

Mit diesem Triumphe der arabischaristotelischen
ilosophie fieng sich das zweyte Zeitalter der Scho-
iker an. Diejenigen, die sich vor andern darin
hervorgethan haben, sind Albert der Große,
omas Aquinas, Petrus der Spanier, Ro-
Baco, Aegidius, aus dem Geschlechte Co-
na, und Johann Duns, ein Schottländer.

Albert, mit dem Zunamen der Große, von Lau-
:n an der Donau gebürtig, aus dem adlichen
ıse von Ballstedt, ein Domicaner, welcher end-
nach verschiednen von ihm bekleideten geistlichen
irden Bischof von Regenspurg wurde, aber auch
Bißthum bald wieder niederlegte, lehrte die Phi-
phie und Theologie mit einem erstaunlichen Bey-
: und Ruhme zu Cölln. Sein tiefsinniger Ver-
d, seine damals vorzügliche Einsicht in die Ma-
ıatik, in die Naturkunde und in die Mechanik,
die Werke der Kunst, die er verfertigt haben soll,
hten ihn, nach dem Schicksale andrer Lehrer, in
Ruf, daß er ein Zauberer wäre. Seine Werke
agen ein und zwanzig ungeheure Bände, von de-
der erste blos seine Auslegungen über die Logik
Aristoteles; der zweyte, fünfte und sechste, Er-
ungen über die Physik; der dritte, über die Me-
ysik; der vierte, über die Moral und Politik des-
n enthält. In den übrigen findet man eine Aus-
ng der pseudodionysianischen Werke, eine theolo-
ɪe Summe und zugleich einige ascetische Schrif-
Fast auf allen Blättern erscheinen Aristoteles
Averroes. Albert hat viel mit den alten von
toteles bestrittenen Naturkundigern zu thun, die
widerlegt, ohne ihre Geschichte und den wahren
n ihrer Meynungen aus den Quellen selbst zu
kennen,

kennen, eben so viel mit den vier Elementen, und ih-
ren vier Eigenschaften, der Hitze, der Kälte, der
Trockenheit und der Nässe, woraus er alle Erschei-
nungen in der körperlichen Welt; (man kann sich leicht
vorstellen, wie;) zu erklären weiß; sehr freygebig
mit Grundsätzen, die er alle als unzweifelhaft voraus-
setzt, ob sie gleich weder klar und einleuchtend, noch
sonst erwiesen sind. Was er vom Himmel sagt, be-
weist, daß er kein Sternkundiger war, ob er gleich
die Astrologie sehr hoch schätzte, und sie zuweilen in
die Lehre der Politik einmischte; gleich unwissend in
der Geographie, und Etymologie, worinnen er viel
sehr lächerliche Fehltritte thun mußte, weil er grie-
chische Namen, ihre Abstammung und Bedeutung
erklären wollte, ohne Griechisch zu wissen. Man
findet in diesem Chaos zwar einige Spuren von Ver-
nunft; sie sind aber um so viel schwerer zu entdecken,
je rauher und barbarischer die Schreibart ist, worin-
nen er seine so selten wahren, und so oft falschen und
unnützen Spitzfündigkeiten vorgetragen hat.

Thomas, von Aquino im Campanien, ein
Sohn Landulfs, des Grafen dieser kleinen Stadt,
welcher in seiner Kindheit und Jugend theils zu Mon-
tecassino, theils zu Neapolis in der Philosophie und
den freyen Künsten unterrichtet wurde, und ohne
Vorwissen seiner Aeltern und wider ihren Willen in
den Dominicanerorden trat, legte sich mit großem
Ernste unter Alberts des Großen Anführung auf die
aristotelische Philosophie und Theologie, die er unge-
fähr in der Mitte des dreyzehnten Jahrhundertes auf
der Universität zu Paris zu lehren anfieng. Sein
Lehrer, Albert der Große, und Bonaventura ar-
beiteten zu Anagni mit dem Papste an der Verurthei-
lung

des Buches, welches **Wilhelm** von St.
ur von den lezten Zeiten besonders wider
euen Predigerorden geschrieben hatte. Die
nschaften liebte er so sehr, daß er sich nicht ent-
en konnte, eine geistliche Würde anzunehmen.
vig, der Heilige, von Frankreich, hatte eine
ße Hochachtung für ihn, daß er ihn oft zu
zog; Urban der vierte aber wollte ihn immer
h haben, und es war fast keine berühmte ita-
he Stadt, wo er nicht die Theologie öffentlich
gen mußte. Er lehrte sie zu Viterbo, Orvie-
ondi, Perusa, Neapolis und Rom, und überall
ließ er den Ruhm des gelehrtesten, gründlich-
ind demüthigsten Gottesgelehrten seiner Zeit.
all predigte er, und wußte, was ihm besonders
hre gereicht, seine dialektischen und aristoteli-
Grübeleyen vor dem Volke zu vergessen. Gre-
er zehnte berief ihn auf die Kirchenversammlung
n; er starb aber auf seiner Reise dahin in dem
zienserkloster Fossa Nova zum allgemeinen Leid-
nicht allein seines Ordens, sondern seiner gan-
irche. Niemand hat sich unter allen Schola-
ı ein größres Ansehen in der römischen Kirche
ben, als **Thomas**. Er erhielt den Namen
Engels der Kirche, und ob ihm gleich **Bo-**
ntura und **Duns** unter den Franciscanern den
in ihren Schulen streitig machen, so hat er
elbst vieler wahren Vorzüge wegen die erste
: unter den scholastischen Gottesgelehrten be-
et, und behauptet sie noch. Selbst der gelehr-
ŋmatische Vortrag der Religion in unsern von
len Verderbnissen der finstern Zeiten gereinigten
en beweist, verglichen mit der thomistischen
ogie, noch immer durch manche sehr kenntliche

Aehnlichkeiten mit ihr die Größe seines Einflusses u
Ansehens. Thomas hätte ein Philosoph werden k
nen; er besaß viel Scharfsinn, ein glückliches Au
einen Satz von allen Seiten zu betrachten, alles
entdecken, was sich für denselben und wider ihn sa
ließ, und zugleich eine unglaubliche Fertigkeit,
der Sätze und Bestimmungen, die er für wahr h
bewußt zu bleiben, und alles gleichsam aus einem
veränderlichen Standpunkte zu betrachten. Wie
hätte er also nicht zur Erweiterung der menschli
Einsichten beytragen können, wenn er theils kei
demüthiger Sclave vom Aristoteles und von dem
so heiligen Ansehen der Kirchenväter, noch so e
gewesen wäre, sie, wenn ihre Sätze einander wi
sprachen, durch irgend eine ausgekünstelte Be
mung und Einschränkung zu vereinigen, theils a
eine beßre und richtigere Methode in der Unte
chung der Wahrheit gehabt und beobachtet hä
Alle Sätze, die er vortragen wollte, die wahren
wohl, als die falschen, verwandelte er in Fragen,
durch er zwar den menschlichen Verstand gewö
nach Erklärungen, Gründen und Beweisen zu
gen, aber auch viele unnütze und der Erweiter
der engen Grenzen seiner Einsicht sehr nachthe
Zweifel veranlaßte. Erst führte er die Gründe
das an, was er für falsch erklären wollte; dann
er seinen Satz vor, und beantwortete die Beweis
Gegentheils als Einwürfe, die keinen Grund hä
Damit man sich eine deutliche Vorstellung von
Art, die Richtigkeit und Unrichtigkeit eines ge
Satzes zu erweisen machen möge, so will ich sie ih
mit einem einzigen Beyspiele aus seiner Summ
Theologie erläutern, und dazu die erste die beste
wählen, die mir in die Hände fällt, weil jede zu

1 Endzwecke gleich gut ist, und zugleich zeigt, wie
h ihm alle Scholastiker in ihren sowohl philosophi-
en als theologischen Unterweisungen zu verfahren
gten. Er wirft die Frage auf, ob das Böse
s ihm entgegengesetzte Gute ganz verderbe.
dieser Frage sind alle Begriffe unbestimmt, und
allgemein, daß man eben darum, weil sie nur
r und nicht in deutliche Begriffe verwandelt sind,
gewiß seyn muß, was man antworten müsse. Un-
timmt ist der Begriff des Bösen, unbestimmt der
griff des Guten, unbestimmt der Begriff des Ver-
bens; ein richtig denkender Verstand würde diese
griffe erklärt haben, und dann würde weder eine
ige noch eine Antwort nöthig gewesen seyn. Tho-
s hingegen wirft seine Frage auf; nunmehr, sagt
es scheine, daß das Böse das Gute ganz verder-
Denn erstlich werde von entgegengesetzten Din-
eins von dem andern ganz verdorben. Das Gu-
und das Böse wären Dinge, die einander entge-
gesetzt wären; also könnte das Gute durch das
se ganz verderbt werden. Weiter sagt Augustin,
Böse schade in so fern es das Gute aufhebe; das
te aber sey sich selbst gleich und einförmig; also
derbe das Böse das Gute; das Böse schade fer-
, so lange es da sey, und nehme Gutes hinweg;
aber, wovon etwas hinweg genommen werde,
sse endlich ganz vernichtet werden, weil es nicht
ndlich sey; das erschaffene Gute sey nicht unend-
; also verderbe das Böse das Gute ganz. Jedoch
er dieß alles streite, was Augustin sage, daß das
se das Gute nicht ganz vernichten könne. Nun-
or sagt er, was er behauptet, welches allezeit die
nclusion, oder der Schluß heißt: Das Böse
derbt das ganze ihm entgegengesetzte Gute;

kann aber niemals das Gute, das ein S
ject ist, noch das Gute, das eine Fähig
eines Subjects zu einem Actus ist, ganz
derben. Ich antworte, fährt er fort, man m
sagen, das Böse könne das Gute nicht ganz verd
ben. Denn man muß bedenken, das Gute sey
erley. Es giebt eine Art des Guten, das ganz
gehoben wird; das ist das Gute, das dem B
entgegengesetzt ist. So wird das Licht durch die F
sterniß, das Gesicht durch die Blindheit ganz a
hoben. Es giebt aber eine Art des Guten, w
durch das Böse weder aufgehoben noch verm
wird; dieses ist das Subject des Guten. Se
die Substanz der Luft durch die Finsterniß nicht
mindert. Ferner giebt es eine Art des Guten,
ches durch das Böse zwar vermindert, aber nicht
zernichtet wird, und von dieser Art ist die Fäh
des Subjects zum Actus; wie die Fähigkeit erl
tet zu werden zwar immer vermindert, aber
ganz aufgehoben und vertilgt werden kann.
mehr antworte ich auf den ersten Beweis des S
daß das Böse das Gute ganz aufhebe: Das B
das dem Guten entgegengesetzt ist, hebt es ganz
andre Arten des Guten aber werden nicht aufge
ben; auf den andern Beweis, daß die Fähigkeit
was sey, was sich zwischen dem Subject und
Actus befindet; da wo sie an den Actus grenzt,
sie durch das Böse vermindert, auf der Seite,
sie zum Subjecte gehört, bleibt sie wie sie ist.
nun also gleich das Gute sich selbst ähnlich ist,
wird es doch wegen seiner Vergleichung zu versch
nen Dingen nicht ganz aufgehoben, sondern nur
Theil. Auf den dritten Grund antworte ich,
dergleichen Fähigkeiten, wie sie eine unendliche V

:ung zulassen, also auch, ohne ganz vernichtet zu
'en, eine Verminderung ins Unendliche leiden
en. Wer sieht nicht, daß eine solche Art Sätze
:trachten und ihre Wahrheit zu untersuchen, we-
ine richtige noch eine gründliche Erkenntniß ge-
'e, unendliche Wortkriege erzeuge, und zugleich
so verdrießlich sey, als sie langweilig und weit-
:ifig ist; eine sophistische Taschenspielerkunst, wo-
) ein Satz auf den Wink des Gauklers bald ge-
wird, bald verschwindet, ohne daß man sehen
, ob er uns eine Wahrheit oder einen Irrthum
oder nimmt. Wie selten werden Menschen den
en Weg treffen, wenn sie eine Lust daran finden,
:r Umwege zu nehmen, und wenn sie endlich
einem La Fontaine nach weiten Umherschwei-
n bey ihrem Ziele anlangen, sich doch rühmen,
ie den kürzesten gegangen sind?

Thomas wurde nur acht und vierzig Jahre alt;
muß über die Kürze seines Lebens erstaunen,
man an die Menge seiner Werke und zugleich
ine übrigen Arbeiten gedenkt; denn dieser uner-
te Geist war bey aller seiner Arbeitsamkeit sehr
ig und willfährig, mit sich reden zu lassen, sehr
:fertig und sehr genau in der Erfüllung seiner
chsregeln. Seine Härte gegen sich durch seine
ı und strengen Casteyungen griff zugleich seinen
er so an, daß er in seinem kurzen Leben vielleicht
krank als gesund war. Auf seine Schreibart
ete er freylich keinen Fleiß. Realisten, und das
n alle Scholastiker in dem zweyten Zeitalter der
oteliſchen Schulphilosophie, bekümmerten sich,
ie sich rühmten, nur um die Sachen und nicht
ie Worte; die Sprachen haßten sie, und hielten
wofür doch von den ältern christlichen Vätern

nur die philosophischen Lehrbegriffe erklärt wu[illegible]
mit der Critik und den freyen Künsten, für Pfl[illegible]
schulen aller Irrthümer. Geschmack und Zier[illegible]
keit sind also Eigenschaften, die man vergeblich [illegible]
ihm suchen würde, ob er gleich einen noch viel [illegible]
lern, verständlichern, und auch noch zuweilen la[illegible]
nischern Ausdruck hat, als die übrigen Scholasti[illegible]
unter denen ich doch den Bonaventura und [illegible]
ausnehme. Allein, wenn ihm gleich seine Sch[illegible]
art nicht viel Mühe gekostet hat, so hat er doch [illegible]
endlich viel Zeit auf seine Compilationen w[illegible]
müssen; denn er führt fast alle Väter an, und [illegible]
eine sehr ausgebreitete Belesenheit. Gleichwoh[illegible]
tragen seine Werke nach der römischen Ausgabe [illegible]
zehn, und nach der, so zu Anvers erschienen [illegible]
achtzehn Bände in einem großen Folio. Die [illegible]
fünf Bände enthalten in beyden Ausgaben bloß [illegible]
Auslegungen über zwey und funfzig Bücher des [illegible]
stoteles; ein zu einer Art von Unendlichkeit au[illegible]
dehntes Werk, dessen Lesen oder Durchblätt[illegible]
auch die eisernste Geduld nicht auszuhalten fähig [illegible]
wenn man seinen Geschmack einmal an eine ge[illegible]
Philosophie verwöhnt hat.

Bonaventura, mit seinem rechten Namen [illegible]
hann Fidanza von Bagnarea aus dem Flore[illegible]
schen, war sein Schüler, und gehört mehr z[illegible]
scholastischen Theologen als Philosophen, ob er [illegible]
auch die aristotelische Philosophie in seinen Erk[illegible]
gen des Lombardus auf die Wahrheiten der Re[illegible]
anwendet. Seine zwar abergläubische aber doch [illegible]
liche und eifrige Frömmigkeit, seine Demuth [illegible]
sein sanftes Herz erwarben ihm unter den Fran[illegible]
nern, in deren Orden er getreten war, eine so a[illegible]
me[illegible]

e Liebe, daß er bereits im vier und dreyßigsten
ré zu ihrem Generale erwählt wurde. Clemens
vierte wollte ihn zum Bißthume von York er-
ı; allein er lehnte diese Würde von sich ab, wurde
von seinem Nachfolger, Gregor dem zehnten,
thiget, die Würde eines Cardinals anzunehmen.
er hat viele Werke hinterlassen, die aber, seine
rift von der Anwendung der freyen Kün-
auf die Theologie ausgenommen, bloß dogma-
, und zum Theil ascetisch sind. Unter allen
olastikern hat er den deutlichsten Vortrag. Er
nt wirklich die Absicht gehabt zu haben, mehr
as Herz als für den Verstand zu arbeiten. Sein
r, Thomas, fragte ihn einmal, aus welchen
len er das Rührende schöpfte, das man in seinen
riften fände; er zeigte auf sein Crucifix und ant-
ete: Das ist das große Buch, woraus ich alles
, was ich weiß. Seine Betrachtungen über
Leben Jesu haben viel einnehmendes. Indeß
er seine Klosterascetik besonders aus den pseu-
onysianischen Schriften erlernt, und daher kommt
daß er im Vortrage der Religion, und beson-
ihres moralischen Theiles mehr neuplatonisch,
aristotelisch ist. Aus dem Pseudodionysius hat
n uneigentlichen und verblümten Ausdruck, der
ı Philosophen so wenig kleidet. Will man da-
eine genauere Vorstellung haben, so braucht
aus seiner Anwendung der Künste auf
Theologie nur die Sätze zu betrachten, wo-
en er zeigen will, in welch einer Verbindung
natürliche und die geoffenbarte Erkenntniß der
theit mit einander stehen. Alle gute und alle
kommne Gabe Gottes, sagt er, kommt von oben
ab von dem Vater des Lichts; es giebt also einen

mannichfaltigen und reichen Ausfluß aus diesem ursprünglichen Lichte. Obgleich alle Erleuchtung innerlich durch die Erkenntniß gewirkt wird: so kann sie doch in das äußere Licht, welches die Mechanik, in das untere Licht, welches die sinnliche Erkenntniß, in das innere Licht, welches die philosophische Erkenntniß, und in das höhere Licht, welches das Licht der Gnade und der heiligen Schrift ist, eingetheilt werden. Das Licht der mechanischen Künste betrifft die körperlichen Bedürfnisse, ist knechtisch und von unedlerer Art als die philosophische Erkenntniß; es gehören dazu sieben mechanische Künste, die Weberkunst, die Kriegskunst, der Ackerbau, die Jägerey, die Schifffahrt, die Schauspielkunst, und die Arzneykunde. Durch das Licht der sinnlichen Erkenntniß, das nach unsern fünf Sinnen fünferley ist, erkennen wir die natürlichen Formen der Dinge. Denn der empfindsame Geist hat die Natur des Lichts und lebt in den Nerven, deren Beschaffenheit hell und undurchdrünglich ist und in den fünf Sinnen vervielfältigt wird. Das Licht der philosophischen Erkenntniß erleuchtet den Menschen zur Untersuchung der mit dem Verstande erkennbaren Wahrheiten, und heißt das innerliche Licht, weil es den innern und verborgenen Ursachen nachforschet, und zwar durch die Gründe der Wissenschaften und der natürlichen Wahrheit, die den Menschen angebohren sind. Es giebt aber eine dreyfache Art der Wahrheit; eine Wahrheit der Sätze; eine Wahrheit der Dinge; und eine Wahrheit der Sitten; deswegen theilt sich die Philosophie in die vernünftige, die natürliche und die moralische. Die Vernünftige hat entweder mit dem Ausdrucke, oder mit dem Unterrichte, oder mit der Bewegung

der

Gemüther zu thun; sie begreift also die Sprach-
e, die Logik und die Rhetorik. Weil unser
stand sich in seinen Urtheilen nach den Formal-
den richten muß, wir aber drey Arten solcher
nde haben, bey den Körpern die Formen der
erie, bey der Seele die intellectualischen, und
r Erkenntniß Gottes die idealen Gründe und
chen, so wird die natürliche Philosophie in die
urkunde im eigentlichen Verstande, in die Ma-
natik und in die Metaphysik eingetheilt. Auch
moralische Philosophie hat drey besondre Ar-
ein Theil lehrt die Monastik, welche zeigt,
man sein eignes Leben einrichten müsse, die Oe-
omik, und die Politik. Weil alle diese Er-
nisse ihren Ursprung von Einem Lichte haben, so
hen sie sich alle auf die Erkenntniß der Schrift,
darinnen begriffen, erhalten dadurch ihre Voll-
nenheit, und gereichen vermittelst derselben zur
en Erleuchtung. Das Licht der Sinnlichkeit
auf die Theologie angewendet, wenn wir Gott
sein Wort den Sohn erkennen, wie wir durch
che Bilder die außer uns befindlichen Dinge
n lernen; die Mechanik, wenn wir erwägen,
gleichwie ein Meister sein Werk nach einem ge-
n Risse macht, also auch alle Creatur durch den
n Gottes gemacht sey; die Philosophie, wenn
erkenne, daß wie das Wort von der Seele aus-
und doch in der Seele ist, also auch das ewige
vom Vater erzeugt sey, ohne von ihm wesent-
unterschieden zu werden, und wie der Gedanke
sein Wort ausgedrückt wird, also auch das
tbare Wort Gottes sich durch die Menschwerdung
ar gemacht habe.

Dieses ist zureichend, einzusehen, in welcher Verbindung sich Bonaventura die verschiednen Theile der menschlichen Erkenntniß mit der Religion gedacht habe; man sieht, wie er in allen Arten derselben das Geheimniß der Dreyeinigkeit und der Menschwerdung, in der Folge auch der geheimen Vereinigung der Seelen, wie sie in den pseudodionysianischen Schriften vorgetragen wird, zu finden wisse. Alles vom Sohne Gottes an bis auf die menschliche Seele ist bey ihm ein Ausfluß aus Gott, dem vollkommensten Lichte, und diese kann nicht anders als durch die Rückkehr in denselben vollkommen glücklich werden. Die beste Ausgabe seiner Werke, welche Auslegungen über einige biblische Bücher, u. w. über den Lombardus, Predigten und verschiedne ascetische Schriften enthalten, ist die römische, welche sieben Bände in Folio ausmacht.

Johann B. Köhler vollständ. Nachricht. vom Papste Johann 21. Götting. 4. 1760.

Petrus, der Spanier genannt, weil er von Lissabon gebürtig war, eines Arztes Julianus Sohn, erhob sich durch den Ruhm, den er sich durch seine Einsichten in die Philosophie und die Arzneykunst erwarb, zu den höchsten geistlichen Würden in Portugall, seinem Vaterlande, und endlich zum päpstlichen Stuhle, nachdem ihn Gregor der zehnte auf der Kirchenversammlung zu Lyon zum Cardinal und Bischofe von Frescati gemacht hatte. Als Papst nahm er den Namen Johann des Ein und zwanzigsten an. Er war kein Freund der Mönche, und sie waren es eben so wenig von ihm. Als Philosoph wurde er bloß durch seine kurzen Lehrbegriffe der Logik berühmt; denn dieser war für die Dialektiker seines und der folgenden Jahrhunderte eben das, was Lombardus in den Schulen der Theologen war. Man hat ihm

den-

selben streitig machen und einem jüngern Domi-
iner gleiches Namens zueignen wollen; die Mey-
ig aber, daß er nicht der Verfasser sey, ist bloß
er entstanden, daß diese einige Aenderungen da-
ien vorgenommen hat. Man unterscheidet ge-
niglich seine Summulas und seine sieben tracta-
logicales von einander; allein, wie ich glaube,
e Grund; zum wenigsten erklärt sein Ausleger
hann Versor diese sieben Abhandlungen über die
alektik für Theile seiner Summularum. Wer die
lektische Sprache der scholastischen Philosophen und
ttesgelehrten in einem kurzen und noch ziemlich
ständlichen Auszuge kennen lernen will, kann der
ik dieses Papstes nicht entbehren, und bloß des-
gen habe ich seiner an diesem Orte gedenken wol-
, indem er sich sonst nicht um die scholastische Phi-
phie und Theologie verdient gemacht, und weder
eine noch die andre durch seine Arbeiten aufge-
rt, sondern vielmehr verdunkelt hat. Daß er,
fast die meisten Gelehrten seiner Zeit, der grie-
chen Sprache ganz unkundig gewesen ist, beweist
Anmerkung, die er gleich im Anfange seiner
ummeln über die Etymologie der Dialektik macht;
Wort, das er mit einem Ypsilon schreibt, und
ein aus dem griechischen Wort Δυα und λογος
ammengesetztes Wort ausgiebt; mit der beygefüg-
Anmerkung, daß die Logik darum Dyalektik
ße, weil sie eine Wissenschaft sey, welche zeige,
man einen und denselben Satz theils bestreiten,
ils vertheidigen könne. Solche glückliche Sprach-
ner und Etymologisten waren die Philosophen
ser Zeit!

Alle diese Philosophen mit allen folgenden Scholastikern verdienen, wenn man nicht bloß auf die natürlichen Fähigkeiten und Anlagen der Seele zur Philosophie, als vielmehr auf die Anwendung und den Gebrauch derselben zur Entdeckung neuer Aussichten in der Philosophie sieht, gegen Roger Baco, einem Engelländer, der sich in der Mitte des dreyzehnten Jahrhundertes den Namen des Bewundernswürdigen erwarb, kaum genannt zu werden. Er verdiente seinen Namen und war ein Newton seines Jahrhundertes. Bayle, welcher ihn für einen Schwärmer erklärt, würde sich dieser Ungerechtigkeit gegen ihn nicht schuldig gemacht haben, wenn er seine Werke gekannt hätte. In seiner Jugend studierte er zu Oxford, wurde zu Paris Doctor der Theologie und trat bald darauf in den Franciscanerorden. Er unterschied sich, außer seinen tiefen Einsichten in die Philosophie, und in die nützlichsten Theile derselben, in die Astronomie, Perspectiv, und Chymie, worinnen er die großen und wichtigen Entdeckungen machte, wie auch in die Experimentalphysik von andern Gelehrten seiner Zeit dadurch, daß er nicht allein des lateinischen und des Griechischen, sondern auch des Ebräischen und des Arabischen mächtig war, und mit allen diesen Kenntnissen eine weitläuftige Belesenheit in den besten Schriftstellern des gelehrten Alterthums verband. In diesen finstern Zeiten hatte er allein einen richtigen Begriff von der Philosophie, ihrer wahren Bestimmung und ihrem Nutzen, kannte die Mängel derselben, und sah ein, daß seine Zeiten gelehrter und philosophischer zu seyn schienen, als sie wirklich waren, obgleich, wie er sagt, seit vierzig Jahren besonders aus den Bettelorden jede Stadt, jedes Schloß, jeder Flecken mit Phi-

Chaufepied. Nouveau diction. histor. et crit. T. I. P. II. p. 3. et seqq.

hilosophen bevölkert waren. Aristoteles war zwar
ch ihm die Quelle aller Philosophie; allein weil
n niemand aus ihm selbst, sondern nur aus den
maligen elenden lateinischen Uebersetzungen seiner
chriften kannte, so glaubte er, und war kühn ge-
g es laut zu sagen, daß die Wissenschaften mehr
vonnen haben würden, wenn niemand diese Ueber-
ungen gelesen hätte. Ich, sagte er, wenn ich
er die aristotelischen Schriften zu befehlen hätte,
rde sie alle verbrennen lassen, weil die Mühe, die
n auf die Erlernung seiner Philosopie wendet, ein
z unnützer Zeitverderb ist; der gemeine Haufe der
udierenden asinirt sich mit seinen Häuptern und
führern bey solchen schlechten Uebersetzungen zu
de, verliert seine Zeit, seinen Fleiß, und sein
ld, hängt an dem bloßen Scheine von Erkennt-
, die er zu erhalten meynt, und bekümmert sich
ht darum, was er weiß, sondern was er vor einer
rnen Menge von Menschen zu wissen scheint.

Nichts kann vernünftiger seyn, als was er in
em sogenannten größern Werke über die Hin-
nisse einer gründlichen Erkenntniß der Philosophie
der Religion sagt. Die vornehmsten sind, wie
n dem ersten Theile dieses Werkes beweist,
Herrschaft eines schwachen und unwürdigen Anse-
s über den menschlichen Geist, die Gewalt der
vohnheit, die Meynung des großen Haufens und
eitle Kunst seine Unwissenheit zu verbergen, und
doch die Mine einer besondern Weisheit und Ge-
samkeit zu geben. Er zeigt, daß das Vorurtheil
s keiner Achtung würdigen Ansehens, die Macht
Gewohnheit und die Meynungen des Pöbels die
llen aller Irrthümer sind, und deswegen will
daß man nicht alles, was man höre oder lese,
blind-

blindlings annehmen, sondern die Lehren seiner Vorgänger in den Wissenschaften mit aller Schärfe untersuchen, ihre Irrthümer zu verbessern und ihre Mängel zu ersetzen suchen solle. Zu seiner Zeit wurden viele wichtige Wissenschaften ganz vernachläßigt. Der Grund dieses Uebels lag bloß darinne, daß die Neuern, wie er sagt, die Erlernung der Sprachen und der mathematischen Wissenschaften verachteten, wie sie denn in diesen immer nicht weiter zu kommen pflegten, als bis zum fünften Lehrsatze des Euclides, der deswegen den diesen Jahrhunderten so schimpflichen Namen der geometrischen Eselsbrücke erhielt; denn es gab auch in andern Wissenschaften dergleichen Brücken. Er bemerkte, daß die Erlernung der Philosophie in den ältern Zeiten der Kirche und der Gebrauch derselben in der Theologie vernachläßigt worden wäre, weil man von des Aristoteles Schriften keine lateinischen Uebersetzungen gehabt, und zugleich gemeynt hätte, daß sich sein System mit dem ihnen so schätzbaren Platonismus nicht vereinigen ließe. Die Offenbarung erklärt er im zweyten Theile für die Quelle aller wahren Erkenntnisse, aber er bemüht sich zugleich zu zeigen, daß die wahre Philosophie sich mit der Religion vollkommen vertrage, weil sie die Bestimmung habe, die Menschen durch die Erkenntniß der Natur zur Erkenntniß Gottes, als ihres Schöpfers, und zugleich zur Erkenntniß ihrer Pflichten zu führen. Da schon seit mehr als funfzig Jahren sowohl die Grammatik, als die Sprachen, nicht nur vernachläßigt, sondern auch verachtet wurden, so drang er im dritten Theile mit einem großen Ernste auf die Erlernung des Griechischen und der morgenländischen Sprachen, weil man ohne sie

: Schrift nicht verstehe, weil man vollkommene
:bersetzungen nicht erwarten könnte, da es den latei-
chen Uebersetzern an Worten gebräche, alle in den
issenschaften vorkommenden Kunstwörter richtig
szudrücken; weil die Lateiner alle Wissenschaften
:ils aus dem Oriente, theils von den Griechen und
abern erhalten hätten, und selbst ihre Gramma-
von dem Griechischen und Ebräischen abstammte;
il man endlich diese Sprachen verstehen müßte,
ı sowohl den Text der heiligen Schrift von fal-
en Lesarten, die ihn verderbten, reinigen, als
ch selbst die Schriften der Philosophen verbessern
d zu ihrer ursprünglichen Richtigkeit wieder her-
llen zu können. Für eben so nöthig hielt er die
lernung der Mathematik, und zwar nicht allein
gen ihres Nutzens in der Welt, sondern auch we-
ı ihrer Unentbehrlichkeit zur gründlichen Erkennt-
ß der Religion. Man weiß nicht, sagt er, was
ilosophie ist, wenn man die Mathematik nicht
steht; jedermann weiß, daß es ohne die Erkennt-
ß der Philosophie keine gründliche Erkenntniß der
eologie giebt; also muß ein Theologus die Ma-
matik verstehen.

Alle diese Anmerkungen, welche in unsern Zei-
ı etwas Gemeines und Alltägliches sind, waren
seine Zeiten fast so neu, so ausserordentlich
d gewagt, als seine Entdeckungen und Muthma-
ngen in der Astronomie, Perspectiv, Mechanik
d in der Experimentalnaturkunde, als sein Vor-
lag an Clemens den fünften, den Calender in Ab-
ıt des Sonnenjahres zu verbessern, seine Erfin-
ngen oder Aufgaben der Brillen, des Schatten-
eles, der Brennspiegel, der Sehrohre, der ver-
grö-

größernden und verkleinernden Gläser, und des
Spießpulvers, aller der Maschinen, die er ver-
tigt, oder angegeben und für möglich gehalten h
Ein Geist von seiner Größe, wenn er mit sein
Einsichten und Vorschlägen durch die dicken Wol
der Unwissenheit in seinen Zeiten hätte durchdrin
können, würde die Welt einige Jahrhunderte früh
auf den richtigen Weg der Wahrheit und Weish
gebracht haben. Allein es war genug, daß er
laut wider die grobe Unwissenheit und Barbarey
ner Zeiten zeugte, um sich einen allgemeinen H
zuzuziehen, von dem gemeinen Haufen der Schu
gelehrten verfolgt, der Zauberey beschuldigt und e
lich eingekerkert zu werden, wenn er auch aus d
Astrologie weniger gemacht, und so viel Stolz u
Eitelkeit nicht gehabt hätte, als er hatte.

Diese seine allzugroße Zufriedenheit mit sich selb
diese Eitelkeit, die zuweilen in den Ton der Praler
fiel, war Bacons vornehmster Fehler, der ihm
verzeihen war, weil er sich mit einem Haufen
Barbaren umgeben sah, denen es nicht an Gesch
lichkeit zu philosophischen und theologischen Spinn
weben fehlte, wiewohl sie den menschlichen Verst
nicht aufklärten, sondern verfinsterten. Jedoch
verzeihlich auch dieser Fehler bey einem Geiste
seinen Einsichten und Verdiensten seyn mochte,
war er doch dem größern Einflusse, den seine hell
und weitern Einsichten haben konnten, sehr hind
lich. Konnte es seinen Zeitgenossen, die er
ohne Ausnahme für Unwissende, denen er alle
re und gründliche Einsicht absprach, erklärte,
Grund verdacht werden, wenn sie ihn für ein
Zauberer, für einen von Eitelkeit und Sc

schwin

windelnden Schwärmer hielten, weil er sich
ymte, daß er einen jeden, der fleißig wäre, in
y Tagen das Ebräische und in drey andern Tagen
h das Griechische lesen und verstehen lehren wollte,
) zwar so, daß man alles wissen sollte, was man
Verbesserung und Erklärung des Textes zu wissen
hig hätte. Was konnte man aus einem solchen
rsprechen schliessen? Wie hätte er sich nicht alle
e Ordensbrüder, die so eifersüchtig auf ihn wa-
, verbinden können, wenn er seine Kunst an ih-
bewiesen, und ihnen in sechs Tagen zwo Spra-
ı in einer solchen Vollkommenheit beygebracht
te! Er warnte seine Zeitgenossen vor dem Vor-
)eile des Ansehens; würde auch alle Schriften
ı Aristoteles haben verbrennen lassen, wie er sag-
wenn er darüber zu befehlen hätte, und gleich-
ıl hatte er, so weit ich seine Schriften kenne, (ich
ıe aber nur seine mathemathischen Spiegel, welche
der fünfte Theil seines grössern Werkes zu seyn
inen, *) eine mehr als große, eine fast abergläu-
)e Hochachtung gegen ihn und seine arabischen Er-
er, die schon daraus erhält, daß er sie fast auf
r Seite als Orakel anführt, die nicht irren kön-
nen.

Hody de Bibl. text. orig. p. 419. Warthon in Auctar. ad Vsserii hist. dogm. de Scr. S. vernac. p. 420.

* Herr Hamberger führt im II. Theile seiner zuverläs-
sigen Nachrichten S. 463. dieses Werk unter dem Ti-
tel an: Perspectiva, in qua, quæ ab aliis fuse tradun-
tur, succincte, nervose et ita pertractantur &c. ope-
ra et studio Joann. Combachii. Francof. apud wolfg.
Richt. Sumtibus Ant. Hummii. 1614. 4. Dieses Werk
aber muß von den Speculis mathematicis unterschie-
den werden, die an eben diesem Orte bey eben diesem
Verleger und in eben dem Jahre gedruckt und ans
Licht gegeben worden sind.

Roger. Bac. Spec. mathem. Francof. 1614. p. 47. 48. 50.

nen. Er hat zugleich von seinen mathematischen E-
sichten eine so hohe Meynung, daß er mit H[illegible]
geometrischer Figuren daraus beweisen zu k[illegible]
glaubte, die Ebbe und Flut entstünden von den S[illegible]
len des Mondes, und ihrer verschiednen Brech[illegible]
eben diese Stralen könnten Menschen tödten, w[illegible]
sie in einer gewissen Richtung auf sie fielen; noch [illegible]
fährlicher aber wären die Stralen vom Saturn [illegible]
Mars. Dieß alles konnte ein Philosoph, wie B[illegible]
war, glauben, gleichwie er auf das Zeugniß [illegible]
Solinus glaubte, es gäbe Weiber mit zwo [illegible]
äpfeln in einem Auge, die, wenn sie zornig [illegible]
den, einen Menschen mit einem Blicke zu [illegible]
ten vermöchten.

Jedoch wenn auch Bacons Einsichten in di[illegible]
losophischen Wissenschaften mehr bewundert w[illegible]
sind, als sie mit Grund bewundert werden kö[illegible]
worüber ich mich eines ganz bestimmten Urt[illegible]
enthalte, weil ich sein größeres Werk, das S[illegible]
muel Jebbs herausgegeben hat, selbst nicht [illegible]
näher untersuchen können, so hatte er doch weit g[illegible]
Verdienste um dieselben, als Aegidius, der R[illegible]
aus dem Geschlechte Colonna, und Johann [illegible]
Schottländer, von seinem Geburtsorte Dun[illegible]
nannt, welche beyde die schon so sehr verderbte [illegible]
losophie durch ihre leeren und überspannten Sp[illegible]
digkeiten noch mehr verderbt haben. Aegi[illegible]
welcher sich in den Orden der Augustinereremiten [illegible]
geben hatte, erhielt sowohl für seine Einsicht [illegible]
aristotelische Philosophie, die in seiner Grabschrift [illegible]
Namen der Erzphilosophie hat, als wegen [illegible]
ner Kenntniß der nach ihr gebildeten The[illegible]
den stolzen Namen des Gründlichsten, [illegible]

imi, und eines Fürsten unter den Gottes-
lehrten, erwarb sich bey Philipp dem dritten
Frankreich ein so großes Vertrauen, daß er
ien Prinzen von ihm unterrichten ließ, bey sei-
n Orden aber so viel Ansehen, daß in einer allge-
inen Versammlung desselben beschlossen ward, seine
rart zum allgemeinen Muster des Unterrichtes in
philosophischen und theologischen Wissenschaften
unehmen. Er schrieb viele Auslegungen theils
r den Aristoteles, theils über den Alpharabius,
ließ sich in die Erörterung der spitzfündigsten me-
hysischen Fragen ein; allein seine Schreibart war
auh und barbarisch; er machte sich mit der Ma-
e, der Form und der Privation so viel zu thun,
alle diejenigen, die seine Schriften gesehen ha-
, über die Finsterniß und Unverständlichkeit der-
en klagen. Ich kenne sie selbst noch nicht, und
iel ich urtheilen kann, bedarf man ihrer auch zur
auern Einsicht in die Geschichte der Philosophie
er Zeiten nicht, weil er ein getreuer Nachbeter
Thomas von Aquino war, den er auch wider ei-
Wilhelm, einen oxfortischen Lehrer der
ologie vertheidiget hat.

Unter allen Scholastikern wird keiner für tiefsin-
r und spitzfündiger in der Philosophie gehalten,
Johann Duns genannt, welcher auch deswegen
Namen des Spitzfündigsten, und von andern
weniger rühmlichen aber nicht unverdienten Na-
eines Patriarchen der Zänkerey erhielt. Nach-
er in den Orden der Franciscaner getreten war,
die damals üblichen Wissenschaften zu Oxford
rnt hatte, las er selbst über die Philosophie und
ologie zu Oxford, wo er dreyßigtausend Zuhörer

gehabt haben soll, zu Paris und Cölln. Niemand hat die Kunst, sophistische Fragen, Zweifel, Schlüsse und Auflösungen bis ins Unendliche zu vervielfältigen, mehr verstanden als er, und ob man ihm gleich den Ruhm einer vorzüglichen Scharfsinnigkeit nicht streitig machen kann, so ist doch auch gewiß, daß er sich und seine fast unzählbaren Anhänger, die er bis auf die Zeiten der Kirchenverbesserung hatte, fast um allen gesunden Menschenverstand gegrübelt und vernünftelt hat. Seine Werke noch im vorigen Jahrhunderte zu Lyon zusammengedruckt betragen zwölf Foliobände, diejenigen ungerechnet, die noch in den Bibliotheken liegen, und wegen der unendlichen Achtung, worinnen er sogar noch bey seinem Orden steht, der Welt gewiß nicht vorenthalten worden seyn würden, wenn sie nur einiger Aufmerksamkeit werth wären. Er entfernt sich in der Philosophie noch mehr aber in der Theologie von vielen Meynungen des Engels der Kirche, des Thomas von Aquino, und bestritt sie, weswegen die, so ihm in diesem Widerspruche beypflichten, Scotisten genannt werden, ob sie gleich eben sowohl als die Thomisten eifrige Vertheidiger der nun einmal in der Kirche durch feyerliche Conciliensschlüsse bestätigten Irrthümer waren. Der neuen barbarischen Kunstwörter, womit er die aristotelische Philosophie und die nicht beßre scholastische Theologie bereicherte, der Suppositionen, Substantialitäten, Causalitäten, Realitäten, Formalitäten, Suppositalitäten, Entitäten, Quidditäten, Häcceitäten, und andrer eben so fürchterlichen, so leeren und so unlateinischen Ausdrücke, womit sich kein gesunder Menschenbegriff verbinden läßt, ist eine solche Menge bey ihm, daß sie niemand zählen, noch viel weniger verstehen kann,

zu dieser Wust von Wörtern dienen soll. Hätte
ich und seinen Anhängern nicht den Vorwurf des
mipelagianismus zugezogen; wäre er nicht be-
ldigt worden, die so irrige Lehre von der unbe-
ten Empfängniß der Jungfrau Maria erfunden
haben; wäre dieser Irrthum der Kirche nicht durch
Ansehen, und das Ansehen seines Ordens aufge-
ngen und durch eine öffentliche Feyer derselben ge-
igt worden: So hätte er mit seinem philosophi-
n Unsinne eben so wohl als mit seinen Grübeleyen
er Theologie längst vergessen seyn müssen. Ei-
ausführlichen und gewissermaßen zusammen-
genden Abriß seiner Philosophie zu geben, ist ohne
Aufnahme seiner barbarischen Ausdrücke in unsre
rache und ohne eine weitschweifige eckelhafte Er-
ung derselben unmöglich. Wer davon überzeugt
den will, der darf nur eines Boivins scotische
ilosophie, die gegen das Ende des vorigen
rhundertes in Paris in vier Octavtheilen erschie-
ist, einiger Aufmerksamkeit würdigen. In
em Werke will sein Verfasser, ein Franciscaner,
Philosophie seines Duns von ihrer Weitschwei-
it, und seine Subtilität von aller Dunkelheit be-
t haben; allein wie erträglich und hell auch seine
reibart, und ob gleich sein Buch ein Auszug ist,
man noch im Lesen aushalten kann: So wird man
ein solch Chaos theils unbestimmter und schon
degen unverständlicher, theils falscher und irriger
aphisischen, physischen und psychologischen Sätze
nnen finden, daß man es eben für kein Unglück
en wird, die Werke des Duns selbst weder lesen
verstehen zu können. Dennoch würde ich eine
be von seiner Art zu philosophiren geben,
n ich nicht in der Betrachtung der scholasti-

schen Theologie wieder von ihm reden müßte, wo der Gang seines Verstandes eben der ist, der er in der Philosophie ist.

Man hat noch eine Menge von Philosophen, die man zum zweyten Zeitalter der Scholastiker zählt. **Simon von Dornik; Petrus von Apono, Robert von Sorbona, Petrus von Tarantasia, Wilhelm von Petra Alta, Wilhelm Durant, Jacob von Ravenna, Arnold von Dole, Dinus von Garbo, Johann Bossolis,** gehören zu dieser Epoche mit, und hundert andre solche Namen, die man mit ihrem Leben, ihrem Ruhme, und ihren Schriften aus dem Boulay, Cave, Oudin, Du Pin, Fabricius, Pitseus, Baleus, und den verschiednen Geschichtschreibern der Mönchsorden kennen lernen kann, wenn man Lust hat, mit einer größern Anzahl von denen bekannt zu werden, die berauscht von dem Gifttrunke der arabischaristotelischen Philosophie ihre gesunde Vernunft fast ganz verloren haben. Ich habe aber meiner Absicht wegen nicht nöthig, mich bey ihnen länger aufzuhalten. Von dem einzigen **Petrus** von **Tarantasia**, einem Dominicaner, der sich bis zur Würde eines Erzbischofes von Lyon, zum Cardinalate, und endlich zum päbstlichen Stuhle emporschwang, und sich Innocentius den fünften nannte, will ich aus dem **Oudin** anmerken, daß man ein Manuscript von ihm, abgekürzte **Dekrete** genannt, habe, worinnen das erste Kapitel vom Naturrechte, vom Völkerrechte und vom bürgerlichen Rechte handelt. Da **Oudin** nicht mehr davon sagt, so kann man über den Werth desselben nicht urtheilen; Brucker aber hat mit Grund gewünscht, daß es gedruckt seyn möchte, um daraus sehen zu können, was man

sich

in diesem Jahrhunderte von diesem dreyfachen
chte für einen Begriff gemacht habe.

Ich sollte nun zu den Scholastikern des dritten
talters der scholastischen Philosophie und Theolo-
fortgehen, unter denen **Durand von St. Pour-**
n, oder von St. Porciano, **Wilhelm Occam,**
chard Svisset, oder vielmehr Svinshead, der
chner genannt, weil er ein großer Algebraist
r, der aber selbst in seinem Alter darüber weinte,
ß er das nicht mehr verstehen konnte, was er in
ner Jugend geschrieben und gerechnet hatte, **Jo-**
nn Buridan, Marsilius Inghen, Wal-
r Burleigh, Petrus von Ailly, Johann
Wessel und Gabriel Biel, welche sechse alle be-
mte Nominalisten waren, Sterne von der ersten
öße sind; des zahlreichen Heeres derer nicht zu
enken, durch deren Namen und nun ganz un-
uchbare Schriften die Geschichte der Gelehr-
zu so vielen Bänden angeschwollen ist. Ich
ube aber der Mühe einer umständlichern Nach-
ht von ihnen überhoben seyn zu können, da sie
e, den einzigen **Wessel Gansfort** ausgenom-
n, welcher anfieng einzusehen, wie unnütz und
ädlich die herrschende Philosophie wäre, die
kenntniß der natürlichen und geoffenbarten
ahrheiten nicht verbessert, noch ihre Grenzen er-
itert, und die Finsternisse der Zeiten eher vermehrt
s vermindert haben, da doch einige von ihnen noch
ter den scholastischen Theologen wieder erscheinen
rden, um urtheilen zu können, was die Theologie
rch sie gewonnen oder gelitten hat. Es ist nöthi-
r, daß man den Charakter der scholastischen Philo-
phen vornehmlich aus ihrem zweyten und drit-

 ten

ten Zeitalter ihre Fehler und einige ihrer Sch
kennen lerne, die man häufig auf die Theolog
anzuwenden pflegte.

Die Scholastiker hätten zur Erkenntniß der Wahr
heiten, welche man durch einen scharfsinnigen und me
thodischen Gebrauch der Vernunft entdecken und a
weisen kann, keinen gefährlichern, unsicherern und be
trüglichern Wegweiser wählen können, als einen Ari
stoteles, dessen eigentliche Meynungen in der arabi
schen Uebersetzung seiner Schriften nicht einmal rich
tig und getreu ausgedrückt waren. Dieser berühmt
Grieche gehörte unstreitig zu den Geistern vom erst
Range, und hatte alle Gaben, mit denen ma
nachdem sie gebraucht werden, ein großer Philosoph
oder ein gefährlicher Sophist wird, und er wa
beydes, weil er alle Philosophen und Sophisten vo
seiner Zeit und zu seiner Zeit übertreffen und verdu
keln, selbst aber allein der Ehre sich versichern wollt
die Wahrheit entweder erreicht, oder sich ihr meh
genähert zu haben, als andre Weltweisen, die si
eines vertrauten Umganges mit ihr rühmten. E
dachte systematisch; er wußte zu sammeln was ze
streut, in Ordnung zu bringen was verwirrt, und
was dunkel war aufzuklären, war aber auch ein eben
so großer Meister in der Kunst, dunkel und zweydeu
tig zu seyn, wo er entweder nicht ganz verstand
werden wollte, oder Widerspruch zu finden fürchtete
auf dessen Beantwortung er sich einzulassen keine Lu
hatte; er mußte aber denselben fürchten, da er kein
Philosophen vor sich und neben sich schonte, und be
sonders einen unter den Griechen so bewunderten
Plato aus einer niedrigen Eifersucht über seine un
streitigen Vorzüge seines Ruhmes zu berauben sucht

te.

Schon Themistius hat die Anmerkung ge-
cht, daß er gleich dem Dintenfische, der, wenn
sich in Gefahr sieht, gefangen zu werden, das
asser um sich her schwarz färbt, sich mit Fleiß
einer gedrungenen zweydeutigen Schreibart ver-
lt, und seine Meynungen so vorgetragen habe,
; er sie im Nothfalle habe erklären können,
: es ihm und seiner philosophischen Ehre zu-
glich gewesen wäre. Wer sich einem solchen
hrer überläßt, der darf nicht erwarten, daß er
den geraden Weg zu seinem Ziele führen wer-
er wird mit ihm auf mannichfaltigen laby-
thischen Umwegen hin und her irren, und am
de selbst nicht mehr wissen, wohin sein Weg ihn
re, zum Irrthume oder zur Wahrheit. Wer
n hoffen, einen Philosophen, der mit Fleiß dun-
und zweydeutig und unverständlich spricht, wenn
alle Künste der feinsten Sophistik zu Gebote ste-
, richtig zu fassen, und seine Meynung nicht zu
fehlen, wenn man nicht einmal die Geschicklichkeit
, einen solchen Schriftsteller aus sich selbst zu er-
ren, und seinen wahren Sinn aus der Verglei-
ng aller seiner Stellen, wo er über eine Materie
d kürzer, bald ausführlicher, bald dunkler, bald
tlicher spricht, zu entdecken?

Unter den Arabern, von denen in den mittlern
ten der Occident in den Meynungen des Aristote-
unterwiesen worden ist, hatte Avicenna mit sei-
Zeitgenossen nach mit einer gewissen Freyheit phi-
phirt; er hatte noch, so gut er konnte, Platons
ren mit den seinigen verglichen; er hatte ihm den
rzug einer völligen Unfehlbarkeit nicht eingestan-
. Averroes aber gieng in seiner Ehrfurcht ge-

gen ihn und in der Bewunderung seiner philoso-
schen Größe viel weiter, hieng, wie Alexander,
ner von den ältern Auslegern des Aristoteles, so a
gläubisch an seinen Lehren, als ob sie alle Gö
sprüche wären, und zog ihn allen Philosophen d
Welt vor. Daß der Grieche die drey Wissensch
ten der Philosophie, die Logik, die Physik, und
Metaphysik, worunter man in diesen Zeiten b
ders die Lehre von der Gottheit verstand, theils
funden, theils zur höchsten Vollkommenheit gebra
daß er nichts, ohne es mit starken Gründen zu
stätigen, behauptet habe; daß in seinen Sch
nichts fehle; daß nichts überflüßiges darinnen
komme; daß alles in der vortreflichsten Ord
ausgearbeitet sey: dieß waren lauter Grund
die als unzweifelhafte Wahrheiten vorausgesetz
den. Die Scholastiker glaubten dem Averroes,
er gleich ein Saracene war, auf sein Wort;
ein Albigenser, ein Arnaldist, ein Henriciane
Aristoteles empfohlen: so möchten sie sich eher
solche Vergötterungen aufgelehnt haben. So
glaubten sie sogar sich wider diese nicht glück
vertheidigen zu können, als wenn sie sich mit a
telischen oder averroistischen Grübeleyen bewaffn
Widersprachen Aristoteles und Paulus, oder die
so verehrten ältern Väter einander, so muß
oder diese mußten sich so lange wenden und auf
Seiten kehren lassen, bis sie mit einander ein
werden schienen. So verdienten sie mit einem
chischen Namen mehr Philodoxen als Phi
phen genannt zu werden; denn sie liebten nicht
wohl die Wahrheit, als die Meynungen eines
Geistes, dem Wahrheit und Irrthum gleich
war, diesen allezeit behauptet, jene hingegen ver

ı würde, sobald es ihm nur vorgekommen wäre, oenn ihm die Bestreitung derselben mehr Ehre ;en könnte, als ihre Vertheidigung. Wer Namen des Philosophen verdienen will, muß Wahrheit suchen; er findet sie, wenn er seine nntnisse, die er durch die Sinne, durch die e der Einbildung, durch die Schärfe des)denkens, durch glückliche Muthmaßungen, durch Schlüsse aus Schlüssen erhält, mit Natur der Dinge selbst vergleicht; wenn er rsucht, ob seine Begriffe davon mit den Em-)ungen derselben oder mit getreuen und unver-)ten Wiederholungen seiner vormaligen Em-)ungen übereinstimmen, oder sich auf Gründe en, die allen Einwendungen unüberwindlich sind. : an die Beschaffenheit der Dinge selbst, über he sie philosophirten, dachten sie nicht, dachten dem Ursprunge ihrer Begriffe und Urtheile : nach, untersuchten nicht, ob die Gedanken und ;e, womit sie sich beschäftigten, einen wirklichen ind in ihren Empfindungen oder in den Erin- ıngen an sie, oder in regelmäßigen Absonderun- ihrer Theile und Merkmaale von einander hät- oder ob sie ihren Verstand bloß mit leeren ge- kenlosen Worten folterten. Aristoteles hats ge- t; das hieß mit andern Worten, diese und jene ıdrücke enthalten seine Meynung; sie mochten so barbarisch zusammengesetzt seyn, und über Zusammenkunft und Verbindung sich mit ein- er so sehr wundern, als sie wollten; also ist es hr; denn Aristoteles kann nicht irren, ob er gleich ſt an so vielen Orten ganz deutlich und offenher- gestanden hatte, daß ihm dieß und jenes so zu ı nur dünkte; daß er meynte, daß es ihm vorkä- me,

me, als wenn es das Wahrscheinlichste wäre, [...]
sich von der Sache sagen ließe.

Allein die Scholastiker hätten den Aristo[...]
mit allen seinen wahren und falschen Lehrsätzen [...]
ein unbetriegliches Orakel verehren mögen; [...]
der menschliche Geist hängt nicht lange an ein[...]
nicht in allen seinen einzelnen Theilen festen, Syst[...]
wenn er es nur einmal richtig gefaßt hat, und [...]
dadurch in den Stand gesetzt ist, die Mängel [...]
schwachen Seiten desselben einzusehen; hätten sie [...]
nur richtig verstanden; wären sie nur in seine[...]
ren Meynungen tief genug eingedrungen. A[...]
weder sie, noch ihre Lehrer, die Araber, verst[...]
ihn, und konnten ihn auch nicht verstehen. [...]
von seinen Lehren einen richtigen Begriff zu ma[...]
dazu wird so viel erfordert, daß man sich nicht [...]
wundern darf, daß man in diesen barbarischen [...]
finstern Zeiten ganz ungeschickt dazu war. [...]
muß zuförderst der griechischen Sprache in einem [...]
hen Grade kundig seyn, und diese verstanden [...]
die Araber noch ihre knechtischen Schüler, die Sc[...]
lastiker. Man muß wissen, was von den arist[...]
schen Schriften ächt und unächt ist; man muß [...]
urtheilen können, wo ihn seine Abschreiber, [...]
seine Ausleger verderbt haben; man muß seine [...]
schiedne Werke in der Ordnung, wie sie auf ein[...]
der folgen, und in ihren verschiednen Verhält[...]
gegen einander, und in ihren Beziehungen auf[...]
ander kennen, und sie hatten von der Critik [...]
ihren Regeln nicht den geringsten Begriff. M[...]
muß nicht eine oder die andre Schrift des Aristo[...]
lesen, wenn man sich von seinen Meynungen un[...]
richten will; sie kannten aber nicht das Ganze, [...]

der

nur einige Stücke, aus der Logik nur die Lehre den Prädicabilien, und die Categorien, aus dem cke von der Auslegung nur die vier ersten Kapi aus dem ersten Buche von den Syllogismen, dem ersten von dem Beweise nur einige Kapitel, der Physik und Metaphysik auch nur einige icke, und darüber lasen sie vier Jahre nach ein :r. Alles übrige lasen und erklärten sie nicht, zwar, wie sie vorgaben, zum Besten ihrer Schü damit die Aerzte des menschlichen Verstandes eller gebildet werden möchten. Was für grosse ster hätten sie nicht seyn müssen, wenn sie aus sol einzelnen Trümmern von der Beschaffenheit und richtung des ganzen aristotelischen Gebäudes hät richtig urtheilen sollen! Aristoteles hatte so viele 'e Philosophen bald namentlich, bald ohne sie zu ıen widerlegt, und ihre Lehrbegriffe niederzureis gesucht; um ihn also zu verstehen, muß man : kennen; man kann sich aber kaum vorstellen, he Fremdlinge die Araber und Scholastiker in philosophischen Geschichte waren. Aristoteles ist dunkel und zweydeutig, weil er es seyn will; : ausser dieser vorsetzlichen Dunkelheit giebt es ı andre Ursachen seiner Dunkelheit und Unver dlichkeit. Die griechischen Philosophen waren t Philosphen, wie es die Araber und Scholasti waren, oder die meisten neuern Philosophen sind, nner ohne Geschmack, ohne Kenntniß andrer rte des menschlichen Verstandes und Witzes, ächter der Beredsamkeit und der Dichtkunst, ekannt mit der Geschichte ihrer Zeiten, oder mit ältern Schicksalen und Sitten der Völker, zu en sie gehörten. Man weiß, daß man Platons rke nicht verstehen noch richtig auslegen kann,

ohne

ohne mit Homers Schreibart und den ältern gri-
schen Dichtern sehr bekannt zu seyn. Man m
wie tropisch er schreibt; wie viel Schmuck seine Sch
art hat; Aristoteles, um sich zu unterscheiden, w
te das Ansehen haben, kürzer, gedrungener, b
stimmter und ungeschmückter sich auszudrücken, u
gleichwohl findet man darinnen tausend feine An
lungen auf die Geschichte und Fabeln der Griech
auf den Homer, Sophokles, Euripides, Alc
Hesiodus, und andre ältre Dichter und Red
wie auch auf unzählbare den Griechen, aber
nicht so wie ihnen verständliche Sprüchwörter.
schön und angenehm er dadurch seinen Zeiten w
so dunkel mußte er denen werden, die von diesen
spielungen nichts wußten, und die Araber und S
lastiker wußten nichts davon. Endlich muß ein A
leger, der die Meynungen eines Philosophen in
andern Sprache vortragen und erklären will,
Sprache, worinnen er sie vorzutragen gedenkt,
kommen mächtig seyn; diese muß auch einen gr
Reichthum an Ausdrücken und Wendungen h
wenn sie das Griechische erreichen will, und
Scholastiker verstanden nicht einmal die latein
Sprache, die, wie schon Cicero klagte, mit
endlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat,
sie die philosophischen Begriffe der Griechen a
drücken soll.

Wenn man alle diese Anmerkungen erwägt:
kann man sich leicht vorstellen, was die schola
Philosophie für eine Misgeburt des menschlichen
stes war. Sie hat alle Fehler und Mängel
aristotelischen alle ihre zweydeutigen, ungewissen
schwankenden Begriffe und Sätze, welche Aris

mit Fleiß schwankend vorgetragen hatte, um im-
r Auswege offen zu haben, wenn er angegriffen
rde. Sie hat seine dürre Schreibart, seine gepreß-
Kürze im Ausdrucke, und doch zugleich eine un-
lich verdrießliche Weitläuftigkeit, ohne die Vor-
e und Schönheiten des Griechen zu haben. Weil
Scholastiker unzähligemale seine Meynungen
)t verstanden noch verstehen konnten, so erklärten
viele Sätze für aristotelisch, die es nicht waren;
'estete ihnen auch nichts, stoische, platonische und
ipatetische Begriffe mit einander zu vermengen,
sie eine Wissenschaft mit der andern, die Rheto-
mit der Grammatik, die Grammatik mit der Lo-
oder auch mit der Ontologie verwechselten. Vie-
unter ihnen fehlte es nicht an Scharfsinn; sie
ten selbst sehen können, und würden richtiger ge-
:n haben, wenn sie sich weniger auf ihren ara-
hen Aristoteles verlassen hätten; so aber nahmen
auf Treu und Glauben tausend Irrthümer an,
e auf den Argwohn zu fallen, daß der, so sie
der Hand der Wahrheit empfangen zu haben
rühmte, auch recht zugesehen haben möchte.
e verzweifelten an sich selbst; sie hielten sich für
eine Menschen, ihn aber und seine saracenischen
sleger für Helden und Halbgötter. Diese wollten
nie verlassen, und jeder von ihnen glaubte, die
enzen des menschlichen Geistes wären da, wo sie
stillestehen sahen; von diesem Vorurtheile wa-
sie so eingenommen, daß sie jenseits seiner
)riften keine neue Welt vermutheten, und ihre
rchtsamkeit, weiter zu gehen, von einem Jahr-
iderte zum andern fortpflanzten. Einige von
en fanden wohl Wahrheiten, aber mit manchen
ben Irrthümern vermischt, welche sie nicht von
ihnen

ihnen abzusondern wußten; Berggräbern glei[ch,]
welche edle Metalle ausgraben, ohne sie zu kenne[n]
und die Kunst, sie zu schmelzen und zu reinige[n]
nicht verstehen. In vielen Schulen wollte ma[n]
alles kurz haben, um es wieder durch eigne Au[s-]
legungen erweitern zu können; daher kamen [die]
viele Summen, Summeln, Floskeln, und Gl[os-]
sen. Den meisten war es wenig um die Wahrh[eit]
zu thun; fast ein jeder trachtete nur nach der E[h-]
re, für einen großen Disputator gehalten zu w[er-]
den. Sie liebten Streit und Widerspruch; [den]
der Zank macht Aufsehen, und zieht eine Me[nge]
Zuschauer herbey, wenn die Zänker auch nur W[ei-]
ber oder Kinder sind. So wurden die Sch[ulen]
Kampfplätze einer philosophischen Klopfechterey. D[er]
größte Philosoph war der, der wider die kl[ärsten]
Wahrheiten die unverständlichsten Einwürfe m[a-]
chen konnten. Jeder lehrte seine Schüler Ein[wen-]
dungen machen, ehe sie noch die Sache verstand[en,]
welche sie sich zu bestreiten vornahmen. Man d[is-]
putirte auf allen Cathedern und in allen Klöste[rn,]
vor Tische, bey Tische, nach Tische, im Bade, [in]
der Kirche, auf dem Markte. Zur Sache, [rief]
hie einer; kategorisch geantwortet, schrie [der]
ein andrer; ein Streit entspann sich aus dem a[n-]
dern, und man flog aus einer Wissenschaft in [die]
andre hinüber. Die Baccalaurei, die eigen[t-]
lich Batalarii hießen, hatten ihren Namen [vom]
Streite; es waren Soldaten, die schon versch[ie-]
nen philosophischen Schlachten beygewohnt hat[ten.]
eine feste Brust, die ein lautes übertäubendes G[e-]
schrey aushalten konnte, und eine Quecksilberzunge w[a-]
ren wesentliche Ingredienzen zu einem Philosophen.

Du

Dieß ist der wahre Charakter der scholastischen
losophie und ihrer Lehrer, der vielmehr ausge-
t werden kann; allein ich fürchte, er hat in
m Abrisse schon Häßlichkeit genug, und ich
be nicht, daß man alle seine besondern Züge
ausgezeichnet zu sehen wünschen werde. Was
große und wichtige Mängel hatte sie nicht in
ihren Theilen! In der Dialektik fehlte es
an Subtilitäten; wer sie kennen will, darf
einen Blick auf eines Johannes Duns höchst
rfsinnige dialektische Fragen werfen, von de-
keine weder die Absicht noch die Kraft hat,
ende Geister einen richtigern und gewissern Weg
enauen und sichern Erkenntniß der Wahrheit
hren. Ist die Logik eine Wissenschaft, oder
Kunst; ist der Syllogismus das Subject der
; ist das Universale ein Ding; ist das Univer-
da es ein Accidens ist, wirklich oder nur im
ande als in seinem Subjekte vorhanden; ist
daß wahr: Der Mensch ist ein Universa-
sind nur fünf Universalia; muß ein Geschlecht
endig viele Arten unter sich haben, ist das
s das Principium der Arten; ist der Satz
: Viele Menschen sind ein Mensch; handelt
Buch von den zehn Prädicamenten als seinem
ecte; ob ein Denominativum eben das bedeu-
b die Theile der Substanzen Substanzen sind;
Mensch die erste Substanz sey: Dieß sind
einige von den allerverständlichsten Fragen,
elche leere unfruchtbare Fragen! Diese wer-
jahet oder verneint, und zugleich werden die
e für die Bejahung und die Gründe für die
inung in lauter Syllogismen vorgetragen,
gleich die Gründe, welche für die Bejahung

Vid. Jo. Duns Sc. in Aristot. Log. exactiss. quaest. edit. a Fr. Const. Sarnan. Venet. 1600.

 oder

oder Verneinung bescheiden. An solchen Grüb-
leyen war die Logik der Scholastiker sehr reich, un
diese trugen sie auch in die Theologie hinüber. Da-
für aber findet man nichts von den mancherley Ar-
ten der menschlichen Begriffe, nichts von den Merk-
maalen, durch welche sie sich von einander unter-
scheiden, nichts von der Kunst unvollkommnere Be-
griffe zu vollkommnern zu erhöhen; nichts von den
Regeln, gute und brauchbare Erklärungen zu ma-
chen; denn man mag eine scholastische Erklärung
im Finstern greifen, welche man will, so w
man fast alle Eigenschaften einer mangelhaften u
unnützen Erklärung bey ihr finden *). Eben so we-
nig findet man in der scholastischen Logik von d
so wichtigen Regeln, die man in der Auslegung
andrer Schriften, oder in dem Vortrage verschiede-
ner Arten von Wahrheiten, wenn sie auf eine ver-
ständliche und fruchtbare Weise vorgetragen wer-
den sollen, zu beobachten hat; wohl aber alle mög-
lichen Figuren der Syllogismen, deren Kenntniß v
keinem oder einem sehr geringen Nutzen ist. Vo
den Mängeln der Physik will ich nichts sagen;
denn was kann man von einer Naturlehre erwar-
ten, die auf keine Beobachtungen, Erfahrungen
und Versuche gegründet ist, und sich doch unter-
fängt, den Ursprung aller wirklichen Dinge, ihr
Ursachen, und die Art ihrer Entstehung zu erklä-
ren und begreiflich zu machen. Dieser Vermessen-
heit haben wir theils ihr unendliches und unver-
ständliches Geschwätz von der Materie und Form

*) Hier ist eine aus dem Scotus: Forma substantia-
est actus primus, simplex, formalis, substantia-
unum per se cum materia constituens &c. in 4.
11. quaest. 2.

en ersten Gründen aller Veränderungen, die kör-
erliche Dinge leiden können, theils ihre unzählbaren
lrten verborgner und geheimer Kräfte zu danken,
elche vielleicht noch nicht alle aus dem Gebiete der
ahren Naturlehre verbannt sind; die Kräfte, weiße
Dinge weiß, schwarze schwarz, rothe roth, schwere
hwer, leichte leicht zu machen. Die Metaphysik,
nter welcher die Ontologie, die Lehre von den Seelen
nd Geistern überhaupt, und von Gott begriffen
urde, war ein eben solches Chaos verwirrter, un-
estimmter und größtentheils irriger Begriffe von den
Dingen überhaupt, von den absoluten und relativi-
hen Dingen, ihren Gründen und Eigenschaften,
orinnen wirkliche und eingebildete Dinge mit ein-
nder, einzelne von sich selbst bestehende Dinge mit
en allgemeinen Begriffen, die sie unter einander ge-
nein haben, verwechselt werden. Man kann sich
icht vorstellen, was ihre Psychologie und natürliche
Theologie waren, da sie über die peripatetischen und
verroistischen Begriffe und Träume sich nicht hinaus-
agten; Aristoteles aber sich von unkörperlichen We-
en gar keine Vorstellung machen konnte, sondern die
Seelen und Gott für wirkende Formen theils der
nenschlichen Körper, theils der ganzen Welt zusam-
nengehalten hatte.

Eine solche Philosophie sollte die Gründe enthal-
en, aus denen sich die Wahrheiten der Offenbarung
rweisen ließen! Welch eine Vermischung von Licht
nd Finsterniß mußte nicht daraus entstehen! Man
emerke nur folgende auf die Theologie angewendete
Sätze. Es giebt drey Gründe von dem Entstehen
ller Dinge, die Materie, die Form, und die Be-
aubung. — Von der Materie kann man nicht

sagen, was sie ist, wie groß sie ist, wie sie beschaf-
fen ist, alles das ist sie nicht; nichts von dem, w
ein Ding bestimmt; sondern sie ist das gem
Subject aller dieser Dinge. — Alle Körper au
dem Monde haben eine der Zahl nach verschied
der Art nach Eine und dieselbe Materie. — D
Materie ist ein bloßes physikalisches Vermögen, w
kein physikalisches, sondern nur metaphysisches W
sen hat. — Natürlicher Weise können Mat
und Form nicht von einander getrennt werden; a
wohl übernatürlicher Weise. — Die Allmacht k
die Materie aller ihrer Form berauben. — D
Materie hat ein natürliches Verlangen nach der For
nicht zu der oder zu jener Form, sondern zur Fo
überhaupt, mit dem Unterschiede, daß sie die geg
wärtigen Formen mit dem Verlangen des Wo
gefallens, die Abwesenden mit dem Verlang
der Sehnsucht begehren. — Die Materie
eine absolute Entität betrachtet, ist durch sich se
erkennbar; von uns aber wird sie nicht anders a
durch ihre Form erkannt. — Wie die Mat
durch die Allmacht Gottes ohne Form seyn kann,
kann auch die Form ohne Materie bestehen.
Zween Körper können nicht natürlicher, aber w
übernatürlicher Weise durch die göttliche Macht ei
und denselben Ort einnehmen: Diese und viele an
physikalische entweder unverständliche oder auch w
dersprechende Sätze wurden in der Theologie a
Grundsätze gebraucht. Man erkennt aber leicht, d
sie blos für Wahrheiten der Vernunft ausgegeb
wurden, um diese und jene herrschende, der Cleris
besonders einträgliche Irrthümer, und vornehml
die Lehre von der Brodverwandlung, vor dem Vo
wurfe der Ungereimtheit und Unvernunft zu sichern

Die

e meisten Sätze, die man vom Wesen, von der
istenz, von den zufälligen Beschaffenheiten der
nge, von den Substanzen, von der Selbstständig-
, von der Natur, von den Kräften und Wirkun-
der Seele in der Metaphysik als Wahrheiten be-
ptete, waren von gleicher Art, und alle wurden
Erklärung besonders der christlichen Geheimnisse
ewendet. In welch eine unverständliche, alles
ts beraubte Terminologie wurde nicht das Chri-
thum dadurch verwandelt! Man muß erschrecken,
n man die Abhandlungen der Scholastiker von
Dreyeinigkeit, von der göttlichen Vorsehung, von
Menschwerdung, von den Sacramenten liest, und
sind unsre akademischen Lehrbücher über die Re-
n noch mit einem Haufen von Kunstwörtern aus
r barbarischen Philosophie überladen. Worauf
det sich die sogenannte Causalmethode anders als
die scholastische Eintheilung der Ursachen in ma-
elle, wirkende, instrumentale, organische,
le, nähere und entfernte, mehr und minder
cipale Ursachen? Man muß so viele undeut-
Ausdrücke ertragen lernen; barbarische Vorstel-
en lassen sich mit keinen andern als mit barbari-
Worten ausdrücken. Ich will jetzt nichts von
Verderben der ganzen Gelehrsamkeit durch diese
osophie, und von den Irrthümern, die daraus
rungen sind, sagen; ich verweile mich blos noch
Augenblick bey der Religion. Wie konnte
mit ihren in dem Worte Gottes so deutlichen
wohlthätigen Wahrheiten in eine solche ihr so
natürliche Form gepreßt ihre Bestimmung er-
? Wie konnte sie die Menschen heiligen und
n? Werden sich nicht unsre erleuchteten Zeiten
h von allen Ueberresten einer des menschlichen

 Geistes

Geistes so unwürdigen Philosophie zu befreyen su-
chen? Und werden diejenigen, welche sie davon zu
reinigen sich bemühen, ohne eines Widerspruches ge-
gen sie überwiesen werden zu können, stets in Gefahr
seyn, für Irrgläubige ausgerufen, und als Irrgläu-
bige gehasset und verfolgt zu werden? Es ist fast
unmöglich, die wahre Beschaffenheit der scholastischen
Philosophie zu kennen, und sich, wenn man mit ei-
nem Auge auf unsre Zeiten sieht, und mit dem an-
dern in jene finstre Jahrhunderte zurück schaut, die-
ser Fragen zu enthalten. Man kann, man muß mit
den Scholastikern Mitleiden haben; man muß, wenn
man sie richtig beurtheilen und nicht härter gegen sie
seyn will, als man seyn soll, immer die unglückliche
Lage vor Augen haben, worinne sie sich befanden;
nicht vergessen, daß sie in das Joch des kirchlichen
Ansehens gefesselt waren; nicht vergessen, daß die
Errichtung der Universitäten dem menschlichen Geiste
durch die Regeln, welche sich jede Facultät vorschrei-
ben lassen, und den Leisten, nach dem jeder seinen
Vortrag einrichten mußte, ein Joch mehr aufgelegt
wurde, und man wird gewiß mit Gelindigkeit von
ihnen urtheilen. Aber den schädlichen Einfluß, den
ihre Philosophie in die Religion hatte, muß man sich
auch nicht verbergen; man muß ihn in seiner Größe
und Gefährlichkeit zeigen, und ich hoffe, man wird
ihn in den Betrachtungen über die dadurch verderbte
Theologie der Scholastiker, und ihre Arbeiten, dar-
innen noch deutlicher kennen lernen.

Von dem

'sprunge und Charakter der scholastischen Theologie.

)bgleich der Name Scholastiker von Lehrern der Religion gebraucht, bereits im Augustin vor-umt, indem dieser Kirchenvater einen Unterschied schen dem gemeinen, und dem scholastischen : dem gelehrten und wissenschaftlichen Vor-je der Religion und ihrer Wahrheiten macht: So :de man doch von dem Schalle des Wortes ge-scht werden, wenn man deswegen die Metho-nach welcher man die Lehren des Christen-ms in der abendländischen Kirche, seit dem eilften ahrhunderte abzuhandeln pflegte, schon in seinen ten aufsuchen wollte. Scholastiker sind bey Kenner und Liebhaber eines gelehrtern, ausführ-ern und genauern Vortrages der Religion, als war, den der grosse und im Denken ungeübtere ufe brauchte oder fassen konnte. Unter einem sol-gelehrten Vortrage versteht er weder die Abhand-g des ganzen Glaubens und seiner wichtigern Leh-in derjenigen Verbindung mit einander, in wel-sie nach den Regeln der Kunst zusammengeordnet den können, noch den ersten zusammenhängenden terricht, den alle die empfiengen, welche Christen :den wollten, sie mochten Gelehrte oder Ungelehr-seyn, sondern den beredtern Vortrag einzelner ahrheiten in den Homilien, die in den gottesdienst-en Versammlungen der Christen gehalten zu wer-pflegten. Die gewöhnliche Methode, diejeni-

 gen,

gen, welche sich zum Christenthume bekennen wollten, zur Erkenntniß seiner Wahrheiten zu bringen, war in den ersten vier Jahrhunderten nicht systematisch, obgleich schon Origenes sie in eine Art von Philosophie zu verwandeln suchte, sondern, was die Ordnung betraf, worinnen sie zum christlichen Glauben angeführt wurden, historisch; in Betrachtung des Vortrages und Ausdruckes aber rhetorisch und parånetisch, und in Ansehung des Beweises der ihm eigenthümlichen Wahrheiten blos exegetisch; bis mit der Zeit den Aussprüchen der Offenbarung die Aussprüche und Entscheidungen der grössern Kirchen und Kirchenversammlungen und selbst der angesehenern und mächtigern Lehrer unter den Christen an die Seite gesetzt wurden. Philosophische Gründe brauchte man anfänglich blos wider die Heiden, die Wahrheiten von der Einigkeit des wahren Gottes und dem Daseyn einer über alle Geschöpfe waltenden Vorsehung zu behaupten. Nachher bestritt man auch die Irrgläubigen unter den Christen, wiewohl nur selten, mit Waffen, die man aus den Rüstkammern der Weltweisen entlehnte. Man begnügte sich gemeiniglich, sie von dem Widerspruche ihrer Meinungen gegen die Schrift, und vornehmlich gegen die gemeine und alte Lehre der grössern Kirchen zu überführen. Man glaubte, unwidersprechlich dargethan zu haben, daß sie irrten, und den Namen rechtgläubiger Christen nicht behaupten könnten, sobald man bewiesen zu haben glaubte, daß ihre Sätze Neuerungen in der Lehre und Abweichungen von dem gewöhnlichen und herrschenden Glauben wären. Ob sich gleich die Lehrer, welche Schutzschriften für das Christenthum, besonders wider die Heiden, schreiben, genöthigt sahen, ihnen eine kurze Nachricht von den

vornehmsten Lehren des christlichen Glaubens zu
)eilen, um ihre Lästerungen leichter zu schanden
:hen zu können: So kann man doch solche Erzäh
gen nicht als Vorbereitungen zu einem zusammen
genden Lehrbegriffe der Hauptwahrheiten der Re,
on ansehen; denn sie waren weiter nichts, als Hi
ie, deren Wahrheit sie auf die Weissagungen der
hrift, auf die Wunder Jesu und seiner Apostel,
) auf die Standhaftigkeit der Märtyrer, nicht
r auf ihren innern Zusammenhang mit einander,
) auf ihre Uebereinstimmung mit diesen oder jenen
ihren Widersachern eingestandenen unläugbaren
ahrheiten der Vernunft gründeten. Mit denen
, die, um Christen zu werden, von der Lehre
su unterrichtet werden wollten, philosophirte man
: nicht. Niemand verlangte von ihnen, daß sie
e aus der andern einsehen, und daraus, daß sie
r allen innern und äußern Widerspruch erhaben
ren, sich von ihrer Wahrheit überzeugen sollten.
rstehen sollten sie dieselben und auf das Zeugniß
Offenbarung als nöthige und göttliche Wahrhei
glauben: Das war es alles, was man forderte.
in erzählte ihnen die Geschichte der Offenbarung,
Schöpfung der Welt und der Menschen von
tt, den Fall der Engel und der Menschen, die
rheissung eines Erlösers, die Begebenheiten des
elitischen Volkes, die zehn Gebote, die Gott dem
en gegeben hatte, die Weissagungen von Christo,
Geburt, das Leben, die Wunder, den Tod, die
ferstehung und Erhöhung Jesu. Man drang auf
Nothwendigkeit an ihn zu glauben, oder welches
nals glauben hieß, seine Lehren anzunehmen,
) seinen Vorschriften zu gehorchen, auf das Be
ben allen moralischen Unordnungen zu entsagen,

 und

und auf die Verbindlichkeit einer wahren Liebe ge
Gott, und einer wahren Liebe gegen alle Mensch
Man behauptete die Unsterblichkeit der Seele,
Auferstehung der Todten und das zukünftige Ge
gegen sie, und dieser ganze historische Unterricht wa
de mit dringenden und rührenden Ermahnungen z
Gottseligkeit und Rechtschaffenheit der Gesinnung
und des Lebens durchflochten; niemand aber dach
daran, ihnen ein ordentliches System der Relig
beyzubringen, ob man gleich nach Augustins Erin
rung anders mit Gelehrten, anders mit Unwissen
zu verfahren pflegte. Man machte ihnen nicht
mal das apostolische Glaubensbekenntniß, we
vorzugsweise, der Glaube, oder die Regel
Glaubens hieß, eher bekannt, als kurz vor ih
Taufe, nach der es ihnen ausführlicher, wiewoh
rhetorisch und nicht dialektisch erklärt wurde, g
wie im vierten und fünften Jahrhunderte nur die
tauften das Gebet des Herrn lernen und brau
durften, niemand auch, als allein der, welcher
Taufe zugelassen werden sollte, von der Beschaf
heit, der Absicht und dem Nutzen derselben und
Abendmahls unterrichtet wurde. Diese Bewand
hatte es mit der Unterweisung derjenigen, welche z
Christenthume zubereitet wurden, wie Augusti
Abhandlung von der Art und Weise, die C
techumenen in der Religion zu unterrichten
zeugt. Wer diese kennt; es sollte sie aber jeder k
nen, wer mit der ältesten Art, die Menschen zu
Kenntniß des christlichen Glaubens anzuführen, b
kannt seyn will, der bemerkt leicht, wie weit
ältern Zeiten der Kirche von einem wahren o
vermeinten systematischen Vortrage der Religion e
fernt waren.

Wa

Wenn man also unter dem systematischen Vor-
ge des christlichen Glaubens, (der scholastische in
spätern Jahrhunderten der abendländischen Kir-
wollte es seyn;) einen Vortrag versteht, worin
alle Hauptwahrheiten desselben mit ihren wich-
ten Folgerungen in einer Ordnung, wodurch ein
Licht der andern wird, und in einem solchen Ver-
tnisse gegen einander erscheinen, daß sie ketten-
ßig zusammenhängen, in einander gegründet,
h wohl gar bis auf einige höchste, theils natürli-
, theils geoffenbarte Grundsätze zurückgeführt,
r schlußweise daraus hergeleitet und erwiesen wer-
; daß sie zugleich einander einschränken und be-
nmen, um entweder dem Gedächtnisse die Mühe
es Andenkens zu erleichtern, oder der Ueberzeu-
ng davon mehr Dauer und Stärke zu geben: So
gewiß, was auch gewisse Schriften vom Origenes
d Augustinus für eine Mine von System haben,
ß diejenigen, welche man unter den Christen zum
ramte zubereitete, zu keiner solchen wissenschaftli-
n Einsicht in die Religion angeführt wurden. Alle
terweisungen, welche ihnen Augustin in seinem
eyten, dritten und vierten Buche von der christ-
chen Lehre giebt, zielen blos darauf ab, sie zu
slegern der Schrift und zu Homileten zu machen;
eologen, welche zu einem wirklich philosophischen
ortrage der Religion geschickt wären, wollte er nicht
lden. Man findet in dieser seiner Schrift einige
ahre und viele falsche Anmerkungen. Man kann
raus lernen, wie man theils die dunkeln, theils die
oeydeutigen Stellen der Schrift erklären, anschei-
nde Widersprüche heben, und besonders die Histo-
e der Schrift durch allegorische Deutungen zur Bes-
rung der Menschen anwenden kann. Weiter zeigt
er,

er, was für menschliche Künste und Wissensch[aften]
zu diesem Endzwecke dienen, und zugleich, w[elche]
Schreibarten ein christlicher Redner gebrauchen m[üs]-
se; allein die Wahrheiten des Glaubens und [der]
Vernunft in eine solche Verknüpfung zu bringen, u[nd]
eine durch die andre so zu bestimmen, daß sie ei[nen]
zusammenhängenden Lehrbegriff ausmachten, [das]
lehrt er nicht, hatte auch selbst keinen Begriff von [den]
Regeln, nach denen solches geschehen muß.

Es war demnach der Unterricht sowohl der [ge]-
meinen als der gelehrten Christen größtentheils [hi]-
storisch, und er blieb es bis in das eilfte Jahr[hun]-
dert. Man erzählte beyden die vornehmsten St[ücke]
der biblischen Geschichte, die zehn Gebote, den [apo]-
stolischen Glauben, das Gebet des Vaterunsers, [und]
in der Folge die vornehmsten Gebräuche des öffe[ntli]-
chen Gottesdienstes, und machte darüber bald kü[rze]-
re, bald weitläuftigere Auslegungen. Man wi[der]-
legte die entgegengesetzten Meynungen derer, we[lche]
von der herrschenden Kirche als Irrgläubige zu Ke[tzern]
verdammt wurden, durch die Schrift, das kirch[liche]
Herkommen, die Entscheidungen der Kirchenv[er]-
sammlungen, und das Ansehen älterer für rechtglä[u]-
big geachteten Lehrer; ihre Einwürfe bestritt man m[it]
eben diesen Waffen. Da indeß doch die Lehren d[er]
Offenbarung ein solches Verhältniß gegen einan[der]
haben, daß eine in der andern gegründet ist, oder [eine]
die andre voraussetzt; daß eine die andre erlä[utert,]
einschränket und beweiset, keine einen Mislaut i[m]
Ganzen giebt, jede vielmehr mit der andern zusa[m]-
menstimmt; da sie in eben diesem Verhältnisse geg[en]
die Wahrheiten stehen, welche wir blos durch ein[en]
richtigen Gebrauch der Vernunft einsehen und bew[ei]-
ses

könnten; da auch nach und nach immer mehr Par-
unter den Christen aufkamen, welche sich von
hiednen wichtigen Lehren der Offenbarung sehr
von einander abweichende Vorstellungen mach-
So mußten endlich diejenigen, welche sich mit
ührlichern Abhandlungen und Vertheidigungen
ittner Lehren beschäftigten, auf den innern Zu-
nenhang der geoffenbarten Wahrheiten aufmerk-
r werden. Zugleich fehlt es nicht an nachden-
en Christen unter den Layen, welche, ungewiß,
sie unter der Menge streitiger Lehren als wesent-
und nothwendige Wahrheiten des Christenthu-
annehmen oder nicht annehmen sollten, die an-
ensten Lehrer auffoderten, sie zu unterrichten,
für Vorstellungen vom Christenthume sie doch
)en oder nicht glauben müßten, um rechtschaffen
glückselig zu werden. Solchen Ursachen hat
außer Augustins größern Schriften wider die
ichäer, die Arianer, und die Pelagianer, sein
dbuch an den Laurentius, einen angesehe-
Römer, und besonders sein erstes Buch von der
tlichen Lehre zu danken.

Laurentius hatte ihn ersucht, ihm in einem
)buche, dessen er sich täglich zu seinem Unterrich-
d zu seiner Erbauung bedienen könnte, einen
n und deutlichen Begriff von allen wichtigen
n der Religion zu machen, und ihn zu unterrich-
was er glauben, was er in Absicht auf die vielen
: Welt verbreiteten Ketzereyen fliehen und ver-
n müßte; was für Lehren der Religion die Ver-
: billigte und unterstützte, in welchen sie hinge-
icht mit ihnen übereinstimmte, und der Offen-
ig, ihrer Schwachheit wegen nicht folgen könn-
te,

te, welches der Anfang und das Ziel unsrer Hoffnun-
gen, der Hauptinnhalt und zugleich der wahre u
erste Grund des katholischen Glaubens wäre. A
gustin antwortete, Laurentius würde davon eine
reichende Erkenntniß haben, wenn er wüßte, w
der Christ glauben, was er hoffen, was er lieb
müßte; denn darauf bezögen sich alle Lehren der O
fenbarung. Der Anfang der Religion wäre
Glaube; das Ende der Besitz und Genuß der ew
Seligkeit; der Grund derselben Jesus Chri
und der Beweis ihrer Lehren theils die Vern
wenn man sie auf das Zeugniß der Sinne grün
oder durch das Licht des Verstandes aufklären u
beweisen könnte; theils das Zeugniß und der Un
richt der Gesandten Gottes, wenn wir die uns
ihnen verkündigten Wahrheiten durch unsre Ve
nicht einsehen noch begreifen könnten. Er betr
tete also alle Lehren der Religion aus drey versch
nen, obgleich an einander grenzenden Gesichtsp
ten; der erste zeigte ihm die, so zum Glauben g
ren; der zweyte, die Hoffnungen und Erwartun
des Christen; im dritten erkannte er alles, was
Liebe erfodert wird, weil die Liebe nicht ohne H
nung, die Hoffnung nicht ohne Liebe, und beyde n
ohne den Glauben seyn könnten.

Im ersten Theile seines Werkes giebt er e
kurzen Begriff von den Wahrheiten, die der Ch
glauben muß, und folgt darinnen der Ordnung
apostolischen Bekenntnisses. Hier ist also der V
trag nicht sowohl systematisch, als historisch und
getisch. Die Reihe, worinnen er die Wahrhei
auf einander folgen läßt, ist diese. Die Christ
ten Einen Gott in drey Personen an. Dieser hat

chtbaren und unsichtbaren Dinge erschaffen. Alle Geschöpfe sind, ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach, bey aller ihrer Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit gut und vortrefflich. Dieß ist der Grund der so bewundernswürdigen Schönheit des Weltgebäudes. Was man das Böse nennt, macht an seinem Orte einen Theil dieser Schönheit aus. Es ist da, damit das Gute angenehmer, liebenswürdiger und vortrefflicher werde. Alles Uebel ist nichts als ein Mangel des Guten. Das Böse hat kein eignes Wesen, sondern entspringt aus den Dingen, die von Natur gut sind. Hier nimmt Augustin Gelegenheit zu einigen Ausschweifungen über das, was der Mensch vornehmlich zu erkennen suchen müsse, wie auch theils über den Unterschied zwischen dem Irrthume, der zuweilen dem Menschen nützlich seyn könne, und zwischen den Lügen, die er für Sünde erklärt, theils über die verschiedenen Arten zu lügen und über die unschuldigen und schädlichen Irrthümer. Die Ursache alles Guten ist Gott, die Ursache des Bösen ist der erschaffene Wille erst der Engel, dann der Menschen, dadurch, daß sie sich von dem unveränderlichen Gute entfernen und sich auf veränderliche und vergängliche Güter heften. Denn alle von Gott erschaffenen Naturen sind gut; sie können aber, weil sie weder unendlich noch unveränderlich gut sind, besser oder schlechter werden; werden aber nicht anders böse und verderbt, als durch die Verminderung der ihnen anerschaffenen Güte, durch ihre Entfernung von dem höchsten Gute, und durch ihre verkehrte Begierde nach Glückseligkeit, die sie in eiteln und vergänglichen Dingen zu finden sich einbilden. Dieß giebt ihm Anlaß zu einer nach seiner Weise gerathenen Vorstellung von dem Falle der Engel, und

von

von der Sünde des ersten Menschen, die Gott habe zulassen wollen, um aus dem Bösen Gutes hervorzubringen, und die Lücke, welche durch die gefallenen Engel in der Reihe seiner glückseligen Geschöpfe entstanden sey, aus dem menschlichen Geschlechte wieder mit denen zu ergänzen, welche er zu Beweisen seiner Barmherzigkeit zu machen beschlossen gehabt hätte, nicht um ihrer Werke und Verdienste, sondern um seiner freyen Gnade willen. Auf diesem gnädigen Willen Gottes, sagt er, gründet sich sein Rathschluß, die Menschen zu erlösen. Sie sind, durch die Erbsünde, alle Gegenstände des göttlichen Zorns oder seiner strafenden Gerechtigkeit. Also mußten sie einen Erlöser haben, der sie mit einem einzigen Opfer versöhnte, und alle Opfer des Gesetzes und der Propheten, als so viele Schatten und Vorbilder seiner Versöhnung, aufhübe. Dieser Versöhner ist Jesus Christus, Gott und Mensch in einer Person; Gott, weil er das Wort Gottes ist; Mensch aber, weil er eine vernünftige menschliche Person in seine Persönlichkeit aufgenommen hat. Als Gott ist er mit dem Vater, Ein Gott; der Vater aber ist, in so fern sein Sohn ein Mensch ist, größer, als er. Die menschliche Natur Jesu wurde mit seiner Gottheit vereiniget, um die Menschen zu belehren, daß sie durch eben dieselbe Gnade gerecht würden, welche den Mensch, Jesus Christus, von keiner Sünde beflecket werden ließ. Deswegen wurde er ohne alle Empfindung einiger fleischlichen Lust empfangen. Darum konnte er nicht mit Sünden befleckt werden, noch auch selbst Sünde begehen. Zur Sünde aber wurde er gemacht, und für uns, das heißt, zum Sündopfer für unsre Sünden, auf daß wir die Gerechtigkeit würden, nicht die unsrige, sondern die Gerechtigkeit

chtigkeit Gottes; nicht in uns, sondern in ihm, wie
nicht seine Sünde wurde, sondern die unsrige; nicht
sich, sondern in uns durch die Aehnlichkeit des sünd-
hen Fleisches, worinnen er gekreuziget wurde, damit
, der keine Sünde hatte, gewissermaßen der Sünde
rbe, indem er in dem Fleische und nach dem Flei-
e starb, worinnen er die Aehnlichkeit der Sünde
ır. Eben darinnen bestehet das Sacrament der
ıufe, die gleichsam eine sinnliche Lehre aller die-
Wahrheiten ist, und eine so große Wirkung
t, daß alles so desselben theilhaftig werden, der
ınde absterben, und aus dem Wasser wiederge-
ren werden. Die Kinder sterben nur der ange-
ten Sünde ab, die Erwachsenen hingegen allen
nen Sünden, welcher sie sich vor der Taufe schul-
gemacht haben.

Hierauf handelt Augustin die übrigen Wahrhei-
ab, die Jesum Christum angehen, die Lehre von
ıem Tode, von seinem Begräbnisse, von seiner
ferstehung, von seiner Himmelfahrt, von seinem
zen zur rechten Hand seines Vaters, von seiner
iederkunft zum jüngsten Gerichte, und zwar so,
; er zugleich alle diese großen Begebenheiten zu
uren und Bildern des Lebens macht, welches
isten auf der Erde führen sollten. Von diesen
en geht er zum Artikel von dem heiligen Geiste
r. Er beweist seine Gottheit daraus, daß er die
che zum Tempel habe, und in den Gliedern Chri-
als in seinem Tempel wohne, weswegen auch das
kenntniß des heiligen Geistes, vor dem Bekennt-
e, daß eine heilige christliche Kirche sey, vorher-
e. Von der Kirche lehrt er, daß Jesus ihr Haupt
daß sie aus Engeln und Menschen bestehe, ob

er gleich nicht für die Engel, sondern bloß für d
Menschen gestorben sey, die er durch sein Blut v
allen Sünden erlöst habe. Bey der Erklärung d
Artikels von der Vergebung der Sünden theilt e
sie in verzeihliche und tödtliche ein, von den
diese eine größere Buße bedürften, als jene. Di
Kirche hat, wie er meynt, die Gewalt, Sünde
vergeben, weil sie die Gabe des heiligen Geistes h
und die Sünde wider den heiligen Geist wird n
seiner Meynung begangen, wenn ein Mensch n
glauben will, daß sie die Macht Sünde zu ver
ben habe, und deswegen sich bis an sein Ende w
gert, seine Zuflucht zu ihr zu nehmen, um d
Wohlthat von ihr zu erhalten. Für die Ursa
aller Sünden erklärt er die Unwissenheit und d
Schwachheit, für die Mittel aber sie zu versch
die Buße, das Gebet des Vater Unsers, und die A
mosen, die aus wahrer Liebe gegeben würden, ni
aber in der Absicht, desto mehr Freyheit zum Sü
digen dadurch zu erlangen.

In der Erklärung der Lehre von der Auferstehu
der Todten beschäfftigt sich Augustin mit der Au
sung verschiedner Schwierigkeiten, die Art, die G
stalt und Größe betreffend, worinnen die mensch
chen Körper auferstehen würden. Er läßt weder d
Kinder, die in dem Schooße ihrer Mutter gestor
sind, noch die ungestalten Misgeburten Theil an d
Auferstehung nehmen. Alle auferweckten Körper s
len ihre ordentliche, und eine anständige, und zugle
eine ihrer vorigen Bildung ähnliche Gestalt hab
Die Leiber der Verdammten sollen bloß zu ihr
Strafe auferweckt werden; die Frommen hingeg
zur größern Erkenntniß Gottes und dessen, was b

hier verbergen blieb. Die gelindeste Strafe
n nur diejenigen leiden, die keiner andern Sün-
chuldig sind, als bloß der angeerbten Sünde;
übrigen sollen zugleich nach der Menge und Grö-
rer Sünden gestraft werden, gleichwie die From-
nach der verschiednen Größe ihrer Tugenden
auch verschiedener größerer oder kleinerer Be-
ungen zu erfreuen haben sollen. Bey dem Ar-
vom ewigen Leben schreibt er die Vorherbestim-
g einiger Menschen zur Seligkeit bloß der Gna-
Gottes zu. Sie ist, sagt er, eine freye Gna-
also wird niemand verdammt, ohne es verdient
aben. Niemand zweifle, daß nicht alles, was
t in der Welt geschehen läßt, gut sey; denn wä-
s nicht gut, daß es auch Böses gäbe, so würde
lches nicht zulassen, weil es ihm eben so leicht
würde, zu verhindern, als es ihm ist, alles
hun, was ihm wohlgefällt. Davon nimmt er
ß, die Worte Pauli zu erklären: Gott will,
allen Menschen geholfen werde. Die ge-
e Antwort auf die Frage, warum nicht allen
ischen geholfen werde, ist, sagt er, die, daß
alle Menschen sich helfen lassen wollen. Diese
vort aber ist nicht richtig; denn man kann das
von den Kindern sagen, die keinen eignen freyen
len haben; auch kann man nicht sagen, daß Gott
den bösen Willen der Menschen ändern könne,
er wolle und wo er wolle; denn der Wille des
mächtigen ist allezeit unüberwindlich. Auf die
e also: Wie denn die Worte: Gott will, daß
Menschen geholfen werde, da doch solches nicht
ehe, verstanden werden müßten, antwortet er:
e Worte könnten in mehr als einem Verstande
mmen werden. Sie könnten sagen sollen: Es

 werde

werde niemanden geholfen, als denen, welchen helfen wolle; niemand könne sich selbst helfen. könnten auch bedeuten, daß Gott allerley Arten Menschen, aus allen Ständen, Lebensarten, schlechtern und Völkern, wie verschieden sie nach ren Gewerben, Einsichten, Sitten, Tugenden Lästern von einander seyn möchten, zu helfen sey. Er handelt darauf von der Beschaffenheit freyen Willens des Menschen im Stande der schuld, im Stande der Herrlichkeit, im St de der verderbten Natur. Im Stande der schuld konnte nach seiner Meynung der Mensch gleicher Freyheit sowohl das Böse, als das thun; im Stande des Verderbens kann er das nicht thun, wenn er nicht durch die Gnade tes dazu tüchtig gemacht wird, aber wohl das im Stande der Herrlichkeit wird er das Böse begehren können; und eben deswegen eine größre und herrlichere Freyheit haben. Er zugleich, die Seelen der Verstorbenen würden Zwischenzeit zwischen dem Tode und der Auf hung an geheimen und verborgenen Oertern, dem sie Ruhe oder Strafe verdienten, bew für die Seelen der Frommen hätten die Für und Allmosen der Lebendigen zu ihrer Erquickun nen besondern Nutzen. Uebrigens erklärt er Mitleiden für die Verdammten, deren Strafe für ewig erklärt, für ein eitles Mitleiden, weil der Schrift ihre Verdammniß nie ein Ende men werde.

Dieß alles nun soll, wie Augustin glaubt, kurzer und hinlänglicher Innbegriff dessen seyn, ein Christ glauben soll. Ueber die Hoffnungen

ist er sehr kurz; alles, was er zu hoffen hat,
nach seinem Ausspruche, in dem Gebete des
enthalten, worüber er fast nichts sagt, als
r den Evangelisten Matthäus, der sieben Bit-
hlt, und den Evangelisten Lucas, der nur fünf
n zählt, mit einander zu vereinigen sucht, wel-
aber auf eine allzukünstliche und gezwungene
eschieht.

Beder ausführlicher noch besser ist dasjenige,
r zuletzt von der Liebe vorträgt. Er sagt bloß,
man frage, ob einer gut sey, so frage man
was er glaube, sondern was er liebe, weil
nd zweifle, daß derjenige, welcher liebe was
en soll, auch glauben und hoffen werde, was
uben und hoffen soll; daß das Gesetz wohl be-
, aber nicht helfen könne; daß wir also, wenn
r Erkenntniß des göttlichen Gesetzes kommen,
ülfe des heiligen Geistes bedürfen; daß alle
le Gottes, und auch die Rathschläge des Evan-
ch auf die Liebe beziehen; daß das Gute, was
us Furcht, oder irdischen Absichten, und nicht
be thue, nicht geschehe, wie es geschehen müs-
eil die Liebe keine andre als die Liebe Gottes
s Nächsten sey, auf welche alle Gesetze und
eten abzielen.

gustin überläßt am Ende seinem Freunde Lau-
, ob er dieß alles für einen kurzen Inbegriff
ristlichen Glaubens halten wolle; oder nicht.
nn man es wohl für einen ordentlichen Inn-
desselben halten? Wer kann, ungeachtet er
n eine Lehre mit der andern zu verbinden oder
andern zu erklären und herzuleiten sucht, ein

wahres System der Religion darinnen sehen? Gl[...] wohl will dieses das gemeine Urtheil davon; a[...] die von dem Ursprunge der systematischen Theolo[...] handeln, zählen es zu den ersten Versuchen eine[...] sammenhängenden christlichen Lehrbegriffes, und d[...] um habe ich es für nöthig geachtet, den Inh[...] dieses augustinischen Enchiridion ausführlich a[...] zuzeigen, damit andre sich einen richtigen Be[...] davon machen, wissen, was es enthält, und m[...] erwarten, was nicht darinnen zu finden ist.

Indeß bleibt es eben so gewiß, daß im A[...] stin, und besonders in seinen polemischen Sch[...] alle Materialien zu dem scholastischen Lehrge[...] der Religion, und zum Theil schon zum Baue [...] reitet angetroffen werden. Einige von den [...] Grundlinien dazu findet man in seinem ersten B[...] von der christlichen Gelehrsamkeit. Hier entw[...] die Analogie, oder die Regel des Glaubens, [...] welcher, nach den ausführlichern Vorschriften de[...] genden Bücher, alle Auslegungen der Schrif[...] alle Unterweisungen der Christen in ihren W[...] heiten übereinstimmen sollen. Hier ists deutlich, [...] er ihnen die Form aller praktischen Wissensch[...] geben will, indem er, scholastisch zu sprechen, [...] von dem subjectivischen, dann von dem obje[...] vischen Endzwecke des Menschen, darauf von [...] Gründen und endlich von den Mitteln zu [...] Endzwecke redet. Der subjectivische Endzweck [...] Menschen besteht theils im Genusse, theils im [...] brauche der Dinge; der objectivische in dem drei[...] gen Gott; die Gründe sind der Fall des Mensch[...] die Menschwerdung Jesu Christi, mit allem dem[...] nigen, was er zu unserm Besten gethan und gelit[...]

:, weil unsre Unsterblichkeit und Auferstehung, die
lftung der Kirche und die Gewalt, die sie hat,
inde zu vergeben, nebst den Sacramenten Folgen
d Wirkungen davon sind. Die Mittel hingegen
Buße, der rechte Gebrauch der Welt und die Liebe
ttes und des Nächsten. Alle unsre Erkenntnisse,
igt er an, sind Erkenntnisse der Zeichen oder Dinge.
iese lassen sich unter zwo Gattungen bringen. Eine
greift diejenigen, die man genießen; die andre die-
igen, die man gebrauchen muß. Genießen heißt
en Gegenstand um seiner ihm eigenthümlichen
ortrefflichkeit willen lieben; brauchen heißt, sich
es Dinges als eines Mittels zum Genusse des
liebten bedienen, wenn man es anders lieben
rf. Bloß die drey göttlichen Personen sind die
jecte, die man zu genießen suchen muß. Diese
y sind nach seinen platonisirenden Vorstellungen,
man alle bey den Scholastikern wieder findet, alle
ns in dem Vater, alle einander gleich in dem Soh-
, alle mit einander verbunden durch den heiligen Geist.
n Vater also ist die Einheit, im Sohne die Gleich-
it, im heiligen Geist die Verknüpfung der Einheit
d Gleichheit mit einander. Sie sind der unaus-
echliche Gott, das höchste Wesen, von dem man
er nicht würdig genug reden kann, worinnen auch
Abgötter, und selbst diejenigen, welche sich keine
dre als sinnliche Vorstellungen von Gott machen
nnen, übereinkommen. Sie sind die höchste Weis-
it, die allen Dingen so weit vorzuziehen ist, als
s Lebendige dem Unempfindsamen, das Empfind-
me dem bloß Lebenden, und das, was Verstand
t und denkt, dem, was bloß empfindet, vorgezo-
n zu werden verdient. Um diese Weisheit er-
nnen zu können, muß man einen gereinigten Ver-

stand und ein gereinigtes Herz haben. Uns den W
dazu zu zeigen, ist die göttliche Weisheit zu uns
kommen, damit Gott uns ein Muster des Leben
einem Menschen gäbe, weil wir Menschen sind.
er selbst das Vaterland ist, so hat er auch
unser Weg zu unserm Vaterlande werden wolle
die Weisheit Gottes wollte selbst der Arzt und
Arzeney seyn. Weil der Mensch durch den Ho
muth fiel, so bedurfte er, um von seinem Stolz
heilt zu werden, einer göttlichen Demuth; wei
durch die Weisheit der Schlange betrogen wor
waren, so sollten wir durch die Thorheit Gottes
der genesen. Christus brauchte seine Sterbliche
nicht, auf daß wir leben möchten; das Exem
seiner Tugenden sollte unsre Laster heilen. Er,
einem Weibe gebohren, mußte uns, die wir du
die Sünde eines Weibes getäuscht waren, er,
Mensch, uns Menschen, er, ein Sterblicher,
Sterblichen, und durch seinen Tod die Todten ret
und befreyen. Seine Auferstehung von den Tod
und seine Himmelfarth stärkt unsern Glauben
großen Hofnungen. Wer sein Leben mit einer
chen Macht wieder nehmen konnte, der bezeugte
seinem Tode, wie gern er für uns gestorben sey.
erweckt und stärkt auch unsern Glauben durch de
Anblick der Belohnung, die er uns am Ende unse
Laufbahn vorhält, und durch die Furcht vor de
schrecklichen Tage, an welchem er die Lebendigen un
die Todten richten wird. Er ist unsichtbar, a
dennoch giebt er jedem Gliede seiner Kirche alle G
ben, die er zu seiner Erleuchtung und Heiligung b
darf. Prüft und reinigt er sie durch heilsame W
derwärtigkeiten, so geschieht es nur, damit einst
ne Kirche eine Braut werde, die keine Runzeln no

Theolog. patriae et theolog. viatorum

Fle

ecken habe. Darum vergiebt er denen, welche
bekehren, ihre Sünden, und weil die vergange-
Sünden uns die Wiederkehr in unser Vaterland
zäunten, so hob er jene Gesetze, welche sie ver-
derten, dadurch auf, daß er sich für uns kreuzi-
ließ. Er gab auch der Kirche die Gewalt der
hlüssel, die Unbußfertigen zu binden und die
ußfertigen zu lösen. Die Trennung des Bußfer-
en von den Gegenständen seiner Leidenschaften kann
Tod der Seele heißen, die durch die Buße auf-
eckt und zu bessern Gesinnungen geschickt gemacht
d. Derjenige nur, welcher der verderbten Welt
ht abstirbt und sich nicht nach den Vorschriften der
ahrheit bessern will, stirbt, wenn sein Körper stirbt,
es noch schrecklichern Todes, und wird nicht an-
s, als zu ewigen Martern wieder aufleben. Was
die Welt und die irdischen Dinge betrifft, so muß
n sie brauchen, aber nicht genießen, noch als ei-
letzten Endzweck betrachten. Man darf sie wohl
en, aber nur in Absicht auf Gott; bloß in diesem
rstande wird uns befohlen, uns selbst und andre
lieben. Denn einen andern um sein selbst willen
en, das heißt, sein genießen; ihn aber in Ab-
t auf Gott lieben, das heißt, ihn brauchen. Man
ß auch nicht sich selbst, als sein letztes Ziel, son-
n in Absicht auf Gott lieben. Sobald der Mensch
seiner selbst wegen liebt, so liebt er sich nicht um
ttes willen. Je mehr er dann seiner selbst genie-
will, desto mehr verschlimmert er sich; desto
iter entfernt er sich von seiner eignen Vollkom-
nheit. Folglich muß niemand weder andre, noch
selbst so lieben, daß dadurch die Liebe gegen Gott
hindert werde. Es sind vier Gegenstände unsrer
be, einer über uns; einer sind wir selbst; ei-

nen finden wir neben uns, und einen unter uns. Den zweyten und den dritten zu lieben, das brauchte uns nicht befohlen zu werden; der Mensch mag sich von der Wahrheit so weit entfernen als er will; die Liebe gegen sich selbst und seinen Körper verliert er niemals. Die Ordnung der Liebe fodert, daß man das liebe, was man lieben soll, und das nicht liebe, was nicht geliebt werden darf. Der Sünder, als Sünder, darf nicht geliebt werden, der Mensch aber als Mensch um Gottes willen, Gott aber um Gottes selbst willen. Weil man nicht allen zugleich nützlich werden kann, so muß man besonders denen zu dienen suchen, die durch ihre Geschäffte, und die Umstände der Zeit und des Ortes näher als andre mit uns verbunden sind. Vornehmlich aber müssen wir dahin streben, daß alle mit uns Gott über alles lieben mögen; darauf müssen sich auch alle Wohlthaten beziehen, die wir unsern Nebenmenschen erweisen. Die Ursache, ihnen wohl zu wollen, ist diese, daß sie unsre Nächsten sind. Selbst die Engel sind in dem Gebote, unsern Nächsten als uns selbst zu lieben, begriffen. Gott braucht uns, aber er genießt uns nicht; sonst müßten wir sagen, er bedürfte des Guten, das wir haben, zu seiner Seligkeit. Wenn uns Gott aber nicht gebrauchte: wie könnte er uns lieben? Gott gebraucht uns aber, nicht wie wir die Creaturen gebrauchen, die wir nöthig haben, um zu seinem Genusse zu gelangen; er gebraucht aber uns und alle Creaturen nicht zu seinem, sondern zu unserm Besten. Weil nun die Liebe Gottes und des Nächsten die Erfüllung des Gesetzes ist, so muß uns dieß Gebot zum Verständnisse der ganzen heiligen Schrift dienen, und die Einsicht in die Wahrheiten derselben ist auf die drey Tu-

gen-

enden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung
egründet, wie denn viele Heiligen, die in den Wü-
en leben, keine Bücher, und keiner andern Hülfe
im Verstande der Offenbarung bedürfen, als die-
r Tugenden.

Hier ist also diese einigermaßen zusammenhän-
ende Vorstellung von den Lehren des Christenthums,
elche Augustin als einen gewissen Schlüssel zur rich-
gen Einsicht in den Sinn der Schrift ansieht. Ich
ill nicht ausmachen, ob dieses Kompendium der
heologie vor dem Richterstuhle der neuern Ortho-
oxie in beyden protestantischen Kirchen viel Beyfall
nden könne. So viel ist gewiß, daß doch in die-
r Stellung der Lehren, welche er für göttliche
Bahrheiten hält, ein Zusammenhang ist; eine Ket-
, deren Glieder freylich oft mehr durch den Faden
s Witzes, als durch ein richtiges, gesundes und
egründetes Urtheil verbunden sind; eine Art von
lan, in welchem eine Wahrheit die andre gründen,
klären und bestimmen soll. Die einzelnen Grü-
e desselben findet man in seinen größern Abhand-
ngen von der wahren Religion, in seinen Streit-
hriften wider die Arianer und Pelagianer, in ver-
hiednen dogmatischen Briefen, in den drey letzten
Büchern seiner Bekenntnisse, und in seinen drey und
htzig Fragen weiter entwickelt, und zugleich die
rschiedenen Schwierigkeiten, welche sie veranlassen,
tschieden. Man wird in der Folge sehen, daß die
eisten Scholastiker nach diesem ihren gleichsam vor-
zeichneten Plane gearbeitet haben. Petrus, der
mbarde, Alexander von Hales, Bonaven-
ura, und Thomas von Aquino haben besonders
n nie aus den Augen gelassen; ihre weitere Aus-
füh-

führung verräth freylich die Mängel der Grundlinien; aber wie kann ein Bau anders als gothisch werden, wenn der Grundriß nicht Griechisch ist?

Es konnte aber das gothische Gebäude der Theologie von den Scholastikern nicht einmal aufgeführt werden, ehe nicht alle Materialien, aus denen es erbaut wurde, von andern zusammen getragen, auf eine gewisse Weise von einander abgesondert und zu diesem Gebäude gleichsam in verschiedne Haufen zurecht gelegt worden waren. Diesen Dienst leisteten ihnen außer dem Fulgentius, welcher die Arianer auch mit philosophischen Gründen zu wiederlegen suchte, dem Boethius, welcher nicht allein die Philosophie des Aristoteles durch die Uebersetzung und Auslegung verschiedner philosophischen Werke desselben in der lateinischen Kirche bekannter machte, sondern auch seine Meynungen in seinen Schriften von der Dreyeinigkeit und den zwo Naturen Christi zur Vertheidigung der christlichen Geheimnisse brauchte, dem Cassiodor, der über die Seele philosophirte, und dem Papste Gregor dem Großen, der durch seine Moralen über den Hiob fast ein so angesehenes Orakel unter den Abendländern wurde, als Augustin war, vornehmlich diejenigen, welche die Aussprüche und Entscheidungen der Kirchenversammlungen und der berühmtesten und angesehensten Väter über die wichtigsten Materien der Religion sammelten; nicht sowohl des gemeinen Unterrichts wegen und zur Beförderung einer scharfsinnigern und gründlichern Erkenntniß der Religion, als vielmehr aus Furcht, daß sie den herrschenden Glauben beleidigen und sich der Gefahr, unter die Irrgläubigen gerechnet zu werden, aussetzen möchten, wenn sie nicht die Entschei-

dun-

ungen und Aussprüche der vorigen Zeiten immer
or Augen hätten, und zugleich in der Absicht, den
nwissenden und trägen Mönchen die Erkenntniß
heologischer Gegenstände zu erleichtern.

Ehe ich aber davon ausführlicher rede, muß ich
ines Junilius aus dem sechsten Jahrhunderte und
ines zwar nicht langen, aber doch für diese Zeiten
icht unerheblichen Werkes von den Hauptstü-
ken der Erkenntniß des göttlichen Gesetzes
mständlicher gedenken; theils, weil darinnen ein
hm eigner Entwurf von den Wahrheiten der Reli-
ion vorkömmt, obgleich sein Versuch hauptsächlich
ine Einleitung zur Kenntniß der heiligen Schrift
eyn soll: (denn diese versteht er unter dem göttli-
hen Gesetze, welches er nach dem ebräischen Sprach-
ebrauche genommen zu haben scheint;) theils auch,
veil darinnen über den Kanon der Schrift, worüber
zt so viel gestritten zu werden anfängt, Vorstellun-
en und Gedanken vorgetragen werden, welche be-
annter zu seyn verdienen, damit einige über das,
vas ihnen neu ist, weil es von der bekanntesten
Meynung abgeht, weniger erschrecken lernen; andre
ingegen, die mit der gemeinen Art zu denken nicht
ufrieden sind, mit weniger Geräusch und Ansehn
on Eitelkeit davon reden mögen. Denn alle Wahr-
eit wird glücklicher untersucht und leichter eingese-
en, je weniger sich in die Untersuchung dersel-
en Leidenschaft und Hitze einmische.

Die Wissenschaft des göttlichen Gesetzes,
der die Kenntniß der Schrift, besteht nach dem Ju-
ilius aus zwey Hauptstücken; das erste betrifft die
lrt des Vortrages, die er die Oberfläche der
Schrift

Schrift nennt; das zweyte, die Sachen und Wahrheiten selbst, die uns die heilige Schrift lehrt. Was den Vortrag betrifft, so nimmt er vier Arten desselben an, den historischen, den prophetischen, den sprüchwörtlichen, oder sinnreichen, und den bloß lehrenden. Dabey heißt er seine Leser auf fünf Stücke zu sehen, auf die Schreibart, das Ansehen, den Verfasser, die Arten der Schreibart und die Ordnung des Vortrags.

Nach einer kurzen Beschreibung der Geschichte nennt er die historischen Bücher der Schrift. Dazu rechnet er die fünf Bücher Mosis, das Buch Josua, das Buch der Richter, das Buch Ruth, die Bücher Samuelis und der Könige, die vier Evangelien und die Apostelgeschichte. Auf die Frage, ob nicht zu der göttlichen Historie, oder nach seiner Meynung, zu der von Gott eingegebenen, oder für göttlich erklärten Geschichte noch andre Bücher gehörten, antwortet er, daß einige auch die Bücher der Chronik, den Hiob, zwey Bücher vom Esdra, oder des Esdra und den Nehemias, ein Buch Judith, ein Buch Esther, und zwey Bücher der Maccabäer dazu rechneten, woraus man sieht, daß man über den göttlichen Werth dieser Schriften noch nicht überall ganz entschieden dachte.

Von den historischen Büchern kömmt Junilius auf die prophetischen. Unter der Prophezeyung versteht er eine von Gott eingegebne Entdeckung den Menschen verborgner, theils vergangner, theils gegenwärtiger, theils zukünftiger Begebenheiten. Diese Erklärung bestätigt und erläutert er mit verschiedenen Beyspielen. Zu den prophetischen Büchern rech-

hnet er, und zwar in folgender Ordnung, hun-
t und funfzig Psalmen, den Hoseas, Jesaias,
el, Amos, Obadja, Jonas, Micha, Nahum,
phanja, Habacuc, Jeremias, Ezechiel Daniel,
ggai, Zacharias, Maleachi. Die Offenbarung
hannis zählt er nicht mit, sondern macht die An-
rkung, daß sie unter den Morgenländern sehr
eifelhaft sey. *)

Zu den proverbialischen oder sinnreichen Bü-
rn der Schrift rechnet er die Sprüchwörter und
Jesus Syrach. Auf die Frage, ob nicht noch
re Bücher zu dieser Classe gerechnet würden, ant-
tet er, daß einige das Buch der Weisheit
das hohe Lied dazu zählten. Mehr sagt er
dem letzten nicht, und daraus ist wahrschein-
, daß er es selbst nicht für kanonisch oder ein-
eben gehalten habe. Desto umständlicher sucht
ey aller seiner Kürze seine Meynung über das,
s er die sprüchwörtliche und allegorische Schreib-
nennt, zu erklären.

Zu den lehrbüchern rechnet er den Prediger,
uli Briefe an die Römer, die Corinther, die
later, die Epheser, die Philipper, die Colosser,
Thessalonier, an den Thimotheus, Titus und
ilemon, den Brief an die Ebräer, den ersten
ief Petri und den ersten Johannis. Sehr viele,
er, rechnen auch den Brief Jacobi, den zwey-
Brief Petri, den Brief Judä, den zweyten und
ten Johannis dazu. Bey dieser Anzeige der
h ihrem Vortrage verschiednen biblischen Bücher
mache

) De Joannis Apocalypsi admodum dubitatur.

macht er überall die Anmerkung, daß zwar eine
des Vortrages vornehmlich darinnen herrsche, in
dem aber doch auch die übrigen Arten desselben
kommen; daß die historischen zum Exempel
Prophezeyungen und Lehren; die prophetischen
Geschichte und dogmatische Wahrheiten enthal

Hierauf entscheidet Junilius, was man
dem Ansehen aller dieser göttlichen Bücher
müsse. Einige haben, wie er sagt, ein voll
nes Ansehen; das sind die kanonischen, über
Göttlichkeit kein Zweifel ist; einige nur ein m
mäßiges, das sind diejenigen, die von den m
für kanonisch gehalten werden; einige gar
das sind alle übrigen.

Von den Verfassern der heiligen Bücher s
man kenne sie entweder aus dem Titel und Ein
wie die prophetischen und apostolischen, oder aus
Titeln allein, wie die Evangelisten, oder aus
Nachrichten. Aus diesen, sagt er, weiß man,
Moses und Josua die Verfasser der ihnen zuge
ten Bücher sind; aus dem Titel wisse man
nicht, weil es nicht heisse: der Herr sprach zu m
sondern der Herr sprach zu Mose.

Ueber die Schreibart der Bibel macht er die A
merkung, daß einige in gebundner, andre in un
bundner Schreibart geschrieben wären; daß aber
Uebersetzung der ganzen Schrift bloß in ungeb
ner Schreibart verfasset sey, weil sich Gedichte
in Gedichte übersetzen liessen, ohne die Ordnung
Gedanken, und die Bedeutung der Ausdrück
verändern. Von der Ordnung, oder vielmehr
der chronologischen Abtheilung der biblischen Bü

he

ʒt es, einige gehörten zum alten, andre zum
en Testamente. Die Bücher des alten hätten die
icht gehabt, die Einrichtung des neuen Bundes
Bildern und Weissagungen im Voraus zu zeigen;
Bücher des neuen aber wären bestimmt, die
ıschlichen Gemüther mit der Sehnsucht nach der
gen Herrlichkeit zu entflammen.

Dieß ist das Hauptsächlichste, was Junilius zur
ıntniß der Oberfläche des göttlichen Wortes rech-
Man sieht daraus, daß man noch im sechsten
ɔrhunderte keinen bestimmten Namen hatte; daß
Bischöfe von Africa in Zeiten, wo man doch so
ıt Gefahr lief, als ein Ketzer angeklagt und ver-
t zu werden, in ihren Meynungen, welche Bü-
kanonisch und ihrem Ursprunge nach göttlich wä-
, sehr frey dachten; daß sie an dem Ansehen und
Eingebung der Bücher der Chronik, des Buches
ı und Nehemia, des Buches Esther, des Ho-
iedes, und sogar des Buches Hiob, verschiede-
apostolischen Briefe, vornehmlich aber der Offen-
ıng Johannis, zweifeln durften, ohne eine geistli-
Achterklärung fürchten zu dürfen: ob sie sich
h die Freyheit nicht erlaubten, diese zweifelhaf-
Schriften für schlechte, alberne, ungereimte und
igte Schriften zu erklären, die nicht göttlich seyn
ıten, weil sie für sie von keinem Nutzen wären,
weil ihnen in andern Büchern der Offenbarung
'e und reichere Quellen des Unterrichts offen stün-
Aber so frey dachten nicht allein die africani-
ı Bischöfe, ohne noch ihre Gedanken vom Ka-
andern gebietrisch aufzudringen, oder sich die
ɔnungen ihrer Mitchristen zunöthigen zu lassen,
ern auch die morgenländischen, besonders die

Syrer. Denn Junilius bekennt in dem, sei
Versuche vorgesetzten Schreiben an den Bischof P
masius, daß er seine Einsichten über den Canon
nem gewissen Paulus verdanke, der ein Perser
Geburt gewesen sey, und zu Nisibis die besonde
einem Lehrer nöthigen theologischen Wissensch
vorgetragen habe.

Meine Absicht erlaubt mir nicht, mich län
dabey aufzuhalten; ich eile also zu den übrigen
schnitten seines Werkes, welche eine Art eines
lichen Lehrbegriffes enthalten. Er macht drey
theilungen aller Wahrheiten, welche die
Schrift lehrt; zur ersten rechnet er die Lehren
ben von Gott; zur zweyten ihre Aussprüche von
gegenwärtigen Welt; zur dritten diejenigen, w
die künftige Welt angehen.

Der ersten Abtheilung, worinnen er von
handelt, giebt er vier andre Abtheilungen; die
enthält die Lehren von dem Wesen Gottes; die
te, die Lehren von den göttlichen Personen; die
te, die Wahrheiten von den Werken und W
gen Gottes; die vierte, die Lehren von den Ver
nissen Gottes gegen die Geschöpfe, und der darin
gegründeten sowohl bejahenden als verneinenden
genschaften desselben. Man findet darinnen
Erklärungen von den Namen, die die göttliche,
drey Personen gemeine, Natur bedeuten, von
Namen des Vaters, des Sohnes und des h
Geistes, besonders von den Ausdrücken der Sch
welche die zwo Naturen Christi angehen, und
den Regeln, die man bey ihrer Auslegung zu be
achten hat, von dem, was allen dreyen Pers
gemein ist, und von dem, was sie von einande

scheidet; von den verschiednen Begriffen, die von
ı Eigenschaften und Vorzügen Gottes in unserm
:müthe entstehen, wenn wir uns seine verschiednen
erke und Wirkungen vorstellen.

Seiner zweyten Abtheilung giebt er fünf ver-
iedne Abschnitte. Im ersten zeigt er, was die
hrift von dem Ursprunge aller Dinge sage, und
r erklärt er, was sie theils von der Art und Wei-
wie er alle Dinge hervorgebracht hat, theils von
sechs Tagewerken der Schöpfung lehret. Hier
ımt die besondre Meynung vor, daß Gott die
ele des Menschen am ersten Tage der Schöpfung
vorgebracht habe. Sein zweyter Abschnitt han-
t von der göttlichen Vorsehung und Regierung al-
Dinge. Diese theilt er in die allgemeine und be-
dre ein; jene geht auf diejenigen Geschöpfe, wel-
so fortdauern, als sie zuerst von ihm erschaffen
:den sind; diese bezieht sich besonders auf die ver-
ıftigen, welche er bey verschiednen Gelegenheiten
:errichtet, damit sie vollkommen werden mögen.
ne beschäftigt sich theils mit der Folge, theils
: dem Zustande der erschaffenen Dinge. Einige
nge läßt Gott in dem Zustande, worinnen er sie
vorgebracht hat, fortdauern; von andern läßt er,
ihrer Art neue Individua entstehen, wenn die, so
: eine gewisse Zeit auf der Erde dauern sollen,
gangen sind. Die besondre Regierung Gottes
chäftigt sich mit den Engeln und den Menschen.
r diese sorgt er entweder durch sich selbst, oder er
ıucht die Engel, oder auch die Menschen dazu.
e unmittelbare Regierung Gottes setzt er in seine
setzgebung. Dieser giebt er zween Theile, die
türliche in ihm gegründete Unterscheidung des

Guten und des Bösen, und das äusserliche Ge-
welches er theils durch seine Handlungen gegen
Menschen, theils durch Worte offenbaret und
kannt macht. Das äusserliche Gesetz giebt Vor-
schriften von verschiedner Art, von denen einige un-
veränderlich, andre veränderlich, andre um
rer selbst willen, andre um dieser wegen nützlich
nothwendig sind; einige den Glauben, andre
Sitten betreffen. Nachdem er in zwey Kap-
von der mittelbaren göttlichen Regierung theils d-
die Engel, theils durch die Menschen gehandelt,
betrachtet er im dritten, vierten und fünften Ab-
te die zufälligen Veränderungen, theils der N-
theils des freyen Willens der Menschen, mit
ren verschiednen guten und bösen Wirkungen
Folgen derselben.

In der dritten und letzten Abtheilung der L-
des göttlichen Wortes begreift Junilius diejen-
welche den künftigen Zustand der Welt und beso-
den Menschen angehen. Hier macht er vier
nere Abtheilungen. In der ersten handelt er
den besondern Wohlthaten der göttlichen Gnade,
mit Gott einige Menschen vor andern begnad-
diese nennt er acceptationes, acceptiones, voca-
nes; so richtig erklärt er das, was in der Sch-
Beruf heißt. Er zählt zehn besondre Wohlth-
der Gnade Gottes. Diese sind diejenigen, m-
Gott dem Abraham, Isaac, Jacob und
Söhnen, den zwölf Patriarchen, dem St-
Juda, dem Volke Israel in Aegypten, dem K-
David, dem Hause Davids, dem jüdischen V-
durch seine Zurückführung aus der babylonischen G-
fangenschaft, dem menschlichen Geschlechte durch

Mein-

ischwerdung Jesu Christi, und endlich den Hei-
durch die Predigt des Evangelii erwiesen hat.
diese gehören nicht zur gegenwärtigen, sondern
zukünftigen Welt, weil sie, der göttlichen Absicht
, sich alle auf die ewige Seligkeit der Men-
i beziehen, und ihnen in dieser Absicht erwie-
vorden sind.

In der zweyten Unterabtheilung handelt Ju-
s von den Vorbildern und symbolischen
dlungen, von denen er, nach einer guten Er-
ing derselben, verschiedne angiebt, und mit
spielen erläutert.

Die dritte handelt von den Weissagungen
Schrift, und zwar erstlich von Prophezeyun-
vor der mosaischen Gesetzgebung; zweytens, von
n, welche in die Zeiten der israelitischen Religion
ren, und theils einzelne Personen, die Ju-
und ganze Völker, theils die Begebenheiten,
tände und Schicksale Jesu Christi, theils die
ufung der Heiden betreffen; drittens, von de-
welche in die Zeit der Gnade oder des neuen
amentes fallen. Alles, was er von den ihrem
alte und ihren Gegenständen nach verschiednen
n dieser Weissagungen sagt, verdient gelesen zu
ien. Er ist kurz; allein man sieht, daß er viel
sehen und gedacht hat.

In der vierten Unterabtheilung redet er von den
lgen der Weissagungen. ‘ Einige, sagt er,
bereits unter dem Gesetze erfüllt worden; einige
den in der noch fortdauernden Zeit der Gnade,
e sollen erst in der künftigen Welt erfüllt wer-
Zuletzt begegnet er einem Einwurfe, warum

 Gott

Gott diese Welt erschaffen habe, wenn sich alles dar-
innen auf die künftige beziehe, mit der Antwort,
weil es Gott anständig gewesen sey, die Menschen
erst Gutes lernen und thun, erst streiten und siegen
zu lassen, ehe er sie glücklich machte und belohnte.
Man sieht, daß nicht die Scholastiker zuerst das
Gottanständige zu einem Hauptgrunde des göttli-
chen Verhaltens gemacht, und daraus alles, was
die Religion Schweres hat, herzuleiten und zu er-
klären versucht haben.

Nachdem Junilius auf diese Weise alles, was
nach seiner Einsicht zum Wesen der geoffenbarten
Religion gehört, aus drey verschiednen Gesichts-
punkten betrachtet, und gezeigt hat, in welchem
Verhältnisse alle einzelnen Wahrheiten derselben ge-
gen einander stehen: So handelt er noch zum Be-
schlusse von den beyden Hauptquellen aller Unterwei-
sung der Menschen, von der natürlichen Erkenntniß
und der heiligen Schrift, von dem, was man zum
richtigen Verstande der Schrift zu beobachten hat,
von der Absicht der ganzen Religion, der Liebe Got-
tes und der Liebe des Nächsten, von den Beweis-
gründen der göttlichen Eingebung der kanonischen
Schriften, und endlich von der Nothwendigkeit des
Glaubens, worunter er das öffentliche Glaubensbe-
kenntniß versteht. Auf die Frage: Wie beweisen
wir, daß die Bücher unsrer Religion aus göttlicher
Eingebung geschrieben sind, antwortet er eben so,
wie in den gewöhnlichen Lehrbüchern unsrer Kirche
geantwortet zu werden pflegt. Die Wahrheit der
Schrift selbst, die Ordnung ihrer Lehren, die Ver-
nunftmäßigkeit ihrer Vorschriften, ihre edle Schreib-
art, die Reinigkeit ihrer Worte, worunter er eine

me

alische Reinigkeit verstanden zu haben scheint, Charakter ihrer Scribenten, den er besonders ein setzt, daß Menschen so göttliche Wahrheiten, rige und geringe Leute so erhabne, und unberedte her, so vortrefliche und scharfsinnige Lehren nicht ten vortragen können, wenn sie nicht mit dem hei- n Geiste erfüllt gewesen wären, die herrliche aft und Wirkung der Predigt von einigen wenigen erachteten Aposteln Christi, das Zeugniß der Wi- sacher, wozu er die Sibyllensprüche und die Phi- phen rechnet *), der Sieg des Christenthums r seine Feinde, die Erfüllung der Weissagungen, Wunderwerke, die so lange dauerten bis die iden die Schrift annahmen, und die Ausbrei- g des Christenthums auf der ganzen Erde: Das die Gründe, womit nach seiner Meynung die tliche Eingebung der heiligen Schrift erwiesen den kann.

Ich glaube, man werde in dem, was ich von sem junilischen Versuche gesagt habe, die Anlage einem theologischen Systeme leicht erkennen; die undzüge dazu werden freylich mehr angedeutet, ausgezeichnet; allein man sieht doch, daß Juni- s viel übersah, und auch in der Kunst, die ahrheiten der Religion auf eine regelmäßige Wei- zusammen zu ordnen, kein Fremdling war. Man t jedoch in den folgenden Zeiten nicht nach seinem rundrisse gebaut. Vielleicht fiel sein Versuch in

*) Ich lese für rectificatio contrariorum, vt fibyllarum et philosophorum, welches mir keinen Verstand zu geben scheint, testificatio contrariorum.

wenig Hände; vielleicht wäre er mehr gebraucht worden, wenn er ausführlicher gewesen wäre; vielleicht achtete man ihn nicht, weil er für seine Zeiten nicht polemisch genug war, oder auch zu viel Nachdenken foderte. Auszüge aus größern Schriften, aus denen man das Ganze der Religion mit einer gewissen Bequemlichkeit und mit Zuversicht, nicht wider die auf Kirchenversammlungen festgesetzten Meynungen anzustoßen, übersehen konnte, waren freylich der einreissenden Trägheit der Geistlichen und besonders der Mönche sehr angenehm; allein sie mußten eine gewisse Vollständigkeit haben, welche sie des eignen Nachdenkens überhob, und diese Vollständigkeit hatten Isidors von Sevilien Sammlungen, welche deswegen für die folgenden Zeiten eine von den besuchtesten Quellen theologischer Kenntnisse wurden. Zu diesen rechne ich das sechste Buch seiner Etymologien, und zwar wegen der darinnen enthaltenen kurzen Erklärungen von den Namen und Eigenschaften Gottes, des Sohnes, des heiligen Geistes und der Dreyeinigkeit; sein zweytes Buch von dem Unterschiede geistlicher, oder geistliche Gegenstände betreffender Begriffe, und endlich seine drey Bücher, welche die Lehraussprüche der Kirche, und besonders des Augustinus und des Gregorius des Großen von dem höchsten Gute enthalten, weil ich besonders in den beyden letzten Schriften einen Theil des Saamens, aus welchem die scholastische Theologie erwachsen ist, wahrzunehmen glaube.

In der Schrift von den verschiednen, geistliche Gegenstände betreffenden, Vorstellungen erklärt er vornehmlich den Unterschied der Begriffe, die man mit den Worten Gott und Herr, mit den Namen der

Einigkeit Gottes und der Dreyeinigkeit verbin-
; zeigt, wie man das Wesen der Gottheit und
e Personen, den Vater, den Sohn, und den
igen Geist von einander unterscheiden, und was
n bey den Worten Substanz und Wesen denken
sse. Er lehrt, warum Christus bald der Einge-
rne, bald der Erstgebohrne genannt werde,
igt die Namen des Sohnes unter verschiedne Clas-
, und erklärt sie; zeigt den Unterschied, der zwi-
n der Geburt Christi und unsrer Geburt, zwi-
n seinem Tode und unserm Tode, zwischen dem
änglichen und dem künftigen Paradiese, zwischen
verschiednen Arten der Wesen, der Leblosen,
endigen, Unvernünftigen und Vernünftigen,
erblichen und Unsterblichen, und endlich Gott,
dem allerhöchsten Wesen, zwischen den Engeln,
ifeln, und Menschen, und zwischen einzelnen
nschen nach ihren verschiednen zufälligen Um-
iden und Eigenschaften gedacht werden müsse.
f gleiche Art lehrt er, welches die verschiednen
griffe sind, die man sich bey den Worten, Leib,
Seele, Fleisch und Geist, Seele und Geist zu
ken habe, wie das Gelüsten des Fleisches und
Lust des Geistes, die Gnade Gottes und der freye
ille des Menschen, das Gesetz und das Evangelium,
thätige und beschauliche Leben; wie der Glaube
die Werke, der Glaube, die Liebe und die Hoff-
ig von einander zu unterscheiden sey. Da alle
e Begriffe wesentliche Theile der scholastischen
eologie ausmachen, so muß, wenn man bis zu
em ersten Ursprunge hinaufsteigen will, das, was
dor darüber gesagt hat, nicht ganz aus der Acht
assen werden. Mir ist es genug, die Aufmerk-
keit derer, welche Lust haben, ausführliche Un-

tersuchungen darüber anzustellen, auf diese isidori-
sche Schrift gelenkt zu haben, weil man hier zwar
kein scholastisches System, aber doch einen Theil des
Stoffes dazu finden kann.

Jedoch ein noch grösserer Vorrath von den Ma-
terialien, aus denen endlich das Gebäude der schola-
stischen Theologie aufgeführt worden ist, ist in der
isidorischen Sammlung der Lehraussprüche enthalten.
Diejenigen, die zur scholastischen Dogmatik gehören,
findet man in dem ersten Buche; diejenigen aber,
welche die Scholastiker zu ihrer Moral und Ascetik
gebraucht haben, im zweyten und dritten.

Das erste Buch hat drey und dreyßig Kapitel.
Die ersten fünf Abschnitte handeln von dem Wesen
und den Eigenschaften Gottes, erklären und bewei-
sen die Beschaffenheit und den Grund seiner Unver-
änderlichkeit, seiner Unsterblichkeit, seiner höchsten
Einfachheit, seiner Allmacht und ihrer Unendlich-
keit, seiner Unsichtbarkeit und Geistlichkeit. Sie
entdecken in der Natur und ihrer Betrachtung die
Quelle seiner Erkenntniß. Sie entwickeln die Be-
griffe, die besonders mit den tropischen und analogi-
schen Benennungen Gottes verbunden sind, daß es
in Gott keine Folgen der Zeit gebe; daß die Begriffe
von der gegenwärtigen, vergangenen und zukünfti-
gen Zeit bloß Begriffe unsrer Seele, und nicht wirk-
liche ausser unserm Geiste befindliche Dinge sind, ob
sie gleich ihren Grund in den Veränderungen unser
selbst und andrer mit uns verbundnen Gegenstände
haben; daß man die Fragen, warum Gott die Welt
nicht eher erschaffen habe, für ungereimt halten; daß
darum, weil die Welt nicht ewig ist, in Gott we-
ein widersprechender, noch neuentstehender Wille

ommen werden müsse; daß aus dem Anfange der
elt in der Zeit, oder aus dem Ursprunge der Zeit
: der Welt, keine Veränderung in Gott geschlossen
:den könne; daß die Erschaffung der Materie, wor-
s die Welt gebildet worden ist, nicht der Zeit,
dern dem Ursprunge nach, der Schöpfung der
elt vorgehe; daß die Finsterniß darum keine
ıbstanz sey, weil von Gott gesagt werde, er schaffe
s Licht und die Finsterniß, indem das Licht die
ten, die Finsterniß die bösen Engel bedeute; daß
n den Satan nicht für den Schöpfer, sondern
den Erfinder des Bösen zu halten habe; daß die
ıtur des Bösen nicht in einem wirklichen Wesen,
dern in dem Mangel oder dem Verluste gewisser
Bestimmung vernünftiger Geschöpfe gehörigen
ollkommenheiten bestehe: Dieß sind lauter Sätze,
Isidor aus den augustinianischen und gregoriani-
en Schriften sammelt, die scholastische Theologie
er sich zum Theil aus ihm zugeeignet hat. So
det man auch bey den Scholastikern das wieder,
s Isidor von den Engeln, von dem Menschen,
n seinen wesentlichen Theilen, von den Kräften
ner Seele, und von seinem Falle sagt. Die En-
. wurden, wie er mit seinem Augustin und Gregor
m Großen meynt, vor allen andern Geschöpfen er-
ıaffen, als Gott sprach: Es werde Licht. Der
eufel war, nach ihrer Meynung, der Erste unter
n Engeln, und fiel seines Stolzes wegen sogleich
ch seiner Schöpfung, ehe noch der Mensch erschaf-
ı wurde. Der Teufel bittet nicht um Vergebung,
eil ihn sein Abfall nicht reut, und er erhält auch
it seinen abgefallenen Engeln keine Vergebung,
eil er nicht wie die Menschen, mit einem gebrechli-
en und hinfälligen Leibe beschwert war. Gleich
nach

nach dem Falle wurden die Engel im Guten befesti-
get, und selbst der Fall der sündigen Engel gereicht
ihnen zur Befestigung darinnen. Ihre Anzahl,
welche durch den Abfall der Teufel vermindert wor-
den ist, soll aus der Zahl der auserwählten Men-
schen wieder ersetzt werden. Sie sind in verschiedne
Ordnungen nach den verschiednen Aemtern und Ge-
schäften, die sie haben, eingetheilt, und dieser Ord-
nungen sind neune. Sie freuen sich beständig in
Gott und nicht in sich selbst; denn eben darum ist
der Teufel böse, weil er nicht das, was Gottes ist,
suchte, sondern seine Freude bloß an sich haben woll-
te. Die Engel erkennen alles, ehe es geschieht, in
dem Worte Gottes, das ist in dem Sohne; eine
platonische Meynung, nach welcher der Sohn oder
das Wort Gottes das Urbild der ganzen Welt in
dem göttlichen Verstande ist. Zur Züchtigung der
Menschen und zur Ausführung seiner Strafgerichte
werden die abtrünnigen Engel gebraucht, zu ihrem
Dienste und Nutzen aber die guten Engel. Die
Körper, in denen sie den Menschen sichtbar werden,
bilden sie aus der obern Luft. Alle Völker, ja je-
alle einzelne Menschen haben, wie man glaubt, ihre
besondern Schutzengel. Vor der Menschwerdung
Christi war zwischen den Engeln und den Menschen
keine Einigkeit; durch diese aber ist der Friede zwi-
schen beyden hergestellt worden.

Von den Engeln kommt Isidor auf den Men-
schen, von dem er drey Abschnitte hat. Unter den
Aussprüchen, die er zur Lehre vom Menschen samm-
let, sind diese die merkwürdigsten. Unter dem Him-
mel ist alles um des Menschen willen erschaffen und
der Mensch ist unter den sichtbaren Geschöpfen das

Vo

ortreflichste, um so viel vortreflicher, je näher er
m göttlichen Ebenbilde ist. Weil er von Natur
t war, so ist das Böse in ihm etwas Widernatür-
hes. Der Mann wurde nach dem Ebenbilde Got-
s, und um sein selbst willen erschaffen; das Weib
ch dem Ebenbilde des Mannes, und zu seiner Hül-
; darum ist ihm auch dasselbe dem Gesetze der Na-
r nach unterthan. Um der Sünde willen ist der
lensch dem Satan übergeben worden. Nichts
nn seltsamer seyn, als der Beweis dieses Satzes
is der Schrift. Die Uebergabe des Menschen
i den Satan geschah, wie Isidor sagt, als Gott
r Schlange sagte: **Du sollst Erde essen dein
ebelang.** Die Schlange ist der Teufel; die Er-
sind die Gottlosen, und diese sind die Speise des
eufels. Die Seele des Menschen ist unsterblich;
: hat gleich den Engeln einen Anfang; aber kein
nde. Sie ist kein Theil des göttlichen Wesens;
: wird erschaffen, wenn der Leib erschaffen und ge-
ldet wird, und die Philosophen, welche das Da-
yn der Seelen vor ihren Leibern lehren, behaupte-
n eine lächerliche Meynung. Sie ist veränderlich,
cht dem Orte, sondern der Zeit nach, und darinne
m ihrem Körper unterschieden, weil dieser sowohl
r Zeit als dem Orte nach veränderlich ist. Der
Sinne, die wir haben, bedürfen wir, zum Genusse
r körperlichen Dinge; alles was geistlich ist, kann
ır durch den Verstand genossen werden.

Von Jesu Christo lehret Isidor nach dem Augu-
in und Gregor; denn diese sind fast die einzigen
uellen seiner ganzen Sammlung: Er sey seiner
lenschwerdung wegen geringer und niedriger, als
r Vater; er sey, ungeachtet er Mensch und Gott
sey,

sey, doch nur Ein Mittler zwischen Gott und de
Menschen; er sey weder als ein bloßer Mensch e
pfangen, noch als ein bloßer Mensch gebohren we
den; er habe es nicht erst verdient, Gott zu werde
sondern er habe durch seine ewige göttliche Natur d
menschliche angenommen, damit er ungeachtet seine
Unveränderlichkeit leiden, und ungeachtet seiner U
sterblichkeit für uns sterben könnte. Von dem E
zwecke der Menschwerdung Jesu heißt es, Jesus s
als ein Mensch erschienen; theils weil die Sta
chen zu schwach gewesen wären, ihn in seiner gö
chen Natur zu erkennen; theils auch in der Absi
sie aus der Gewalt des Satans zu erlösen. D
Teufel habe die Art und Weise, wie wir erlöst w
den sollten, nicht gekannt; nur das habe er gewu
daß Christus in der Absicht uns zu erretten gek
men sey, daß er uns durch seinen Tod erlösen se
das sey ihm verborgen gewesen; eben deswegen h
er ihn getödtet, welches er nicht gethan haben wü
wenn er gewußt hätte, daß sein Tod unsre Befreyu
nach sich ziehen würde. Der Satan habe d
Recht, die Menschen zu strafen, eben dad
verloren, daß er den Einzigen, der nicht gesün
hatte, getödtet habe; darum habe er diejeni
über die er eine gerechte Gewalt gehabt hä
mit Recht verloren, weil er unsern Erlöser ohne e
niges Recht getödtet habe. Er sey also durch de
Tod Jesu, gleich einem Vogel, betrogen word
Christus habe ihm seine sterbliche Natur gez
und die göttliche verborgen gehalten, damit er d
diese bestrikt würde, wenn er sich gelüsten li
jene sterbliche Natur zu tödten, weil ihm sonst
Menschen hätten nicht mit Recht genommen werde
können, wofern der unschuldige Erlöser nicht von i

tödtet worden wäre. Welche unanständige, nie-
ige, obgleich nicht neue Vorstellungen von der
rlösung der Menschen durch Jesum, die in der
chrift keinen Grund haben; die aber, durch das
nsehen einiger griechischen und lateinischen Väter,
Lehren des Glaubens erhoben, und auch von
elen Scholastikern als solche angenommen und
rtgepflanzt wurden, ungeachtet sie in ihrem er-
en Ursprunge nichts als bloße Rhetoricationen ei-
es verderbten Geschmackes waren.

Isidor handelt in den folgenden Abschnitten sei-
es ersten Buches von dem heiligen Geiste, vom
esetze und der heiligen Schrift, von der Kirche
ıd den Ketzereyen, von den Ketzern, von den Hei-
en, von dem Unterschiede des alten und des neuen
estamentes, von dem apostolischen Glaubensbe-
nntnisse und von dem Gebete des Herrn, von der
aufe und dem Abendmahle, von den sieben tycho-
ianischen Regeln, die man in der Auslegung der
Schrift stets vor Augen haben soll; von dem Mär-
rerthume; von den Wundern der Heiligen; von
em Antichrist, und den Kennzeichen desselben; von
er Auferstehung; vom jüngsten Gerichte; von der
Hölle; von den Strafen der Gottlosen, und von der
Herrlichkeit der Seligen; und darinnen beweist er
icht mehr Geschmack und Urtheil weder in der Wahl
er Aussprüche, noch in der Ordnung des Vortra-
es. Ich entdecke nirgends eine Spur eines eignen
reyen Nachdenkens. Er sammelt bloß, was Augu-
tin und Gregor über diese Materie gesagt haben; es
st ihm alles gut und vortreflich, was er bey ihnen
indet; und gleichwohl haben die nachfolgenden
Jahrhunderte, besonders aber die Scholastiker, ihre

dogmatischen Erkenntnisse, wo nicht alle, doch zu
Theil aus einer so trüben Quelle geschöpft. Kan
man sich denn verwundern, wenn der Strom, de
aus solchen Quellen entspringt, wenn er auch in sei
nem Laufe Bäche aus andern nicht viel bessern Que
len aufnimmt, so unrein und trübe ist?

Man kann von Isidors zweyten und dritten Bu
che, von denen jenes aus zwey und vierzig, die
aber aus sechs und sechzig Abschnitten besteht, ke
günstigern Urtheile fällen. Man findet darin
viele oft gute, oft schlechte, und nicht selten ei
der widersprechende augustinianische und gregori
sche Sprüche von der Weisheit, vom Glauben, vo
der Liebe, von der Hoffnung, von der Gnade, vo
der Prädestination, von den Bekehrten, von de
ersten Bewegungen der Bekehrung, von dem Kam
der Bekehrten, vom Rückfalle, von den Beyspi
der Heiligen, von der Zerknirschung des Herze
von dem Bekenntnisse der Sünde und der Buße, vo
der Verzweiflung der Gottlosen, von denen, die vo
Gott verlassen werden, von der erneuerten Buße, vo
der Sünde, von leichtern und schwerern, offenba
und heimlichen Sünden, von der Liebe zu sündi
von der Nothwendigkeit und der Gewohnheit zu sün
digen, von dem Andenken der Sünde, von den Ge
danken, von dem Gewissen, von den Absichten de
Menschen bey ihren Handlungen, von dem Sta
des Fleisches, von der Rede, von den Lügen, vo
Eide, und von den Lastern. Gleiche Sprüche sam
melt er von dem Ursprunge des Lasters, von der Tu
gend, von übel angewendeten Tugenden und ihre
Folgen, von erdichteten Tugenden, von dem Verla
gen nach der Tugend, von dem Streite der Tugend
wid

ꝛer die Laster, vom Stolze, von der Unzucht, von
Mäßigkeit, von der Begierde, von der Wollust
der Nahrung des Leibes, von der Trunkenheit,
ı der Enthaltsamkeit, von den göttlichen Züchti-
ıgen und ihren verschiednen Arten, von der
hwachheit des Fleisches, von der Unterwerfung
) Geduld unter den göttlichen Bestrafungen, von
Anfechtungen des Teufels, von den Versuchun-
ı durch Träume, vom Gebete und vom Lesen, von
Büchern der Heiden, wider die er einen großen
) abergläubischen Eifer beweist, von geistlichen
terredungen, von den Mönchen und ihren Uebun-
ı, vom geistlichen Stolze und von der Heucheley,
n Neide, von der Verstellung, der Liebe, der
eundschaft und falschen Freunden und von der Ei-
keit der Sünder. Eben so handelt er von der
iderlichen Bestrafung, von den Vorgesetzten der
rche, ihren verschiednen Arten, Pflichten und Feh-
ı, von der Kirchenzucht, von den Fürsten, ihren
genden, Pflichten, Lastern und Exempeln, von
er Gewalt in der Kirche, welche er der Gewalt der
erisen unterwirft; von den Richtern, ihren Pflich-
und Lastern, von den falschen Zeugen, von den
achwaltern, von den Verfolgern und Plagern der
men, von den Trübsalen der Gerechten, von der
eltliebe, vom Reichthume und vom Allmosen, von
Möglichkeit der Tugend blos in diesem Leben, von
n Ausgange aus diesem Leben.

Damit man sich von der Beschaffenheit dieser ge-
mmelten Lehrsprüche, aus denen die folgenden Zei-
ı ihre dogmatischen und moralischen Begriffe in
r Religion herleiteten, eine deutlichere Vorstellung
achen könne: So will ich meinen Lesern blos den

kurzen Abschnitt von der Prädestination ganz mit theilen, um sie besonders auch von der Richtigkeit der Anmerkung zu überzeugen, daß es Isidoren nicht darauf angekommen sey, in seine Sammlung auch solche Sprüche, die einander widersprechen, aufzunehmen.

Es giebt, sagt er, eine zwiefache Prädestination, die Vorherbestimmung der Auserwählten zur Seligkeit, und die Vorherbestimmung der Verworfenen zum Tode. Jede ist ein Rathschluß Gottes, durch welchen die Auserwählten beständig zu den höhern und innern Gütern getrieben werden; gleichwie die Verworfnen, weil Gott von ihnen weicht, zugelassen wird, keinen, nichts als niedrigen und äußerlichen Gütern nachzustreben. Wie der Mensch nicht die Grenze des Lichtes und der Finsterniß, noch das Ende von beyden weiß, so weiß er noch viel weniger, wer vor seinem Ende noch das Licht der Gerechtigkeit angehen, wer hingegen bis an seinen Tod in der Finsterniß der Sünde bleiben; wer nach dem Rückfall in der Finsterniß liegen bleiben, oder zurückkehren und wieder aufstehen werde. Dieß alles ist Gott allein bekannt, und dem Menschen verborgen. Wenn man also von den Gerechten auch mit Wahrscheinlichkeit hoffen kann, so wissen doch die Menschen nicht, zu welch einem Ende sie vorher bestimmt sind, sondern das muß alles dem künftigen Gerichte überlassen werden. Die göttlichen Anstalten, wodurch dieser Gerechte noch gerechter, jener Lasterhafte noch mehr verunreinigt wird, sind wunderbar. Der Böse wird zuweilen zum Guten gebracht, der Gute fällt oft in Sünden zurück. Einer möchte gern gut werden, und kann nicht; ein anderer wollte gern böse

seyn,

und es wird ihm verwehrt, böse zu werden.
r wird im Irrthume gebohren und stirbt darin-
dieser hingegen beharrt, wie er angefangen hat,
Guten. Ein andrer beharrt im Guten bis zu
m Falle, und geht verloren; ein andrer lebt lan-
Sünden, bis er sich am Ende seines Lebens be-
und selig wird. Alles dieß hängt von Gott ab;
niemand kann die Dunkelheit dieser göttlichen
herbestimmung und die Finsterniß seiner Rath-
sse durchschauen und erforschen. Was kann
von einem Sammler urtheilen, der so harte,
Vernunft, der Religion, und einander selbst so
rsprechende Sprüche zusammen tragen, und als
are Reichthümer für die Kirche aufbewahren
te, da man sich keine Meynungen erdenken kann,
iner ungöttlichen Eingebung unwürdiger wären
iese? Gleichwohl sind auch diese von einigen
olastikern angenommen worden, ob gleich andre
i mildern versucht haben.

Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob die unter
iischen Gelehrten bekannte Art und Gewohnheit,
ius guten Schriftstellern zu diesem oder jenem
rauche richtige und merkwürdige Stellen aufzu-
nen, einen Isidor zu seiner Sammlung dogma-
r Aussprüche über die erheblichsten theologischen
enstände veranlaßt und ähnliche Arbeiten in der
ländischen Kirche befördert habe. Die hohe
ung, welche er von den unbetrieglichen Einsich-
eines Augustins und Gregors hatte, und die
rde, den trägen und unwissenden Mönchen,
Klöster damals die vornehmsten Pflanzschulen
dienstlicher Lehren waren, die Erkenntniß der
ion zu erleichtern, waren wohl die vornehmsten
i. Nn 2 Ursa-

Ursachen, die ihn dazu bewogen. Im siebente
Jahrhunderte folgte seinem Beyspiele Tajo, ein B
schof von Saragossa, und verfertigte aus den Schri
ten, besonders Gregors des Großen, eine ähnli
in fünf Büchern eingetheilte Sammlung. Man h
sie des Druckes nicht würdig geachtet; Mabill
meldet blos den Innhalt derselben. Im ersten B
che handelt Tajo von Gott und seinen Eigenschaft
im zweyten von der Menschwerdung, der Predigt d
Evangelii und den Lehrern; im dritten von den v
schiednen Kirchenämtern, nicht aber, wie auch gr
Kenner der Kirchengeschichte zu übersetzen pfleg
von den verschiednen Ordnungen in der Kirche,
auch von den Tugenden und Lastern; im vierten
dem Gerichte Gottes, den Versuchungen und Si
den; im fünften von den Verworfnen, dem le
Gerichte und der Auferstehung. Diese Samml
scheint wenig gebraucht worden zu seyn; ob i
unvollkommene Beschaffenheit daran Schuld w
oder ob Isidors Ansehen einen ausgebreiteten G
brauch derselben hinderte, läßt sich bey dem Ma
einer nähern und genauern Kenntniß seiner Ar
nicht entscheiden. Die Kirche würde wenig verlo
haben, wenn sie aller solchen Sammlungen h
entbehren müssen. Aus dem, was man von
isidorischen weiß, ist mehr als klar, daß sie in i
ganzen Einrichtung nicht allein wenig zu einer grü
lichern Einsicht in die Religion beytragen, sond
auch sehr mangelhaft und unvollständig waren, in
bey weitem nicht alle die theologischen Gegenst
darinnen betrachtet werden, die ihrer Wichtigkeit w
gen von einander abgesondert und ausführlich du
gedacht zu werden verdienen. Schon dieß war
sehr nachtheiliger Fehler derselben, daß die Dar
auf

zenommenen dogmatischen Aussprüche älterer Leh-
aus ihrem Zusammenhange mit ihren übrigen
ßen herausgerissen wurden, und folglich nicht das
: haben konnten, das sie in der Verbindung mit
übrigen hatten. Auch gehörte dieß unter die ei-
gründlichen Einsicht in die Religion sehr nachthei-
1 Wirkungen solcher Arbeiten, daß diejenigen,
he die Lehren der Offenbarung daraus lernten,
Schriften der ältern Lehrer selbst nicht brauchten;
besonders der Gebrauch derjenigen, gegen welche
Sammler solcher Lehrsprüche mit widrigen Vor-
eilen eingenommen waren, ganz vernachläßigt;
egen eine knechtische fast fanatische Anhänglich-
an einige angesehene Väter immer mehr beför-
, und durch sie alles eigne freye Nachdenken über
iche Wahrheiten aus dem Lehrstande verdrängt
de.

Von einem solchen freyen und besonders metho-
en Nachdenken, ohne welches kein System gött-
r Wahrheiten möglich ist, findet man vom sieben-
Jahrhunderte an bis zur Wiederherstellung der
senschaften unter Karln dem Großen und seinen
hfolgern, beynahe keine Spur. Blos das, was
ian **Pomerius** wider die Juden schrieb und seine
gnostika haben ein gewisses dogmatisches Anse-
Indeß hat er doch kein andres Verdienst, als daß
h, besonders über die Auferweckung der Todten,
über die muthmaßliche Gestalt und Bildung der
erweckten, in viele eitle und unnütze Fragen ein-
ssen hat, die in die scholastische Theologie aufge-
men worden sind, weil sich keine Meynungen
läuftiger sowohl vertheidigen als bestreiten lassen,
solche, über welche die Offenbarung nichts ent-

scheidet, und die Vernunft nichts entscheiden k
Bloß die Irrländer, wie auch die Schotten schei
noch im achten Jahrhunderte über die geoffenba
Wahrheiten philosophirt zu haben; denn das Li
das unter Karln dem Großen Europa wieder zu
leuchten anfieng, kam aus Irrland und Engel
Man muß aber, was schon anderwärts bemerkt
den ist, nicht vergessen, daß sie alle ihre Weis
aus Augustins theils didactischen, theils polemis
Schriften hatten; denn Augustin wurde nun
mehr, was er so lange gewesen war, das Orakel
ganzen abendländischen Kirche. Dennoch ist es
mer als ein Glück für die Religion und die Wa
heit anzusehen, daß man die Schriften der
Zeiten aus ihrem Staube wieder hervorsuchte,
nicht allein mit ihren Irrthümern auch viele nü
und wichtige Wahrheiten aus ihnen zu erlernen,
dern mit mehr Fleiß und eigner Anstrengung
Geistes, als seit einem Jahrhunderte geschehen
über sie nachzudenken anfieng. In den adopt
schen Streitigkeiten, die Felix von Urgela und
Freund, Elipand, veranlaßten, verbot man
lich alle freye Untersuchung. Man verwarf die
Formeln, welche sie in der Lehre von Christo,
Sohne Gottes, einführen wollten, nicht sowohl
gen ihrer Untauglichkeit, als hauptsächlich dar
weil sie die Formeln der alten Kirche verdrängen
ten, und vielleicht hatte, weil die Urheber des
zen Streites Spanier waren, selbst die Politik
daran. Alcuin rieth mit großem Ernste, daß
die einmal gebahnte Heerstraße der ältern Kirch
väter, und besonders des Lehrbegriffs der römi
Kirche, nicht verlassen sollte. Der Rath war,
nicht heilsam, doch klug, indem das Ansehen

Pap

pstes schon längst so groß geworden war, daß er
eits zu Pipins Zeiten vom Bonifacius, dem Apo-
der Deutschen, hatte verlangen dürfen, daß er
Neubekehrten unter den Deutschen zum Eide der
ue gegen die römische Kirche anhalten sollte.
ichwohl suchte Alcuin überall, wo es ohne die
schende Lehre zu beleidigen geschehen konnte, sein
ies Pfund von Kenntniß der Philosophie, oder
mehr der Dialektik, und besonders der aristoteli-
n Categorien, zu nutzen. Dieß beweisen die ka-
iischen Bücher wider den Bilderdienst, wenn ihm
Verfertigung derselben zugeschrieben werden kann;
; beweisen vornehmlich seine drey Bücher von der
'yeinigkeit, die, ob sie gleich nur von dem Ge-
nnisse der göttlichen Personen, des Vaters, des
jnes und des heiligen Geistes zu handeln scheinen,
mehr Lehren begreifen und gewissermaßen als ein
r Versuch zu einem gelehrten christlichen System
:sehen werden können.

Alcuin richtete seine Bücher von der Dreyeinig-
an Karln, nachdem er die Würde eines römischen
sers angenommen hatte, nicht in der Absicht, ihn
iesem Geheimnisse zu unterrichten; denn dieser
te bereits, was die Kirche darüber zu glauben
jlen hatte, noch auch auf seinen Befehl. Er
:b sie, diejenigen zu widerlegen, welche sich ein-
ten, daß die Dialektik weder nöthig noch nützlich
; welche ihm deswegen auch Vorwürfe darüber
ten, daß er dem Kaiser die Regeln derselben
:bracht hatte. Er schützte sich mit Augustins
hen, welcher auch in seinen Büchern von der
:einigkeit behauptet hatte, daß man die tiefsin-
en Fragen über dieß Geheimniß der Religion

nicht entscheiden, noch, ohne die Hülfe der Cate-
rien, die Schwierigkeiten, die man darinnen fin
auflösen und heben könnte. Hier ist ein kurzer A
riß des alcuinischen Werkes.

Alcuin. libr. I. de Trinit. c. 1-16. p. 702. sqq.

Die Philosophen haben die Seligkeit in viele
Dingen gesucht; einige in der Wollust, andre in
Ehre, andre im Reichthume. Die heilige Sch
aber zeigt uns keine andre, als diejenige, welche d
Menschen dereinst im Himmel genießen sollen.
dieser Seligkeit kann niemand, ohne durch einen
der Liebe beseelten Glauben gelangen. Die
die ihn begleiten muß, ist die Liebe Gottes und
Liebe des Nächsten. Dieser Glaube ist, wie
Apostel lehrt, nothwendig. Er besteht aber in de
Bekenntnisse, es sey ein Gott in drey Personen,
nicht drey Götter, sondern Ein Gott sind, weil
alle Eine und dieselbe Natur haben. Denn obgl
der Vater ein andrer als der Sohn, der Sohn e
andrer als der Vater, und ein andrer der heilige Ge
ist, als der Vater und der Sohn, so sind sie d
nur Ein Wesen. Man muß deswegen wissen, d
es Lehren giebt, welche das Wesen oder die Subst
Gottes angehen, und Lehren, welche die innern p
sönlichen Verhältnisse der Gottheit betreffen.
jener Art gehören die Wahrheiten: Gott ist gro
Gott ist allmächtig; zu dieser gehören diejenigen
welche uns von dem Verhältnisse des Vaters ge
den Sohn, des Sohnes gegen den Vater, des
gen Geistes gegen den Vater und den Sohn, und
beyder Personen gegen ihn unterrichten sollen. E
einziges Exempel kann den Unterschied zwischen dies
Lehren klar machen. Wenn man fragt, wer Abr
ham seinem Wesen nach sey, so antwortet man: Ei
Mensch

ensch. Wenn man fragt, warum er ein Vater
so antwortet man: Weil er einen Sohn hat, der
aac heißt. Diese wechselseitigen Verhältnisse der
tlichen Personen gegen einander machen den Un-
schied aus, durch den eine eine andre Person ist,
die andre.

Aus dieser Einigkeit der Substanz in Gott folgt,
ß die drey Personen einander an Macht und allen
rigen Vollkommenheiten gleich sind. In ihm
bt es keine zufällige Beschaffenheit, weil er ewig
d unveränderlich ist, eine zufällige Beschaffenheit
er sich mit der Unveränderlichkeit und Ewigkeit
ht verträgt, da sie eben davon ihren Namen hat,
ß sie zu einer Zeit bey einem Dinge seyn, und zu
ier andern Zeit nicht bey demselben seyn kann.
1 der Dreyeinigkeit haben die drey Personen alle
sentlichen Eigenschaften mit einander gemein. Der
ater, der Sohn, der heilige Geist, haben eben die-
be Substanz, eben dasselbe Wesen, eben dieselbe
lmacht; dennoch hat auch jede Person etwas, das
eigen ist. Der Vater unterscheidet sich dadurch,
ß er sein Wesen von niemanden hat; der Sohn da-
rch, daß er vom Vater gezeugt ist; der heilige Geist
durch, daß er vom Vater und Sohne ausgeht. Giebt
gleich Handlungen, die gewissermaßen einer Per-
1 eigen sind, so sind sie doch gewissermaßen gemein-
aftliche Handlungen der Dreyeinigkeit. So ver-
lt es sich mit der Menschwerdung des Sohnes Got-
s. Die Personen sind wohl von einander unter-
ieden, aber nicht von einander getrennt.

Man kann nicht sagen, daß die Substanz des *Alc. l. 2. a. c. 1-22.*
ohnes dem Wesen des Vaters gleich sey; man
uß sagen, daß er mit dem Vater und dem heiligen

Geiste einer und derselben Natur sey. Das ist
Grund, warum der Vater nicht vor dem Sohne, u
der Sohn nicht nach dem Vater ist, wie die Aria
sagten. Mit den Menschen verhält sichs nicht a
diese Weise. Denn obgleich Abraham und Is
eines Wesens sind, das heißt einander ähnlich, i
doch Abraham der Zeit nach eher, als Isaac. D
aber Gott ewig ist, so ist er auch von Ewigkeit
ter, und hat von Ewigkeit her einen Sohn ge
Eben dieses muß man auch von dem heiligen G
behaupten. Alle Creaturen haben ihr Wesen
Gott, der sie durch seine Allmacht beherrscht,
mit seiner Unermeßlichkeit alles, was er ersch
hat, erfüllt. Wenn wir sagen, er erfülle alles:
müssen wir nicht glauben, er sey in den körper
Himmel eingeschlossen, den wir mit Augen sehen. D
ser Himmel wird einmal vergehen, und war ein
nicht; Gott aber war. Wenn ihm also das E
gelium den Himmel zur Wohnung giebt: So g
schieht es nur wegen der Engel und der Seligen
Himmel, welche von ihm eine bessre Erkenntniß
ben, als die ist, die einer auf Erden von ihm h
könne. Die heilige Schrift bedient sich zuwei
einiger Ausdrücke von ihm, welche Veränderun
und Leidenschaften in seiner Natur anzuzeigen sch
nen. Sie schreibt ihm Zorn, Reue und eine Ve
änderung des Willens zu; sie bedient sich aber die
ser Redensarten nur aus Herablassung zu un
Schwachheit. Denn seinem einfachen Wesen n
ist er keiner Veränderung fähig. Ein Philos
fragte eines Tags einen Christen: Wo Gott se
worauf dieser ihn fragte: Wo er nicht sey? D
Gottheit ist überall, und überall ganz; er ist in de
Bösen nach seiner Unermeßlichkeit und Allmach

durch

urch die sie leben; in den Gerechten nach seiner
Gnade, durch welche sie heilig und rechtschaffen le-
en. Beyde haben einen freyen Willen; Gott macht
n aber nur in den Guten frey, denen er seine Gnade
ebt, damit sie keinen bösen Willen haben mögen.
däbe es keine göttliche Gnade: Wie könnten die
Menschen selig, und gäbe es keinen freyen Willen,
ie könnten sie gerichtet werden?

Wir kennen nur zwo Arten von Wesen; eins die
ngefangen hat, das ist die Creatur. Ein andres
Wesen, welches keinen Anfang hat, das ist Gott.
ott, um den der Sünde wegen zum Tode verdamm-
n Menschen zu erlösen, hat im Schooße der Jung-
au die menschliche Natur angenommen. Aber die
ereinigung der göttlichen Natur mit der menschli-
en hat weder die eine noch die andre verändert.
der Sohn ist in der göttlichen Gestalt gleiches We-
ns mit seinem Vater, und gleiches Wesens mit sei-
er Mutter, in der von ihn angenommenen Knech-
sgestalt. Die Reinigkeit des Glaubens erlaubt
icht anzunehmen, daß die Seele Jesu Christi keine
öllige Kenntniß von seiner Gottheit gehabt habe,
it der er nur Eine Person ist. Darum sagt Jo-
annes, daß ihm Gott den Geist ohne Maaß ge-
eben habe. Alcuin verstand also unter dem Geiste
e Gottheit selbst. Wenn es demnach von Christo
der Schrift heißt, er wisse nicht den Tag noch die
Stunde des Gerichts, so muß man dieß als eine
Metonymie nehmen; es ist eben so viel, als wenn
esagt würde, Christus habe ihnen den Tag und die
Stunde desselben nicht entdecken wollen, weil ihnen
iese Kenntniß nicht dienlich gewesen sey. Durch
Jesum Christum sind alle Dinge gemacht; wenn nun
aber

aber in der Schrift gesagt wird, er sey gemacht, s
muß man das von seiner zweyten Geburt, nämlich
von seiner Menschwerdung verstehen. Nach seine
Geburt von Gott ist er die Kraft und Weisheit de
Vaters, und das Leben, wie sein Vater. Nach se
ner göttlichen Natur ist er auch unveränderlich u
unsichtbar, ob er gleich im alten Testamente den V
tern unter verschiednen angenommenen Gestalten e
schienen ist. Der heilige Geist geht ganz vom V
ter und vom Sohne aus, ist auch so Eins mit be
den, daß sie in ihm sind, und er in ihnen ist. E
ist die Quelle aller Gnadengaben, und theilt sie a
wie er will; weswegen er auch selbst eine Gabe G
tes genannt wird.

In dem apostolischen Bekenntnisse heißt es, d
Jesus Christus von dem heiligen Geiste und d
Jungfrau Maria empfangen sey; ein großer B
weis, daß die Vereinigung der göttlichen un
menschlichen Natur Jesu eine Wirkung der Gna
sey. Die menschliche Natur hat nichts getha
diese Vereinigung zu verdienen. Aber wenn Chri
stus von dem heiligen Geiste empfangen ist: Wie i
es denn zu erklären, daß er nicht sein Sohn heißt
Dieß läßt sich auf verschiedne Weise beantworten
Die Welt ist von Gott, und doch ist deswegen
die Welt nicht Gottes Sohn. Die Menschen wer
den aus dem Wasser und dem heiligen Geiste wied
gebohren; sie sind aber deswegen nicht Söhne de
Wassers und des heiligen Geistes. Die Sendun
des Sohnes Gottes ist nichts anders als sein
Menschwerdung. Gott ist auf eine ganz andre We
se in Christo, als in den Heiligen, und das ist de
Grund, warum er kein angenommener Sohn Gott

ist,

wofür man ihn nicht halten kann, ohne in Chri-
mit dem Nestorius zwo Personen anzunehmen,
doch kein andrer Unterschied in ihm ist, als der
terschied der Naturen. Er hat nie seine mensch-
he Natur verlassen, weder im Grabe, noch bey sei-
Höllenfahrt. Er hat sich taufen lassen, blos
il er sich für uns erniedrigte, nicht aber, um seine
ünden hinweg zu nehmen; denn er hat keine be-
ngen. Ihm, als Menschen, ist die Gewalt, Ge-
ht zu halten, übergeben worden. Er ist zugleich
Hohepriester und das Opfer; er ist gekommen für
s das zu opfern, was er für uns angenommen hat.
Alles, was er gethan hat, ist unsrer Seligkeit
gen geschehen; er hat alle Gerechtigkeit erfüllt, um
s zu zeigen, wie wir unser ganzes Leben einrichten
llten. Er allein war so gebohren, daß er keiner
Wiedergeburt bedurfte. Diejenigen wurden nicht
edergebohren, die mit der Taufe Johannis geboh-
n wurden; denn seine Taufe war blos Wasser; die
n Christo eingesetzte Taufe aber ist mit dem heili-
n Geiste verbunden. Die Erscheinung des heili-
n Geistes in Gestalt einer Taube über ihn, war
ich kein Zeichen, daß ihm erst die Gaben des hei-
gen Geistes mitgetheilt worden wären, da er, von
iner Empfängniß an, des heiligen Geistes voll
ar; sie sollte blos eine Offenbarung der Dreyei-
igkeit seyn.

Endlich handelt Alcuin noch von den letzten Zei-
en der Welt, von dem Reiche des Antichrists, vom
Henoch und Elias, durch deren Lehre noch das israe-
itische Volk zum Glauben bekehrt werden sollte; von
er Auferstehung der Leiber, von den Leibern der Ge-
echten, welche ohne Häßlichkeit und Schwachheit
auf-

auferstehen würden; von den Leibern der Gottlo[se]
um deren Gestalt man sich seiner Meynung nach [nicht]
zu bekümmern brauchte; von dem Feuer der Re[ini]-
gung, worunter, wie selbst Katholiken gestehen, [nicht]
das Fegefeuer, sondern vielmehr das Gericht über [die]
Guten und Bösen zu verstehen ist; von den St[ufen]
der Seligkeit und der Verdammniß, und endlich [von]
der ewigen Seligkeit.

Dieser Auszug ist ausführlich genug, um die An-
merkung zu rechtfertigen, daß diese Bücher eine [Art]
eines zusammenhängenden Vortrags der wichtig[en]
Wahrheiten enthalten, der auch in so fern scho-
stisch genannt werden kann, weil die Theile des[sel]-
ben, durch dialektische Einschränkungen und Erl[äu]-
terungen, in ein bestimmteres Verhältniß gegen [ein]-
ander gesetzt werden. Aehnliche Bestrebungen, [das]
was er von der Philosophie wußte, auf die Wahrh[ei]-
ten der Religion anzuwenden, findet man in sei[nen]
Fragen über die Dreyeinigkeit an den Fredegisus, [in]
seiner Abhandlung von dem Ausgehen des heilig[en]
Geistes vom Vater und Sohne, ob er gleich [hier]
vornehmlich sich auf die Aussprüche aller griechisch[en]
und lateinischen Väter beruft, in seinem Schreib[en]
an Eulalia, eine Hofdame, von der Natur der S[ee]-
le, worüber er die vornehmsten Meynungen der al[ten]
Philosophen anführt, und in seinen Büchern w[i]-
der den Felix von Urgel und seinen Freund E[li]-
pand: seiner Abhandlung von den Tugenden u[nd]
Lastern nicht zu gedenken.

Aus dem Eingange seiner Bücher von der Drey-
einigkeit erhellt, daß sie nicht für die gemeinen Chri-
sten, sondern blos zum Gebrauche derer, die andre
lehren

en sollten, bestimmt waren. Wirft man einen
ersuchenden Blick auf die Schriften andrer Ge-
ten in diesen Zeiten, besonders auf die exegeti-
n, so wird man gewahr, daß die Bemühungen
uins, seine Zeitgenossen zu einem gelehrten und
rfsinnigen Nachdenken über die Wahrheiten der
igion zu reizen, nicht vergebens gewesen sind.
ine Schüler suchten, was sie von der Dialektik
andern philosophischen Wissenschaften wußten,
rall, es mochte sich schicken wollen, oder nicht,
ubringen. Ich werde dieses beweisen, wenn ich
r Schrift Rabans, des Erzbischofes von Mainz,
ähnt habe, worinnen ich zwar keine Philosophie,
doch einen Versuch finde, das Ganze der Reli-
zu übersehen, die Harmonie der christlichen mit
mosaischen und prophetischen zu bemerken, und so
als es seine Fähigkeit und Einsicht zuließ, zu
wickeln und zu beweisen; ob er gleich wenig sei-
freyen Nachdenken, sondern, nach seinem eignen
tändnisse, fast alles seiner Belesenheit in ältern
riftstellern, zu danken hat.

Raban hatte mit dieser seiner Schrift wider die
den, welche aus sechs und achtzig Kapiteln be-
, die Absicht, wie seine Vorrede dazu bezeugt,
Stellen des alten Testaments, welche dem Buch-
en nach mit den Lehren des neuen Testamentes zu
ten schienen, unter gewisse Haupttitel, als so
e Glieder eines Leibes, zu sammeln und zu
en, daß sie geistlich verstanden, oder als Alle-
en und Vorbilder dessen, was im neuen Testa-
ite geschehen oder gelehrt werden sollte, ausgelegt,
wohl mit einander übereinstimmten, damit seine
sich richtige Vorstellungen von ihrem Glauben
machen

machen und zugleich wider die Einwürfe der trefi
sen Juden und andrer Ungläubigen gerüstet se
möchten. Man kann demnach diese Arbeit als d
ersten Versuch zu einer typischen und prophetisch
Theologie betrachten, die fast alle oder die wich
sten Artikel des Glaubens begreift, so unbekann
auch den neuen Freunden und Bewundrern der
ben zu seyn scheint, die sich freuen sollten, ein
Vorgänger kennen zu lernen, der an Allegorisi
nen und Vorbildern vielleicht noch reicher ist, a
sie. Da ein ausführlicher Abriß von diesem r
nischen Werke mich zu weit von meinem eigentli
Ziele entfernen würde, so muß ich mich, mit ei
allgemeinen, vielleicht zu kurzen und trocknen Vo
stellung davon, und einigen kurzen Anmerkung
von der Ausführung seines Vorhabens begnügen

Die ganze Schrift hat sechs und achtzig Ka
tel. Er handelt darinnen erst von dem alten u
neuen Testamente, dem Gesetze und dem Evang
von den Geboten der Liebe gegen Gott und gegen d
Nächsten, die sie mit einander gemein haben, v
den Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und d
Liebe, die in beyden Testamenten empfohlen werd
von dem Unterschiede zwischen dem alten und d
neuen Testamente, von der verschiedenen Verfass
des göttlichen Gesetzes vor dem Gesetze, unter d
Gesetze, und unter der Gnade; von dem gem
schaftlichen Namen des Gesetzes, den beyde Te
mente haben, von der Bedeutung der Namen Te
stament und Bund, von der Unmöglichkeit, d
Gesetz dem Buchstaben nach zu erfüllen, von d
Fluche des Gesetzes, worunter sich alle diejenigen
finden, welche unter dem Gesetze leben, und d

Christum glauben wollen; von der Schwierigkeit
Untersuchung, was im Gesetze historisch, was
innen allegorisch und geistlich ist, von der räthsel-
ten und figürlichen Sprache des Gesetzes, und
der Eintheilung seines Innhaltes in die Physik,
Ethik, und die Logik; von der Nothwendigkeit,
der Auslegung des Gesetzes weder den geistlichen
h den historischen Verstand aus der Acht zu lassen,
der Beschwerlichkeit und Härte der mosaischen
bote, von der Aufhebung des Gesetzes durch das
angelium, von dem Unvermögen des jüdischen
lkes und den geistlichen Verstand seines Gesetzes
der Ankunft Jesu einzusehen. Alle diese Stü-
werden in den ersten dreyzehn Kapiteln betrach-
Daß die Juden vergebens um des Verdienstes
r Vorfahren willen selig zu werden hoffen; daß
Menschen die Seligkeit nicht durch die Werke
Gesetzes erlangen können; daß der Allmächtige
einig, Christus auch den Vätern des alten Bun-
erschienen, in seiner göttlichen Natur aber gleich
Vater und dem heiligen Geiste unsichtbar sey;
sich nicht der Vater, sondern der Sohn den Vä-
unter verschiedenen Bildern offenbart habe; daß
en Namen eines Sohnes Gottes sowohl nach sei-
göttlichen als nach seiner menschlichen Natur
iene, und doch nach beyden Naturen nur ein
istus, nach seiner menschlichen Natur geringer
sein Vater, nach der göttlichen seinem Vater
ch, wahrer Gott, und wahrer Mensch sey, der
unsrer Sünden willen den Tod erduldet, und sich
st am dritten Tage erweckt, und nach seiner Höl-
ahrt sich zur Rechten Gottes gesetzt, die Seelen
Väter aus der Hölle erlöst und mit sich in den
nmel geführt, seine Apostel nach seiner Auferste-

hung

hung als Lehrer seines Evangelii in alle Welt aus
sendet; und am Pfingstfeste den heiligen Geist üb
sie ausgegossen habe, die Juden und die Heiden
einem Volke Gottes zu vereinigen: Davon handel
vom dreyzehnten bis zum neun und zwanzigsten K
pitel. Die acht folgenden Abschnitte reden von
Aufhebung der politischen und priesterlichen Ver
sung des jüdischen Volkes, von der Abschaffung
ner fleischlichen Opfer, und den geistlichen Op
der Kirche des neuen Bundes, vom Sabbate u
dessen Abschaffung, von der Unfähigkeit der me
schen Opfer die Sünden der Menschen hinweg
nehmen; von der Verwerfung der Juden und
Berufung der Heiden, von dem Unglauben der J
den und ihren Lästerungen wider Jesum, von d
Heiden, die des Glaubens wegen Israel genan
und den Juden, die ihres Unglaubens wegen u
die Heiden gezählt werden. Ein und vierzig A
schnitte beschäfftigen sich größtentheils mit typisc
Erklärungen der Namen Jerusalems, Israels, J
cobs, der zwölf Stämme, des Königes Dav
der Kinder Gottes nach dem Fleische und dem G
ste, der Beschneidung, der reinen und unreinen T
re, des Blutes derselben, des Fetten von den T
ren, des Sauerteiges, des Honiges, des ebräisc
Knechtes, der verbotnen Heyrathen, des Aussatz
und andrer mosaischen ceremonialischen Gesetze, n
auch mit eben dergleichen allegorischen Auslegun
der Weissagungen von Babel, Ninive, Tyrus, Ä
gypten, Aethiopien, Edom und Seir, Moab u
Ammon; vom Elias und seinem Gefährten, wo
innen er, gleich den Coccejanern, Weissagungen v
dem Zustande der Kirche, ihren und ihrer Fein
Schicksalen findet. Zuletzt handelt er von der

Kir

rung der Juden zu Gott, am Ende der Welt;
der Ankunft des Antichrists, von der künftigen
ferstehung der Todten, von dem Tage des Gerichts,
allein Gott bekannt sey, von der zweyten Ankunft
risti, von den Heiligen, welche mit Christo
richten, von der ewigen Verdammniß des Teufels
der Gottlosen, von der ewigen Seligkeit der
äubigen, von der Veränderung der Welt, von
n neuen Himmel und der neuen Erde.

Alle diese Materien werden so abgehandelt, daß
banus erst seine Meynung mit eigentlichen Aus-
ichen des neuen oder des alten Testamentes beweist,
alsdann solche Geschichten, Begebenheiten, Ge-
uche, oder Gesetze, aus dem alten Testamente
ührt, welche eben das als Vorbilder und symbo-
he Vorstellungen davon lehren sollen. Man kann
leicht vorstellen, wie viel Gesuchtes und Gezwun-
es diese geistlichen Deutungen des buchstäblichen
historischen Sinnes der mosaischen und prophe-
hen Schriften haben, und es ist unnöthig, solches
Beyspielen zu beweisen; man würde sonst bloß
dem Abschnitte von den Bedeutungen des Aussa-
und den verschiedenen Arten desselben eine rei-
Erndte davon haben. Es fehlt indeß doch nicht
einigen guten und richtigen Bemerkungen, die
n von einem solchen Deutler nicht erwarten sollte.
verknüpft er mit den Worten Testament und
und den Begriff verschiedner göttlichen Verhei-
gen und Einrichtungen des gottesdienstlichen Zu-
des der Gläubigen, worinnen sich Gott nach den
chiedenen Fähigkeiten derselben, und deren zuneh-
nden Erweiterungen gerichtet habe. Unter dem
setze versteht er nicht sowohl das moralische Ge-

setz, als die mosaischen gottesdienstlichen, gerich-
lichen und bürgerlichen Gesetze, worinnen er unzä-
lige Sakramente annimmt, weil er mit diesem Wo-
te nicht den neuern oder spätern Begriff von Gna-
denmitteln, sondern von heiligen Zeichen, Bilder
und symbolischen Vorstellungen verbindet. Di-
Namen Hoherpriester und König von Christo ge-
braucht, bedeuten ihm nicht besondre von einand-
ihrer Natur und Bestimmung nach verschied-
Aemter desselben, sondern zeigen an, daß er d-
Erlöser und der Herr der Menschen sey. Wäre d-
ganze Schrift reicher an solchen Bemerkungen, a-
sie ist, so würde sie nicht nur denen, welche, gl-
den Coccejanern, Christum überall im alten Te-
mente finden, und so gern alles in Vorbilder d-
selben verwandelt sehen, sondern auch denen, w-
die Geschichte der Schrifterklärung in den versch-
denen Jahrhunderten der Kirche genauer zu ken-
wünschen, als eine für diese Zeiten sehr merkw-
dige Schrift angepriesen zu werden verdienen.

Jedoch ich kehre zu der Anmerkung zurück, d-
unterschiedne Gelehrte des neunten Jahrhunder-
ihre Dialektik in der Religion anzubringen such-
Selbst Raban dient mit dieser Schrift zum B-
weise davon. Denn auch er findet in der Offe-
barung die Physik, die Ethik, und die Logik, w-
unter er nicht allein die Kunst richtig zu erklären u-
gründlich zu schließen, sondern nach einer vordem -
gewöhnlichen Ausdehnung dieses Begriffes, di-
Metaphysik und Theologie versteht, damit sie -
Theil an der Hochachtung nehmen möchte, welch-
man in diesen Zeiten für die Dialektik zu haben a-
fieng. Die meisten, als eben dieser Raban, Hin-
mar von Rheims, Florus, Remigius und a-

, schränkten sich bloß auf das Ansehen der Väter
, und verwarfen alle eigne Untersuchung des schon
nal angenommenen Lehrbegriffes. Andre hinge-
, unter denen Johann Erigena einer von den
ihmtesten ist, wagten es, freyer zu denken, den
und desselben zu untersuchen, und ihre philoso-
schen Kenntnisse darauf anzuwenden. Eben die-
Johann war von seiner Stärke in der Philoso-
: so eingenommen, daß er mit den Regeln des
adruvii alle, auch die schwersten theologischen
eitfragen auflösen und entscheiden zu können sich
mte, oder vielmehr auch in der Schrift ein Qua-
dium zu finden meynte. Sein Werk von der Thei-
; der Natur, von dem ich anderwärts ausführli-
zu handeln gedenke, war ein theologisches Sy-
, aber ganz nach den neuplatonischen Träumen
pseudodionysianischen Schriften, und nicht nach
in der abendländischen Kirche einmal angenom-
en Grundsätzen eingerichtet, wie schon dasjenige
eist, was ich in der Betrachtung über die Schick-
der Philosophie davon gesagt habe. Er hatte
Antheil an den prädestinatianischen Streitigkei-
worein er viele dialektische Grübeleyen mischte,
er in dieser Wissenschaft allen Gelehrten seiner
überlegen zu seyn glaubte. Einen gleichen An-
l nahm dieser selbstdenkende Geist an den Strei-
eiten, welche Paschasius Radbertus mit sei-
Meynung von einer physikalischen Verwandlung
Brodtes und des Weines im Abendmale in den
und das Blut Christi veranlaßte. Auch Ra-
m, ein andrer Gegner des Paschasius, bediente
zur Bestreitung sowohl dieser unvernünftigen
ynung, als eines andern eben so ungereimten
ahnes, daß Christus auf eine ganz andre Weise,

Siehe die Betr. über die Schicks. der Philos. S. 312 bis 314.

als andre Menschen gebohren worden sey, der Di-
lektik, ohne wider diese so schimpflichen Verirrung
des menschlichen Verstandes etwas ausrichten
können.

Mit dem neuen großen Verfalle aller Gelehr-
keit, im zehnten Jahrhunderte, verloren sich
alle Bemühungen zu scharfsinnigen und systemati-
Abhandlungen der Religion und ihrer Wahrh-
Aber kaum fieng im eilften Jahrhunderte die Di-
lektik wieder an empor zu kommen, so erhielt
auch, da ihre Sätze bereits von Gerberten,
dem Papste, Silvester dem zweyten, in der Th-
gie angewendet wurden, besonders in den beren-
schen Streitigkeiten, über den noch unbestimm-
durch keine Conciliensschlüsse festgesetzten, Lehrbe-
der Kirche vom Abendmale, einen neuen sehr a-
dehnten Einfluß in die Religion und den V-
ihrer Wahrheiten. Berengar, ob er gleich
seinem Lehrer, Fulbert von Chartres, nebst
sen übrigen Schülern ermahnt worden war, nie
den Aussprüchen der Väter abzuweichen, erk-
gleichwohl die paschasianischen Irrthümer, die
in der Finsterniß des zehnten Jahrhundertes
verbreitet hatten, für eben so ungereimte als
und in der alten Kirche unerhörte Meynungen;
seinem Widerspruche gegen andre herrschende M-
nungen der Kirche in der Lehre von der Ehe und
Kindertaufe itzt nichts zu gedenken. Anfangs
stritt er die Transsubstantiation vornehmlich
Aussprüche alter Kirchenväter; in der Folge
auch mit Gründen, die ihm seine Philosophie
die Hand gab. Paschasius fand einen eifri-
und angesehenen Vertheidiger an Lanfranken,
vornehmlich seine Eifersucht über Berengars

gebreiteten Ruhm und die allgemeine Hochach-
z seiner Gelehrsamkeit eben so sehr, als seine Be-
de, seine neue Schule in der Abtey Bec in Ruf
bringen, zum Widerspruche wider ihn reizte.
n Berengars Stolze beleidigt, bestrebte er sich,
Ansehen eines sehr scharfsinnigen und dialekti-
n Gegners zu haben, und erhielt es, weil er
höhere Clerisey, und verschiedne römische Päpste
seine Seite zu ziehen, besonders aber den Haß
vorigen Zeiten gegen den Johannes Erigena
erneuern, und ihn auf Berengarn, als einen An-
ger und Vertheidiger desselben zu lenken wußte.
mehr sich diejenigen, welche die Grenzen der Phi-
phie zu erweitern suchten, vervielfältigten, desto
ıfiger wurden auch diejenigen, welche über die
ligion und ihre Wahrheiten zu philosophiren an-
ıgen. Hugo von Langres, Adelmann von
escia, Guitmund, Ascelin und viele andre die-
ı zum Beweise, weil sie alle die paschasianischen
eynungen nicht allein mit der Schrift und Tra-
ion, sondern auch mit der Dialektik zu verthei-
en suchten. Weil Berengar viele Anhänger be-
lt, ungeachtet er mehr als einmal zum Wider-
e seiner Meynungen vom Abendmale gezwungen
rde: so fieng man an zu fühlen, daß der ange-
nmene Lehrbegriff, wenn er sich in seiner Herr-
aft erhalten sollte, nicht allein mit dem gebieten-
ı Ansehen der Kirche, sondern auch mit philoso-
ischen Gründen unterstützt und vertheidiget wer-
n müßte. Dazu kamen die heftigen Streitigkei-
ı der Realisten mit der neuen philosophischen Secte
r Nominalisten. Diese, um für gelehrter und
ıarfsinniger gehalten zu werden, glaubten den Vor-
g ihrer Meynungen besonders durch ihre Anwen-

 dung

dung auf die Religion und ihre Geheimnisse bewei-
sen zu können. Roscelin meynte, daß sich die Lehre
von der Dreyeinigkeit dadurch erläutern ließe; sei-
ne Gegner hingegen, die Realisten, beschuldigten ihn
gefährlicher Ketzereyen. Deswegen suchten beyde
Parteyen die engern Grenzen der Philosophie zu er-
weitern, um den Glauben mit Gründen der Ver-
nunft erweisen und bestätigen zu können. Man hat
bereits gesehen, was Anselm von Canterbury zu die-
ser Erweiterung beygetragen hat, und zwar in der Ab-
sicht, die Vernunftmäßigkeit aller unterscheidenden
wahren oder eingebildeten Lehren des Christenthums
darzuthun. Er brachte zwar nicht alle Wahrhei-
ten der Offenbarung in der Religion in ein ordent-
liches System; er gab aber den wichtigsten Artikeln
des Glaubens eine solche dialektische Form, daß er
mit Grund für den ersten Stammvater der scholasti-
schen Theologie erklärt werden kann. Eine beson-
dre Betrachtung seiner Theologie wird dieses außer
allen Zweifel setzen.

Jedoch wie groß und ausgebreitet auch der
Beyfall war, womit der Gebrauch der Dialektik u.
Philosophie, ihrer Sätze und besonders ihrer Kunst-
wörter in der Religion und dem Vortrage ihrer Wahr-
heiten aufgenommen wurde, weil er ihnen ein neues
und scharfsinniges Ansehen zu ertheilen und dem herr-
schenden Lehrbegriffe mehr Festigkeit und Stärke zu
geben schien, als er von den gebieterischen Aussprü-
chen der Kirchenversammlungen und der Väter hat-
te: so fehlte es doch, nicht nur als er allgemeiner wur-
de, sondern auch gleich anfangs, nicht an Gelehr-
ten, die sich dieser Neuerung widersetzten und sie
misbilligten. Unter diesen ersten Feinden des dia-
lektischen und scholastischen Vortrages der Religion

dient vor andern Othlo, ein Mönch aus dem Pez. Coll. t. III. p. 343. sq. sq.
oster des heiligen Emmeran, bemerkt zu werden,
il er unstreitig unter die gelehrtesten Mönche seiner
it gehörte. Seine Schriften von seinen Anfechtun-
ı, von dem geistlichen Wettlaufe, von der geistli-
n Lehre, seine Sprüchwörter, seine Gesichte, und
onders seine Gespräche über die Güte Gottes, über
Gerechtigkeit seiner Urtheile und die verschiednen
ittel, welche die Menschen haben, Gutes zu thun,
) um mehr als einer Ursache willen merkwürdig.
abillon und Pez sind es, denen man die Be-
ntmachung derselben zu danken hat. Othlo
r gewissermaßen ein Adam Berndt seiner Zei-
Wenn man seine Schriften liest, so muß man
verwundern, daß eine solche Mischung von ge-
der Vernunft, und frommer einsiedlerischer Phan-
e und Schwärmerey in einer einzigen Seele mög-
ist, und wenn man nicht wüßte, was zu allen
ten Enthaltsamkeit und Einsamkeit für wunder-
e Einflüsse auf die menschliche Imagination ge-
ot haben, so müßte man erstaunen, wenn man
hrnimmt, daß ein Geist, der oft so richtig dach-
doch so viele satanische Anfechtungen, und eng-
he Erscheinungen, auch unmittelbare göttliche Ein-
ungen zu haben träumen konnte. Er war übri-
ıs ein Mönch, der beständig nützlich zu seyn such-
die Gelehrsamkeit liebte, andre darinnen unter-
ytete, sie mit guten Büchern versah, und sich zu-
ich mit dem Abschreiben derselben beschäfftigte,
e seine Bemühungen aber auf die Beförderung der
ottseligkeit und Tugend im geistlichen und weltli-
n Stande einrichtete. In seinem Unterrichte
tte er immer die Regel vor Augen, die er beson-
rs aus den Unterweisungen Christi erlernt zu ha-

ben versicherte, daß man sich eines leichten, klare
und verständlichen Ausdruckes bedienen, und in Un
tersuchungen und Betrachtungen göttlicher Wahrhei
ten allezeit von dem Leichtern zu dem Schwerern fort
gehen müßte. Seine eigne Schreibart ist nach der
Beschaffenheit der Zeiten weder zu weitschweifig, n
zu kurz und gedrungen, und reiner, als man
bald nach der Barbarey des eilften Jahrhunderts
erwarten kann. Ich habe seine Sprüchwörter, wel
che lauter kurze Sittenlehren sind, nicht ohne Ver
gnügen lesen können, und sie würden, wäre er kein
Mönch gewesen, gewiß weit vollkommner seyn;
deutlich ist es, daß er einen Cicero, einen Sene
und andre heidnische Schriftsteller mit besondrer Auf
merksamkeit gelesen und studirt hatte.

Unter seinen Schriften verdienen seine Gespräch
über die Güte Gottes, die Billigkeit seiner Gerich
oder vielmehr seiner Rathschlüsse, und die Mitt
die die Menschen haben, Gutes zu thun, die meis
Aufmerksamkeit. In der Vorrede erklärt er sich mi
großem Ernste wider die Einbildung, die so weit
herrschen anfieng, daß sich die Schrift vorzüglic
Dienste von der Dialektik versprechen könnte; e
glaubte, daß die Erläuterungen, die man von i
zu erhalten hoffte, die Lehren und Geheimnisse de
Christenthums mehr verdunkeln, als aufklären wür
den. Gleichwohl ist er in seinen Gesprächen selb
mehr Philosoph, als er zu seyn glaubt, oder zu se
scheint, aber wie der ganze Ton seiner Ausführu
zeigt, mehr durch sein eignes Nachdenken über die
Schrift, als durch die Philosophie seiner Zeit, mi
der er gleichwohl nicht unbekannt war.

In diesen Gesprächen bemerkt er gleich im An
fange, daß man in der heiligen Schrift alles finde,
wa

das der Mensch zu seiner Seligkeit zu wissen brauche, ob es gleich Lehren darinnen gebe, welche, wegen der darüber möglichen Zweifel, eine genaue und sorgfältige Betrachtung und Untersuchung verdienen. Darunter gehört, wie er sagt, die Wahrheit, daß die Erde voll von der Güte Gottes sey; denn diese veranlaßt die Frage, wie man sich davon überzeugen könne, da die Menschen so mannichfaltigen Uebeln unterworfen sind. Ein Heinrich, den er als einen Christen einführt, der über gewisse ihm bedenkliche Schwierigkeiten in der Lehre der Offenbarung Licht und Gewißheit sucht, sagt, er habe diese Frage nirgends zu seiner völligen Beruhigung aufgelöst gefunden, und verlangt die Auflösung von ihm. Othlo antwortet, das könne keine menschliche Zunge vollkommen erklären; Heinrich versetzt, die Güte Gottes könne nicht so unendlich seyn, daß sie keine vernünftige Untersuchung verstatte; Othlo erwiedert, sie verstatte sie allerdings; aber sie müsse stets so angestellt werden, daß man sich immer dabey vorstelle, niemand könne sie vollkommen genug einsehen, und ganz, wie sie es verdiene, durchschauen und begreifen. Heinrich antwortet wieder, das glaube er auch; er stelle sich Gott als ein Meer vor, aus dem ein Mensch zwar schöpfen, das sich aber nicht so ausschöpfen lasse, daß es dadurch eine Verminderung zu leiden scheine. Othlo, mit dieser Erklärung und diesem Gleichnisse zufrieden, sagt, daß er, um die ihm vorgelegte Frage zu erläutern, sich auch einer Vergleichung bedienen müsse. Man müsse sich also von dem Leben des Menschen vorstellen, daß es Gott als eine Art von Schule eingerichtet habe, worinnen man die wahre Weisheit lernen solle. Wie es nun in einer Schule viele Arten der

Un-

Unterweisung und Zucht geben müsse, nicht, da jemand dadurch zu Schaden kommen solle, sonder vielmehr zum Besten der Schüler, nachdem sie w gen ihres Alters oder ihres Verhaltens für nöthig achtet werde: So müsse es auch in diesem Lebe welches die größte Schule sey, verschiedne Arten gö licher Zucht geben; nicht zum Schaden und Na theile der Menschen, sondern zur Beförderung i rer Wohlfahrt. Die menschliche Schwachheit wü de nicht bestehen können, wenn ihr Gott nicht ba durch seine Gelindigkeit, bald durch seine Streng aufhülfe.

Allein, fragt sein Heinrich, warum hat Got der doch allmächtig ist, den Menschen nicht so sta und standhaft gemacht, daß er einer solchen beschw lichen Zucht entbehren könnte; denn dieß schein ei Unvermögen in Gott anzuzeigen. Man muß nic nach dem bloßen Scheine beurtheilen, antwort Othlo. Gott ist allmächtig; aber er ist zugleich ge recht und gut. Weil nun sein Wille nichts begehr noch wählt, als was gerecht und gut ist, so sa man mit Recht, daß er nur das thue, was er wil Man muß also untersuchen, was Gott in Ansehung des Menschen gewollt hat; das muß alles höchstge recht; das muß das Beste seyn. Gott hat den Men schen nach seinem Ebenbilde gemacht. Von allen den vortrefflichen Eigenschaften, welche dieses Eben bild begreift, will ich nicht reden, sondern bloß vo der Freyheit des Willens. Diese mußte Gott dem Menschen geben, wenn er nach seinem Ebenbilde ge schaffen seyn sollte; und daß er ihm dieselbe gegeben habe, erhellet daraus, daß ihm im Paradiese gewisse Dinge erlaubt, und andre verboten würden. Da er also die Freyheit empfangen hatte, sollte er billig den

efehl desjenige[n] [e]rfüllen, von dem er die Freyheit
[e]mpfangen hatte. Da dieß nun nicht war, so ist
[of]fenbar, daß der Wille Gottes auf die Erfüllung
[di]eses Befehles gieng, und also kann die Schuld
[de]r Uebertretung nicht dem Geber der Freyheit, son-
[de]rn dem Uebertreter der göttlichen Gesetze zuzuschrei-
[be]n seyn.

Wenn ich auf die Folge deiner Worte sehe, sagt
[H]einrich, so verwundre ich mich, weil ich nicht se-
[he], wohin sie zielen?

Auf die Befriedigung deiner Fragen, antwortet
[O]thlo. Du fragtest erst, warum Gott so viele Trüb-
[sa]le in der Welt zuließe; hernach, warum er den
[M]enschen so schwach und gebrechlich erschaffen ha-
[be]. Weil dieß nun aus der Beschaffenheit des ersten
[M]enschen entsprungen ist, so habe ich nothwendig
[e]s auf den Ursprung desselben zurück gehen müssen,
[u]m alle überflüßigen Fragen dadurch abzuschneiden.

Allein was ist denn in dem Zustande des ersten
[M]enschen die göttliche Güte, von welcher die Erde
[vo]ll zu seyn versichert wird?

Keine Beschaffenheit, sagt Othlo, kann besser
[al]s aus dem Gegentheile derselben erkannt werden.
[U]m also zur deutlichen Einsicht, was die Gnade
[G]ottes sey, zu gelangen, muß man erst wissen,
[w]as ihr entgegengesetzt ist. Jedes Ding muß sich
[er]kennen lassen; das nun, wodurch solches geschehen
[ka]nn, scheint der Unterschied zu seyn, der unter zwey
[en]tgegengesetzten Dingen statt hat, wie zum Exem-
[pe]l das Weiße und das Schwarze ist. Das Weiße
[lä]ßt sich schwerlich im Weißen, und das Schwarze
[sch]werlich im Schwarzen erkennen; von jedem erhält
[m]an den klärsten Begriff, durch die ihm entgegen-
[ge]setzte, oder doch eine andre von ihm abstechende
Farbe.

Farbe. Also muß man auch die Gnade durch die i entgegengesetzte Eigenschaft, nämlich die Gerecht keit Gottes in seinen Gerichten erkennen. So könn man von beyden zu einer richtigen Wissenschaft. A diese Weise erkennt man das Gute aus dem ih entgegenstehenden Bösen, und die Tugend aus d ihr entgegenstehenden Lastern. Wo kein Streit da ist kein Sieg; wo kein Sieg ist, da ist a keine Herrlichkeit zu erwarten. Also erhellt Gnade Gottes aus der Begnadigung der gefallen Menschen, wie seine Gerechtigkeit und Strenge a der Verdammniß der Engel hervor leuchtet. Fr lich giebt es keine verdienten Bestrafungen, die n andern zum Heile gedient hätten, und das bewe daß die Erde mit von der Güte und Barmhe keit Gottes erfüllt sey. Die Disciplin einer g ßen Schule ist ohne einigen Schaden und Ver unmöglich, gleichwie das Korn nicht ohne die Z streuung der Spreu zu erhalten ist. Indeß hör wir, daß einige, die hier gerichtet worden sind, der künftigen Welt noch selig werden sollen. Wie menschenfreundlich dieß gedacht ist.

Hierauf suchet Othlo zu zeigen, wie die Barm herzigkeit und die Strenge Gottes aus der Zulassun und Vergebung der Erbsünde erhelle; wie nothwen dig nicht allein jene, sondern auch diese sey, da d Erfahrung lehre, daß so viele Sünder sich nicht ein mal durch die göttlichen Züchtigungen von Sünd zurück halten lassen; wie Gott demnach sowohl sein Güte als seine Strenge, gleichsam als verschieden Netze gebrauche, die Menschen zu sich zu ziehe Exempel von der Offenbarung beyder Eigenschaft führt er unterschiedene sowohl aus dem alten, al neuen Testamente an; auch zeigt er, wie sich in de

Ein

inrichtung und Regierung des irrdischen Lebens der
lenschen, sowohl dadurch, daß er sie mannichfalti-
n Uebeln und Züchtigungen unterwirft, als auch
rch die Austheilung vielerley irrdischer Wohlthaten,
ie bewundernswürdige Mischung der göttlichen
armherzigkeit und Strenge offenbare, die Men-
en theils zur Furcht vor ihm, theils zur Liebe ge-
n ihn zu bewegen. Eben dieß sucht er theils aus
n Strafen der Verdammten, theils aus den ewi-
n Freuden der Seligen zu beweisen. Er glaubt,
is Bödiker und noch andre neuere Gelehrte für
ien sichern Beweis für die Unaufhörlichkeit der
nftigen Strafen halten, Gott werde beyde ohne
ifhören fortdauern lassen, damit wie der Werth
: Güter dieses Lebens erst aus der Vergleichung
t den ihnen entgegengesetzten Uebeln recht geschätzt
rden kann, also auch der Werth der Seligkeit aus
: Vergleichung mit dem Gerichte der Verdammniß
ipfunden werden möge, weil weder das Gute noch
s Böse anders und besser, als durch einander er-
nnt und geschätzt werden kann.

Nachdem Othlo die göttliche Güte und Barm-
rzigkeit auf diese Weise gerechtfertigt hat, so
nmt er auf die Beantwortung einer andern Fra-
: Wie durch Eines Menschen Schuld das ganze
nschliche Geschlecht habe verloren gehen können.
)e er darauf antwortet, gesteht er die große Schwie-
jkeit der Frage. Gleichwohl erschreckt ihn diese
chwierigkeit nicht; nur will er, da er sich an die
iflösung derselben wagt, ihrer Wichtigkeit wegen
der Erörterung und Beantwortung stuffenweise zu
Berke gehen.

In dieser Absicht handelt er zuförderst von den
)sichten der Strenge und der Gelindigkeit und Güte

Got-

Gottes. Alles, sagt er, was ein weiser Beh-
scher und Richter thut, wird Unterricht. Da-
nicht einige von seiner Gelindigkeit Anlaß zur V-
messenheit und zum Stolze nehmen, so ist er zu-
len in seinem Gerichte strenge und genau, nic
weil ihm die Strenge Vergnügen machte, sondern w
er für das allgemeine Beste sorgt, welches ohne G-
nauigkeit und Strenge unmöglich ist. Um aber
eine zu große Strenge keine zu furchtsam zu mach
und zur Verzweiflung an der Möglichkeit, durch
Macht selig zu werden zu veranlassen, ermuntert
erquickt er sie durch eine unerwartete Gütigkeit.
thut er nicht allein durch Worte, sondern auch d
seine Werke; so erhält er sie theils in der Furcht,
in der Hoffnung. Die Absicht der göttlichen Str-
ge beweist Othlo mit vielen Exempeln aus d
neuen und dem alten Testamente, und beyläu-
fert er sowohl wider verkehrte Auslegungen
Schrift, als wider den Geiz und die Hab-
der Geistlichen. Daß Gott mit seiner Güte k
andre Absicht habe, als die Absicht, die Mensc
zur Tugend zu reizen, beweist er auch mit v
Beyspielen aus der Offenbarung.

Weil dieß alles ein langweiliger Weg zur Au-
sung der seinem Lehrer vorgelegten Frage zu
scheinen möchte, so läßt er sich seinen Schüler He-
rich fragen, wohin er mit den Beweisen dieser Wa-
heiten ziele. Othlo antwortet, es geschehe dies
ihn von der Erkentniß des Leichtern und Verst-
lichern zur Erkenntniß des Schwerern und Unbek-
tern zu leiten; denn auf diese Weise habe auch Ch-
stus in der Unterweisung seiner Jünger verfahr
Wenn man nicht genau acht habe, wie gerecht u
richtig, ja wie nothwendig und nützlich gewisse G

richt-

hte und Wege Gottes sind, deren Wahrheit, ützlichkeit und Nothwendigkeit man empfinden und weisen könne: So werde man sich an den verborgn Gerichten und Wegen Gottes leicht durch Unuben oder Zweifel versündigen.

Dieses führt ihn auf die Erörterung der Frage, is gerechte, was nothwendige, was völlig ır uns verborgene Gerichte und Rathschlüsse ottes sind. Er theilt sie in vier Classen: in gehte, in nothwendige oder nützliche, nicht in Abht auf Gott, sondern in Absicht auf die Menschen; solche, die zugleich gerecht und nöthig sind, und lich in verborgne. Die ersten Arten erklärt er : offenbare und bekannte Gerichte, weil dieselben) aus gewissen Kennzeichen und Merkmaalen erken ı ließen; die gerechten aus dem, was vor ihnen rhergegangen sey; die nothwendigen aus ihren lgen und Wirkungen; die verborgnen nennt er , zu deren Einsicht man keine Kennzeichen weder dem Vorhergegangenen, noch in dem Nachfolgen ı finde: wobey er anmerkt, daß man bey der klärung dieser verschiednen Gerichte Gottes erigen müsse, was die Menschen recht und nothndig nennen, weil Gott in keiner andern Spra : mit den Menschen rede, als in der, welcher gewohnt sind.

Die menschliche Gerechtigkeit besteht theils darin ı, daß ein Herr oder Richter denen, die unter seiner rrschaft sind, zu erkennen gebe, was er vermieden er verbessert haben will, damit sich niemand mit seir Unwissenheit entschuldigen, er aber desto freyer und t größerm Rechte bestrafen könne, was er vorher boten und untersagt hatte; theils darinnen, daß

Knechte ihren Herren, und Kindern ihren Ae-
tern gehorchen.

Nöthig heissen nicht allein die göttlichen Rat-
schlüsse und Einrichtungen der Menschwerdung, d
Leiden und des Todes Jesu und aller andern gött
chen Wohlthaten und Werke, sondern auch die B
schaffenheit der Witterung, der Glanz der Son
alle Mittel der Nahrung, die Gewalt der Obrig
die Sorge für die Armen, das Band der Ehe, u
alles, was der menschlichen Schwachheit und Z
brechlichkeit wegen nöthig ist, wozu auch die Ve
gungen, die Versuchungen und Aergernisse geh
Vor allen Dingen aber die Betrachtung götti
Dinge, welche Christus für das einige Nothwen
erklärt. Alle diese Dinge sind nicht Gottes, son
der Menschen wegen nöthig. In Ansehung der M
schen können solche Veranstaltungen nicht ge
heissen, weil wir keine Anfoderungen daran ha
können, und Gott sie uns nicht schuldig ist, sond
bloß aus Gnade verordnet, weil er weiß, daß
uns nützlich seyn werden.

Was nun gerecht ist, das ist auch gut, w
Gott gerecht und gut ist; das Nothwendige a
kann nicht allein gut, sondern auch böse seyn, w
es sowohl aus dem Bösen, als aus dem Guten e
springen kann. Das Lügen ist unstreitig böse u
gleichwohl oft nothwendig; auch jede Verschuldu
ist an sich böse; aber beydes kann, um das Gute
Menschen möglich zu machen, nothwendig seyn:
wenn zum Exempel der Mensch, der seiner Gebre
lichkeit nicht eingedenk ist, fällt, und dadurch, d
er lernt, was er ist, besser wird. Auf diese We
wird auch das Böse nothwendig.

Alle

Allein, alles Böse als böse, ist eine Folge der
nschlichen Verschuldung, in so fern es aber noth-
ndig ist, ein Beweis der göttlichen Güte: wie
in alle göttliche Wohlthaten, die in Absicht
f Gott gerecht sind, weil bey Gott alles Gute
h gerecht, und alles, was Recht ist, auch gut ist,
Absicht auf uns nicht sowohl gerecht als nothwen-
genannt werden müssen. Wenn ein Richter
en Missethäter mit seiner verdienten Strafe be-
t, so ist sein Gericht sowohl in Ansehung des Mis-
häters, als in Ansehung des Richters gerecht.
enn er hingegen einen Missethäter begnadigt, so
nen wohl der Richter und andre sagen, daß er
h seiner Barmherzigkeit recht gethan habe; der
nadigte Missethäter hingegen kann nicht sagen,
abe ein Recht gehabt, begnadigt zu werden. So
nen uns alle Wohlthaten Gottes nöthig seyn; wir
en aber keinen gerechten Anspruch daran; wir
nen nicht sagen, daß wir sie verdienen.

Hierauf erläutert Othlo die verschiednen Arten
göttlichen Gerichte und Einrichtungen. Was
echte Gerichte Gottes sind, zeigt er an dem Ge-
te über Sodom und Gomorrha. Dieß nennt er
echt, weil eine Warnung der göttlichen Gnade
demselben vorhergegangen sey, und findet diese
arnung in Loths Anrede an seine Schwäher, daß
Sodom mit ihm verlassen sollten, weil Gott ihre
adt zu verderben beschlossen hätte. Wider den
wurf, daß diese Warnung doch nicht an alle Ein-
ner Sodoms ergangen sey, erinnert er, daß Gott
her wisse, ob diejenigen, die er zu warnen be-
ossen hat, sich durch seine Warnung bessern lassen
den, oder nicht; daß er von diesen einige warne,
achtet er ihre Beharrlichkeit in der Sünde und

ihren Untergang vorher sieht, als ob er das nicht wisse, damit er an der Vergeblichkeit seiner Warnung zeige, daß er in seinen andern Gerichten, die er nicht vorher ankündigt, nicht irre. Er sagt zugleich, daß alle Gerichte Gottes gerecht sind, vor denen eine göttliche Warnung oder Bestrafung vorher geht, der Mensch möge sie nun aus dem Lichte der Natur, oder aus der Offenbarung wissen.

Was nothwendige Gerichte Gottes sind, unter denen er alle zum Besten der Menschen von Gott beschlossenen Veranstaltungen und Zulassungen begreift, zeigt er aus den Begebenheiten Josephs. Die Zulassungen der Ungerechtigkeiten seiner Brüder gegen ihn nennt er nothwendige oder nöthige Gerichte Gottes, und zwar wegen des Nutzens, den sie für den Patriarchen selbst, für seinen Vater und seine Brüder hatten; ihre Nothwendigkeit aber beweist er aus ihren Folgen. Eben dieß erläutert er aus dem Nutzen, den die Gläubigen den Bemühungen und Arbeiten der Ungläubigen zu danken haben. Eine solche Wohlthat sey die Erkenntniß der freyen Künste und der Philosophie, die man den Ungläubigen schuldig sey. Jede dieser Erkenntniß sey nöthig, damit die Gläubigen den Werth der geoffenbarten Erkenntniß besser und lebhafter empfinden und hochschätzen; damit die Klugen etwas, was sie um Gottes willen verachten, die Thoren hingegen etwas haben möchten, wodurch sie zeigten, was sie wären, und also durch diese weise Einrichtung Gottes die Klugen und die Thoren einander bekannt werden könnten.

Was man unter göttlichen Gerichten, die zugleich gerecht und nothwendig sind, verstehen müsse, zeigt er an der von Gott zugelassenen Erbsünde. Die

ist, nach seiner Vorstellung in Ansehung des ersten
enschen, eine gerechte Bestrafung seiner Uebertre-
ig; in Ansehung seiner Nachkommen ein nothwendi-
, oder nützliches Uebel; weil die Menschen durch
Erkenntniß dieses Uebels zu Gott zu fliehen ge-
ngen werden; weil es sie zur Furcht vor Gott
ngt, und zugleich demüthig macht. Eine ähnli-
Anmerkung macht er über die Strafe, welche der er-
Mutter aller Menschen von Gott zuerkannt wurde.
Endlich zeigt Othlo in verschiednen Beyspielen,
s verborgne göttliche Gerichte sind. Für diese
t er diejenigen, deren Absichten man weder aus
n, was vor ihnen vorher geht, noch aus ihren
lgen erkennen könne. Er rechnet dahin die Ver-
rfung Esaus, die Blindheit so vieler Heiden, die
dem Lichte der Offenbarung noch nicht erleuch-
worden sind, die Unfruchtbarkeit einiger Gegen-
vor andern, ungewöhnliche Witterungen, die
isgeburten, die Pest und andre öffentlichen Pla-
, die alle nach uns unbekannten göttlichen Rath-
üssen erfolgen.
Nach dieser Erklärung der verschiednen Arten
ttlicher Gerichte, Wege und Rathschlüsse zeigt Oth-
auf wie vielerley Arten die Gnade Gottes das Ver-
nst der Menschen übersteige. Er zählt sechs Ar-
von Wohlthaten, die dem Menschen von Gott
e einiges Verdienst desselben erwiesen werden.
e erste ist ausser der Erhaltung seines Daseyns,
seiner Fortdauer, die Befreyung von der Erb-
de durch die Taufe; die zweyte, die Mittheilung
ieler Arten von Nahrungsmitteln und die Unter-
fung aller sinnlichen Dinge unter seine Herrschaft;
dritte, die Vergebung, welche Gott täglich je-
n angedeihen läßt, der in seinen Bestrebungen,

tugendhaft zu leben, in mancherley Sünden de
Schwachheit fällt, wenn er sie bekennet und b
reuet; die vierte, die Verschaffung so vieler Mitt
und Gelegenheiten, rechtschaffen zu handeln; d
fünfte, die Errettung aus so vielen Arten von Ve
suchungen und Gefahren, die sie nicht vorher sehe
denen sie auch nicht zuvorkommen können; und e
lich die Verheissung und Mittheilung so vieler gr
sen und herrlichen Gaben, nicht allein in der kün
gen, sondern auch in der gegenwärtigen We
Alle diese beweisen, daß Gott den Menschen m
Güte und Barmherzigkeit erzeige, als sie ver
nen, die, in so fern sie etwas verdienen, doch
zu, ohne die Gnade Gottes, ganz untüch
seyn würden.

So viel setzt Othlo voraus, um die Frage zu
antworten, wie das ganze menschliche Gesch
um der einigen Sünde des ersten Menschen, de
Urtheile der Verdammniß habe unterworfen werde
können. Die Antwort ist, um mich kurz zu fasse
diese, daß die Verdammniß der ersten Menschen i
Ansehung ihrer ein gerechtes, in Ansehung seine
Nachkommen ein nothwendiges, und ihnen nützliches
Gericht und Urtheil gewesen sey. Der erste Mensch
habe gleichsam für das ganze menschliche Geschlecht
einen Zweykampf halten müssen, als derjenige, de
wegen des ihm ertheilten göttlichen Ebenbildes als de
beste und vollkommenste Mensch vor allen andern z
diesem Kampfe geschickt gewesen sey. Sein Fall b
weise, daß seine Nachkommen in gleiche Umstände
gesetzt, alle wie er gefallen seyn würden; daß also, wei
keiner von ihnen, ohne sich eines vermeßnen Stolzes
schuldig zu machen, sich rühmen dürfe, er würde i
diesem Streite gesiegt haben, sich auch keiner mi
Grund

und darüber beschweren könne, daß er unter dem
theile der Verdammniß über den ersten Menschen
griffen sey. Also müsse man dieses Urtheil Gottes
ein den Menschen nöthiges und heilsames Gericht
rachten, indem es die Menschen ihre Gebrechlich-
t und zugleich die Unendlichkeit der göttlichen
nade lehre. Mit dieser Betrachtung verbindet er
e andre, welche zeigen soll, warum es dem
Menschen nicht leicht, sondern schwer seyn müsse,
ht und gut zu handeln. Das sey eine Art von
ucht, die Gott für nöthig erachtet, theils zu of-
nbaren, ob der Mensch mit dem Wunsche im Gu-
n zu beharren, oder mit einem unbeständigen Her-
n sich zu ihm nahe; theils auch um dem Menschen
ne Gaben und Wohlthaten angenehmer und theu-
r zu machen, weil uns alles, was im Anfange be-
werlich ist, in der Folge immer erfreulicher, was
s aber leicht falle, verächtlich werde, und ihn trä-
und nachläßig mache. Jeder Mensch könne so-
ohl mit seinen äusserlichen Gliedmaßen, als mit
inen innern Gedanken und Gesinnungen auf so vie-
rley Arten gut handeln, als er böse handeln kann.
Wie er sein Vermögen zu eiteln sinnlichen Ergötzlich-
iten anwenden könne, so könne er dasselbe auch zu
Werken der Wohlthätigkeit gebrauchen, und wie es
ey ihm stehe, lasterhafte Bewegungen in seiner
Seele zu erwecken, so könne er diese auch durch beßre
Gedanken und Bewegungen bestreiten und unterdrü-
en. Gott lasse freylich zu, daß dem Menschen in
iesem Leben vieles dunkel, schwer und unangenehm sey;
ieß geschehe aber in der Absicht, daß es ihm nicht
n Gelegenheiten fehlen möge, Glauben, Hoffnung
nd Tugend zu üben.

Hier nimmt Othlo Gelegenheit zu zeigen, da der Christ alle Dinge zu seiner Erbauung anwenden könne; die Elemente, die Sonne, die Sterne, die Thiere; weil sie alle zu symbolischen Vorstellungen geistlicher und moralischer Gegenstände geschickt sind und in der Schrift auch dazu gebraucht werden. Diese erbaulichen Anwendungen nennet er Mysteria. Solche Geheimnisse, sagt er, finde man auch in den Dingen oder Sachen. Hier sagt er seine Meynung, was er unter den Dingen, besonders aber den allgemeinen verstehe, über deren Wirklichkeit gleich nach dem zehnten Jahrhundert heftige Streitigkeiten in allen Schulen entstanden. Ich, sagte er, meyne, Dinge, (res) können gewissermaßen alle die Gegenstände unsers Verstandes heissen, welche durch keine ihnen eigne Selbstständigkeit bestehen, und nicht, wie die Elemente, Substanzen, sondern zufällige Beschaffenheiten der Substanzen sind, und durch den Verstand allein wahrgenommen und begriffen werden. Als Exempel seiner Erklärung nennt er die Zahl, den Tag, die Nacht, die Mattigkeit, die Arzeney, den Reichthum, die Armuth. Er bemerkt zugleich, daß andre zu seiner Zeit das Wort Ding für Substanz, andre für eine zufällige Beschaffenheit gebrauchten, da er mit den Alten bloß diesen Begriff damit verknüpfen zu dürfen glaube. Man sieht hieraus, daß Othlo unter die ersten, und zwar unter die vernünftigsten, Nominalisten gehört; eine Anmerkung, welche zur Ergänzung dessen gehört, was ich von den Nominalisten und Realisten gesagt habe.

Othl. c. 33. ap. Pez. t. 3. p. 203.

Weil er einmal den Satz vorgetragen hatte, daß alle Dinge geistliche und mystische Bedeutungen hätten, oder haben könnten: So nimmt er davon An-

, seine Meynung auf die Lehre von der Dreyei-
keit anzuwenden. Er findet das Geheimniß der-
en in dem Begriffe der Zahl. Was er darüber
t, ist freylich ein Spielwerk, daß diese hohe
re weder aufklärt noch sonst von einigem Nu-
ist; das aber doch Nachdenken zeigt, ob er
ch Augustinum zum Vorgänger darinnen ge-
t hat. Ich glaube, es wird zu einigem Be-
ffe davon genug seyn, wenn ich nur etwas
diesen mystischen Erläuterungen dieses Geheim-
ses aus dem, was sich von den Zahlen denken läßt,
ühre.

Daß die Einheit, sagt er, als die Ursache einer
en Zahl durch sich selbst besteht, keine Zahl aber
e die Einheit bestehen kann, das bedeutet, der ei-
e allmächtige Gott sey so vollkommen und so ein-
h, daß er zwar selbst keines andern Wesens be-
rfe; daß aber keine Creatur ohne ihn bestehen kön-
Daß er der Erste genannt wird, das scheint ihm
ht allein die Einheit, sondern auch die Dreyeinig-
t zu bezeichnen, weil der Begriff eines Ersten ohne
Begriff von dreyen sich nicht denken lasse. Wä-
auch nie Engel oder Menschen gewesen, so wür-
sich doch die Personen, Vater, Sohn und heili-
Geist zum Wesen Gottes schicken. Diese Ver-
ltnisse hätten in Gott statt gefunden, auch ehe eine
ttliche Person von den Engeln oder den Menschen
priesen worden sey; wie das Wasser, so in einer
bewohnten Gegend fließe, darum nicht weniger
öpfbar ist, ob es gleich nicht geschöpft wird. Gott
ar, ehe er diesen Namen hatte, Gott; also gab es
ch von Ewigkeit her in den drey Personen einen
rund in Gott zu der Benennung des Ersten. Man
uß aber, wie er meynt, dabey anmerken, daß,

 wenn

wenn unter den göttlichen Personen eine die erste, ei-
ne andre die zweyte, eine andre die dritte heißt, da-
mit keine Priorität der Zeit, wie bey den Mensch-
sondern nur der Ordnung angedeutet werde. D-
wenn wir sagten, der Erste, der Zweyte, der D-
te, so dächten wir weder an die vorzügliche W-
de des Ersten von den Uebrigen, noch an -
ungleiche Alter derselben, sondern bloß an ihr-
Unterschied von einander, weil daraus, wenn -
bloß sagten der Eine, der Eine, der Eine, -
mand wissen könne, wer der Erste, der Zw-
und der Dritte wären. Die göttlichen Per-
werden also im Zählen von einander unters-
den, damit diese drey Thätigkeiten, (efficien-
uns stets bekannt bleiben möchten, nicht aber -
dadurch eine Ungleichheit derselben unter ein-
zu erkennen zu geben. Denn obgleich alles in -
Eins sey, so bleibe es doch für uns nöthig, von -
einigen Gott verschiedne Personen, verschiedne -
stimmungen und Eigenschaften, verschiedne Un-
schiede zu bejahen, wie ein Kind, das noch -
ganze Wörter in gebrochnen Sylben auszuspr-
genöthiget sey. Dieses erläutert er mit einem -
dern, den Alten gewöhnlichen, Gleichniß von -
und demselben Wasser, welches in der Quelle, -
Strome und in der See ist.

Alle Mehrheit, deren Grund und Anfang in -
Zahl Zwey ist, entspringt von einer Einheit durch -
ne andre Einheit, und entfernt sich von der Ei-
um so viel weiter, je mehr sie vervielfältigt -
Also erschaffet der Vater alles durch den Sohn, -
den Namen des Eingebohrnen verdient, weil er de-
Vater vollkommen gleich ist, gleichwie die zwe-
Einheit nur durch die erste ist, und nicht ohne -
sey

n kann, aber doch nichts anders als die erste seyn
an, weil sie auch eine Eins oder Einheit ist. So
ht der heilige Geist vom Vater und vom Sohne
s, weil die Zahl Drey nicht anders als durch die
ahlen Eins und Zwey ist, oder sich nicht ohne Eins
d Zwey gedenken läßt.

Dieses mystische Spielwerk treibt Othlo noch
ige; er findet das Zeichen des Kreuzes in der
reyeinigkeit; er erklärt, wie vielerley geistliche
edeutungen, die Zahlen zwey, drey, vier, fünf,
hs, sieben, acht, neun, zehn; welche sie allein,
lche sie in Verbindung mit andern haben, nimmt
von Gelegenheit, von der Harmonie und Ueber-
istimmung, die in allen göttlichen Werken ist, zu
den, und beschließt theils mit der Lehre, daß die
dischen Dinge in den Sacramenten, die durch den
amen Gottes geheiliget werden, nicht allein my-
sch, oder bedeutend, sondern auch heilig und heil-
m wären; theils mit verschiednen moralischen
rundsätzen und Regeln, von denen ich einige an-
hren will, um zu zeigen, daß die Kenntniß gesun-
r moralischer Beobachtungen und Lehren im eilften
ahrhunderte noch hier und da erhalten und geübt
urde. Hier sind einige von diesen Grundsätzen und
orschriften.

Gott läßt nichts Böses ungestraft. Das Ende
nd Ziel alles Gesetzes ist die Liebe Christi. Seine
eliebten darf niemand Christo vorziehen. Große
ister können nur durch einen großen Fleiß und Ernst
berwunden werden. Je neidischer ein Mensch ist,
esto ärmer ist er. Wer geschwind lacht, erzürnt sich
uch geschwind. Jeder Mensch ist hart, wie ein
Stein, wenn Gott ihn nicht erweicht. Je mehr
Kenntnisse einer hat, desto mehr bedarf er der De-
muth.

Demuth. Wer gut lehrt und schlecht lebt, beschimp
mit seinen Sitten die Tugenden, die er mit sein
Worten preist. Gott verabscheut die Allmosen, d
vom Raube gegeben werden. Das ist eine schw
Sünde, woran sich andre ein Exempel zu sündig
nehmen. Wer sich recht bekehret, muß das G
mit eben dem Eifer thun, womit er das B
gethan hat. Einem Jünglinge kann nichts schä
cher seyn, als die Freyheit seinen eignen Willen
haben. Wenn auch dein Leben noch so vielen g
fällt, so muß es dir nicht gefallen. Aus den Sit
der Untergebnen erkennt man die Sitten, Absich
und Bemühungen der Obern. Wer niemals w
die Sünde gestritten hat, der weiß beynahe ni
was Arbeit ist. Niemand, wer sündigt, muß gl
ben, daß er weniger gestraft zu werden verdiene, a
es eine Menge von Sünden ist, denen er nach
Es giebt nichts Böses, daß Gott nicht zum G
brauche. Freche Augen verrathen ein wollüstig
Herz. Menschen, die in Wollüsten leben, könn
nicht erwägen, was eine beständige Strafe für ei
große Strafe sey. Schlechte Handlungen schlecht
entschuldigen, heißt Sünde mit Sünde häufen
Viele fürchten sich vor der Schande, und scheu
sich nicht vor ihrem Gewissen. So lange eine
Menschen seine bösen Handlungen nicht misfallen
so lange herrschen noch die Laster über ihn. W
einer erndten will, das muß er säen. Die V
nunft erwirbt sich so viele Belohnungen im H
mel, als sie bösen Gedanken widersteht. D
Stolz allein verderbt alles Gute. Der Geitzige u
der Verschwender thun beyde zuviel. Laulichte Chr
sten sind schwerer zu bessern, als Heiden. Wer nic
zu schweigen weiß, weiß auch nicht zu reden.

rechte

hter Zeit aber zu reden und zu schweigen wissen;
u gehört eine lange Erfahrung. Das ist ein
rigter Wandrer; der, wenn er an eine ange-
me Wiese kömmt, vergißt, wohin er will. Wo
ie Furcht vor Gott ist, da herrscht die Sünde.
er in Ein Laster fällt, wird bald in andre fallen.
er gesund bleiben will, muß über keinen Kranken
hen. Der ist ausschweifend zärtlich, der nichts
angenehmes und Verdrießliches leiden will.

Solcher Lehren könnte, zum Beweise, wie viele
tige und gesunde Kenntnisse Othlo bey allem Aber-
uben seiner selbst und seiner Zeit gehabt hat, noch
le aus seinen moralischen Sprüchen anführen, und
h viele gute dogmatische Anmerkungen, vornehm-
über den rechten Gebrauch des göttlichen Wor-
, und in diesem besonders der Psalmen zum Ge-
e, zur Besserung des Herzens, zur Aufmunte-
ig zu einem tugendhaften Leben, und zur Erwe-
ng eines ernstlichen Hasses gegen das Laster. Es
ellt aber schon aus dem Angeführten zur Gnüge,
ß er selbst über die Religion gedacht habe; daß
n Widerspruch gegen den überhand nehmenden
ebrauch der Dialektik in dem Vortrage ihrer Wahr-
ten einer wahren systematischen Erkenntniß dersel-
nicht hinderlich gewesen seyn würde, wenn er
ch mehr Beyfall gefunden hätte, als er fand; daß
m also nicht jede Widersetzlichkeit gegen das, was
olastische und gelehrte Theologie genannt zu wer-
n anfieng, einer blinden Anhänglichkeit an die gebie-
ischen Aussprüche der vergangnen Zeiten zuschrei-
n müsse, da der Augenschein lehrt, daß Othlo
er die Schrift, welche doch die Quelle und der
rund aller zusammenhängenden und scharfsinnigern
rkenntniß der Religion seyn muß, weit mehr nach-
dachte,

dachte, als diejenigen thaten, welche ihnen durch die aristotelischen Prädicamente und den Syncretismus der platonischen und peripatetischen Meynungen ein neues Licht anzünden zu können, sich einbildeten. Ein Vortrag, wie Othlons, war bey seiner Leichtigkeit und Klarheit im Grunde philosophischer, als er zu seyn schien, ob er gleich nicht so dialektisch und spitzfündig war, als die Schreibart eines Anselmus.

Jedoch so gefährlich und ansteckend ist das Neue, sobald es zumal durch das Ansehen, die Ermunterung und das Beyspiel solcher Gelehrten, denen ihre äusserliche Würde und Größe einen mächtigen und ausgebreiteten Einfluß versichert, angepriesen und empfohlen wird. Mit dieser schwärmerischen Neigung zum Neuen verband sich in diesen Zeiten eine eben so heftige Begierde, für gelehrt und scharfsinnig gehalten zu werden, und sich in den Ruf einer tiefen Einsicht in die Philosophie zu setzen. Darum übergiengen die Gelehrten des zwölften Jahrhunderts alle historischen Wahrheiten der Religion, welche ihnen keinen Stoff zu dialektischen Grübeleyen darboten, und auch, wo sie einer Erläuterung bedurften, andre Kenntnisse foderten, als diejenigen, die sie aus dem Boethius, aus Porphyrs Isagoge, oder aus der mehr saracenischen als aristotelischen Philosophie haben konnten, wie nützlich oder nothwendig auch ein vernünftiger und ausführlicher Vortrag derselben gewesen seyn würde. Darum wagten sie sich mit ihren Grübeleyen hauptsächlich an die Geheimnisse der Offenbarung. Darum warfen sie lauter Fragen auf, welche einen Schein von Widerspruch hatten, dadurch in Erstaunen setzten, und geschickt waren, Verwunderung über ihre Kunst, Sätze, die einander zu widersprechen schienen, mit einander zu

vers

inigen, bey dem großen Haufen zu erwecken, ob-
ch der Friede, den sie zwischen ihnen vermittelten,
dauerhafter Friede seyn konnte. Wie vielerley
fündige Fragen hat nicht allein Anselm von Can-
ury in seinem Monologio und Prosologio, in
em Werke von der Dreyeinigkeit wider den Ros-
ı, in seiner Abhandlung vom Ausgehen des heili-
Geistes, über die Frage: Warum Gott Mensch
ıorden sey, über den Willen Gottes, über den
l des Teufels, und die Jungfrauschaft Mariä
geworfen und zu beantworten versucht! Wie un-
den göttlichen Personen eine das Wesen der an-
n, und in allen dreyen nur ein Wesen, wie der
hn die Weisheit und die Kraft des Vaters; wie
ein Wort und nicht mehr als Ein Wort; wie der
ige Geist die Liebe des Vaters und des Sohnes,
ız vom Vater und ganz vom Sohne, und doch
Eine Liebe; wie er unerschaffen, der Schöpfer,
) auch das Wesen Gottes sey; wie er vom Vater
) vom Sohne ausgehe, ohne doch ein Sohn weder
Vaters noch des Sohnes zu seyn: Darüber
rd gegrübelt. Wie das Böse in die Engel kom-
; warum der Teufel die Gabe der Beständigkeit
)t empfangen zu haben scheine; ob der Wille und
sen Richtung auf dasjenige, worauf er sich nicht
ıten sollte, für das Böse selbst gehalten werden
sse; wie dieß ohne etwas zu seyn, doch ein wirk-
ıes Wesen zu haben, oder etwas zu seyn scheinen;
rum eine Creatur nicht eben so leicht zum Guten
ück kehren könne, als sie sich davon abkehre: Sol-
Fragen zu entscheiden, dazu gehörte Scharfsinn!
arum die Erlösung durch keine andre, als eine
:tliche Person möglich gewesen sey; ob der Teufel
e gerechte Gewalt über die Menschen gehabt ha-
be,

be, und warum; ob es Gott gezieme, den Mensch[illegible]
ohne Genugthuung, Sünde zu vergeben; ob [illegible]
mehr heilige Menschen, als gefallne und verdam[illegible]
Engel seyn werden; was der Mensch Gott entzo[illegible]
habe, das er ihm nicht selbst erstatten könne; wa[illegible]
der Erlöser wahrer Gott und wahrer Mensch zugle[illegible]
habe seyn; warum nur das Wort Mensch w[illegible]
müssen und Mensch werden können: Solche [illegible]
Fragen waren es, mit deren Auflösung sich An[illegible]
Scharfsinn beschäftigte; in der Absicht, die Vern[illegible]
mäßigkeit des christlichen Glaubens zu beweisen [illegible]
zwar entweder durch die Grundsätze der Mög[illegible]
und Unmöglichkeit, oder der Nothwendigke[illegible]
Gottanständigkeit. Eben solche Frage waren
worüber der Erzbischof von Rouen, Hugo, sei[illegible]
sechs Bücher abgetheilten und vom Martene [illegible]
bekannt gemachten Gespräche schrieb; Gesp[illegible]
welche bekannter zu seyn verdienen, als sie sind, [illegible]
allein, weil Hugo Anselmen an Scharfsinn[illegible]
nicht nachzusetzen ist, sondern auch in Ansehun[illegible]
Klarheit und Deutlichkeit sowohl in seinen Vor[illegible]
lungen, als in seinem Ausdrucke sich auf eine [illegible]
theilhafte Weise von ihm unterscheidet. Unte[illegible]
chungen, die eine ungewöhnliche Stärke eines in [illegible]
Betrachtungen geübten Geistes zu beweisen schei[illegible]
erwecken Bewunderung, und in Zeiten, wo man [illegible]
der anfängt, nach Licht zu verlangen, die gr[illegible]
Diese reitzte die Eitelkeit nicht allein einzelner Ge[illegible]
ten, sonder auch ganzer Klöster, die sich freu[illegible]
wenn sie solchen scharfsinnigen Geistern ihre Sc[illegible]
anvertrauen konnten. Mit der Begierde nach Ru[illegible]
verband sich der Eigennutz; dergleichen Lehrer m[illegible]
ten den Klöstern Ehre und bereicherten sie zugle[illegible]
denn wer läßt sich nicht am liebsten von denen [illegible]

Marten. M. A. C. t. V.

richten, von denen man den gründlichsten und
arfsinnigsten Unterricht erwartet? Zwar wur-
ı diejenigen, welche das Ansehen und Verdienst,
arfsinniger und tiefdenkender als andre zu seyn ha-
ı und behaupten wollten, zuweilen von dem Neide,
ı sie erweckten, oder von dem Eigensinne derer, die
s Alte immer, ohne zu untersuchen, was besser ist,
n Neuen vorziehen, heftig verfolgt. Dieß erfuh-
ı vor andern Roscelin, Abälard, und Gilbert
n Poitiers. Allein solche philosophische Theologen
ren nur dann in Gefahr, Ehre, Bequemlichkeit,
sundheit und Freyheit zu verlieren, wenn sie den
sichten, den Vortheilen, dem Ansehen und der
rrschaft mächtiger Aebte oder Bischöfe gefährlich
werden schienen; ungelehrte Prälaten konnten es
erdings nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn
e Ehre von einem Scholasticus verdunkelt wurde.
ußten aber nur solche theologische Grübler sich die
ischöfe verbindlich zu machen, oder wurden sie end-
ı selbst Bischöfe: So hatten sie entweder nichts zu
chten, oder sie konnten das Geschrey, das von ei-
jen ältern Eiferern wider sie erhoben wurde, groß-
ithig verachten. Man mußte es ja einem Bischo-
noch Dank wissen, daß er sich in dem Unterrichte
christlichen Welt bis zum Vernünfteln herunter
sen, und nicht mit bloßen Machtsprüchen entschei-
ı wollte, was man glauben müßte. Wie traurig
r Roscelins Schicksal; aber wer wagte sich an ei-
Anselm von Canterbury? Gelehrte in solchen
sten waren Athleten, mit denen niemand einen
mpf wagen wollte. Abälard erbittert die Mön-
und beleidigt die höhere Clerisey; wie unglücklich
de er nicht, und in welche Gefahr gerieth nicht
bert von Poitiers, weil er roscelinische und abä-
ische Meynungen zu behaupten schien, und ein

mächtiger Bernhard von Clairvaux in der Ehre des Mönchstandes die Ehre der Religion zu rächen glaubte! Petrus, der Lombarde, erhielt gleicher Grillen wegen, mit ihnen einen gleichen beschimpfenden Namen von einem Walther im Kloster zum heiligen Victor. Er hieß, wie sie, einer von den vier Labyrinthen Frankreichs; allein, dieß schadete weder seinem Glücke noch seinem Ansehen; denn er war Bischof von Paris. Eben die grübelnden Fragen, um welcher willen einen Roscelin und einen Abälard die Bannstralen mehr als einer Kirchenversammlung trafen, machten diesen Bischof zur Bewunderung seiner Zeiten und zum Orakel der folgenden Jahrhunderte; so verschieden ist es, auf der neuen Brücke, oder auf dem bischöflichen Stuhle in Paris Verstand und Scharfsinn zu haben.

Anfänglich übten diejenigen, welche über die Religion in diesen Zeiten philosophiren wollten, ihre dialektische Spitzfündigkeit, mit der sie sich so weit über andre erhaben zu seyn glaubten, nicht an allen theologischen Materien, die zusammen ein Ganzes ausmachen, sondern nur an einigen Lehren des Glaubens, an der Lehre von der Dreyeinigkeit, an der Lehre von der Menschwerdung, an dem Glauben der Kirche von dem Sündenfalle, dem freyen Willen und der Prädestination. Dieß thaten Roscelin, Anselm, und Gilbert von Poitiers. Hugo von Rouen näherte sich in seinen Unterredungen schon mehr einem Innbegriffe aller der durch feyerliche Kirchenschlüsse verordneten Glaubensartikel, wie künftig eine ausführlichere Betrachtung seiner Gespräche beweisen wird; allein eine eigentliche Summe; ein nach den Einsichten der damaligen Zeiten vollständiges System, waren sie nicht. Jedoch wie Burchard von Worms, Ivo von Chartres und andre Auszüge von alle

en geistlichen Verordnungen machten, um einen
llständigen Inbegriff aller geistlichen Rechte zu er-
lten: So fingen auch, nachdem die Pariser Schu-
i sich zu einer völligen Universität gebildet hatten,
ele an, welche andre in der Theologie unterrichten
ollten, theologische Summen zu schreiben, die sich
vohl der Absicht, als der Einrichtung und Form
ch, von den ältern isidorischen Sammlungen kirch-
her Lehrsprüche unterschieden. Die Mönche im
loster des heiligen Trudo hatten schon gegen das
nde des eilften Jahrhundertes eine Idee von einer
chen Summe gehabt. Der Abt Rudolf schrieb
ese Sammlung, und sie war von der Summe der
lgenden Zeit nur darinne unterschieden, daß sie zu-
eich viele kirchliche Verordnungen enthielt. Wil-
elm von Champeaux verfertigte eine, die noch in
r Bibliothek der Frauenkirche zu Paris vorhanden
yn soll. Eben diese Arbeit unternahm Hildebert,
r Bischof von Mans, dieser so unermüdete und un-
schöpfliche Scribent, der am Ende des eilften und
n ersten zwanzig Jahren des zwölften Jahrhunderts
s schrieb. Seine Summe hat in der Ausgabe sei-
r Werke von Beaugendre den Namen eines theo-
gischen Tractats, und ist nach dem Urtheile die-
s Gelehrten seine Arbeit, weil sie nicht allein mitten
einer handschriftlichen Sammlung seiner Werke
findlich ist, sondern oft eben dieselben Gedanken
id Ausdrücke hat, als seine Homilien haben. Weil
ese Abhandlung den folgenden Scholastikern, wel-
e theologische Summen ausgearbeitet haben, ein
luster, nach dem sie sich bilden mußten, gewesen
seyn scheint: So will ich denen, die sie näher zu
nnen wünschen möchten, einen kurzen Entwurf da-
m mittheilen.

Boulay.

Chron. Trud. Spicil. t. VII. p. 439.

Hildeb. op. ed. ab Anton. Beaugendre p. 1010. sqq.

Dieser theologische Tractat nun besteht aus vierzig Kapiteln und aus einer kurzen Vorrede. Den Anfang macht er mit der Beschreibung des Glaubens; er nimmt sie aus dem Briefe an die Ebräer und verbindet damit die seinige. Er besteht in einer völligen Gewißheit von unsichtbaren Dingen, die grösser ist, als diejenige, die Meynungen haben können, und geringer als die, welche eine eigentliche Wissenschaft begleitet. Dieses hat den spätern Theologen, die sich durch den Namen der Scholastiker von andern unterscheiden, Gelegenheit zur Untersuchung gegeben, ob der Glaube eine Wissenschaft genannt werden könne. Glauben, sagt Hildebert, ist mehr als meynen, und weniger als wissen, weil wir dereinst wissen und verstehen sollen, was wir hier glauben. Gott hat sich den Menschen so vom Anfang an geoffenbart, daß er ihnen nicht ganz unbekannt bliebe, aber auch nicht ganz von ihnen begriffen werden könnte. Durch das geschriebene Gesetz hat der Glaube einen Zuwachs erhalten; dieses aber durch die Predigt der Apostel. Der Glaube ist es, der die Gerechten, die Grossen und die Geringen selig macht, das ist, die Weisen und die Einfältigen, und zwar so, daß der Glaube von jenen dem Glauben der Schwachen, die nicht so weise sind, zu Hülfe kömmt, und ihn ergänzt. Dieß ist eine Art von vorläufiger Einleitung in die Theologie, und hier findet man die Keime von dem ausgewickelten deutlichen und dem dunkeln oder eingewickelten Glauben, worüber die Scholastiker so viel zu philosophiren wissen.

Hildebert handelt hierauf die Lehre von der Einheit und dem Daseyn Gottes, von der Dreyeinigkeit, von dem Unterschiede, von den Eigenschaften der göttlichen Personen und von ihrer Gleichheit ab. Er betrachtet das Vorherwissen und die Vorherbestimmung Gottes,

ottes, die er so von einander unterscheidet, daß er
ies auf die Seligen und Verdammten zugleich, und
ese bloß auf die Auserwählten bezieht. Von dem
ttlichen Willen lehrt er, daß er die Ursache aller
inge sey, von der Allmacht, daß sie sich zwar auf
es Mögliche erstrecke; daß Gott dennoch aber nichts
rke, als was mit seiner Wahrhaftigkeit und Ge-
htigkeit übereinstimme; von der Menschwerdung,
ß es der zweyten Person anständig gewesen sey,
ensch zu werden, damit der Sohn Gottes auch des
enschen Sohn seyn möchte, damit die Welt durch
en die Weisheit erlöst würde, durch welche sie er-
affen worden war; daß das Wort, als es Fleisch
rde, wohl eine menschliche Natur, aber keine
nschliche Person angenommen habe; daß die
nschliche Seele mit dem Worte vereiniget, alles
sse, aber durch die Gnade, nicht von Natur, wie
s Wort; daß, nachdem der Sohn Gottes einmal
ensch geworden sey, er auch immer Gott und
ensch bleibe und bleiben werde.

Von den Engeln wird gelehrt, und darinnen hat
Hildebert eine von andern verschiedene Meynung,
tt habe sie mit den Menschen zugleich erschaffen,
ihnen den empyreischen Himmel zur Wohnung
ewiesen; selig, meynt er, wären sie nicht erschaf-
worden, aber in der Absicht, daß sie es werden
ten; ihr Fall sey, ohne einigen Zwischenraum von
t auf ihre Schöpfung gefolgt. Lucifer sey einer
den vortrefflichsten Engeln gewesen; die Gefal-
n unter ihnen wären weder im Himmel, noch auf
Erde, damit sie den Menschen nicht zu viel Un-
e und Verdruß machen möchten, sondern hielten
in einer dicken finstern Luft so lange auf, bis sie
jüngsten Gerichte in die Hölle würden hinabge-
fen werden. Er glaubt eine Hierarchie der En-

gel; auch giebt er mit dem heiligen Gegor, dem Großen, einem jeden Menschen nicht einen, sondern zween Engel zu beständigen Gefährten; einen guten, der ihn beschütze, und einen bösen, der ihn verführe. Hildebert wußte also von den guten und bösen Engeln noch mehr als diejenigen in unsern Zeiten, denen ste, die Schrift mag auch noch so kurz in dem Unterrichte von ihnen seyn, nicht weitläuftig genug abgehandelt werden kann.

Hierauf folgt die Abhandlung von den sechs Tagewerken der Schöpfung. Hier erörtert er die Lehre von der Schöpfung der ersten Menschen, von ihrem Falle, von der ersten Sünde, die seiner Meynung nach in einer Regung des Hochmuths bestand; [illegible] der Gewalt, die Adam hatte, sie zu unterdrücken, und der Unterlassung ihres Gebrauches, wodurch die Kräfte des freyen Willens so vermindert sind, daß er nach der Erlösung des menschlichen Geschlechts einer innern wirkenden Gnade, die ihn zum Guten tüchtig mache, nöthig hat, da er vor dem Falle nur einer mitwirkenden bedurfte. Der Mensch, meynt er, habe durch seinen freyen Willen zwar fallen, aber sich nicht wieder selbst davon aufrichten können.

Die Lehre von dem Falle und dem freyen Willen des Menschen führt Hildeberten auf die Lehre von der Erbsünde und der wirklichen Sünde. Jene ist diejenige, die uns in unserm Ursprunge vergiftet und durch die Lust des Beyschlafes auf uns forterbt. Die wirklichen Sünden bestehen in denen, welche wir selbst thun. Er nimmt sieben Hauptquellen an, welche nach seiner Meynung die Quellen aller andern Uebertretungen des göttlichen Gesetzes sind. Diesen setzt er sieben Tugenden entgegen, die die sieben Gaben des heiligen Geistes in uns wirken sollen. Man sieht, daß dieß alles augustinianisch ist, und man wird [illegible]

n, daß die folgenden Zeiten in dieser theologischen
Moral wenig änderten; die Form wurde durch die
Vermischung der aristotelischen Moral mit der christ-
chen eine andre; das Wesen blieb aber immer
dasselbe.

Um den schädlichen Folgen abzuhelfen, welche die
Erbsünde und die wirklichen Sünden nach sich zie-
hen, hat Jesus Christus die Sacramente verordnet.
Dieß sind sichtbare Zeichen der unsichtbaren Gnade,
die sie wirken. Hier haben wir einen ganz andern
Begriff von den Sacramenten, als der ist, den sich
sowohl die Lehrer der lutherischen, als die Lehrer der
reformirten Kirche davon machen; ganz unterschieden
auch von dem itzigen Begriffe der römischen Kirche.
Er ist ganz augustinianisch, der den Sacramenten
eben die bessernden Wirkungen zuschrieb, die das
Wort Gottes hat, weil sie, seiner Meynung nach,
auch ein sinnlicher Unterricht in der Religion waren,
weswegen er sie auch das sichtbare Wort Gottes
nannte. Hildebert läßt sich in keine ausführliche Ab-
handlung von den Sacramenten ein, und beschließt
mit einigen kurzen Anmerkungen über das alte und
neue Testament. Das Ganze ist mit nicht geringer
Deutlichkeit, Genauigkeit und Ordnung abgehandelt.
Wenn er eine Frage aufwirft, so fängt er gemeinig-
lich damit an, daß er die verschiednen Meynungen,
die darüber von andern vorgetragen worden sind, an-
führt, alsdann die seinige mittheilt, und diese theils
mit Aussprüchen alter Kirchenväter, theils mit an-
dern Gründen unterstützet und beweist.

Kein Gelehrter verursachte durch seine Bemühun-
gen, alle Hauptlehren des Glaubens in einem Inbe-
griffe zusammen zu fassen, und sie mit den Grund-
sätzen der Dialektik und Philosophie zu vergleichen,
mit denselben zu erläutern und zu beweisen, mehr

Aufsehen, und Bewegung, als Peter Abälard mit
seiner Einleitung in die Theologie, mit seiner christ-
lichen Theologie, und mit seinem Ja und Nein (Sic
et non). Von diesen in der Geschichte der scholasti-
schen Philosophie so merkwürdigen Werken sind nur
die beyden ersten gedruckt; das letzte, das vielleicht
die Bekanntmachung eben so sehr verdiente, als seine
übrigen Arbeiten, liegt noch in den Bibliotheken von
Frankreich verborgen, und scheint auf einerley Fra-
gen verschiedne einander widersprechende Entschei-
dungen der Kirchenväter vorgetragen zu haben. Da
er sowohl durch seinen Stolz, der ihn verleitete,
alle Gelehrten seiner Zeit mit verächtlichen Augen an-
zusehen, als durch seine Geschicklichkeit viele beleidigt
und zu einer ihm gefährlichen Eifersucht wider sich
gereizt hatte: So wurde er dieser Schriften wegen
besonders von dem frommen Eiferer, Bernhard
von Clairvaux, wie auch theils vom Hugo, theils
vom Walthern, die beyde angesehene Mönche im
Kloster des heiligen Victors zu Paris waren, vieler
Irrthümer beschuldigt, und er hatte Streitigkeiten
darüber auszuhalten, Schutzschriften für sich auszu-
arbeiten und Widerrufe zu thun, die sein ganzes Leben
mit Bitterkeit erfüllten. Er wagte wirklich manche
kühne Meynungen, von denen gleichwohl einige zu
seiner Zeit mehr Nachsicht fanden, als sie in den
Unsrigen, die sich einer weit größern Mäßigung und
Duldung rühmen, gefunden haben würden.

Man kann sich leicht vorstellen, wie viele nach
Abälarden, dem seine Vorlesungen über die Theolo-
gie, ungeachtet alles Widerspruches wider ihn, den
er auch lehrte, einen so großen Zulauf verschafften,
die Kirche mit gleichen philosophischen oder auch mit
noch bessern, noch rechtgläubigern, und mit dem Al-
terthume übereinstimmigern Theologie zu bereichern
suchten.

)ten. Es war im zwölften Jahrhunderte nicht
)ers, als im achtzehnten, wo nicht allein jede Aka-
nie andre, sondern auch an einer jeden fast alle
zelnen Lehrer ihre eignen Compendia haben, und
: kann ihnen die Freyheit streitig machen, ihre
hüler nach ihren eignen Vorstellungen, wenn sie
)ers eigne haben, von den Lehren, worinnen sie ih-
Unterricht verlangen, zu unterweisen? Die vor-
)msten waren nach Abälarden **Hugo vom H. Vi-**
or, Robert Pulleyn, Peter der Lombarde
älards Schüler, **Petrus von Poitiers, Richard**
n H. Victor, welcher zuerst der mystischen Theo-
ie die Form der Kunst gab, Robert von Meludu-
, und Alanus ab Insulis, oder von Lille. Auf
sen folgen die Ausleger des Lombarden, und end-
) diejenigen, welche theils neue Summen der
)eologie schrieben, theils einzelne theologische Ge-
nstände nach der gewöhnlichen Methode, alles in
treitfragen zu verwandeln, bearbeiteten, und ihre
nzelnen Abhandlungen darüber **Quodlibete** oder
uodlibetische Summen hießen. In ihrem Ge-
lte und Werthe waren sie sehr von einander unter-
ieden; nur die spätern von den frühern nicht zu
rem Vortheile. Je länger sich sonst die Menschen
it der Untersuchung der Wahrheit beschäftigen,
enn es auf die rechte Art geschieht; desto erleuchte-
r werden die Zeiten; durch diese dialektischen Theo-
gen hingegen wurden sie, von einem Menschenalter
um andern, wieder dunkler, wenn man die Schola-
iker des dritten Zeitalters mit den Scholastikern des
sten vergleicht; denn man kann die gewöhnliche
Eintheilung derselben in drey Zeitalter gern beybehal-
n. Man kann also von der Wirkung ihres Philo-
)phirens über die Religion leicht auf die Art und
Beschaffenheit desselben zurück schließen. Allein aus-

führlichere Betrachtungen darüber werden uns die
neue Theologie der Kirche mit allem Guten, wa
sie haben, und mit allen ihren Fehlern und schädli
chen Wirkungen in dem Lichte zeigen, worinnen s
nur wenigen bekannt ist, worinnen sie aber in unse
Zeiten gesehen zu werden verdient, da man zu füh
anfängt, daß es in der Religion noch Fesseln gi
von denen man sich befreyen müsse, ohne zu wiss
welche denn eigentlich die sind, die man, ohne eine
Gefahr, die Religion des göttlichen Wortes zu bele
digen, zerbrechen könnte, und zerbrechen sollte, w
man bedenkt, wer die sind, von denen man da
beschwert worden ist. Man kann, man soll ge
die vergangenen Zeiten gerecht, erkenntlich, oder au
mitleidig seyn; aber ihre Tyranney darf man nic
dulden, sie mögen unsre Dankbarkeit oder unser M
leid verdienen.

Was den Gang des menschlichen Geistes in de
Ordnung und Methode des Vortrages bey den Sch
lastikern und zugleich ihre Schreibart betrifft, so wa
er bey einigen, besonders bey den ersten, gekünstel
bey andern natürlicher, wie er ist, wenn man de
künstlichen Gehens schon gewohnter wird. Darau
wurde er immer steifer und gezwungener, bis er en
lich so unbehülflich wurde, daß sie, so zu sagen, d
Krücken gewisser Schulknabenformeln, um sich n
aufrecht zu erhalten, gar nicht mehr entbehren kon
ten. Anselm von Canterbury trug, wie Augustin
der sein Muster war, alle seine Gedanken in lau
halben unvollkommnen Schlüssen und in sehr spiele
den und gesuchten Gegensätzen vor, woraus ein son
derbares Gemisch von Spitzfündigkeit und Witz ent
sprang. Er drückte sich immer halb eigentlich un
halb tropisch aus, um immer einen neuen Anlaß z
neuen Grübeleyen zu haben. Aber welch ein Mo
ster

hatte er auch nicht an seinem Augustin gewählt! . .ilards Vortrag ist, ob er gleich sehr philosophisch . soll, doch mehr rhetorisch, als dialektisch; man . gleich in seiner Art zu denken und zu reden, den .haber und Kenner der Alten gewahr, so gut ers .iesem barbarischen Zeitalter seyn konnte. Hugo . Rouen und Robert Pulleyn stehn zwischen An- .ien und Abälarden in der Mitte. Hugo aus . Kloster des H. Victor will den Vätern zu getreu ., als daß er in der Art zu denken, oder sich aus- .rücken, etwas sehr Eigenthümliches haben könnte. .ch spricht er, wie ein Mann von gesundem Ver- .nde, den man wohl anhören möchte, ohne unzu- .den mit ihm zu werden, wenn er nur weniger ein- .lerisch spräche, und die platonischen Träume der .stischen Theologie nicht so schwärmerisch empföhle. .r Probe darf man beym Martene nur lesen, was .über die Art des Nachdenkens, womit man die .ahrheit untersuchen und kennen zu lernen suchen ., geschrieben hat. Petrus, der Lombarde, .rieb Sententias, Lehrsätze, die mehr eine .mmlung langweiliger und verdrießlicher Chrien .r ein fremdes Werk, als eine ganz originale Ar- .t zu seyn scheinen. Er spricht als ein Schüler, . den Kenner der Väter, den Dialektikus und Phi- .ophen, und zugleich den beredten Mann in einer .rson vorstellen will. Wenn man Bandins .umme, die er ausgeschrieben zu haben beschuldigt .rd, selbst gelesen, und mit diesem bischöflichen .erke verglichen hat, so ist man, ungeachtet des .nsehens, worein es gekommen ist, doch in starker .ersuchung zu glauben, daß nicht Bandin der Ab- .reviator des Lombardus, sondern dieser Bandins .mplificator gewesen sey, obgleich Pez in seinem .chatze, eine Handschrift vom Bandin gesehen zu

Marten. ampl. Coll. t. V. p. 887.

haben

haben versichert, worinnen seine Sammlung bloß fü
einen Auszug aus dem lombardischen Werke erklä
wird, so sehr scheint man in dem vermeynten Auszu
ge einen Mann zu sehen, der aus dem Augustin und
einigen andern Kirchenvätern sich die zur Dogmati
gehörigen Stellen mit einem gewissen Geschmacke und
Urtheile sammelt, in dem größern Werke aber ein
mit sich selbst sehr zufriednen Schwätzer, der re
wichtiges zu sagen meynt, weil er, was ein ander
mit einem Worte gesagt hat, in zehn lange Redens
arten auszudehnen weiß. Petrus von Poitie
den Mathoud mit des Pulleyns Lehrsätzen her
gegeben hat, spricht in lauter vollen Syllogismen. Ro
bert von Meluduno zeigt in den Auszügen, welche
man in Du Boulays Geschichte der französischen Uni
versität von ihm gedruckt hat, mit einem barbarische
Latein viel Spitzfündigkeit, ob er gleich, wenn er
seinen Erklärungen das, was erklärt werden soll, i
die Erklärung überträgt, sich nicht anders zu hel
weiß, als daß er sich mit ähnlichen Fehlern des Ari
stoteles schützt. Alanus ab Insulis machte so ge
theils in seiner Kunst des katholischen Glau
bens, theils in seinen theologischen Maximen, die
auch einer nähern Beschreibung werth sind, ein
Versuch zum Vortrage der Religion nach der so ge
nannten mathematischen Methode, und ward de
Carpov oder Canz seines Jahrhundertes. In
dem zweyten Zeitalter der Scholastiker veränder
diese künstliche Theologie ihre Gestalt, auf eine se
merkwürdige Weise, in Lombards Auslegern, de
Alexander von Hales, dem Albert den Groß
dem Thomas von Aquino, dem Bonaventur
und andern, deren Namen ich jetzt mit Stillschwei
gen übergehe. Sie dehnte sich durch die neue Phi
losophie, welche sich aristotelisch nannte, und de
unmäßi

näßigen Gebrauch ihrer Sätze in allen ihren Glie-
n zu einem ungeheuern windsüchtigen Körper aus,
aber wenig gesunde Säfte, und mehr Geschwulst,
Fleisch hatte, bis er im dritten Zeitalter hier und
wieder in sehr häßliche und ungestalte Gerippe zu-
nmen schrumpft.

Ich habe in diese allgemeine Abhandlung über
scholastische Theologie, über eine ähnliche Theolo-
unter den Griechen, nämlich über des Johannes
mascenus Bücher vom rechtgläubigen Glauben
its gesagt, und nichts sagen wollen, obgleich eini-
Gelehrte ein Muster der scholastischen Theologie
innen gesehen zu haben meynen. Denn obgleich
e Schrift im zwölften Jahrhunderte unter den
holastikern bekannt zu werden anfieng; ob gleich
) einige sich auf ihn berufen haben mögen, wie
einer Stelle des Hugo vom H. Victor zu erhellen
int, worinne er sagt, daß man einen Johann von
mascus, den er nicht kenne, anführe: so kann
n doch nicht sagen, daß sein Buch das Original
die scholastische Theologie die Copie davon sey.
in wer von diesen Griechen nur einige Kenntniß
dem kann es auch nicht unbekannt seyn, daß so-
l in Ansehung des Inhalts, als in Ansehung der
m des Vortrages, zwischen ihm und den Lateinern
sehr merklicher Unterschied sey. Er pflegt indeß,
dreyzehnten Jahrhunderte, nicht selten als ein
ge von der Uebereinstimmung der griechischen
gmatik mit der abendländischen angeführt zu
den.

Aus dem, was zeither gesagt worden ist, wird
Frage leicht zu beantworten seyn, ob durch die
olastiker ein wirkliches System der Religion und
: Wahrheiten zu Stande gebracht worden sey.
ß sie es unternommen; daß sie in dieser Absicht

die

die Lehren der Religion unter gewisse Haupttitel g
sammelt; daß sie dieselben vernunftmäßig vorzust
len gesucht; daß sie dabey nach einem gewissen Pla
gearbeitet, und, was sie von den philosophischen W
senschaften kannten, dazu angewendet haben; das i
unstreitig: daß es ihnen aber nicht gelungen sey, d
sie vielmehr statt eines ordentlichen, regelmäßigen u
nützlichen Gebäudes ein ungeheures Gebäude, d
gewissermaßen ihren Tempeln gleicht, aufgeführt h
ben, weil sie die Kunst, schön und zugleich nü
zu bauen, nicht verstanden, das ist eben so ge
Die Ursachen, um welcher willen es ihnen mi
sind mannichfaltig. Sie liegen in der Barbar
Zeiten, in ihrer Unfähigkeit zu einer wahren
gründlichen Schrifterklärung, in dem Verderben
Philosophie, in dem Mangel eines gesunden G
schmackes, besonders aber darinnen, daß die A
sprüche theils der Concilien, theils der ältern Kir
väter die Bande waren, womit ihre Vernunft
Freyheit zu denken gefesselt gehalten wurden. D
war unstreitig die vornehmste, aber doch nicht d
einzige Ursache. Die dogmatischen und moralis
Sätze eines Augustins und andrer Väter waren
sich alle so gut, als kanonische Wahrheiten. D
Scholastiker mußten die Gewißheit derselben vor
setzen, und mannichfaltige Grübeleyen anwenden,
ihr Ansehen zu retten. Darum wollte ich aber d
nicht behaupten, alle Fehler derselben wären aus d
einzigen Quelle hergekommen, daß sie das Ans
alter Zeiten gelten lassen mußten. Sie würden,
nicht über alle Lehren der Religion, doch über vie
weit besser und vernünftiger philosophirt haben, we
sie eine bessere Philosophie gehabt, wenn sie Spr
chen, wenn sie die Alten, und gesunde Regeln d
Auslegung gekannt, und sich in der Anwendung de
selben

)en, auf die Auslegung der Schrift geübt hätten.
ideß thaten sie dem menschlichen Geschlechte doch
en wahren Dienst damit, daß sie selbst die herr-
enden sowohl dogmatischen als moralischen Sätze
h auf andre Gründe, als auf das Ansehen der Vä-
zu bauen suchten. Die unterdrückte Wahrheit
vinnt allezeit dabey, wenn sich der Irrthum mit
n Ansehen der Vernunftmäßigkeit zu schmücken
sucht, und man nähert sich schon ihrer Erkenntniß
i fern, wenn man anfängt zu fühlen, daß uns die
ernunft nicht gegeben worden sey, Ungereimtheiten
göttliche Wahrheiten zu verehren. In hellern
d aufgeklärtern Zeiten würde es wider die Ehr-
cht seyn, die man der Wahrheit schuldig ist, alle
ren, nicht allein der geoffenbarten, sondern auch
: natürlichen Religion als Streitfragen zu behan-
n; denn dadurch kann in den Gemüthern eine ihr
r allzugefährliche Zweifelsucht erzeugt werden. In
ien finstern Jahrhunderten war es gewissermaßen
Glück für sie. Verjährte Irrthümer, die zu-
ich kanonisirt sind, gerathen schon in die Gefahr,
Ansehen zu verlieren, wenn sie ihre Ansprüche auf
Herrschaft, welcher sie sich bemächtigt haben, be-
isen sollen. Der Streit, der für sie und zu ihrer
ttung und zur Befestigung ihrer Gewalt angefan-
i wird, wird endlich zu ihrem Nachtheile ausfal-
. Die Wahrheit mag immer, als ein Irrthum,
geklagt, und ihre Sache auch schlecht vertheidigt
rden; wenn sie nur erst wieder sich von ferne sehen
sen darf, so zerstreut sie doch endlich mit ihrem Lich-
die Nebel, worein man sie zu verhüllen sucht.

Nunmehr glaube ich nichts von Erheblichkeit
ersehen zu haben, was zur allgemeinen Kenntniß
: scholastischen Theologie, ihres Ursprunges, ihres
heimen Wachsthumes, ihrer Geburt, ihrer Aus-
bildung

bildung und der Grundzüge ihres Charakters dien
kann. In den augustinianischen Schriften und M
nungen lag der Embryo dazu, dessen unsichtba
Wachsthum in den Sammlungen der Lehrsprüche
Concilien und der Väter kenntlich wuchs, durch
große Hochachtung für die Dialektik und die ausschw
fende Meynung von dem Nutzen, den sie für die Reli
haben könnte, gleichsam zuerst belebt, durch die Erö
terungen der berengarischen Streitigkeiten in eine st
Bewegung gesetzt, und in den Schriften Anse
Abälards und Lombards gebohren wurde. Eine
führlichere Beschreibung ihrer Gestalt, ihre
Veränderungen und Schicksale, der Tyrannei
sie in der Verbindung mit ihrer Schwester, der
lastischen Philosophie, über alle Wissenschaften
übte; der Irrthümer, die sie erzeugte, oder in Sch
nahm, die Streitigkeiten ihrer Verehrer unter
der, und die wiederholten Versuche, sie ihrer H
schaft zu entsetzen und sie mit einer bessern Erkenntn
der Religion zu verwechseln, ist für die Geschichte
Religion zu merkwürdig, als daß ich die beschwer
che Mühe, die zugleich so verdrießlich und unan
nehm ist, weil man so viele finstre und barbar
Schriftsteller zu lesen hat, scheuen sollte, mich kün
tig nach ihren verschiednen Zeitaltern in ausf
chere Betrachtungen darüber einzulassen.



Register

[D]er vornehmsten Sachen, so in des Fünften Theils I. und II. Bande enthalten sind.

[D]ie römische Zahl II. zeigt, nebst den angehängten Artikeln, den zweyten Band an.

A.

Alphon

 list

Dich-

Fürsten

Herm

Isidor

Kirche

Ma=

M.

P.

Pho-

Q.

R.

S.

Sig

T.

Wal-

X.

Z.

285

